

2, A.

Theologisch-praktische Quartal-Schrift.

Herausgegeben

von den

Professoren der bischöfl. theolog. Diözesan-Lehranstalt.

Verantwortliche Redakteure:

Dr. J. Plakolm und Dr. J. Sprinzl.

Neunzehnter Jahrgang.



Linz, 1866.

In Kommission bei Quirin Haslinger.



Inhalts-Anzeige

zum Jahrgange 1866.

	Seite
I. Theologisch-praktische Aufsätze:	
Der Staat in seiner historischen Entwicklung und sein Verhältniß zur Kirche. Ein Beitrag zur Beurtheilung der modernen Ideen. (Schluß)	1
Natur und Gnade. (Fortsetzung.)	33, 288, 429
Betrachtungen für die Marienacht	58, 137
Was hat man zu verstehen unter dem Ausbrücke „evangelische Kirche“	222
Gedanken über Nationalität	240
Allerlei praktische und unpraktische Gedanken über einiges aus der Seelsorge: Taufkerze	112
Verfahren beim Unterrichte gefallener Weibspersonen	113
Gespräch über die Missa pro sponso et sponsa	250
Norateamt	382
Das ewige Licht	493
Feier der ersten Kommunion der Kinder	496
Die geistliche Verwandtschaft als Ehehinderniß	269
Mariologische Gedanken	308
Die Reformation Hauptquelle des neuen Nationalismus auf dem Gebiete der Theologie	311
Gedanken und Bemerkungen zur Frage: Wie hat der Seelsorger auf das Gediehen und den Erfolg des Gesammtunterrichtes in der Volksschule einzuwirken?	332, 397
Welche Kirche kann in Wahrheit „evangelisch“ genannt werden . .	443
Das neueste päpstliche Reservationsdecreto und die im Einzel Rituale angeführten päpstlichen Reservatfälle	477
II. Beantwortete Pfarrkonsultsfragen:	
Quaenam sunt peccata in Spiritum sanctum, quae ipsorum est genesis quaeque specifica natura	99
Quid ecclesia stricte praecipit quoad sacramentorum poenitentiae et Eucharistiae susceptionem? Quae ex hoc ecclesiae praec- cepto tum pro fidelibus tum pro animarum curatoribus fluunt officia?	103
An legata formis legalibus destituta pro foro conscientiae per- solvi debeant?	107
Wie hat der Pfarrer vorzugehen, wenn bei ihm auf Grund eines angeblichen Eheverlöbnisses eine Einsprache gegen eine Verehe- lung erhoben wird?	246

	Seite
Quid intelligitur sub principio formali religionis christiana quo- modo ceu tale demonstratur, quodnam nostris praesertim diebus tum pro scientia tum pro vita christiana habet momentum	367
Comprobetur realis Jesu Christi praesentia in ss. Eucharistiae sacramento	374
Pfarrkonkurs-Dragen vom Jahre 1866	499
III. Zur Diözesan-Chronik:	
Nachruf an Dr. Franz B. Walbeck	118
" an Anton Nabner, Professor, Novizenmeister u.	256
Statistische Nachweisung über die Thätigkeit des bischöflichen Che- gerichtes zu Linz im Jahre 1865	127
Stiftungen im Jahre 1865	534
IV. Umschau im Gebiete des auswärtigen kath. Missionswesens:	502
V. Rezensionen literarischer Erscheinungen:	
Dr. L. H. Bosen. Das Christenthum und die Einsprache seiner Gegner Stimmen aus Maria Laah	129
135	
Dr. J. B. Hirscher. Selbstauschüttungen	261
Emanuel Schöbel. Lehrbuch der christkatholischen Religion für die reifere Jugend	264
Johscher Franz. Katholische Religionslehre	265
Dr. Franz Hettinger. Apologie des Christenthums	266
Isabella Braun. Jugendblätter	385
J. Schmidt. Erstkommunikanten-Unterricht	385
Alban Stolz. Die heil. Elisabeth	387
J. Lukas. Der Schulzwang, ein Stück moderner Tyrannie	388
Das kirchliche Leben in Wien	388
Theob. Wollersheim. Anweisung zur Erlernung des Choralgesanges	389
Gereon Stein. Die katholische Kirchenmusik	391
Leben des heil. Franz v. Sales	393
Dauvignac S. L. Der heil. Franz von Assisi	394
Schneeman. Studien über die Honoriusfrage	394
Tischendorf Konstantin. Wann wurden unsere Evangelien verfaßt?	521
H. Hageman. Die römische Kirche und ihr Einfluß auf Disziplin und Dogma	523
Pius IX. als Papst und als König	530
Breve chronicum monasterii Lambacensis	531
P. Schmieder. Notizen zur älteren Paugeschichte des Klosters Lambach	531
De Martin d'Esplas. La Trappe	533
P. G. Patiß. Das ABC der Scholastik	533
J. B. Faure. Die Theologie der Schule über die Scholastik	533
P. Ratte. Blumen aus dem Garten des heiligen Dominikus	534

Der Staat in seiner historischen Entwicklung und sein Verhältniß zur Kirche.

(Fortsetzung und Schluß.)¹⁾

V. Verhältniß der Gegenwart zur Staats-Omnipotenz.

In dem ersten Abschnitte dieser Abhandlung wurde gezeigt, daß die Staats-Omnipotenz, welche im heidnischen Alterthume in der schroffsten Form zur Ausbildung gelangt war, in der neueren Zeit unter Zurückdrängung des kirchlichen Einflusses, der im Mittelalter jener Allgewalt im westlichen Europa mit Erfolg entgegengetreten war, neuerdings in's Leben gerufen worden sei, eine Erscheinung, die nie und nimmermehr das Heil der Völker wirken kann, die also mit Nachdruck bekämpft werden muß. Freilich darf dieser Kampf in der Gegenwart nur dann stattfinden, wenn die Staats-Omnipotenz noch wirklich besteht, was bei dem vielen Gerede von Freiheit, namentlich aber bei dem großen Einfluß, um nicht zu sagen bei der Herrschaft des Liberalismus, welcher ja der Vorkämpfer der Freiheit zu sein scheint, bezweifelt werden möchte. Doch wenn man der Sache näher auf den Grund sieht, wird sich das Urtheil anders gestalten, und es wird sich ein Bild entrollen, welches die unverkennbarsten Merkmale der Staats-Omnipotenz auch in unsren jetzigen Verhältnissen aufzeigt. Suchen wir also durch Zusammenstellung vorhandener Momente, dieses Bild anschaulich zu machen.

¹⁾ Bergl. 4. Heft 1865. S. 389.

Das preußische Landrecht (v. 1791) enthält den Satz: „Das Wohl des Staates überhaupt und seiner Einwohner insbesondere ist der Zweck der bürgerlichen Vereinigung und das allgemeine Ziel der Gesetze. Das Oberhaupt des Staates, welchem die Pflichten zur Beförderung des allgemeinen Wohles obliegen, ist die äußerer Handlungen aller Einwohner diesem Zwecke gemäß zu leiten und zu bestimmen berechtigt.“ Hier ist die Staats-Omnipotenz, und zwar in der alten Form der Fürstengewalt dem Volke gegenüber deutlich genug ausgesprochen; denn nicht darin besteht nach diesem Satze die Aufgabe des Fürsten, den Staatsangehörigen jenen Schutz zu verleihen, ohne den sie ihr zeitliches Glück nicht begründen könnten, sondern das Staatsoberhaupt hat leitend und bestim mend auf das Thun und Lassen derselben einzuwirken, so daß der preußische Staatsbürger hiernach sein Glück in den Mitteln, welche der König vorschreibt, und auf die Art und Weise, welche der König anbefiehlt, begründen muß. Es könnte dieser Satz einen thatkräftigen, für das Glück seines Volkes begeisterten Fürsten gar wohl anreizen, den Krückstock Friedrich Wilhelms I. mit dem Rücken desjenigen in unsanfte Berührung kommen zu lassen, welcher sein Tugendwerk nicht nach königlicher Anordnung ver richtete.

In Bayern hat sich jüngst ein hervorragendes Mitglied der zweiten Kammer dahin ausgesprochen, daß sich seine Partei auf den Standpunkt des Religionsediktes stelle. Das Religions edikt ist aber in seiner buchstäblichen Form ein Ausfluß, und auch der Ausdruck der Staats-Omnipotenz im Verhältnisse zur Kirche, wie dies daraus beurtheilt werden kann, daß §. 6 die gesetzliche Volljährigkeit als Bedingung für die Erlaubtheit des Nebertrittes von einer Konfession zur andern festsetzt, daß §. 14 anordnet, bei gemischten Ehen hätten in Ermanglung von Verträgen die Söhne der Religion des Vaters zu folgen, die Töchter dem Bekenntnisse der Mutter, daß nach §. 18 die noch nicht konfirmirten oder zur Kommunion zugelassenen Kinder, im

Falle der eine Gatte das Bekenntniß des andern annimmt, auch diesem Bekenntniß zugewiesen werden u. s. w. Es hat sich sonach erwähntes Kammermitglied mit denen, welche zu seiner Partei gehören, in einem der wichtigsten Punkte auf den Standpunkt der Staats-Omnipotenz gestellt.

Derselbe Standpunkt wird, und zwar nicht bloß von einer einzelnen Persönlichkeit, sondern von der Gesetzgebung selbst und von dem Gesetze in Baden vertreten, wo an die Stelle des mit Rom mühsam abgeschlossenen Konkordates ein aus der Staatsallgewalt hervorgegangenes Gesetz getreten ist, das im §. 13 ausspricht: „Keine Kirche kann aus ihrer Verfassung oder ihren Verordnungen Besugnisse ableiten, welche mit der Hoheit des Staates oder mit den Staatsgesetzen in Widerspruch stehen.“ Also der Staat und seine Gesetze sind das Norm Gebende, das Unfehlbare, und wenn die Kirche hiermit in Widerspruch kommt, wenn die von ihrem gottmenschlichen Gründer stammenden Einrichtungen nicht zu den Staatsgesetzen oder den eben üblichen Vorstellungen von der Hoheit des Staates passen, so hat nicht der Staat eine dem entsprechende Änderung vorzunehmen, sondern die Kirche hat sich trotz ihrer unveränderlichen Grundlagen den heute so, morgen anders gestalteten Gesetzen und Auffassungen menschlichen Gutsdünkens zu fügen.

Und diese Anschauungsweise ist nicht auf Deutschland beschränkt; sie ist eine durch die ganze gebildete Welt gehende. So hat der französische Staatsrath Langlais bei Anrufung der organischen Artikel von 1802 gegen die Veröffentlichung der päpstlichen Enzyklika „Quanta cura“ vom 8. Dezember 1864 den Ausspruch gethan: „Der Staatsrath erwartet von uns nicht eine Grörterung über das Prinzip dieser Gesetzgebung; sie ist votirt, genehmigt, promulgirt worden von den öffentlichen Gewalten. Nun steht es Niemand zu, zwischen Gesetzen des Staates einen Unterschied zu machen, um einigen zu gehorchen, andern, welche missfällig sein können, den Gehorsam zu verweigern.“ Schroffer, als in dieser Form, kann wohl die Staats-Omnipotenz

nicht mehr ausgesprochen werden. Die Apostel haben freilich eine andere Auffassung über die Geltung menschlicher Gebote vertreten, als sie dem hohen Rathe gegenüber auf den Vorhalt, warum sie trotz Verbot im Namen Jesu gelehrt hätten, zur Antwort gaben: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“

Das hinderte aber den Turiner Abgeordneten Ferraciū nicht, im Turiner Parlamente bei Besprechung der kirchlichen Immunität zu erklären: „Die wahre Religion, die Religion, welche von Gott angeordnet ist, kann die Mittel nicht verwerfen (non può dissolvere nè contraire; mezzi), über welche der Staat verfügt zur Erfüllung seiner Zwecke, zur Ordnung und Erhaltung seiner Macht und Einigkeit, zum gesetzlichen Gebrauche seiner Selbstständigkeit, kurz zur Ausübung seiner Rechte, welche die Rechte des Menschen sind, dessen Persönlichkeit er in sich aufnimmt.“¹⁾

Selbst in das freie Nordamerika ist diese der Staats-Omnipotenz huldigende Auffassung hinübergedrungen; ja sie war ein wichtiger Faktor in dem Kriege zwischen den Nord- und Südstaaten der Union. Die Augsburger Allg. Ztg. enthielt vor einiger Zeit in einer Korrespondenz aus New-York über die nordamerikanischen Freistaaten den Satz: „Der Begriff der Nation wird nicht mehr aus einem kümmerlichen Gemengsel einzelner Bruchstücke von Rechten und Besugnissen bestehen, die drei Dutzend souveräner Staaten als freies Geschenk zusammengeschlossen haben; sondern er wird die Zentral-Souveränität bilden, von welcher die Staatseinheiten emaniren, oder, wenn das zu viel ist, zu welcher sie wenigstens in einem sekundären Verhältnisse stehen.“

Bei einer solchen Lage der Dinge dürfen wir uns nicht mehr wundern, wenn wir bei Männern, die auch sonst einer

¹⁾ Diese Worte lauten im Italienischen: „Per l'essercizio in somma dei suoi diritti sono i diritti dell'uomo, di cui assume la personalità.“ Sollte meine Uebersetzung den Sinn dieser Stelle auch nicht genau geben, so hat das für die Sache wenig zu bedenken.

verkehrten Richtung angehören, wenn wir bei den Sozialisten und Kommunisten gerade auch in diesem Punkte eine verkehrte Auffassung finden; und selbst das kann nicht Wunder nehmen, daß diese Leute in diesem Punkte mit Männern der eben besprochenen Richtung übereinstimmen, wenn sie auch deren Grundsätze im Nebrigen nicht theilen, da ja die Staats-Omnipotenz so ganz in ihr System paßt. Denn wenn das Eigenthum der einzelnen Familien und Personen nicht mehr durch die Erwerbungskunst dieser und durch Erbschaft erhalten werden soll, wie diese beiden Systeme wollen, so bleibt zuletzt nichts anderes übrig, als den Staat, in welcher Form immer, als den absoluten Lenker aller Dinge hinzustellen.

So sehen wir denn auch, wie Gracchus Baboeuf, der sansculotte Sozialist-Kommunist, wie ihn Managhan nennt,¹⁾ nachdem er unter andern die Sätze aufgestellt hat: „Kein individuelles Eigenthum von Grundstücken mehr; das Eigenthum ist die größte Geißel der Gesellschaft, es ist ein wahres öffentliches Verbrechen“, zu dem die Staats-Omnipotenz ausdrückenden Aussprüche kommt: „Die große Nationalgemeine unterhält alle ihre Mitglieder in einem gleichen und ehrbaren Mittelstande.“²⁾ Hiermit stimmt überein, was die Schüler des 1825 verstorbenen Saint-Simon, des Hauptes der Sozialisten, lehrten. Ihr System ist der vollendetste Absolutismus, die vollendetste Omnipotenz eines theokratischen Staates. Es sollte ja nach ihrem Systeme an die Spitze der Gesellschaft ein „Vater“ treten, der alle politischen, gesetzgeberischen, bürgerlichen, richterlichen und religiösen Gewalten in seinen Händen hätte.³⁾ Der Staat wäre nach Saint-Simon der Erbe der Reichthümer, nicht mehr die Nachkommen in der Familie. Er, der Staat, vertheilt dann die in seinem Besitze befindlichen Güter nach Verdienst.

Wie weit die Gewalt des „Vaters“ einer Saint-Simon'schen Gesellschaft ginge, kann man aus folgenden Neuerungen,

¹⁾ Managhan, l'eglise, la reforme, la philosophie et le socialisme, pag. 240.

²⁾ l. c. 243 u. 247.

welche wir von den Nachfolgern Saint-Simon's verlangt sehen, abnehmen: „Neue Verbindung Gottes mit den Menschen; Organisation der Familie; Befreiung des Proletariats; Abschaffung aller Privilegien der Geburt; Herstellung des Eigenthums auf neuen Grundlagen; Gleichheit der Bürger unter Vorbehalt des Rechtes der Befähigung“ u. s. w. Fügen wir hinzu, daß der Sozialismus die Erziehung als eine seiner wesentlichen Aufgaben betrachtet, daß das Wort Danton's: „Die Kinder gehören der Republik und dann erst den Eltern,“ sicher auf ihn paßt, dann mag es genügen, um die in diesem Systeme gelegene Staats-Omnipotenz zur klaren Anschauung zu bringen. Mit Recht und zu passender Zeit hat darum Pius IX. in seiner Enzyklika dieses System verworfen, indem er diejenigen verurtheilt, welche sich zu dem Irrthume des Kommunismus und Sozialismus bekennen und behaupten: „Die häusliche Gesellschaft oder die Familie habe ihre Existenzberechtigung ganz nur von der Civilgewalt, und demnach seien alle Rechte der Eltern auf ihre Kinder, vorzüglich aber das Recht auf Besorgung des Unterrichtes und der Erziehung nur ein Ausfluß des Staatsgesetzes und von diesem abhängig.“

Doch leider wurden und werden nicht bloß Systeme aufgestellt und Aussprüche gethan, welche der Staats-Omnipotenz huldigen; auch im wirklichen Staatsleben findet sich diese Allgemeinheit, welche keine Rechte achtet, als die, welche ihr zu achten oder als solche anzuerkennen beliebt, nur zu sehr angewendet. Sehen wir ab von Baden, wo man die Staatsallgewalt dazu benutzt hat, den Katholiken das schon erwähnte Kirchengesetz aufzuzwingen, wo man nicht vor Anwendung schmerzlich drückender Mittel zurücktritt, um eine Schuleinrichtung durchzusetzen, von welcher die gläubigen und gewissenhaften Einwohner des Landes in großer Anzahl nichts wissen wollen, und wenden wir mit Übergabeung auch anderer kleiner Staaten unsern Blick nur auf die größeren europäischen Staaten, so finden wir auch da von der wirklichen Existenz der Staats-Omnipotenz Beispiele genug.

Bei Russland bedarf das keiner näheren Erörterung. Denn wo der Wille des Czaren die einzige Rechtsquelle ist, wo namenlich in religiöser Beziehung eine Behandlung stattfindet, wie das bis in die neueste Zeit mit Polen geschieht, da ist das Urtheil schnell gebildet.

Weniger möchte man glaubwürdig finden, daß bei England das Unkraut der Staats-Omnipotenz nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet sei. Aber wenn man bedenkt, daß die weltliche Gewalt die oberste Lenkung auch des kirchlichen Lebens in den Händen hat; wenn man hört, daß noch jüngst für einen Theil Indiens ein Gesetz gegeben werden wollte, daß eine Gefängnisstrafe von 3 bis 7 Jahren über katholische Geistliche aussprach, welche bei Eheschließungen eine Formalität, wie z. B. die Vorschrift, vor 7 Uhr keine Ehe einzusegnen, verletzten, welches Gesetz jedoch auf erhobene Einsprache zurückgenommen wurde; wenn man endlich die Aufrechthaltung eines tief verlebten Verhältnisses zu Irland in Betracht zieht: dann kann man sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß auch dort ein bedeutendes Stück der Staats-Omnipotenz, die fremdes, nicht vom Staate selbst ausgehendes Recht nicht achtet, vorhanden ist.

Bei Frankreich kann selbstverständlich kein anderer Grund für die nur theilweise gegebene Erlaubniß, die päpstliche Encyclika vom 8. Dezember 1864 zu verkünden, erkannt werden, als die Staatsallgewalt, sowie auch bei den etwas früher gegen den Vinzenzius-Verein vorgenommenen Verfügungen; und bei dem sogenannten Königreiche Italien schreit das gewaltthätige Verfahren gegen Bischöfe und Geistliche, gegen Klöster und mit dem Kirchengute so laut, daß es Wasser in das Meer tragen hieße, wollte man hier noch das werkthätige Vorhandensein der Staats-Omnipotenz im Einzelnen nachweisen.

Und selbst in Oesterreich kann die Februarverfassung von 1861, in soferne sie die sämmtlichen Völker der Monarchie zur Beschickung des Reichstages drängen wollte, von der Makel der Staats-Omnipotenz nicht freigesprochen werden.

VI. Wirklicher Berufskreis des Staates.

Um aus den Zuständen, wie sie eben geschildert worden sind, herauszukommen, ist vor Allem nothwendig, daß man sich darüber klar werde, was denn die eigentliche Aufgabe des Staates sei, wie weit sich sein Berufskreis ausdehne. Aber gerade bei Bestimmung dieser Aufgabe und bei Abgrenzung dieses Berufskreises zeigt sich eine große Schwierigkeit, indem ja die Staats-Absolutisten, die Kommunisten und Sozialisten ganz andere Ziele durch den Staat angestrebt wissen wollen, als diejenigen, welche den Staat in seinem Verhältnisse zur Kirche, zur Gemeinde und zur Familie in die ihm gebührenden Schranken einweisen wollen, nach dem für die damaligen Zeiten wahrhaft bewunderungswürdigen Aussprache des bayrischen Kurfürsten Max III. († 1777), der auf das Ansinnen, zur Beschränkung der Viehweide strenge Verordnungen zu genehmigen, unwillig entgegnete: „Gönnet doch jedem Hausvater freie Hand in seinem Hause, nur daß er der Gemeinde schone, und gönnet der Gemeinde freie Hand, ihre Sache zu haben, nur daß sie des Landes schone, gleichwie ich mein Recht habe in Bayern, wenn ich nur der Nachbarn und des Reiches schone.“ Im Einklange mit dieser Aeußerung soll nun, auch auf die Gefahr hin, vielseitig Widerspruch zu erregen, der Berufskreis des Staates bezeichnet und dann an Beispielen gezeigt werden, daß und wie die Überschreitung dieses Berufskreises nicht zum Wohle der Staaten und Staatsangehörigen ausschlage.

Hiebei wird aber im Voraus bemerkt, daß bei der aufzustellenden Definition nicht ausgesprochen werden will, daß nie und unter keinen Umständen Dinge in das Bereich der Staatsthätigkeit gezogen werden können, welche nach dem strengen Begriffe nicht in seinem Berufskreise liegen. Es will nur die unabsehbare, jederzeit geltende Aufgabe des Staates bestimmt werden, die Aufgabe, die in seinem Wesen begründet ist, und deren er sich nicht entzüglich kann, ohne sich zu verleugnen,

und über die hinaus er von sich aus einen weiteren Wirkungskreis nicht in Anspruch nehmen kann. Unter diesen Voraussetzungen nun läßt sich die Formel aufstellen: Der Staat ist diejenige Anstalt, welche die Aufgabe hat, durch Gewährung von Rechtsschutz den Staatsangehörigen die Möglichkeit zu verschaffen und zu erhalten, ihr irdisches Wohl zu begründen, ihre irdische natürliche Bestimmung zu erreichen, und frei von störenden, rechtswidrigen Einflüssen seiner höheren Bestimmung nachzuleben. Oder wie v. Moy sagt¹⁾: „Handhabung des Rechtes ist die eigentliche Aufgabe des Staates.“ Ich habe hier absichtlich nur von Gewährung und Erhaltung der Möglichkeit gesprochen, das irdische Wohl zu begründen und habe absichtlich vermieden, die Aufgabe des Staates darin zu setzen, das Wohl der Staatsangehörigen zu befördern, weil bei Annahme dieses Begriffes der schädlichste Mißbrauch leicht rechtlichen Eingang zu haben vermeinen könnte.

Von der Annahme ausgehend, sie handle am besten, wenn sie das Wohl der Staatsangehörigen am meisten befördere, könnte eine Regierung leicht zu dem Versuche verleitet werden, durch aktives Eingreifen in das Leben und Thun derselben sie glücklich machen, ihnen gewissermaßen das Glück wider ihren Willen aufzwingen zu wollen. Und dieser Fall ist nicht ein bloß möglicher, er ist schon öfter dagewesen; aber der Umstand, daß dieser Fall schon öfter dagewesen ist, und die Folgen, welche sich daran geknüpft haben, legen Protest gegen Wiederholung einer solchen Erscheinung ein, indem sie darlegen, daß hiedurch in der Regel nicht das Glück der Staaten und Staatsangehörigen begründet wird, sondern das Gegentheil.

In Frankreich wußte der Schotte Law dem Regenten Philipp von Orleans einzureden, das Blühen des Ackerbaues, des Gewerbsleibes und des Handels, überhaupt der Reichthum eines Landes sei durch die Menge des in demselben umlaufenden Geldes bedingt. Auf dieses hin wurde zunächst 1716 eine Bank zur Erleichterung des Geldverkehres angelegt, dann im

¹⁾ Kirchenlex. 10, 321.

Jahre 1717 eine neue Handelsgesellschaft gegründet. Daran knüpfte sich ungeheurer Schwindel und das Endresultat war, daß zwar der Landbau gehoben wurde, daß aber der innere und äußere Verkehr solche Stöße erlitt, daß er sich nur langsam von den erlittenen Verlusten erholen konnte, daß eine große Anzahl von Familien gänzlich verarmt war, und die durch die Spekulation erregte Gewinn- und Genussucht fortdauerte.

Schon früher hatte Colbert, der Minister Ludwigs XIV., eine ähnliche Thätigkeit mit ähnlichem Erfolge entwickelt. Auch er wollte den Nationalwohlstand heben, und als Mittel hiezu sah er sich die im Lande bestehenden, bereits ziemlich blühenden Fabriken aus. Schutzzölle in Verbindung mit Geldhilfen, Aufrechthaltung und Vermehrung der Zünfte und Vorschriften für Vermehrung der Arbeit sollten einen noch günstigeren Stand des Fabrikswesens herbeiführen und namentlich das Geld im Lande zurückhalten. Allein die Folgen waren ganz andere. England legte zur Repressalie für den durch Beeinträchtigung seines Absatzes erwachsenen Schaden hohe Steuern auf franzößische Weine, was zur Folge hatte, daß die französischen Weinbauern ihren Wein so wohlfeil geben mußten, daß sie oft die Abgaben nicht entrichten konnten.

Das konnte nur nachtheilig auf den Weinbau einwirken, mußte diesenigen, welche sich mit diesem Erwerbszweige beschäftigten, der Verarmung entgegenführen. Dazu kam noch, daß Colbert durch seine Gesetzgebung über den Kornhandel auch den Ackerbau schädigte. Die so eingetretene Verarmung wirkte aber auch auf die Fabriken nachtheilig ein, in soferne sich der Absatz dieser bei der Mittellosigkeit der Abnehmer vermindern mußte.

Noch ein recht auffallendes Beispiel von der Unfruchtbarkeit der Bemühungen des Staates, die Staatsangehörigen durch aktives Eingreifen in die Verhältnisse dieser glücklich zu machen liefert, abgesehen von der Nationalwerkstatt auf Montmartre, die in Frankreich in der Revolutionszeit vorgenommene Verfügung über die Kirchengüter. Nach dem Plane der damaligen

Gewalthaber sollte durch Zersplitterung der Kirchengüter eine Menge kleiner Eigentümer geschaffen werden. Aber die kleinen Bauern und armen Leute, welche 1791 Güter kauften, verunglückten zum größten Theile, und überhaupt hatte die Einmischung der Regierung in diese Verhältnisse so nachtheilige Folgen, daß aus den sämtlichen Domänen vom Frühlinge 1790 bis zum Mai 1792 nur 44 Millionen bezogen wurden, während sonst der Klerus schon aus dem ihm gehörigen Antheile dieser Domänen in der gleichlangen Zeit 140 Millionen bezogen hatte. So in Frankreich.

Auch anderwärts wurden ähnliche Erfahrungen gemacht. In Preußen sollte unter Friedrich II. durch die Fabriken das Geld im Lande erhalten werden; diese erhielten darum Staatsunterstützung. Aber seltsam! gerade diejenigen Fabriken, welche sich der Unterstützung des Staates erfreuten, fristeten nur ein kümmerliches Dasein und konnten, während die ihnen ertheilten Privilegien einen belästigenden Druck auf die andern Unterthanen übten, zum Theil gar nicht bestehen.

Die Leinwebereien in Schlesien und Westphalen erkannten wohl das Gefährliche der Staatseinmischung und wünschten, daß sich der Staat um sie nicht kümmere. Aber trotzdem verbot die Regierung, in der Meinung, ihnen dadurch zu nützen, die Ausfuhr des Garnes, wirkte aber eben dadurch nachtheilig auf den Feldbau ein.¹⁾

So schlug auch unter Friedrich II. die Einmischung des Staates in die den Staatsbürgern zugehörigen Verhältnisse zu Ungunsten dieser aus. Ja gerade das Beispiel Friedrichs II. zeigt deutlich, daß der Staat nie den Versuch machen soll, den Leuten das Glück so zu sagen aufzwingen zu wollen. Friedrichs II. Regierung griff ja nicht bloß regulirtend in die Verhältnisse seiner Unterthanen ein; er unterstützte dieselben auch mit bedeutenden Geschenken. Aber zwischen den Schenkungen des Königs und dem Wohlstande der Länder zeigte sich ein umgekehrtes

¹⁾ Cf. Onno Klopp, Friedrich II. p. 313 ff.

Verhältniß. Diejenigen Provinzen erhielten sich am kräftigsten, welchen der König am wenigsten schenkte, die westphälischen. Der Kurmark schenkte er in seinen letzten vier Regierungsjahren $3\frac{1}{3}$ Millionen Thaler; aber nirgends in Deutschland erreichte die Bettelei eine solche Höhe, wie in der Kurmark.

Ich unterlasse es, noch mehr Beispiele zur Erhärtung des Satzes beizubringen, daß es eine verkehrte Ansicht ist, wenn man glaubt, der Staat könne und müsse durch aktives Eingreifen in die Verhältnisse der Unterthanen deren Wohl begründen und befördern, sie gewissermaßen zum Glücke zwingen; ich führe nur noch ein paar Neußerungen eines sonst weniger gebildeten, aber in diesem Punkte mit einem klaren Blicke begabten Königs an. Als Ferdinand IV. von Neapel (1759—1825) in der letzteren Zeit des vorigen Jahrhunderts einmal eine Reise nach Oberitalien unternahm, gab er dem Großherzoge Leopold von Toskana, dem Bruder Josefs II., der von den ökonomischen Lehren der Zeit und von der Erziehung der Völker zu ihm sprach, die Antwort: „Sage mir, Doktor, dienen viele Neapolitaner in deinen Staaten?“ Und auf die Antwort, daß dieses mit keinem der Fall sei, entgegnete er: „Nun gut, mein Doktor, viele tausend Toskaner sind in meinem Reiche und in meinem Hause; würden sie dort sein, wenn du sie angeleitet hättest, ihr Brod zu Hause zu gewinnen?“ Dann that er noch die Neußerung: „Du verstehst so große Dinge; du liesest immer, und deine Unterthanen thun dasselbe und doch siehe, welche lange Gesichter! Ich verstehe nichts, ich raisonire über nichts und mein Volk ist immer in heiterer Stimmung. Ich weiß gut, daß auch Florenz zur Zeit der Mediceer fröhlich war. Glaube mir, regiere sie ein Bisch en weniger, deine Gelehrsamkeit macht sie trocken.“

Aus all dem mag ersichtlich sein, daß man nicht gut thäte, wenn man der Staatsgewalt das Recht zugestände, aktiv regelnd in diejenigen Verhältnisse einzugreifen, welche naturgemäß der Thätigkeit der einzelnen Menschen oder kleinerer, sei es frei

gebildeter oder naturwüchsig entstandener Vereinigungen zustehen; es dürfte sich daraus ferner das Ergebniß gewinnen lassen, daß es nothwendig ist, die wesentliche Aufgabe des Staates darauf zu beschränken, dem Menschen die Möglichkeit zu verschaffen und zu erhalten, sein Wohl zu begründen. Geht man darüber hinaus, und gesteht man dem Staate so geradehin das Recht zu, das Wohl der Unterthanen zu befördern, so ist der Staats-Omnipotenz und dem Despotismus Thür und Thor geöffnet. Der Despotismus trägt aber nichts, und überhaupt und unter allen Verhältnissen und allen Lebenskreisen ist es eine gefährliche Sache, mehr zu regieren und mehr Gehorsam zu fordern, als naturgemäß oder den rechtlich gegebenen Verhältnissen entsprechend ist. Allerdings ist der Gehorsam etwas Vorzügliches, ist sogar ein vortreffliches Mittel zur Erlangung der christlichen Vollkommenheit; aber dieser Gehorsam muß freiwillig oder doch in den rechtlich bestehenden Verhältnissen begründet sein. Wird mehr gefordert, so ist die Wirkung gewöhnlich eine schädliche, und entweder bildet sich bei denen, welche über Gebühr zum Gehorsam angehalten werden, ein Maschinenthum ohne lebendige und lebensfähige Thätigkeit oder es wird der Geist des Widerspruches wach gerufen und groß gezogen, der früher oder später seine verderbliche Thätigkeit entfaltet, nach Umständen in revolutionäre Stürme ausbricht und alle Schranken niederwerfend in wilder Wuth auf blutigem Wege Verderben bringend einherschreitet.

Die in alle Verhältnisse eingreifende, ihren wahren Berufskreis verkennende Staats-Omnipotenz hat ferner noch den Nachtheil, daß wegen der hiedurch eintretenden vielseitigen Staatsthätigkeit eine enorme Anzahl von Beamten nothwendig wird, dem Staate selbst nicht zum Heile. Denn entweder können diese nicht so gut besoldet werden, wie es ihr Stand erfordert, und dann entsteht Unzufriedenheit, und es wächst mit der Zeit ein Proletariat der gefährlichsten Art heran; oder es muß die Steuerkraft der Landwirthschaft und Gewerbetreibenden in einem für diese ver-

derblichen Maße in Anspruch genommen werden. In beiden Fällen ist die übergroße Beamtenzahl in gefährlichen Zeiten eine schwache oder gar keine Stütze der Regierung, mitunter selbst ein Hebel zum Sturze derselben; und es wäre eine wichtige Aufgabe unserer Zeit, eine tiefgreifende Aenderung in diesem Punkte herbeizuführen, eine Aufgabe jedoch, die nur mit Besiegung der Staats-Omnipotenz gelöst werden kann.

VII. Die Schranken der Staatsgewalt.

Soll diese Aufgabe gelöst werden, dann muß vorzüglich der Erkenntniß allgemeiner Eingang verschafft werden, daß die Staatsgewalt bestimmte Schranken hat, und es muß untersucht werden, welches diese Schranken sind. Hier nun muß vor allem einem Hauptirrthume entgegengetreten werden, dem Irrthume nämlich, als ob etwa der Konstitutionalismus, der Bestand einer Verfassung mit Volksvertretung ein genügendes oder gar das unfehlbar wirksame Mittel gegen die Staats-Omnipotenz wäre.

Wäre das der Fall, dann könnten wir uns in diesem Betreffe aller Sorgen entschlagen; denn in allen europäischen Staaten, Russland allein und den Kirchenstaat ausgenommen, gibt es Verfassungen mit Volksvertretung, und zwar mitunter mit einem hohen Maße von Befugnissen für diese. Aber wir befinden uns hier in einem anderen Falle, und diejenigen sind sehr im Irrthume, welche glauben, die vollendetste Ausbildung des Verfassungsbetriebs, etwa wie in England, sei die sicherste Bürgschaft für das Nicht-eintreten der Staats-Omnipotenz. Allerdings kann den Verfassungen mit Volksvertretung im Allgemeinen ein hoher Werth nicht abgesprochen werden. Sie sind ein kräftiges Mittel gegen die unumschränkte Fürstenherrschaft. Eine Fürstenherrschaft, wie sie im 17. und namentlich im 18. Jahrhunderte bestand, kann bei dem Vorhandensein einer Verfassung mit Volksvertretung keinen Halt gewinnen.

Aber was die nach den europäischen Verfassungen bestehenden Volksvertretungen bei den Fürsten verhindern, das kön-

nen sie, und ich setze bei, in schlimmerer Form selbst werden. Sie können durch rege Thätigkeit starker Parteien in Partei-herrschaften übergehen, welche das Recht nicht minder mit Füßen treten, als etwa ein absoluter Fürst, ja vielleicht noch ungescheuter, weil sich hier die Verantwortung auf viele Schultern vertheilt, der Einzelne also nicht die ganze Last der Verantwortung für den begangenen Despotismus fühlen mag, während bei dem Mißbrauche der absoluten Fürstengewalt alles Gehässige auf den Fürsten allein, oder doch nur auf diesen und seine nächsten Rathgeber und Gehilfen fällt. Auch dies ist nicht etwa eine grundlose Annahme oder eine leere Furcht, sondern eine Behauptung, für die es nicht an Belegen in der Geschichte des parlamentarischen Lebens fehlt.

Wo hat je, wenn wir von der französischen Revolution absehen, die Volksvertretung eine unumschränktere Macht ausgeübt, als in England während und seit der Regierung des im Jahre 1688 auf den englischen Thron gelangten Holländers Wilhelm III. Und welche Wirksamkeit hat das Parlament in jenen Zeiten entfaltet! Den amerikanischen Kolonien gegenüber wurde die vollste Souveränität des englischen Parlaments behauptet, und im Jahre 1699 die Verladung aller Wolle und Wollfabrikate von einer Provinz Amerika's in die andere gesetzlich verboten. In diesem Sinne wurde jede Fabrikation der Kolonien systematisch zu Grunde gerichtet, die Eisenfabrikation untersagt, alles, was zum Schiffbau gehörte, unter englische Kontrolle gestellt, so daß ohne Genehmigung der englischen Regierung kein Mast in den Urwäldern Amerika's zugerichtet werden durfte. Es kam so weit, daß die Kolonisten ihre Produkte nur nach England versahen durften, daß ein britischer Seemann in amerikanischen Häfen nie mehr, als um 25 fl. wollene Zeuge kauften durfte, daß selbst auch der Druck der Bibel in protestantischen Kolonien verboten blieb, bis sich die Kolonien losrißten. Und dies alles ging vom Parlamente aus, welches den Schirm der Freiheit übernommen zu haben scheinen möchte.

Und wie wurde in damaliger Zeit gegen Irland verfahren! Im Jahre 1691 hatten die Gemeinen des englischen Parlaments den Antrag gestellt, daß Niemand im irischen Parlamente sitzen, irgend ein bürgerliches, militärisches und kirchliches Amt bekleiden, oder als Advokat oder Arzt in Irland praktiziren dürfe, außer wer den Huldigungs- und Suprematseid geleistet und eine Erklärung gegen die Transsubstantiation unterzeichnet, d. h. den katholischen Glauben verläugnet habe, und dieser Antrag wurde einige Jahre später mit einer Modifikation zum Geseze erhoben. Eine Akte beraubte ferner die Katholiken des Rechtes, ihre Kinder zu Hause oder auswärts zu erziehen, erklärte sie für unfähig, Vormünder zu sein. Dazu kamen noch andere barbarische Bestimmungen. Erklärte sich ein Sohn eines katholischen Vaters als Protestant, so wurde er gesetzlich Eigenthümer des väterlichen Vermögens; kaufte ein Katholik ein Landstück gegen bares Geld, so konnte es ihm der Protestant sammt dem Gelde abnehmen; pachtete der Katholik ein Gut, und brachte es durch seinen Fleiß dahin, daß es ein Drittheil mehr als den Pachtzins abwarf, so konnte der protestantische Gutsherr den Katholiken gesetzlich aus dem Pachtgute treiben. Besaß dieser ein Pferd, das über 5 Pf. St. werth war, so mußte er dasselbe jedem Protestantum diesen Preis abtreten, wenn es auch dreimal so viel werth war.

Alle diese Dinge zeigen mehr als zur Genüge, daß das Bestehen einer Verfassung mit Volksvertretung die so verderbliche, das Recht mit Füßen tretende Staats-Omnipotenz nicht verhindert. Nehmen wir hinzu, daß es in den jüngst vergangenen Zeiten in Baden die Volksvertretung war, welche den Sturz eines zur Herbeiführung eines friedlichen Lebens im Innern des Landes abgeschlossenen Vertrages, des Konkordates, mitherbeiführte, daß wiederum die Volksvertretung jenem Schulgesetze ihre Zustimmung gab, durch welches die Gewissen Vieler gekränkt werden; daß ferner in Italien die Volksvertretung das schreiendste Unrecht nicht verhinderte, sondern selbst beging und

sanktionirte; dann kann kein Zweifel mehr übrig bleiben, daß es wahr sei, daß die Volksvertretung zwar dem Fürsten-Absolutismus Hindernisse in den Weg legen kann, daß aber der Bestand einer Verfassung mit Volksvertretung durchaus keinen sicherer Schutz gegen die Staats-Omnipotenz und deren Rechtsverlegerungen biete.

Um einen solchen Schutz zu haben, müssen wir bei denjenigen, welche die Staatsgeschäfte und vor allem die Gesetzgebung in ihren Händen haben, wie eine richtige Kenntniß von dem Berufskreise des Staates, so auch eine Anerkennung der Staatswirksamkeit, insbesondere aber der staatlichen Gesetzgebung gezogenen Schranken verlangen. Welches sind aber diese Schranken? Es sind keine andern, als das Naturrecht und das positiv göttliche Gesetz und in katholischen Staaten noch das kirchliche Gesetz. Nur da, wo der Gesetzgeber und Staatslenker den Bestand und die verbindende Kraft dieser ganz unabhängig von ihm bestehenden Rechtsverhältnisse anerkennt und sich sorgfältig hütet, in diese Rechtsverhältnisse normgebend und umgestaltend einzugreifen; nur da, wo der Gesetzgeber des Staates anerkennt, daß sich das Gebiet des Naturrechtes, sowie des positiv göttlichen und kirchlichen Gesetzes jeder durch seine Gesetzgebung bewirkten Umgestaltung entzieht, kann von einem sicheren Schutze gegen die Staats-Omnipotenz die Rede sein. Suarez hat das mit den Worten ausgedrückt (de Legibus I. III. c. 13): „Potestas humana legislativa . . . solum ordinatur ad exteriorem pacem et honestatem communitatis humanae.“ Wo jedoch die Gesetzgebung eines Staates das Naturrecht oder das göttliche oder kirchliche Recht aus eigener Machtvollkommenheit umgestalten will, da wird die Gesetzgebung ungerecht, und es entsteht ein Zustand, in welchem zwar, weil die Obrigkeit nicht den Untergebenen, sondern Gott verantwortlich ist, die Völker gehorchen und sich wie in jedes andere Unglück fügen müssen, wie Solaro della Margarita sagt,¹⁾ versteht sich, so lange nicht die Begehung

¹⁾ Solaro della Margarita. L'uomo di stato II. 37.

einer sündhaften That verlangt wird; aber der Befehlende hat hier seine Befugnisse überschritten und muß hiefür dem Rechenschaft ablegen, der ihm eine an bestimmte Schranken gebundene Gewalt gegeben hat.

Wie nun unabhängig von dem Staate ein Rechtskreis dasteht, den er zwar verlezen, aber mit all seiner Macht nicht beseitigen kann, so muß auch eine Anstalt da sein, welche diesen Rechtskreis zu hüten und dem Menschen gegenüber aufrecht zu erhalten und zur Geltung zu bringen hat. Auch ist die durch das natürliche Recht und das göttliche und kirchliche positive Recht entstandene Rechtsordnung in der Anwendung so vielen Schattirungen unterworfen, daß es zu ihrer Erklärung eines eigenen Organes bedarf. Welches wird nun dieses Organ, welches diese Anstalt sein? Der Staat selbst kann es nur theilweise sein; denn die Erklärung jener Rechtsordnung setzt eine Lehrautorität voraus, für welche der Staat in sehr vielen wichtigen Punkten die Befähigung nicht hat.

Von dem positiv göttlichen und kirchlichen Geseze versteht sich das, soweit dasselbe nicht bloße Formulirung des Naturrechtes ist, von selbst; denn dieses gehört der übernatürlichen Ordnung an, der Staat aber ist eine natürliche Einrichtung, weshalb er als solcher die Befähigung zur Ausübung eines Lehramtes hiefür nicht hat. Mit dem Naturrechte steht es zwar nicht so; aber es tritt derselbe Fall ein, wie bei der Philosophie auf dem Gebiete der Wissenschaft.

Wie die Philosophie in ihrer Loslösung von der kirchlichen Lehrautorität noch jederzeit in diesem und jenem Punkte auf Abwege gerathen ist, trotzdem, daß der philosophirende Geist, absolut gesprochen, die Befähigung hätte, das seinem Gebiete angehörige Wahre zu erkennen, so würde es dem Staate mit Erklärung und Anwendung des Naturrechtes mehrfach ergehen, wenn er von sich aus, mit Ausschließung jeder kirchlichen Lehrautorität vorgehen wollte. Es kann demnach in dem eben näher bezeichneten Gebiete nur die Kirche, und zwar nur die mit der

Gabe der Unfehlbarkeit ausgestattete katholische Kirche diejenige Anstalt sein, welche die Erhaltung und Erklärung der für sich, unabhängig von der staatlichen Gesetzgebung stehenden Rechtsordnung endgültig zu besorgen hat. Und deshalb muß der Staat diese Kirche als eine selbstständige, mit ihm wenigstens gleichberechtigte, ja höher als er stehende Anstalt anerkennen, und nur wenn diese Anerkennung stattfindet, kann davon die Rede sein, daß Sicherheit gegen den Eintritt der mehr oder minder rechtsverleidenden Staats-Omnipotenz vorhanden sei.

VIII. Verhältniß der Kirche zum Staate.

Die Kirche ist eine neben und unabhängig vom Staate stehende, mit souveräner, ihr von ihrem gottmenschlichen Stifter verliehenen Gewalt ausgestattete Anstalt. Es gibt also zwei neben einander bestehende souveräne Gewalten auf Erden, eine souveräne Staatsgewalt und eine souveräne Kirchengewalt. Nun entsteht die Frage: Wie können, wie sollen sich diese Gewalten zu einander verhalten?

Möglich ist sowohl die Vereinigung der beiden obersten Gewalten in den Händen einer Autorität, als auch die Scheidung dieser Gewalten in der Art, daß der oberste Lenker der Kirche ein anderer ist, als der oberste Lenker des Staates. Im ersten Falle kann die Vereinigung in der Weise stattfinden, daß der oberste Inhaber der beiden Gewalten dem Laienstande angehört, wobei es keinen Unterschied macht, ob derselbe ein Fürst, also eine Person, oder eine aus mehreren Personen zusammengesetzte Körperschaft ist, oder es kann die Vereinigung der beiden Gewalten in den Händen eines dem geistlichen Stande angehörigen Mannes, strenggenommen nur des Papstes, stattfinden. Im zweiten Falle können die beiden Gewalten entweder in einem freundlichen, oder in einem feindlichen Verhältnisse zu einander stehen; denn eine Trennung von Kirche und Staat ist für die Dauer eine Unmöglichkeit, wie sich unten zeigen wird.

Welches von diesen Verhältnissen ist nun das richtige? Als solches kann vor allem das nicht anerkannt werden, welches aus dem protestantischen Summepiskopat des Landesfürsten hervorgeht, die Vereinigung der höchsten Kirchengewalt und der höchsten Staatsgewalt in den Händen einer Laienautorität, sei es eines Fürsten, oder einer mehrköpfigen obersten Gewalt. Es kann ein solches Verhältniß nicht als richtig anerkannt, muß vielmehr als ein entschieden verfehltes verurtheilt werden, wenn es auch noch immerhin Männer gibt, welche ein solches befürworten, welche die oberste Aufsicht über die Kirchenverhältnisse eines Landes dem Staats-Oberhaupte zusprechen, und wenn es auch bei Katholiken, denen die richtige Einsicht in diese Dinge mangelt, nicht an Versuchen fehlt, wenigstens im Einzelnen eine oberste Laienfürstengewalt auch in Kirchlichem in Geltung zu erhalten. Kaum thäte unserer Zeit, ich glaube sagen zu müssen, unserer Juristenuelt etwas mehr noth, als die gehörige Einsicht in diesem Betreffe, damit sie erkennen, daß nicht alles, was sich Gesetz nennt, was auf dem Wege staatlicher Gesetzgebung zu Stande gekommen ist, auch schon verbindliche Kraft habe, sondern daß es Dinge gibt, welche sich durch irgend welche Gesetzgebung des Staates nicht befehlen lassen. Eine klare Einsicht in diesem Betreffe wäre um so nothwendiger, als ohne dieselbe und mit Uebertragung der Kirchengewalt in die Hände eines Laienfürsten oder einer im Besitze der obersten Staatsgewalt befindlichen Laienkörperschaft das Glück der Völker und die Freiheit derselben, sowie der einzelnen Menschen auf's Tiefste beeinträchtigt wird. Die Geschichte liefert den Beweis hiefür, daß es mehr als irgend eine Erscheinung der Welt, das Aufgehen der Kirchengewalt in der Staatsgewalt, gewesen sei, wodurch das Wohl und die Freiheit der Völker, sowie einzelner Menschen untergraben und vernichtet worden ist. Stellen wir uns einige Beispiele vor Augen, und zwar aus der neueren Zeit.

In England war der erste König, welcher die Kirchengewalt mit der Staatsgewalt vereinigte, der also Papst und

König zugleich war, Heinrich VIII. (1509—1547.) Wie er die Freiheit des Gewissens, die edelste aller Freiheiten, verstand, kann daraus entnommen werden, daß Verweigerung der Anerkennung des Königs als Oberhauptes der englischen Kirche von Seite eines Geistlichen als Hochverrath gelten, also mit grausamen Tode bestraft werden sollte, daß Mönche, die sich nicht fügten, aus ihren Klöstern gesagt, eingekerkert, mehre geviertheilt wurden, daß das Blutstatut gegeben wurde: Jeder solle am Galgen oder auf dem Scheiterhaufen sterben, der sich des Verbrechens schuldig mache, die Kommunion unter zwei Gestalten zu vertheiden, den Cölibat der Priester zu verwerfen u. s. w. Was für ein Wütherich aus diesem König-Papst geworden ist, kann daraus entnommen werden, daß er nach Angabe seines ersten Biographen während seiner Regierung zum Tode verurtheilen ließ: 2 Königinnen, 2 Kardinäle, 15 Herzoge, Marquis, Earls und Söhne von Earls, 18 Barone und Ritter, 77 Aebte, Prioren u. s. w. (anderwärts werden 500 Prioren und Mönche angegeben), und von mehr gewöhnlichem Volke der einen oder anderen Religion ungeheuere Massen, nach protestantischer Angabe 72.000 Personen bei einer Bevölkerung von 4 Millionen. Ich unterlasse es, die wiederholten religiösen Strafgesetze und Verfolgungsakte der folgenden Zeit näher anzuführen, die alle ihren Grund in dem Aufgehen der Kirchengewalt in der Staatsgewalt hatten, die unnennbares Weh über die unter englischer Herrschaft stehenden Länder gebracht, und vorzüglich den Grund zu dem Elende gelegt haben, unter welchem heut zu Tage eine ungeheuere Masse der Engländer selbst seufzt, und füge nur zu dem bereits oben über Irland Gesagten noch bei, daß wie die bereits erwähnten, ungerechten, die katholischen Iren auf's schwerste bedrückenden Gesetze wesentlich in der ungerechten Vereinigung der Kirchengewalt mit der Staatsgewalt ihren Grund hatten, so demselben Grund auch noch jene das religiöse Gebiet unmittelbar betreffenden, für dieses unglückliche Eiland bestimmten Anordnungen entstammten, in welchen vorgeschrieben war:

Die katholische Religion zu lehren sei bei Strafe der Transportirung verboten; eine Protestantin konvertiren solle wie Hochverrath gestraft werden; jeder katholische Bischof solle bei erster Betretung der Deportation, im Wiederholungsfalle der Strafe des Hochverrathes, also dem Stricke und lebendigen Ausweidung verfallen.

Und wie in England, so war auch in andern Ländern die persönliche Freiheit in den heiligsten Dingen den stärksten Eingriffen ausgesetzt, wenn die weltliche Staatsobergewalt die geistliche Gewalt an sich genommen hatte, zum Unglücke der Menschen und Völker.

In Russland, wo sich Peter I. (1689—1725) zuerst zum Herrn der Kirche mache und die Patriarchalgewalt vernichtete, wurden manche Ketzer, Roskolniken und Andere, zum Tode verurtheilt, 13.000 Mönche mußten sich die Säkularisation gefallen lassen. Schon unter Fedor III. (1676—1682) hatte sich ein ähnlicher Geist gezeigt, indem bei dem Plane, eine Universität zu stiften, häufig der Scheiterhaufen für Lehrer und Schüler bestimmt war, wenn sie sich in ihren Lehren von der russischen Kirche und deren Gebräuche entfernten. Peter I. drang einmal in Poloz in die Kirche ein, in welcher die uniten Mönche die Vesper sangen, stieß einem derselben den Degen durch den Leib und ließ die übrigen theils tödten, theils erbärmlich schlagen und in den Kerker werfen. Daß bei einem solchen Vorgehen auch Beschränkung der persönlichen Freiheit in anderen Dingen stattfand, kann nicht auffallen. Die Willkürherrschaft ging so weit, daß der Czar über Kleidung, Bartschur und Bedientenzahl verfügte.

Seine ihm ebenbürtige spätere Nachfolgerin Katharina II. (1762—1798) zeigte namentlich den unglücklichen Polen gegenüber, wie ein weltliches Staatsoberhaupt, dem die oberste Kirchengewalt zugefallen war, die Freiheit verstehe. Nachdem durch schreiendes Unrecht ein großer Theil Polens unter russische Herrschaft gebracht worden war, begann die Verfolgung der Uniten, deren Priester entweder so lange im Gefängnisse schmachteten, bis

sie sich verpflichteten, ihre Kirchen und Gemeinden dem Schisma zuzuwenden, oder ihnen die sogenannte Delung der nicht unirten Brüder gegeben wurde, welche darin bestand, daß man ihnen so lange die Knute gab, bis sie tott zu Boden fielen. Im Ganzen zwang Katharina II. 10.000 Pfarreien, 150 Klöster und mehr als 8 Millionen Gläubige zum Absalle von der katholischen Kirche, und ihr Enkel Nikolaus hat weitere 1300 Pfarreien mit 2 Millionen Seelen dem Schisma unterworfen, ihre Priester zu Hunderten nach Sibirien geschickt. Auch hier läßt sich leicht begreifen, daß auch sonst Freiheit und Volksglück wenig Berücksichtigung fand. Katharina II. scheint sich eine Zeitlang mit dem Gedanken getragen zu haben, die Leibeigenschaft in ihrem Reiche aufzuheben; aber anstatt diesen Plan durchzuführen, ließ sie einen Ucas erscheinen, in welchem jeder Leibeigene, der gegen seinen Herrn eine Klage einreiche, mit Knute und Verbannung nach Sibirien bedroht war, womit diese Unglücklichen noch übler daran waren, als ein Theil der Sklaven im heidnischen Alterthume. Dazu kam noch, daß sie im Laufe ihrer Regierung an adelige Herren über 100.000 Bauern verschenkte.

In Preußen war es König Friedrich Wilhelm I. (1713 bis 1740), welcher sich die Ausübung der obersten Kirchengewalt neben der obersten Staatsgewalt besonders angelegen sein ließ. Aber es bestand unter ihm auch eine solche Sorte von Freiheit in seinen Landen, daß Voltaire meinte, die damalige Türkei sei ein Freistaat gegen das damalige Preußen. Alles sollte sich ja nach dem Willen des Königs richten, und wie er den Predigern Vorschriften über die Dauer und Inhalt ihrer Predigten gab, wie er über die Einrichtung des Gottesdienstes ein Reglement erließ, so züchtigte er die Mitglieder der Gerichtshöfe, welche nach seiner Meinung ein zu gelindes Urtheil gefällt hatten, eigenhändig mit Schlägen, ließ diejenigen Personen, welche ihm in den Straßen Berlins begegneten, ohne ein bestimmtes Geschäft als Veranlassung ihres Herumgehens angeben zu können, als Müßiggänger seinen Stock fühlen. An den Philosophen Friedrich

Wolf, Professor an der Universität Halle, erging, weil seine Lehre nicht mit der von Friedrich Wilhelm I. beschützten Glaubenslehre übereinstimmte, am 8. November 1723 die Weisung, Halle und die königlichen Lande bei Strafe des Stranges binnen 48 Stunden zu verlassen.

So haben wir bei dem anglikanischen, dem russisch-schismatischen und an einem Beispiel auch bei dem deutsch-protestantischen Bekenntnisse gesehen, daß die Vereinigung der höchsten Kirchengewalt mit der obersten Staatsgewalt in den Händen einer Laienautorität das Grab der Freiheit, der Ruin des Völkerglückes ist; fügen wir, um dem Bilde eine größere Vollendung zu geben, auch noch ein katholisches Land hinzu.

Ludwig XIV. von Frankreich (1643—1715) gilt als das Muster eines absoluten Fürsten, unter dem die Staats-Omnipotenz in der Form der absoluten Fürstengewalt die höchste Ausbildung erlangte. Unter den katholischen Fürsten mag er auch als das gelten. Auch er erlaubte sich, in die Kirche hinein zu regieren, somit die oberste Kirchengewalt in einem hohen Grade mit der in seinen Händen befindlichen obersten Staatsgewalt zu vereinigen. Aber auch hier war das mit schlimmen Folgen für die Freiheit verbunden. Es war eine arge Gewissens-Tyrannie, also eine starke Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit, daß Ludwig XIV. am 11. April 1682 die vier galikanischen Artikel zum Grundgesetze des Reiches erklärte, mit der Bestimmung, daß jeder Geistliche sie unterschreiben, jeder Doktor sie vertheidigen müsse. Und auch in der Folgezeit versuchte man es, die Anerkennung jener vier Sätze durch lästige Quälereien und schmerzliche Verfolgung durchzusetzen. Aber nicht bloß die eigenen Glaubensgenossen des Königs, sondern auch die Hugenotten bekamen wegen der Unmaßung kirchlichen Regiments durch Laiengewalt schwer zu leiden. Kam es ja bereits im Jahre 1680 so weit, daß man die Bekhrung derselben durch Einquartierungen, die sogenannten Dragonaden, das Werk des Ministers Louvois, begann.

Dießmal verbot zwar der König auf an ihn gelangte Be schwerden ein solches Verfahren; aber im Jahre 1684 ließ Louvois die Dragonaden wieder beginnen, und im folgenden Jahre wurden sie fortgesetzt, wie auch andere schwer drückende Ver fügungen in Anwendung kamen, weshalb dann Papst Innozenz XI. erklärte, es sei nicht christliche Sitte, durch bewaffnete Apostel Missionen zu machen. Innozenz XI. that noch mehr; er wendete sich an den König Jakob II. von England und ließ ihn um Ver wendung für die Hugenotten bei Ludwig XIV. bitten.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß die Vereinigung der obersten kirchlichen Gewalt mit der obersten Staatsgewalt in den Händen einer Laienautorität nicht zum Glücke, sondern zum Unglücke der Völker und Staaten führe; daß namentlich die Freiheit, dieses edle Gut des Menschen, hi durch auf's Tiefste verletzt werde.

Dieß muß festgehalten werden, damit man wisse, daß diejenigen, welche auf Abschüttelung des kirchlichen Druckes hin arbeiten und die menschliche Gesellschaft lediglich durch irgend eine staatliche, sei es monarchische, sei es demokratische Gewalt, regiert wissen wollen, mit Ausschluß des einer eigenen Kirchengewalt zu stehenden Einflusses, nicht die Freiheit, sondern die Unfreiheit und den härtesten Druck einzuführen bestrebt sind, und daß ihr Gerede von Freiheit weiter nichts als Selbsttäuschung oder Lug und Trug sei.

Anders verhält es sich bei der Vereinigung der beiden Gewalten in den Händen einer geistlichen Gewalt, namentlich in den Händen des obersten Priesters, des Papstes, und das aus begreiflichen Gründen. Die Regierung eines Staates gehört der natürlichen Ordnung an, und erfordert nur eine natürliche Befähigung; die Lenkung der Gewissen, mit der sich die kirchliche Regierungsgewalt beschäftigt, erfordert, weil die Kirche selbst ein übernatürliches Institut ist, auch eine übernatürliche Begabung, erfordert namentlich die Berufung zur Ausübung des kirchlichen Lehramtes, und hiezu sind die Bischöfe der katholischen

Kirche und im höchsten Sinne der Papst berufen und befähigt, und im Anschluße und in Unterordnung unter den mit dem kirchlichen Lehramte betrauten Episkopat sind die Priester ihrer Weihe und Sendung nach zur Übermittlung der kirchlichen Lehre an das Volk bestimmt. Diese Befähigung und Berufung hat der Laienfürst oder die regierende Laienkörperschaft nicht, und darum wird die Anmaßung des kirchlichen Regiments durch solche Organe eine unheilvolle Bedrückung des Gewissens. Der Bischof aber, welcher neben seinem bischöflichen Amte auch noch ein zeitliches Fürstenthum verwaltet, oder der Papst, welcher neben der Kirche den Kirchenstaat regiert, ist in einer ganz anderen Lage. Er entbehrt keine Eigenschaft, deren Ermanglung ihn unsfähig mache, die beiden ihm zugefallenen Aemter zu verwalten, es müßte denn sein, daß er persönlich die Befähigung zum Regieren, in Folge mangelhafter natürlicher Begabung nicht hätte. Denn durch den Empfang der Priester- und Bischofsweihe hat er die natürliche Befähigung zum Regieren, die Befähigung also zum Lenken eines Staates, nicht verloren, hat aber den Lehrberuf und die Befähigung, die Gewissen zu lenken erhalten, und somit wird ihm auch die von ihm auf rechtmäßige Weise betätigte, auf die Lenkung der Gewissen gerichtete Thätigkeit kein Gewissensdruck, keine Verkümmерung der echten Freiheit des Menschen, sondern vielmehr ein Mittel zu Befestigung dieser, weil ja auf diese Weise der Mensch gegen den Irrthum geschützt wird, die Fernhaltung des Irrthumes aber und die Befestigung in der Wahrheit eine Befestigung der Freiheit ist, nach dem Auspruche des Herrn: „Die Wahrheit wird euch frei machen.“ Es fehlt also keine von den Eigenschaften, welche zur Ausübung des geistlichen Amtes und der weltlichen Regierung zugleich nothwendig sind. So sehen wir denn auch, wie in früherer Zeit Staatsmänner, welche dem geistlichen Stande angehörten, Ausgezeichnetes geleistet haben, wie in Spanien Ximenes zu Anfang des 16., und wohl auch der Kardinal Alberoni zu Anfang des 18. Jahrhunderts, der im Rückblicke auf seine Wirksamkeit sagen

konnte: „Spanien war eine Leiche, ich hauchte ihm neues Leben ein; bei meinem Abgange legte es sich wieder in die Todtentbahre;“ in Frankreich der Abt Suger und, mag auch Deutschland nicht mit ihm zufrieden sein, der Kardinal Richelieu im 17. und der greise Fleury, Bischof von Treizus, im 18. Jahrhunderte. Und wenn wir auf die deutsche Geschichte zurück schauen, dann können wir mit Recht fragen, wo denn in der Laienwelt die Staatsmänner sind, die an eiservoller Thätigkeit einem heil. Beno von Köln im 11., oder einem Konrad von Wittelsbach, Primas und Erzbischof von Mainz, zu Ende des 12. Jahrhunderts, gleichgestellt werden können. Insbesondere aber können wir die Wahrnehmung machen, daß geistliche Staaten zu einer Zeit, wo anderwärts vielfach Ursache zu Klagen vorhanden war, in erfreulichsten Verhältnissen lebten. Der wahrheitsliebende protestantische Geschichtschreiber Adolf Menzel gibt hierüber eine wahrhaft erhebende Schilderung.

Der eine der von diesem geschilderten Staaten war das Kurfürstenthum Mainz unter dem Erzbischofe Lothar Franz (1695 bis 1729). Der von diesem als Statthalter über Erfurt gesetzte Chorbischof Philipp Wilhelm Graf von Boineburg wirkte dort so segensreich, daß er, nachdem er bei der Uebernahme der Verwaltung im Jahre 1703 die elendesten Zustände vorgefunden, die Nahrung gesunken, in der Stadt zahlreiche Brandstätten und schlechte Gebäude, viele Schulden, das Land erschöpft, die Polizei in Unordnung und allen Verkehr gestört getroffen hatte, im Jahre 1717 die Stadt voll Fabriken, mit blühendem Gewerbe, durch neue Gebäude verschönert, besser befestigt, die Armen versorgt, die Polizei in gutem Stande, die öffentlichen Anstalten mit beträchtlichen Fonds versehen, die Kassen gefüllt, den größten Theil der alten Schulden bezahlt und die Bevölkerung um ein Fünftel vermehrt hinterließ. Dazu wußte Boineburg, der geistliche Minister eines geistlichen Fürsten, auch Toleranz gar wohl zu üben. Aehnliches wird von der Verwaltung des Domherrn Freiherrn von Fürstenberg, eines Jesuitenschülers, erzählt, der von dem

Kurfürsten Maximilian Friedrich, Erzbischof von Köln († 1684), über das zu Köln gehörige Münster gesetzt worden war.

Das dürfte genügen, um zu zeigen, daß die Vereinigung der beiden Gewalten, der staatlichen und der kirchlichen, in den Händen eines geistlichen Fürsten gar wohl zum Glücke eines Volkes stattfinden könne.

Doch ist, wenigstens heut zu Tage, eine derartige Vereinigung nur mehr eine Ausnahme und findet nur mehr bei dem Papste statt. Das Gewöhnliche ist, daß die beiden Gewalten von einander geschieden sind, und es ist darum die weitere Frage zu beantworten: In welchem Verhältnisse sollen diese Gewalten zu einander stehen?

Man hat von Trennung der Kirche vom Staate gesprochen, was, wenn nicht ein bloßes Wortspiel getrieben oder nur die Unterordnung der Kirche unter den Staat in einen verlockenden Ausdruck verhüllt werden soll, nur den Sinn haben kann, daß sich die Kirche nichts um den Staat und der Staat nichts um die Kirche kümmere. Unser jetzt regierender Papst hat einen solchen Zustand verworfen, indem in dem 55. Satze des Syllabus der Saß: „Die Kirche ist vom Staat und der Staat von der Kirche zu trennen,“ als irrthümlich bezeichnet ist.

In der That ist ein solcher Zustand, wie die Trennung der Kirche vom Staat wäre, auf die Dauer unmöglich. Denn Kirche und Staat haben es mit dem nämlichen Gegenstande zu thun, mit dem Menschen, beide stellen Anforderungen an ihn, und die Gebiete, innerhalb deren sich die Kirche und der Staat bewegen, kommen so vielfach in nahe Verührung mit einander, daß ein gegenseitiges Nichtkümmern unmöglich erhalten werden kann, nichts zu sagen davon, daß die Kirche dem Staat gegenüber nicht gleichgültig sein kann, indem sie, wie den einzelnen Menschen, so auch die ganze menschliche Gesellschaft auf eine höhere Stufe emporheben soll und eben deshalb auch die Mittel nicht völlig unbeachtet lassen kann, deren sich der Staat in seinem Thun und Lassen bedient. Es wird sich darum auch die

Trennung bald in einen feindlichen Gegensatz des Staates gegen die Kirche umgestalten nach dem Worte des Herrn: „Wer nicht mit mir ist, ist wider mich,“ und wir bekämen dann jenes andere Verhältniß, in welchem sich der Staat der Kirche feindlich gegenüberstellt, ein Verhältniß, das allerdings möglich ist, das selbst auf die Dauer eintreten kann und in vergangenen Zeiten nur zu sehr und zu oft eingetreten ist.

Daß dieses nicht das richtige Verhältniß ist, daß hiedurch das Glück der Völker nicht begründet würde, begreift sich von selbst. Das Märtyrerblut so vieler Blutzeugen der katholischen Kirche deutet an, welche Dinge sich aus der feindlichen Entgegensetzung des Staates gegen die Kirche ergeben.

Es bleibt somit bei der Scheidung der beiden obersten Gewalten nur einträchtiges Zusammenwirken und Miteinandergehen der Kirche und des Staates als der normale Zustand übrig, als jener Zustand, dessen Wiederherstellung da, wo er gestört ist, mit aller Kraft angestrebt werden soll. Nur wenn diese Eintracht da ist, und der Staat in seinem Berufskreise den Staatsangehörigen durch Gewährung von Rechtsschutz die Möglichkeit verschafft und erhält, ihr zeitliches Wohl zu begründen, wobei er nicht zwangswise aktiv eingreifend, wohl aber aufmunternd auch einen gewissen Antrieb hinzu geben kann, und wenn anderseits die Kirche frei und ungehemmt ihre Gnadenmittel darbieten kann, um dem Menschen die Erlangung seiner übernatürlichen Bestimmung zu ermöglichen, und wenn sie zum Gebrauche dieser Mittel gehörig aufmuntern und einladen und gegen etwaige Störung auch die Hilfe der weltlichen Macht anrufen kann: nur in diesem Falle kann jenes Glück auf Erden einkehren, welches in dem jetzigen Zustande der gesunkenen Natur möglich ist; nur dann ist das möglich, wenn als richtig erkannt wird, was einst Petrus Damiani so schön zum Erzbischofe von Köln gesprochen hat: „Utraque dignitas alternae invicem utilitatis est indiga, dum et sacerdotium regni tutione protegitur, et regnum sacerdotalis officii sanctitate fulcitur.“

Hiefür ist aber vor allem nothwendig, daß der kirchlichen Wirksamkeit mehr, viel mehr Spielraum gewährt werde, als heut zu Tage vielfach der Fall ist; ist nothwendig, daß die vermeintlichen Hoheitsrechte des Staates über die Kirche aufgegeben werden, um so mehr, als derartige Hoheitsrechte wirklich nicht existiren, und die Aufrechthaltung solcher nur eingebildeter Rechte nur zu leicht in Kämpfe verwickelt, bei welchem die Bundesgenossenschaft, in die ein derartiger Kampf die Staatenlenker führt, den Verlust wirklicher Hoheitsrechte nach sich zieht. Manches ist in dieser Beziehung schon geschehen; aber Manches ist auch noch zu thun übrig. Nothwendig ist ferner namentlich noch, daß, wenn sich Irrungen zwischen den beiden Gewalten ergeben, nicht von Seite der Staatsgewalt eine Ausscheidung mit dem Schwerte versucht werde, sondern durch ein friedliches Neuerkommen und eine freundschaftliche Ausgleichung. Namentlich sollen sich in solchen Fällen die Lenker der Staaten einer gewissen Achtung auch bei allenfallsiger Meinungsverschiedenheit der Kirche und der obersten Kirchengewalt gegenüber nicht entschlagen, in dem Bewußtsein, daß dieser eine höhere, ihnen nicht innenwohnende Weise ertheilt ist, und daß die staatlichen Anordnungen mehrfach nach menschlichem Belieben abgeändert werden können, während das bei vielen kirchlichen nicht so der Fall ist. Fände durch solches Verfahren ein freundliches Zusammengehen der beiden obersten Gewalten statt, dann ließe sich ein wahrhaft erfreulicher Zustand erwarten.

Unser deutsches Vaterland ist schon einmal in dieser glücklichen Lage gewesen, am meisten zur Zeit Heinrichs II. (1002 bis 1024). Das hat aber auch für Deutschland, soweit es der damalige Grad menschlichen Fortschrittes gestattete, die erfreulichsten Folgen gehabt. Unter Heinrich II. stand das deutsche Reich unbestritten als das erste in der Christenheit da; Heinrich II. selbst wußte trotz der Streitlust der damaligen fehderlustigen Herren das Faustrecht zu zügeln und den Frieden im Innern zu befestigen. Das hatte einen ungemein günstigen

Einfluß auf Verkehr, Handel und Landwirthschaft; die Städte am Rhein hinab und bis Flandern legten damals eigentlich den Grund zu ihrem großen Wohlstande. Der Handel war zur See und zu Lande gesichert, und der nach Italien und Deutschland sich wendende Welthandel machte selbst Gold und Edelsteine ziemlich gemein, so daß davon bis zum Ueberflusse selbst den Tempeln zu Theil wurde. Es herrschte damals lebendige Lust, Kirchen zu bauen und zu schmücken; zum herrlichen Münster von Straßburg legte Bischof Werner, der Erbauer der Habsburg, 1015 den Grundstein. Auf das Innere der Kirchen wurde die meiste Kunst verwendet; ein einziger Hochaltar zeigte mehr kunstreiche Skulptur, als jetzt viele Kirchen zusammen. Auch die Malerei wurde gepflegt, und Heinrich II. verehrte der Kathedrale zu Basel ein Gemälde, das man auf 7000 Goldgulden schätzte.

Dabei wurde der Hebung der Schulen eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, besonders bei Reformirung von Klöstern, und auch bei Domschulen herrschte lebendige Thätigkeit. Hervorragender Aufmerksamkeit erfreuten sich mathematische und physikalische Studien; bei ihnen aber und bei den Studien überhaupt war das Abssehen auf das Praktische gerichtet, auf Anwendung des Erlernten, auf Arzneikunst, Mechanik, Baukunst, Musik, Chemie, Malerei, Färberei, Webekunst, Metallarbeiten u. a. Selbst Prälaten zeichneten sich darum durch Kunstleistungen aus, wie wir denn noch geschmackvolle Metallarbeiten haben, welche der hl. Bernhard, Bischof von Hildesheim († 1022) eigenhändig fertigte.

Der Sinn für das Gute und Schöne wurde damals in einer Weise geschärft, wie kaum je vorgekommen ist; die ganze Richtung der damaligen Bildung war entschieden ästhetisch. Die edelste Musik ließ sich im Familienkreise hören, wie in den Tempeln und bei heiteren Volksfesten. Denn nicht finsterer, trübsinniger oder in wilder Parteisucht verbissener Geist herrschte damals, und nie hat wohl ein Fürst das Volk freudiger um sich gesehet, als Heinrich II. bei seinen vielen Festlichkeiten, welchen

stets die Religion ihre Weihe verlich. Das waren glückliche Zeiten und erfreuliche Zustände; besonders aber mußte sich das deutsche Volk durch das Bewußtsein gehoben fühlen, daß sein Name geehrt und geachtet sei von den Küsten der Nord- und Ostsee bis hinab an den Tiberstrom und darüber hinaus, daß sein Fürst als der erste aller irdischen Kronenträger gelte.

In der That, wenn man auf eine solche Zeit zurückblickt, dann möchte man blutige Thränen weinen bei dem Gedanken, was Deutschland sein könnte, und welch ein Jammerbild es jetzt darbietet, wie es das Gespött der Nationen geworden ist. Aus diesem elenden Zustande auf die Dauer herauszukommen ist nicht möglich, außer durch Rückkehr zum rechten Verhältnisse zwischen Kirche und Staat, eine Rückkehr, welche leider um so weniger in naher Aussicht steht, als sich der Protestantismus derselben als gewaltiges Hinderniß entgegenstellt. Durch das Treiben unserer liberalen politischen Parteien wird Deutschlands Macht nicht neugeschaffen, eher dessen Bedeutung noch mehr herabdrückt.

Prof. Greil.

Natur und Gnade.

Vereits wurden in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1864, III. Heft, S. 314 fsgd.) mit Bezugnahme auf ein unter obigem Titel erschienenes Werk von Dr. M. Josef Scheeben einige die Gnadenlehre betreffende Fragen eingehender erörtert. Bei der Wichtigkeit der Sache und bei dem so großen Interesse, mit dem sich namentlich in unserer Zeit und zwar mit vollem Rechte die katholische Theologie mit der näheren Erwähnung und Erörterung von Natur und Nebernatur beschäftigt, wird es den geehrten Lesern gewiß nur erwünscht sein, wenn im Folgenden an der Hand obigen Werkes noch weitere hieher bezügliche Fragen besprochen werden, und zwar zunächst jene, die die Gnade oder Nebernatur und die übernatürliche Lebensordnung zu ihrem Gegenstande haben.

Die Gnade oder die Nebernatur und die übernatürliche Lebensordnung.

S. I.

Vorläufige Grundbestimmungen.

Denselben Gang, welchen der Verfasser in der Darstellung der Natur und der natürlichen Lebensordnung beobachtet hatte, hält er auch ein in der nun folgenden Darstellung der Nebernatur und der in ihr begründeten Lebensordnung.

Zu diesem Zwecke gibt der Verfasser, bevor er in den folgenden §§. II, III, IV, V die übernatürliche Ordnung in allen ihren Richtungen darstellt und ihre Nebernatürlichkeit in allen einzelnen Momenten hervorhebt, nach einigen einleitenden Bemerkungen, allgemeine Grundbestimmungen dieser Nebernatur und stellt den Grundbegriff derselben auf, um von ihm aus die einzelnen Theile dieser Ordnung zu beleuchten und anderseits wieder aus diesem seine Wahrheit hervortreten zu lassen.

Die erste Frage ist: Gibt es eine Nebernatur, eine übernatürliche Lebensordnung, so daß der Mensch derselben theilhaftig sei?

Was darunter zu verstehen sei, wurde früher in den Erläuterungen der Vorbegriffe im ersten Kapitel gesagt. Darnach ist Natur überhaupt die aus der Wesenheit eines Dinges entstehende Beschaffenheit desselben, welche das Prinzip seiner eigenthümlichen Thätigkeit und der Richtung dieser auf das bestimmte Ziel ist, somit in unserer Frage das im Wesen des geschaffenen Geistes begründete Lebensprinzip als Kraft und Tendenz zur Lebensthätigkeit; die Nebernatur im engeren Sinne ist dann das nicht aus dem Wesen und der Substanz des geschaffenen Geistes entstehende Prinzip des Lebens, das nur dem unerschaffenen Geiste, als aus seinem Wesen hervorgehend, eigenthümlich ist und, inwiefern es doch im geschaffenen vorhanden ist, diesem nur von Außen mitgetheilt sein kann.

Daß es eine Nebernatur in diesem Sinne gebe, erkennt der Mensch allerdings schon durch seine Vernunft; denn wie er seine Natur und natürliche Lebensordnung als eine begrenzte erkennt, so erkennt er zugleich auch Gott als Schöpfer derselben.

Wie jedoch die göttliche Natur, das göttliche Leben in sich beschaffen, das vermag er aus sich eben so wenig zu erkennen, als dieß, daß Gott sein eigenes Leben der geschaffenen Natur, insbesondere dem Menschen mittheilen wolle; er vermag es aus sich nicht einmal auch nur zu ahnen. Die Kenntniß hiervon, inwiefern wir sie besitzen, verdanken wir nur der Offenbarung, die zunächst als äußere im verkündeten Worte die innere als der Erleuchtung unseres Geistes nothwendig bedingt; denn der Apostel selbst lehrt uns in seinem Briefe an die Ephesier (1, 17—19) beten, wenn er dort selbst bittet, „daß der Gott unseres Herrn Jesu Christi uns geben wolle den Geist der Weisheit und der Offenbarung, um ihn zu erkennen, erlechte die Augen unseres Herzens, damit wir einsehen, welche die Hoffnung seiner Berufung und welcher Reichtum der Herrlichkeit seiner Erbschaft in den Heiligen und welche überschwängliche Größe seiner Macht sei in uns, die wir geglaubt haben.“

Wenn der Verfasser sich daher in der Darstellung der Natur und ihrer Ordnung sich hat auf die Vernunft berufen können, so sieht er sich in der Darstellung der Uebernatur ausschließlich auf die Offenbarung angewiesen.

Denn die Mittheilung göttlichen Lebens an den Menschen ist nämlich ein Wunder, das größte der göttlichen Allmacht und Liebe Gottes, ein Wunder, das der Mittelpunkt, die Krone und das Ziel aller ist, die Gott im Christenthum gewirkt hat; ein Wunder, das alle heiligen Seelen, die es so recht erkannt haben, mit der tiefsten Ehrfurcht und der höchsten Begeisterung erfüllt; ein Wunder, welches die beiden Apostelfürsten in ihren Briefen überall, wo sie dasselbe berühren, zu heiliger Entzückung fortreißt; ein Wunder, das größer, unendlich größer ist, als alle wunderbaren Heilungen körperlicher Krankheiten, ja selbst größer als die Auferweckung eines Todten zum natürlichen Leben, und manche Theologen fügen mit Recht hinzu, in gewisser Beziehung größer, als selbst die Schöpfung.

Diese Mittheilung fordert nämlich einen *Act praeter et super omnes rationes et causas creatas*; sie ist eine neue Schöpfung auf Grund der früheren, die *Sezung* und *Grundlegung* eines neuen unendlich höheren Lebens, für das in der Natur selbst kein Keim und Same vorhanden war. Sie ist vielmehr die Mittheilung einer zweiten, „gleichsam“ neuen Natur als Quelle und Mittelpunkt des neuen Lebens, wodurch ein geschöpfliches Wesen nicht einem andern endlichen höhern Wesen etwa, sondern dem unendlichen Schöpfer selbst derart nahe gebracht wird, daß es geradezu an dessen eigenster Natur Theil nimmt, dessen göttliches Leben in sich mitlebt!

Solche Vereinigung vom Schöpfer und Geschöpf kann aber füglich nicht so sehr als Schöpfung, denn als Zeugung gedacht werden, jener ähnlich, durch welche der göttliche Vater seinem Sohne die Fülle seiner Natur und Wesenheit mittheilt. Denn Kraft der Uebernatur ist der Mensch, vorher Fleisch aus Fleisch, in eine höhere, gottähnliche Geistigkeit gezeugt,

„damit er dem Geiste nach durch Gnade werde ein Sohn des himmlischen Vaters und Mitbruder des eingebornten Sohnes,“ somit in der innigsten Gemeinschaft der drei göttlichen Personen, als Sohn des Vaters, Mitbruder des Sohnes und Tempel des heiligen Geistes, ganz in Gott verklärt, diesen schaue von Angesicht zu Angesicht, „von seinem Lichte durchdrungen, von seiner Liebe durchglüht, göttliche Wonne und Seligkeit genießend, und getränkt werde mit dem Strom der Wonne Gottes.“

Solche wunderbare Erhebung des Menschen, die der Verfasser so beredt zu schildern vermag, ist nun allerdings nur Akt der unendlichen Liebe Gottes zu uns; aber daraus erklärt es sich auch, daß der eingeborene Sohn Mensch wurde, denn „ideo Deus factus est homo, ut homo fieret Deus“, wie die heiligen Väter so gerne sagen, sich anschließend an die Worte des heiligen Apostels: Misit Deus filium suum, factum ex muliere, ut adoptionem filiorum recipieremus.“ (Gal. 4, 4.)

Die Wahrheit dieser Erhebung unserer Natur in eine übernatürliche Lebensordnung begründet der Verfasser, bevor er zur eigentlichen spekulativen Darstellung derselben übergeht, nur kurz nach der Lehre der Apostel und der heiligen Väter.

Zunächst ist es die Stelle im zweiten Briefe (1, 14.) des Apostels Petrus, auf die er sich beruft. Dieser gibt hier als Inbegriff aller uns von Gott gemachten Versprechungen und kostbaren Gaben die Gnade an, daß wir der göttlichen Natur theilhaftig werden.

Der volle Sinn der Stelle kann nur dieser sein: Wir erhalten eine „gleichsam“ höhere Natur, durch die wir Gott so nahe treten, daß wir ihm in den eigenthümlichen göttlichen Vorzügen ähnlich und dadurch für ein Leben fähig und würdig werden, wie es nur Gott selbst in sich bestzt.

Die rationalistische Erklärung ist verwerflich; nach dieser wären wir der göttlichen Natur theilhaftig nicht vermöge höheren Lebensprinzipes, sondern durch Nachahmung des göttlichen Lebens

vermöge der Kräfte unserer eigenen Natur, welche dann Abbild der göttlichen in ihrer Weise, nicht aber in Art des göttlichen Lebens selbst wäre.

Der Verfasser beruft sich hiegegen auf Parallelstellen der Schrift, und die Erklärungen der Väter. So oft wird da von einer Schöpfung, Zeugung gesprochen, wodurch ein neuer Samen (I. Joh. 3, öfter), Keim, Wurzel in uns gelegt wird, wodurch wir Kinder Gottes nicht nur genannt werden, sondern auch sind. Weshalb wir denn auch, wie die heil. Schrift sagt, einst jenes Lebens, jener Herrlichkeit und Seligkeit theilhaftig werden, die der eingeborne Sohn Gottes mit der göttlichen Wesenheit vom Vater empfängt. „Die Lehre, die sich herausstellt, ist diese: Wir werden aus Gott gezeugt und ihm ähnlich durch eine uns accidentiell mitgetheilte Form und Natur, wie der eingeborne Sohn vom Vater gezeugt wird und ihm ähnlich ist durch die ihm wesenhaft und substantiell mitgetheilte Natur des Vaters,“ eine Auffassung, die sich im vollsten Einklange mit den Lehrbestimmungen der Kirche befindet, ja sie erklärt, nach diesen ist nämlich ein ganzer Kreis von verdienstlichen Lebensakten nothwendig, die hervorzubringen wir nicht die mindeste Kraft in unserer Natur besitzen und welche somit eine höhere Kraft zu ihrer Vollbringung in uns nothwendig bedingen.

Damit hat der Verfasser seinen Ausgangspunkt fixirt, den er nur noch etwas näher nach der Lehre der Väter zu bestimmen sucht, bevor er zur weiteren Entwicklung und Begründung des Wesens der Nebernatur übergeht.

Wie viel mehr erhaben die Auffassung der Nebernatur bei den Vätern war, das deuten schon hinlänglich die wenigen Stellen an, die der Verfasser anführt! Wie nüchtern, kalt, und unbefriedigend dagegen erscheinen die rationalisirenden Theologen der letzten Zeit in der Behandlung der Lehre von der Gnade!

Wir können leider nicht dem Verfasser Zeile für Zeile nachgehen und bemerken, daß zunächst die griechischen Väter, z. B. ein Basilus, ein Chryllus von Alexandrien, es sind, deren

erhabene Gedanken und begeisterte Ausdrucksweise wir hier kennen lernen.

Im Allgemeinen bestimmen diese die Uebernatur in ihrem Verhältnisse nach Unten und nach Oben.

In ersterer Hinsicht steht fest, daß

1. die Uebernatur unsere Natur nicht erst vollendet, sondern schon als vollendet voraussetzt, wenn sie sich mit ihr vereinigen soll, so daß die Natur
2. dadurch schon ein Bild und Gleichniß Gottes sein muß, ehe vor sie in das höhere Bild umgewandelt wird; aber
3. darum dieses höhere Lebensprinzip nicht zur Natur selbst als nothwendiges Element gehörend aufgefaßt werden darf; vielmehr kann es nur als von Außen der Natur mitgetheilt verstanden werden.
4. Somit kann es die Natur über sich selbst erheben und erhöhen und ihr eine über alles Geschaffene erhabene Schönheit (*ὑπερκόσμιον κάλλος*), und einen über die Schöpfung erhebenden Vorzug (*ὑπὲρ κτίσιν πλεονέκτυμα*) nach Chryllus Alex. mittheilen. Denn „durch sie werden wir zur Neuheit des evangelischen Lebens in Christo umgebildet, indem wir zu seiner erhabenen Gestalt im heiligen Geiste emporsteigen, so daß wir in Folge als ganz andere Menschen erscheinen. (In Isai. c. 54.) Darum sagen
5. die Väter auch, daß dieses Prinzip der menschlichen Natur die höchste Vollendung (*τελείωσις*) verleiht, nicht zwar durch Verleihung neuer Grundkräfte, sondern durch Erhöhung derjenigen, die schon in der Natur liegen, doch in einer Art, wie sie eine solche durch sich selbst nie würden erreichen können; aber nur durch eine solche Erhöhung wird die höchst mögliche und innigste Vereinigung der Natur mit Gott, dem Ziele all ihres Strebens, erreicht.
6. Darin besteht aber die Heiligung (*ἅγιασμος*) der Natur, wie sie die griechischen Väter verstehen, nämlich jene

höhere Weih e der Natur, wodurch diese jene Würde erhält, welche an sich nur der göttlichen Natur zukommt, und eine in Liebe so innig, rein und fest vollzogene Vereinigung mit dem Guten, wie sie in keinem geschaffenen Wesen gefunden werden kann, sondern nur dem heiligen Geiste selbst eignethümlich ist.

Diese Heiligkeit affizirt somit nicht bloß unseren Willen, sondern, indem sie auch unsere Erkenntniß durchleuchtet, erhebt und durchdringt, verklärt sie unser ganzes geistiges Wesen, und ist himmelweit verschieden von jener Heiligkeit, welche rationalisirende Theologen in der geordneten Liebe zum Guten, wie solche aus dem natürlichen Streben nach Gerechtigkeit durch Entwicklung und eine vom freien Willen bestimmte bleibende gute Richtung unserer natürlichen Kräfte im Handeln hervor geht, sehen wollen.

Nach Oben, d. h. in seinem Ursprunge und positiven Werthe, stellen die Väter dieß Prinzip dar:

1. Als Bild der göttlichen Natur und Güte und zwar nicht in dem Sinne, in welchem die geschaffene Natur an sich schon Ebenbild Gottes genannt wird, sondern vielmehr so, daß im Menschen Gott mit den ihm vor allen andern Wesen eignethümlichen Vollkommenheiten wiederspiegelt, wie die aus dem Munde Gottes hervorgehende Weisheit ein Bild seiner Güte, wie der eingeborne Sohn des Vaters vollkommenes Spiegelbild ist, wodurch, wie der heilige Chryllus sagt, der Mensch heller leuchtende Kennzeichen und Merkmale der göttlichen Natur in sich wiedergibt.“ Dadurch gewinnt der Mensch höhere Geistigkeit.

2. Werden wir dann mit Gott verwandt, da wir durch dieses Prinzip jene Lebenskraft gewinnen, vermöge welcher wir am göttlichen Leben selbst teilnehmen, und so der göttlichen Natur so ähnlich werden, daß wir geradezu „vergöttlicht“ genannt werden können „und es in der That sind“, wie der Verfasser mit beinahe pantheistischem Anklange heißtigt, mit

Berufung auf den heil. Basilus und Gregorius Nazianz (or. I.): „Deus trahit ad se . . . ut efficiat divinos, et cum tales efficerit jam ut familiaribus loquatur, Deus Diis unitus et cognitus.“

3. Dieses Verhältniß kann aber in seiner Entstehung nur begriffen werden aus einer Zeugung, durch welche unsere Natur höheres, göttliches Leben empfängt, wir also Kinder Gottes, er unser Vater im wahren, wenn auch nicht absoluten Sinne genannt werden muß.

4. Diese unsere Erhebung müssen wir aber, da sie nicht durch unsere Natur gefordert wird, rein nur dem gnädigen Wohlwollen Gottes, jener unendlichen Liebe verdanken, mit der er sowie seinen eingeborenen Sohn, so auch uns liebt, diese über uns ausgießt und uns dieser höchsten Liebe wie selbst fähig, so auch würdig macht. Diese Erhebung ist demnach reine Gnade. Und

5. Darum so gewiß uns heilig machende Gnade, als die Liebe Gottes nie ohne Wirkung bleiben kann und sicher nichts liebt, ohne es gut und liebenswürdig zu machen. Diese Gnade begründet demnach ein reelles Verhältniß zwischen Gott und uns, inwiefern sie uns eine Würde verleiht, durch welche wir der Liebe Gottes gewissermaßen proportionirt werden.

Nach diesen kurzen Andeutungen leuchtet ein, daß alle charakteristischen Merkmale der Nebernatur sich in dem einen Begriffe konzentrieren: „daß Gott uns aus Gnade zu seinen Kindern annimmt, und wir der Gnade nach werden, was der eingeborene Sohn Gottes der Natur nach ist.“

Und umgekehrt, die Nebernatur als das reelle Verhältniß der Kindshaft zu Gott aufgefaßt, begreift wieder nothwendig alle jene einzelnen eben aufgeführten Merkmale derselben in sich.

Um demnach die Nebernatur in ihrer ganzen Tiefe und Herrlichkeit darzustellen, hält es der Verfasser für zweckmäßig, vorerst die Idee der Kindshaft Gottes allseitig zu entwickeln.

§. II.

Die Nebernatur, erklärt in dem Verhältnisse der
Kindschaft Gottes, das durch dieselbe entsteht.

Die Größe der Liebe Gottes gegen uns Menschen besteht darin, daß er uns durch Jesum Christum zu seinen Kindern gemacht hat. „Sehet, welche Liebe uns der Vater erwiesen hat, daß wir seine Kinder genannt werden und sind.“ (I. Joh, 3, 1.)

Indem nun der Verfasser dieses Verhältniß der Kindschaft zu Gott seinem innersten Wesen klar, bestimmt und lebendig darstellt und die einzelnen Beziehungen, die sich hieraus ergeben, in schwungvoller Sprache besonders vorführt und ausmalt, gelingt es ihm, die Nebernatur in einem lebenswarmen Bilde anschaulich zu machen.

Zunächst handelt es sich um die Bestimmung der Begriffe Vater und Kind, da diese hier in Verwendung kommen.

Gott werde nämlich in mehrfachem Sinne Vater genannt; aber hier könne er nur im wahren, also engsten Sinne Vater genannt werden, wenn man anders die Nebernatur richtig verstehen will.

Einmal wird Gott Vater genannt, in wieferne er der Schöpfer und Erhalter des Universums und somit auch der vernünftigen Natur sei, der, wie ein Vater seinen Kindern, dem kleinsten Würmchen seine Nahrung gebe und sein ärmliches Leben friste.

Dann wird Gott im engeren Sinne Vater der geistigen und vernünftigen Geschöpfe und diese dann Kinder genannt, da sie vermöge ihrer Persönlichkeit, Geistigkeit, in ihrem höheren Leben und Streben Gott ähnlich, sein Ebenbild seien.

Aber dieses Verhältniß der Kindschaft Gottes kann doch nicht jenes sein, von dem die heiligen Bücher, die heiligen Väter reden, das uns die Lehre des Christenthums als das wirkliche vorlegt. Leider kennen rein rationalistische Philosophie und Theologie keine höhere Auffassung dieses Verhältnisses; sie übersehen

gerade das, was daran das Höchste sei. „Das Kind steht nämlich dem Vater „gewissermaßen“ gleich; wie es seine Natur vom Vater empfangen hat, so ist es gewissermaßen Eines mit ihm und theilet Alles mit ihm: seinen Rang, sein Leben, seinen Reichtum; es ist dem Vater ähnlich nicht nur in allgemeinen Vorzügen, sondern gerade in allen den Zügen und Merkmalen, die den Vater besonders auszeichnen; darum steht es mit dem Vater in dem innigsten vertrautesten Verkehre; es herrscht zwischen Beiden die zärtlichste Freundschaft, welche kein Geheimniß vorenthält, keine Furcht aufkommen läßt und Beider Geist wie zu Einem Geiste verschmilzt; kurz, der Sohn ist vollkommen Eines mit dem Vater, in der Natur, dem Leben, dem Besitz und der Liebe.“

Ein solches Verhältniß ist allein im wahrsten Sinne das der Kindschaft zum Vater; in diesem Sinne müssen deshalb die Schrift und die Väter verstanden werden, wenn sie bezeugen, daß wir in Christus zur Kindschaft Gottes erhoben sind.

Aber es begreife sich, meint der Verfasser, daß von Natur aus nur das ewige Wort in diesem Verhältnisse zum ewigen Vater stehe; denn nur dieses Wort, das im Schoße des Vaters ist, und dessen ganze Natur von ihm empfängt, hat eine solche Gleichheit und Einheit mit ihm; dieser Sohn, vom Vater in geistiger Weise wahrhaft gezeugt, ist so „das Bild seiner Wesenheit, das Abstiegel, der Abdruck seiner Substanz (character), ein reiner Spiegel seiner Klarheit, der Ausdruck und das Wort seiner Erkenntniß, der hervorgeht als Licht vom Lichte und Gott von Gott, selbst Gott und Ein Gott mit dem Vater.“

Darin besteht das Ideal aller Sohnschaft, aller Vaterschaft im Himmel und auf Erden (Eph. 3, 10).

Wie steht nun dem entgegen die Kreatur ihrer Natur nach zum himmlischen Vater?

Sie, die nicht aus dem Vater gezeugt, nur ein Gebilde der allmächtigen Hand Gottes ist? Wie unendlich ungleich ist sie dem Vater, gleichsam nur ein dunkler, schwacher Umriss seines

Bildes? Wie ferne steht sie dem Schoße des Vaters, in dem der Eingeborene ruhet? Sie ist nur Dienerin im Hause; sie soll und kann Gott lieben, aber wie der Knecht den Herrn liebt; „der Kuß vom Munde des Vaters und die Freiheit der kindlichen Liebesumarmung ist ihr versagt;“ „Christus sicut filius in domo sua, Moyses sicut servus in domo“ (Hebr. 3, 6). Demnach muß sie als Dienerin alle Hoffnung auch fahren lassen, in den Besitz des Erbes, aller der Schätze der Allmacht, Weisheit und Wissenschaft zu kommen, durch welche allein der Sohn den Vater von Angesicht zu Angesicht anschauet.

Daß Verhältniß des geschaffenen Geistes zu Gott ist somit von Natur mehr das Verhältniß einer, wenn auch milden Knechtschaft, als das der eigentlichen Sohnschaft. Darum darf sie von sich aus nicht wagen, in der nächsten Nähe des Vaters zu weilen, ihn von Angesicht zu Angesicht zu schauen, ihn Vater zu nennen und zu rufen: Abba, Vater! Nicht, dieselbe Seligkeit zu genießen, in seinem Schoße zu ruhen, die Erbschaft, die Liebe des Vaters zu theilen, so ganz Eines zu sein, wie der ewige Sohn!

Und dennoch — „qualem caritatem dedit nobis pater, ut filii ejus nominemur et simus“ — ruft der heil. Johannes aus!

Gott der Vater hat dieselbe Liebe, mit welcher er seinen mit (nicht durch) unendlicher Liebe erzeugten ewigen Sohn umfaßt, auch auf uns Menschen, so wie auf die Engel ausgedehnt, um uns durch diese Liebe seinem Sohne ähnlich zu machen, uns zu dem zu machen, was wir nicht waren, er hat uns arme Geschöpfe angenommen an Kindesstatt, und uns so seinem Erbgeborenen als dem Erstgeborenen unter vielen Brüdern zugesellt.

Und was der Vater beschlossen, das hat der Sohn uns verdient und erworben in der Größe seiner Liebe, vermöge welcher er nicht allein den Schoß des Vaters inne haben, sondern um den Preis seines göttlichen Blutes uns zu seinen Brüdern in seiner göttlichen Herrlichkeit machen wollte! Darum ist

er der erste, der seinen Vater auch unsern Vater in seinem Gebete nennt; darum ist er in die Welt gekommen, um uns dasselbe ewige Leben zu geben, das er vom Vater empfangen hat, uns zu Miterben zu machen, damit wir so ganz Eines seien mit ihm, wie er Eines ist mit dem Vater durch eine Einheit, welche der heil. Cyrill geradezu eine physische im Gegensatz zur moralischen nennt!

Und darum sandten der Vater und Sohn in ihrer un- aussprechlichen Liebe den heil. Geist, der ja jene Liebe ist, in unser Herz, um uns in ihr Liebesverhältniß einzuführen, um uns durch ihn, der ja vorzugsweise der Geist der Kindshaft (spiritus filii, spiritus adoptionis) genannt wird, unsere Annahme an Kindesstatt zu vollziehen.

So werden wir durch Adoption dasselbe, was durch Natur der ewige Sohn ist, was aber wir aus Natur nie und nimmer werden könnten.

Wie diese Adoption der Kreatur von Seite Gottes zu verstehen sei, das erklärt der Verfasser sehr gut.

Wenn man von Adoption spreche, sagt er, so denke man begreiflich an jene, wie sie unter Menschen stattfindet, welche die Wirkung hat, daß ein Kind ein Unrecht auf die Erbschaft, Namen, Würde und Vermögen des adoptirenden Vaters erhält, ohne daß es indeß selbst ein natürliches Kind desselben würde.

Nach dem juristischen Begriffe ist sie also ein moralischer Akt, der an die Stelle der physischen Zeugung tritt. Vermöge solcher Adoption wird dann der Adoptirte wohl Sohn, Kind genannt, aber ist es nicht.

Da nun aber der heil. Johannes schreibt, daß wir durch die Liebe Gottes nicht nur seine Kinder genannt werden, sondern auch sind, so müssen wir mit dem Begriffe Adoption noch ein eigenthümliches Merkmal verknüpfen. Die Adoption nämlich, wodurch wir zu Kindern Gottes werden, muß nothwendig eine Art Zeugung in sich schließen, wodurch wir „gleichsam“ eine

neue Natur, ein neues Leben erlangen und zugleich innerlich befähigt werden, die Erbschaft, welche ja nicht im Besitz äußerer Güter, sondern im höchsten Leben der Erkenntniß und Liebe Gottes selbst besteht, uns anzueignen.

Es erklärt sich dieß aus der Natur der Liebe in Gott, welche nicht wie bei den Menschen ein leerer Affekt ist und den zu liebenden Gegenstand als liebenswürdig schon voraussetzt, sondern vielmehr in der Größe ihrer Macht den Gegenstand der Liebe einmal selbst schafft und dann liebenswürdig macht. So verleiht uns daher diese göttliche Liebe nicht bloß äußere Würde, sondern auch innere Güte und Schönheit, sie heilt uns neues Sein, neues, höheres Leben mit, sie zeugt uns von Neuem und zwar ähnlich dem Bilde des ewigen Sohnes, in wiefern sie in uns „gewissermaßen“ den Anfang einer neuen Substanz begründet mit Bezug auf Röm. 8, 26: „Denn die Gott vorhergesehen, hat er auch vorher bestimmt, gleichmäßig zu werden dem Bilde seines Sohnes.“

In diesem Sinne sind die Worte des Heilandes zu Nikodemus von einer Wiedergeburt des Fleisches zu verstehen, nicht aus dem Fleische, sondern aus dem Wasser und dem hl. Geiste, damit es nämlich geistig werde, zum geistigen Leben erstehe. So auch die Worte des heil. Petrus, I. 1., 23.: „Wiedergeboren sind wir, nicht aus vergänglichem Samen, sondern aus unvergänglichem durch das Wort des lebendigen und ewigen Gottes.“ Denn Gott hat nach I. Joh. 3, 9 einen neuen Samen in unsere Natur gelegt, aus dem ihr neues Leben entkeimen soll und uns deshalb dieser Apostel auch geradezu aus Gottgeborene nennt.

Wenn wir die Adoption hiernach mehr als Zeugung, denn als moralischen Akt zu verstehen haben, so ist auch klar, daß wir in derselben nicht höheres Leben schlechthin, daß wir vielmehr das göttliche Leben selbst als Lebenskraft und Lebenstendenz, göttliche Natur, weil Bild der göttlichen empfangen und wir dadurch ein Leben erreichen und führen sollen, das an sich nur der Gottheit

eigenthümlich ist. Denn Zeugung sei ihrer Wirkung nach das Her-
vorgehen eines Lebenden aus einem Lebenden in der Gleichheit
und Ähnlichkeit der Natur. (Generatio est origo viventis a vivente
conjuncto in similitudinem naturae.) Somit muß das durch die
Adoption gezeugte Leben in der Kreatur das des Zeugenden
selbst sein!

Daß wir hierin nicht zu hoch greifen, dafür bürgen jene
herrlichen Gleichnisse in der heil. Schrift, vermöge welcher sich
der Sohn Gottes den Weinstock nennt, aus dem Saft und
Leben in die Zweige einströmt, oder jenes vom menschlichen
Körper, in welchem wir mit den Gliedern und der Sohn Got-
tes mit dem Haupte, das alle Lebenskräfte des Körpers in sich
konzentriert und von sich ausgehen läßt, verglichen wird. Darum
konnte der Apostel ausrufen: „Ich lebe, doch nicht ich, sondern
Christus lebt in mir.“ (Gal. 2, 20.)

Weiter folgt aus dem Begriff der Zeugung als origo
viventis a vivente coniuncto in similitudinem naturae die
innigste Verbindung zwischen dem Zeugenden und dem Ge-
zeugten. Diese Verbindung besteht aber überhaupt darin, daß
die Substanz des Zeugenden entweder ganz wie in der gött-
lichen Zeugung, oder bloß theilweise in individuo auf den Ge-
zeugten übergeht.

Die erste Art Verbindung läßt sich nun allerdings zwis-
schen Gott und dem Geschöpfe nicht annehmen, ohne in Pan-
theismus zu fallen, und es steht diese unendlich tiefer, als die
zwischen dem göttlich Bater und dem göttlich Sohne; aber doch
wieder ist sie unendlich vollkommener als die materielle Zeugung
in der Natur, weil sie geistig ist und auf weit innigere, nie ab-
gebrochene und beständige Weise den Gezeugten mit dem Zeu-
genden verbindet. Diese Mittheilung des göttlichen Lebens an
den geschaffenen Geist geschieht dadurch, daß Gott ihn auf viel
höhere und innigere Weise an sich heranzieht, um ihn mit seiner
göttlichen Kraft, wie mit einem Feuer oder Salböl zu durch-
dringen, um ihm eine Kraft zu verleihen, die nicht aus der ge-

schaffenen Wesenheit, sondern unmittelbar aus der göttlichen ent-springt und darum von dieser auch fortwährend genährt und er-halten werden muß. So wird der Geist auf eine unbegreifliche Weise gleichsam in den Schoß Gottes gehoben, um von ihm die Kraft göttlichen, d. h. gottähnlichen Lebens nicht als Substanz, son-dern als Qualität und Kraft seiner Substanz zu empfangen. Auf diese Weise wird die Seele zugleich Gott vermält und aus Gott geboren: Gott vermält, indem sie von ihm gleichsam den Samen zu einem neuen Leben erhält . . . ; aus Gott empfangen und geboren, indem der Same des Lebens, den sie empfängt, eben der ihres eigenen Lebens ist, durch das sie ein Kind Gottes wird.“

Wir sehen, wie tief und sinnig er das innerste Wesen der Adoption zu erfassen und wie lebendig und lichtvoll er sie dar-zustellen vermag.

Um das Bild von unserer Kindschaft Gottes zu vollenden, bespricht er noch die Verhältnisse, welche aus der Adoption für uns hervorgehen. Auf Grund und an der Hand der Offen-barung können wir hiefür als Vorbild jene selbst ansehen, welche der eingeborene Sohn zu seinem Vater hat. Diese sind nun einmal das Verhältniß einer dreifachen Einheit des Sohnes mit dem Vater, an das sich dann jenes der Einheit des Besitzes, bei der Kreatur zunächst das der Erbschaft anschließt.

Wie nämlich der eingeborene Sohn in dreifacher Weise Eines ist mit dem Vater, 1. durch die Einheit der Ähnlich-keit in der Natur, 2. durch die Einheit der Verbindung durch Zeugung, und 3. durch seine auf den Vater zurückgehende Thätig-keit der Liebe: „So werden auch wir Eines mit Gott der Ähn-lichkeit oder Einheit (unitas) der Natur nach; Eines mit Gott der Verbindung (unio) nach; und zwar ist diese eine doppelte: eine, durch die Gott sich mit uns verbindet, indem er, um uns sein Leben mitzutheilen, uns unmittelbar in seine Wesenheit wie in seinen Schoß aufnimmt; und eine andere, indem wir, um uns mit Gott

zu verbinden und ihm anzuhängen, unmittelbar seine Wesenheit zum Gegenstande unserer Thätigkeit und Liebe machen. Wir theilen gewissermaßen mit dem natürlichen Sohne die Natur, den Schoß und die Liebe des Vaters.“

Der Verfasser führt im Besonderen dann aus, wie sonach unsere Einheit mit Gott in Folge der Nebernatur eher eine natürliche, physische, denn eine moralische zu nennen sei.

Allerdings sei diese Einheit als Ähnlichkeit unserer Natur unterschieden von der Einheit des Sohnes mit dem Vater dadurch, „daß in dem Sohne die Fülle der göttlichen Natur substantiell und in numerischer Identität sich findet, in uns dagegen nicht die Fülle, sondern bloß eine Partizipation, und zwar nicht als Substanz, sondern bloß als eine nachgebildete Qualität, Kraft und Thätigkeit, nicht in numerischer Identität, sondern in spezifischer Ähnlichkeit sich vorfindet. Wir werden Gott, dem Vater des Lichtes, ähnlich, indem er in uns ein dem seinigen ähnliches Licht entzündet.“

„Der Glanz der Sonne der Gottheit wird auch der Glanz unserer Seele, in der er, wie in einer Krystallkugel, sich konzentriert, ohne daß seine reinen Strahlen in verschiedenen Farben gebrochen werden; der Glanz der Seele wird der Art nach, wie der der Gottheit. Eben wegen dieser Einheit der Ähnlichkeit der begnadigten Seelen mit Gott, werden wir in der heiligen Schrift selbst Götter genannt.“

Und die h. Väter der griechischen wie auch lateinischen Kirche nehmen nicht Anstand, unsere Einheit mit Gott eine natürliche, eine physische zu nennen, von einer „Vergöttlichung unseres Geistes“ zu sprechen, allerdings mit der nothwendigen Verwahrung vor der Identifizirung unseres Geistes mit Gott. Hinter dieser erhabenen Auffassung der Väter bleiben unsere Theologen — der Verfasser nennt ausdrücklich *Staudenmaier* — weit zurück, weil sie, wie der eben Genannte allerdings mit großem Scharfsinne es thut, die Ähnlichkeit der Kreatur mit dem Schöpfer nur aus der durch die übernatürliche Thätigkeit erhöhten

Thätigkeit der Kreatur im Erkennen und Lieben Gottes hervor-gehen lassen, von der Einsenkung aber eines göttlichen Prinzips in die Kreatur, aus dem die gesammte übernatürliche Thätigkeit dieser erst hervorgehen kann, nichts wissen wollen. Diesen Theologen gegenüber nimmt sich die Ausdrucksweise der heil. Väter dann allerdings schwülstig und sogar mitunter unverständlich aus.

Aber wenn diese Einheit der Aehnlichkeit der Natur richtig begriffen wird, so versteht sich dann um so leichter jene oben berührte doppelte Einheit der Vereinigung, einerseits von Seite Gottes mit der Kreatur und andererseits dieser mit Gott.

Denn allerdings ist die Kreatur an sich schon vermöge kreatürlicher Wesenheit mit dem Schöpfer in der Weise ver-bunden, daß einmal des Schöpfers Wort ihr die eigenthümliche Substanz verlieh, in welcher ihre Kräfte wurzeln, und daß aber weiter Gott selbst doch immer das Innerste, die tiefste Wurzel alles kreatürlichen Wesens und Lebens bleibt, die Kreatur somit von ihm gewissermaßen angezogen bleibt und für ihn wirken und leben muß. Und so ist Gott immerhin in allen Dingen durch sein Wirken und seine Kraft und somit auch mit seiner Wesenheit selbst; aber immer ist er nur König und Herr der Kreatur.

Ganz anders ist aber seine Verbindung durch die Ueber-natur. In dieser schenkt er der Kreatur Lebenskräfte, welche nicht aus ihrem Wesen entspringen, sondern vielmehr das gött-liche Wesen selbst zur unmittelbaren Quelle haben und sich zu diesem ähnlich verhalten, wie die natürlichen Kräfte der Kreatur zu ihrer eigenen Wesenheit. So vertritt da gewissermaßen die Wesenheit Gottes selbst die Wesenheit der Kreatur, weil ihre übernatürlichen Kräfte in jener unmittelbar wurzeln, ähnlich wie der göttliche Sohn selbst in dem Vater, allerdings nicht blos den Kräften, sondern vielmehr der Substanz nach, wurzelt.

Aus dieser Einigung geht dann die rückläufige Einigung der übernatürlich erhobenen Kreatur mit Gott hervor, in wie ferne sich ihre Kräfte in der Richtung auf das Wesen

Gottes durch dessen Erkenntniß und Liebe behäften müssen.

Aber wie weit verschieden wird wieder diese übernatürliche Thätigkeit der Kreatur und die daraus hervorgehende Einigung von ihrem natürlichen Streben und der durch diese erzielten Einigung sein müssen!

Allerdings ist auch hier ein Erkennen und Lieben Gottes; aber wie unvollkommen ist es, im Vergleiche zur Uebernatur! Der übernatürlich verklärte Geist vermag ja nun „unmittelbar die Wesenheit des Vaters selbst zu erkennen, sie unmittelbar in der eigenen Güte und Süßigkeit zu kosten und zu lieben, und durch diese Liebe mit ihr auf das Innigste zu vereinen, man könnte sagen, sich in ihren Tiefen zu versenken. So liebt er den Vater mit derselben Liebe, mit der ihn der Sohn liebt, mit der er sich selbst liebt, mit der Liebe, deren Terminus der heilige Geist ist, und die durch denselben in unsere Herzen ausgespülten wird.“

Auf dieses Verhältniß der mystischen, übernatürlich physischen Einheit gründet sich dann das Recht der Kreatur auf die Erbschaft des Vaters. Denn wie vermöge der persönlichen Einheit des Sohnes mit dem Vater zwischen diesen wahre Gütergemeinschaft besteht („Alles Meinige ist dein, und alles Deinige ist mein, Joh. 17, 10, cf. 16, 15“), so gebührt auch der Kreatur das Recht auf die Güter des Vaters.

Freilich wohl wird ein Unterschied sein in der Art und Weise, wie der Sohn und wie die Kreatur in den Besitz der Erbschaft gelangt. Bei Jenem falle, erklärt der Verfasser, mit der Sohnschaft die Erbschaft und Besitz zusammen; denn inwiefern der Sohn gezeugt wird, geht er als Spiegel und Wort des Vaters, als das Bild seines Lichtes und seiner Wesenheit hervor, und erhält so schon den ganzen Reichthum des Vaters zugleich mitgetheilt.

Anders bei der Kreatur. Wie nämlich schon bei der kreatürlichen Zeugung der Vater nur sein Leben, nicht aber auch

alle seine Güter mittheilt, so wird auch die übernatürliche Erbschaft nur allmählig im Wege der Entwicklung und Entfaltung von dem verklärten Geiste in Besitz genommen. Bei der Kreatur fallen somit Kindschaft Gottes und dessen Erbschaft auseinander, allerdings, um sich endlich zu vereinigen.

Darum heißt es denn auch in der heiligen Schrift bald, daß wir schon Kinder Gottes seien, bald, daß wir die Adoption der Kinder Gottes erst erwarten mit Bezug auf Ephes. 4, 13; Röm. 8, 1. Korinth. 12.: „Schon hat uns Gott wiedergeboren, aber erst zur lebendigen Hoffnung.“ (I. Petr. 1, 3.) Und „jetzt sind wir Kinder Gottes, aber noch ist nicht erschienen, was wir sein werden.“ (I. Joh. 3, 2.)

Unsere Erbschaft ist also nichts anderes; wie die volle Entwicklung des in uns schon gelegten Samens des göttlichen Lebens zu jener Herrlichkeit und Seligkeit im ewigen Leben, welche der göttliche Sohn schon besitzt. „Ich habe die Herrlichkeit, die du mir gegeben,“ spricht der Sohn zum Vater, „auch ihnen gegeben . . . ich in ihnen und du in mir, damit sie vollkommen Eins seien, und die Welt erkenne, daß du mich gesandt hast und sie liebst, wie du auch mich geliebt hast.“

Diese Herrlichkeit des ewigen Lebens wird dem Sohne durch die ewige Zeugung zu Theil, vermög welcher er Licht vom Lichte, der Spiegel seiner Herrlichkeit, ein Ausfluß der Klarheit des allmächtigen Gottes, das Bild seiner Güte, der volle Ausdruck seiner Wesenheit als das Wort und das Bild jener unendlichen Anschauung ist, mit der der Vater sich selbst anschaut (Weish. 7, 26) und in dieser Anschauung unendliche Wonne und Seligkeit genießt.

Die Natur dieser Herrlichkeit gibt uns den Fingerzeig dafür, in welcher Weise die Kreatur allmählig in diesen Besitz gelangt. Denn da wir nach Art des Sohnes gezeugt werden, so wird uns diese Herrlichkeit und Seligkeit in derselben Weise d. h. durch Mittheilung der Wahrheit und des Lichtes zu Theil, wodurch das Wort Gottes dessen natürlicher Sohn ist. Wir

werden ihn sehen, wie er ist, indem wir hiefür durch das göttliche Licht (lumen gloriae) wovon wir erfüllt sein werden, befähigt werden.

Gerade diese Wahrheit, dieses Licht, welches die Anschauung Gottes enthält, ist der charakteristische Vorzug des Sohnes vor dem heiligen Geiste; der Sohn ruht ja deshalb im Schooße des Vaters.

Hieraus, daß nämlich die Kindschaft Gottes in der süßen Anschauung des väterlichen Angesichtes besteht, ergibt sich, wie dessen Kindschaft zugleich mit dem Streben nach dieser Erbschaft hier im Leben mit dem Glauben zusammenfällt und in diesem beides beginnt. Durch den Glauben werden wir schon hier von Gott als seine ihm ebenbildlichen Kinder gezeugt: in diesem Glauben erkennen wir schon Gott als unsren Vater, nicht mehr bloß als Herrn wie die Kreatur. Diese Erkenntniß im Glauben, so dunkel sie auch ist, erfüllt doch schon unsere Seele mit solchem Lichte und Glanze, daß wir dadurch jetzt schon von Klarheit zu Klarheit in des Herrn Bild verwandelt werden (2. Kor. 3, 10); denn dieser Glaube ist ja ein in unsere Seelen gesetztes Licht, das wenn auch verdeckt und dunkel, doch aus der Quelle des ewigen Lichtes strömt, in der das Wort den Vater ewig schaut! Und so lebt Christus im Glauben jetzt schon in uns, wenn auch verborgen und geheimnißvoll, bis offenbar wird, was wir sein werden, bis das Bild unsers himmlischen Vaters in seinem vollen Glanze in uns gezeugt sein wird und wir dann die Fülle des Reichthumes unserer Erbschaft in dem zur Anschauung verklärten Glauben besitzen und genießen werden!

In diesen matten Zügen haben wir das Bild, in dem uns der Verfasser die Nebernatur im Verhältnisse der Kindschaft darstellt, nachzuzeichnen versucht.

§. 3.

Genauere metaphysische Bestimmung der Nebernatur.

Hier geht der Verfasser auf die tiefere Bestimmung der eigentlichen Wesenheit der Nebernatur ein und will dadurch aus-

führen, was bei der wissenschaftlichen Behandlung der Gnadenlehre die Theologen bisher unterlassen und er denselben Eingangs zum Vorwurf gemacht hatte, nämlich, daß sie wohl die doppelte intellektuelle und ethische Lebensordnung des Menschen, nicht aber eine solche in ontologischer Beziehung nachgewiesen und bestimmt hätten.

Worin besteht diese Wesenheit der Neubernatur? Und welche sind die ihr zukommenden Haupt-eigenschaften?

Der Begriff der Kindschaft Gottes, den der Verfasser näher analysirt, schließt den von Zeugung durch Gott in sich; unter dieser aber können wir nur Mitheilung eines neuen Lebensprinzipes selbst verstehen mit Beziehung auf so viele Stellen in der heiligen Schrift, wornach wir durch die Gnade zu neuem Leben, in höherer Erkenntniß und Liebe, als es unserer Natur möglich wäre, verklärt werden, wenn auch zugegeben werden muß, daß das Wort Zeugung mitunter auch im weiteren Sinne als Mitheilung von neuem Leben, als erhöhte Thätigkeit (actus secundus) des natürlichen, welches dadurch entweder entwickelt oder eine neue höhere Richtung erhalten würde, genommen ist.

Es muß nun dieses höhere Lebensprinzip (als actus primus) in seiner Qualität näher bestimmt werden.

In der Bestimmung dieses Prinzipes gilt der Grundsatz, daß sich dasselbe zu seinen Akten in der übernatürlichen Lebensordnung ebenso verhalten muß, wie in der natürlichen die Natur der Seele zu ihren Akten sich verhält, allerdings mit dem Unterschiede, daß jenes übernatürliche Prinzip, das die Kraft und Tendenz für übernatürliche Akte in sich beschließen muß, doch nicht selbst Substanz sein, sondern vielmehr der natürlichen Substanz als eine Bestimmung (forma), welche diese zu neuem Sein, neuer Kraft und neuer Tendenz bestimmt, inhäriren muß. Es ist somit dieses Prinzip etwas Accidentielles, eine zur Substanz der Seele hinzugekommene Bestimmung, wodurch in derselben ein Zustand, Beschaffenheit (habitus) begründet

wird; „Gewohnheit könne man nicht gut sagen, da ja diese Bestimmtheit der Seele nicht erworben, sondern eingegossen ist (habitus infusus, non acquisitus).“

Wenn nun auch dieses Prinzip nicht selbst Substanz ist, so muß es nach Thomas v. Aquin doch als gemeinschaftliches, einheitliches Substrat aller einzelnen übernatürlichen Kräfte und Thätigkeiten von uns aufgefaßt werden, das somit, „wenn man diesen Unterschied auch keinen reellen nennen will“ doch dem Begriffe nach von dem Komplex der Kräfte selbst als ihr Träger unterschieden wird.

Auf diese Weise gewinnt man in der Gnadenlehre eine ontologische Unterlage und die einzelnen Kräfte im übernatürlichen Leben schweben nicht mehr so bloß in der Lust, und die Theologen wären dann nicht versucht gewesen, jene Akte etwa nur für bloß höhere moralische, oder die Gnade selbst formell als die übernatürliche Tugendkraft der Liebe zu erklären, wie z. B. Duns Scotus und Bellarmin. Es fehlt ihnen deshalb das Band, welches alle übernatürlichen Akte unter sich als einheitliche verknüpfte!

Fassen wir aber Gnade zunächst als Prinzip, indem wir sie formell dadurch von den Kräften selbst scheiden, wie das der heilige Thomas in seinem bewunderungswürdigen wissenschaftlichen Takte gethan hat, und dieses dann wieder als Qualität der kreatürlichen Substanz, wie sie dieser zu Folge ihrer Verbindung mit der göttlichen zukommt, so begreift sich denn auch, wie oft bloß einzelne übernatürliche Akte ohne die übrigen zumal dasein können, inwiefern nämlich die Partizipation unserer Natur an der göttlichen eine geringere oder wieder eine intensive sein kann.

Die Trennung der einzelnen Akte ist dann wohl unnatürlich, aber nicht unmöglich, was gewiß dann der Fall ist, wenn alle Kräfte in einer und derselben Substanz wurzeln.

Um dieß deutlich zu machen, gebraucht der Verfasser ein Bild, dessen die heiligen Väter sich schon gern bedient haben. „Denken

wir uns," sagt er, „z. B. das Feuer als eine Substanz in der Sonne, welche an sich erleuchtende und erwärmende Kraft hätte. Dieses Feuer kann zuerst auf einen empfänglichen Körper wirken, daß auch er leuchte, dann dahin wirken, daß er auch erwärmt werde und wärme. Aber das Licht und die Wärme bleiben ihm gewissermaßen äußerlich und werden ihm nicht eigen und natürlich (connaturalis), so lange er nicht selbst brennt und glüht und ein feuriger Körper wird. Das Feuer selbst ist weder das Licht noch die Wärme, es ist der Grund von beiden, die beiden zu Grunde liegende einheitliche Natur. Ebenso verhält es sich mit der Seele in Bezug auf die Gottheit. Diese ist gleichsam ein substanzielles Feuer und eine substanzielle Glut: ihre Natur ist die reinsta gediegenste Glut, die darum auch das Licht und die Wärme selbst ist. Aus dem Reichthum ihres Wesens hat sie andern Wesen das Dasein gegeben und auch in sie ein Feuer gelegt. Die geistigen NATUREN mit ihrer hohen Kraft, Vernunft und Liebe sind an sich schon ein Bild des göttlichen Feuers. Das ihrige ist aber ganz anderer Art als das göttliche und ist von demselben unendlich verschieden (es trägt ja auch keine Substanz der Erde ein ähnliches Feuer in sich wie die Sonne), und trägt darum kein göttliches Licht, keine göttliche Wärme in sich.

Nun will aber die Gottheit ihr eigenes Licht in uns leuchten lassen und mit ihrer eigenen Wärme uns durchdringen. Sie kann uns das Licht allein senden, wie manche Körper leuchten, ohne zu erwärmen; aber dann ist das Licht in einer unnatürlichen Trennung. Sie kann uns ihr Licht mit ihrer Wärme verleihen; so lange jedoch unsere Natur nicht gewissermaßen selbst Feuer wird, bleiben Licht und Wärme in uns, sind uns aber fremd und werden uns nicht natürlich. Gerade dieses Gefühl, daß die Trennung von Licht und Wärme nicht natürlich, d. h. der Natur entsprechend sei, setzt voraus, daß wir den Begriff von einer Natur haben, die nicht das Eine noch das Andere ist, sondern Beiden zu Grunde liegt, und Beide verbindet.

Wenn wir fühlen, daß Licht und Wärme allein uns fremd bleiben und keinen festen Haltpunkt in uns haben würden, werden wir auf den Gedanken geführt, daß es in uns gleichsam eine neue Natur geben müsse, Kraft derer beide in ihrer Verbindung uns natürlich und eigen werden, d. h., daß wir selbst nach unserer Fähigkeit die Natur des göttlichen Feuers aufnehmen, um von demselben nicht bloß erleuchtet und erwärmt, sondern in unserem innersten Wesen gleichsam durchglüht und durchdrungen zu werden.“

Inwiefern wir nun Kraft der Nebernatur an Gottes eigener Erkenntniß und Liebe partizipiren, partizipiren wir demnach auch an seiner Natur, insofern wir diese begrifflich von jenen Akten trennen. Daher kommt es denn, daß es uns natürlich ist, übernatürliche Erkenntniß und Liebe mit einander verbunden zu besitzen; weshalb die heilige Schrift auch sagt, daß wir darum, weil wir aus Gott geboren, als seine Kinder der göttlichen Natur theilhaftig geworden sind, eine solche Erkenntniß und Liebe unseres Vaters haben müssen.

Da nun die Natur Gottes in dieser Beziehung nach ihrer Seinsweise von uns als das vollkommenste, reinste Sein gedacht werden muß, weil je vollkommener Denken und Erkennen, desto lauterer und freier von Materie das Wesen in seinem Sein selbst sein muß: so muß nothwendig, sollen wir an der göttlichen Erkenntniß und Liebe partizipiren, auch unsere Natur ihrer Beschaffenheit nach die positive Vollkommenheit Gottes als eminent Geistigkeit, höchste Freiheit von allen Banden der Materie und aller der Materie ähnlichen, inneren Potenzialität an sich tragen.

Allerdings wird durch diese nothwendige Vergeistigung die Potenzialität und Endlichkeit, wie sie der Kreatur ankleben muß, nicht vernichtet, wohl aber gewissermaßen verdeckt und zurückgedrängt, wie „reines Feuer mit seiner Gluth reines Metall durchdringt und dieses seine natürliche Schwerfälligkeit und Härte verliert und zugleich leuchtet und erwärmt, ohne sein eigenes Wesen aufzugeben.“

In dieser Verklärung der natürlichen Immaterialität und Geistigkeit der Seele durch Theilnahme an der göttlichen Natur erkennt der Verfasser den Grund, warum wir an der der göttlichen Natur eigenhümlichen Erkenntniß und Liebe theilnehmen können und sollen. Die Nebernatur hat demnach nicht einen bloß moralischen, sondern vielmehr physischen Charakter; und darin hat die übernatürliche Ordnung selbst ihre ontologische Grundlage, was leider die Theologen im Streite gegen die Jan- senisten nicht erkannt hatten.

Nachdem nun diese Grundlage gefunden ist, bestimmt der Verfasser dann das Verhältniß und die Ordnung, in welcher diese beiden Kräfte und Thätigkeiten, in denen sich das Wesen der Nebernatur selbst offenbart, zu einander stehen und sich folgen. Und da ist es nicht die Liebe, die sonst von den Theologen gewöhnlich als die erste und nothwendigste Grundthätigkeit im übernatürlichen Leben bezeichnet wird, sondern vielmehr ist es die Erkenntniß und zwar in statu viae als Glaube, der als die tiefste Offenbarung der Kindschaft Gottes in uns vielmehr die Grundlage der Liebe ist. Denn die Nebernatur besteht in jener inneren Beschaffenheit, durch welche wir Kinder Gottes sind, und nach seinem Bilde gezeugt werden.

Nach dem früher Gesagten werden wir aber gerade als Kinder Gottes durch die Anschauung gezeugt, in welcher wir ihn anschauen, und in welcher er sein Bild in uns abdrückt, so daß wir auf diese Weise an seiner eigenen Intellektualität partizipiren. Diese aber muß nothwendig der Liebe voraus gehen, da eben nur geliebt werden kann, was als gut anerkannt worden ist, wie anderseits die Erkenntniß naturgemäß die Liebe in sich schließt.

Wenn die Liebe indeß auch nicht die erste Grundthätigkeit ist, so bleibt sie doch die Hauptthätigkeit, ja ohne sie ist in der That keine Nebernatur vorhanden; ja sie ist das unfehlbare Zeichen eines vorhandenen kindlichen Verhältnisses, der Kindschaft Gottes und soll nicht bloß mit moralischer, sondern muß mit

physischer Nothwendigkeit mit der Kindschaft Gottes zugleich da sein; aber sie setzt die Erkenntniß voraus, welche als visio beatifica sie hinwiederum nothwendig in sich schließt und wird denn die aus unserer Verwandtschaft mit Gott und seiner Erkenntniß entstehende, diesen beiden Grundlagen entsprechende und darauf gegründete Verbindung mit Gott sein.

Auf diese Weise erklärt es sich dann, wie wohl der Glaube ohne die Liebe vorhanden sein könnte, weil jener als noch unvollkommene, dunkle Erkenntniß des Guten nicht nothwendig das Begehrten und Streben nach diesem hervorruft, während entgegen die Liebe nicht ohne den Glauben da zu sein vermag, da er ihre nothwendige Voraussetzung ist. Aber gerade in der Liebe dann offenbart sich die wahre Kindschaft Gottes, da es im Leben als dem Zustande des Strebens und Bewegens nach dem Ziele hin, nicht so sehr auf die Art der Erkenntniß des selben, die ja allmählig zum vollen und klaren Lichte wird, sondern auf das Streben und Begehrten nach demselben ankommt, wodurch eben unsere Nebernatur immer mehr gesteigert, zur göttlichen Natur selbst erhoben werden soll!

(Fortsetzung folgt im nächsten Heft.)

Betrachtungen für die Mai-Andacht.

I.

Ihren Mund öffnet sie zur Weisheit und das
Gesetz der Milde ist auf ihrer Zunge. Prov. 31, 26.

Wiederum hat uns die Erbarmung Gottes den lieblichen Monat erleben lassen, welcher die Blüthe der Andacht zu unserer gebenedeiten Mutter, zu der seligsten Jungfrau, in unseren Herzen entfalten macht. Wiederum fliehen wir zu dem Throne deiner Gnade, du Trosterin der Betrübten, du Heil der Schwa-

chen, du Zuflucht der Sünder! um uns an deiner Liebe zu erwärmen und uns freudig als deine treuen, als deine liebenden Kinder zu bekennen. Für ein treues, ein liebendes Kind aber, meine Geliebten! gibt es nichts Wichtigeres, nichts Bedeutungsvolleres, als die Reden seiner Mutter. Jedes Wort der Mutter haftet unvergänglich, unauslöschlich in seinem Herzen, in späten Jahren noch, wo seine eigenen Haare grau geworden und sein unsicherer Schritt dem Grabe zuwankt, erinnert es sich noch an den Rath der Mutter, an die Ermahnungen der Mutter, an die Lehre der Mutter, an die Worte der Liebe und des Trostes, die von den Lippen der Mutter geflossen sind. Wir wollen daher auch für unsre heutige Mariaandacht die Reden unserer Mutter, der seligsten Jungfrau, zum Gegenstande unserer Betrachtung wählen. Nur wenige Worte Mariens sind uns zwar in den heiligen Evangelien aufzuhalten worden, aber selbst von diesen wenigen gilt, was die heilige Schrift einst von der gebenedeiten Jungfrau geweissagt: „Bei mir ist Rath und rechtes Handeln, bei mir ist Klugheit, bei mir ist Stärke. Höret die Lehre und werdet weise; glückselig, die meine Lehre bewahren.“ Wenige sind ihre Worte, aber sie bergen einen reichen Schatz der Erbarmung und des Trostes in sich. „Ihren Mund öffnet ja Maria nur zur Weisheit und das Gesetz der Milde ist auf ihren Lippen.“ Mir armen Sünder aber, Mutter aller Gnaden! lege, während ich über deine Worte spreche, die rechten Worte auf die Lippen. Ich beginne im Namen deines göttlichen Sohnes. I. N. I. Ave Maria.

Die Fülle der Zeiten war angebrochen, der hochheilige Augenblick erschien, in welchem der eingeborene Sohn des lebendigen Gottes den Thron seiner ewigen Herrlichkeit verlassen, Fleisch werden und unter uns wohnen sollte. Einer der Fürsten des Himmels, der Erzengel Gabriel, wird abgeschickt zu einer unbekannten, armen Jungfrau in einer der abgelegenen Städte des gelobten Landes. Er trifft sie in ihrem einsamen Kämmer-

lein im Gebete. Er begrüßt sie, er nennt sie ein Wunder der Gnade, „du bist voll der Gnaden,“ er versichert sie, daß der ewige Gott, der König Himmels und der Erde, in ganz besonderer, ganz ausgezeichneter Weise mit ihr sei, „der Herr ist mit dir,“ er preist sie als die gebenedete, als die gesegnete von all den Millionen ihres Geschlechtes; er verkündigt ihr, daß ihrem Leuschen Schoosse ein Sohn entsprießen wird, der den anbetungswürdigen Namen Jesus trägt, der auch als Mensch der Sohn Gottes, der verheißene Messias, der Welterlöser ist. Und diese Jungfrau ist Maria. Da entquillt ihren süßen Lippen das erste Wort, welches die Evangelien uns von ihr aufbewahrt haben: Quomodo siet istud? Wie wird dieß geschehen? Quomodo siet istud? Wie soll dieß geschehen? „Maria zweifelt nicht an dem Worte des Engels, schreibt der heilige Ambrosius. Nicht Unglaube ist es, der ihr dieses Wort entreißt.“ Sie hatte das Wort des Propheten: „Darum wird der Herr selbst euch ein Zeichen geben: Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären und seinen Namen wird man Emanuel nennen,“ oft und oft gelesen, betrachtet und mit gläubiger Sehnsucht in ihr Herz aufgenommen. Aber ihre Demuth erstaunt, daß sie diese Jungfrau sein soll, ihre Demuth verwundert sich über die Vorzüge, die durch den Mund des Engels an ihr gepriesen werden, ihre Demuth erschrickt über die unaussprechlich hohe Bestimmung, die ihr geworden ist und darum spricht sie: Quomodo siet istud? Wie wird dieß geschehen?

Christ, Katholik! Du glaubst an die Vorzüge Mariens, du erkennst ihre erhabene Bestimmung, du hast dich deshalb schon am ersten Tage des Monates Mai eingefunden, um ihr, der gnadenvollen, der gottdurchleuchteten, der gebenedeiten Mutter der Barmherzigkeit, den Zoll deiner Bewunderung und Verehrung darzubringen. Hast du aber auch schon über die großen Vorzüge und die hohe Bestimmung nachgedacht, die dir durch den Sohn Mariens geworden sind? Hast du schon nachgedacht, wie du diese großen Vorzüge zur Ehre Gottes und zum Heile

Heile deiner Seele benützen sollst, wie du deine hohe Bestimmung erreichen kannst? Quomodo siet istud? Wie wird das geschehen?

Worin bestehen deine Vorzüge?

Maria ist die gnadenvolle Jungfrau. Sie besitzt den unermeßlichen Schatz der göttlichen Gnade im reichsten Maße. Sie ist allerdings die reichste, aber auch du bist nicht arm, mein Christ! Auch dir ist ein großer Schatz von Gnade in der heil. Taufe, in der heil. Firmung, in den übrigen Sakramenten ganz unverdienter Weise gegeben worden. Und wozu? Aus keiner anderen Ursache, als daß du mit derselben treu mitwirken, deine Seele retten und dir Verdienste für die Ewigkeit sammeln sollst. Was hast du nun aber gethan bis auf diese Stunde? Du hast vielleicht diese Gnaden nicht nur nicht gebraucht, sondern auch missbraucht, du hast für die Welt, für dein zeitliches Fortkommen Alles, für deine Seele wenig oder gar nichts gethan, und wenn du deine Verdienste, deine wahren Verdienste für den Himmel, die guten Werke, die du im Stande der Gnade, in reiner Absicht geübt hast, herzählen sollst, was wirst du sagen? Wenn es aber so mit dir steht, wie willst du dann selig werden? Quomodo siet istud? Wie soll dieß geschehen?

Mit Maria war allerdings der Herr in ganz besonderer, ausgezeichneter Weise; aber auch mit dir war er. Er hat dich unter tausend Gefahren wunderbar beschützt und geführt bis auf diesen Tag; kein Jahr deines Lebens ist vergangen, welches er nicht mit einer außerordentlichen Wohlthat für dich bezeichnet hätte. Im Tabernakel auf dem Hochaltare deiner Kirche, im allerheiligsten Altarsakramente, wacht er über dich, nach dem Ausspruch der Schrift, wie „über seinen Augapfel und schirmt dich unter dem Schutze seiner Flügel.“ Wenn du aber dem Herrn für Alles das bis jetzt kaum gedankt, wenn du einem so gütigen Vater gegenüber bis zu dieser Stunde ein undankbares, untreues, ungehorsames Kind gewesen, wie sollst du selig werden? Quomodo siet istud? Wie soll denn das geschehen?

Maria ist die gebenedete, die gesegnete ihres Geschlechtes. Das ist auch deine Bestimmung, mein Christ, allerdings nicht in diesem Leben, aber dort in der Ewigkeit. Denn dazu hat dich Gott in das Leben gerufen, daß du heilig werden, daß du einst an seinem Herzen ruhen, daß du in der Gesellschaft Marias und aller Heiligen im Himmel thronen, und daß die Millionen Geschlechter, die nach dir kommen, vertrauensvoll ihre Augen zu dir wenden, deine Tugenden loben, deinen heiligen Wandel benedieen, deiner Fürbitte sich empfehlen sollen. „Das ist der Wille Gottes, euere Heiligung,“ schreibt der Apostel. O welche wunderbare, welche erhabene Bestimmung! Allein, was hast du bis jetzt gethan, sie zu erreichen?

Und wenn du jetzt noch nicht angefangen hast, wann wirst du sie erreichen? Quomodo fieri istud? Wie soll denn das geschehen? „O Leben der Armutseligkeit und Verblendung! ruft der heil. Franz Borgia aus, wie ist es nur möglich, daß wir so wenig unser eigenes Wohl kennen, daß wir so sehr unsere eigenen Feinde sind, um vorübergehender Freuden willen eine so reine, so erhabene, eine ewige Seligkeit aufzuopfern.“

Nein, Mutter der Barmherzigkeit! wir wollen in Zukunft deinem erhabenen Beispiele folgen, mit der Gnade Gottes treu mitwirken, die Wohlthaten Gottes dankbar benützen, heilig und selig werden, koste es, was es wolle. Erbitte uns nur die Gnade dazu.

„Wir armen Sünder bitten dich,
Erhöre uns barmherziglich.“ Amen.

II.

Wie wird denn das geschehen, da ich keinen Mann erkenne. Luk. I, 34.

Es war die wunderbare Demuth der seligsten Jungfrau, welche sie zweifeln ließ, ob sie diejenige sei, an welcher der Erzengel so große Vorzüge preist, welche die erhabene Bestim-

mung haben sollte, die Mutter des menschgewordenen Gottes zu sein. Aber noch ein Grund machte sie verwundert fragen. Sie hatte schon in früher Jugend das Gelübde der ewigen Jungfräulichkeit abgelegt, sie hatte die genaue Beobachtung dieses Gelübdes zur Bedingung gemacht, als sie sich mit dem heiligen Josef verlobte, und begriff nun nicht, wie die erhabene Bestimmung Mutter Gottes zu werden, mit ihrem Gelübde ewiger Jungfräulichkeit vereinbart werden könne. „Wie wird denn das geschehen, fragt sie, da ich keinen Mann erkenne?“ Nach reiflicher Überlegung, unter vielem Gebete, unter dem Beistande Gottes hat sie den Stand ewiger Jungfräulichkeit gewählt, sie will nun auch die Pflichten dieses Standes unverbrüchlich halten. Und was wollen nun wir thun, mein Christ? Wir sind aus den verschiedensten Ständen heute hier versammelt, allein so verschieden unser Amt, unsere Beschäftigung, unsere Stellung in der Welt sein mag, in Einem sind wir alle gleich, in Einem haben wir denselben Stand, wir sind nämlich alle Christen und Katholiken. Wie erfüllen wir nun die Pflichten dieses unseres Standes? Wir wollen das zum Gegenstande unserer heutigen Betrachtung machen, die ich beginne im Namen Jesu. Ave Maria.

Mag unser Amt, unsere Stellung, unsere Beschäftigung in dieser Welt was immer für eine sein, in einem Punkte sind wir alle gleich — wir sind Christen, wir sind Katholiken, der Weltliche so gut, wie der Priester, der Niedrige so gut, wie der Vornehme, der Arme so gut, wie der Reiche, der Ungebildete so gut, wie der Gebildete und Gelehrte.

Und es ist der edelste, der vornehmste, der erhabenste Stand, den wir bekleiden, wenn wir auch was immer sonst in der Welt sein mögen. Wenn wir auch einen Fürstenhut, eine Königskrone auf dem Haupte tragen würden, es wäre das nicht so edel, so vornehm und so erhaben, als daß wir Christen, Katholiken sind.

Denn was ist ein Christ? Ein Mensch, der seinen Namen von dem lebendigen Gott, von Christus, dem menschgewordenen Sohne Gottes hat; ein Mensch, den Gott aus Millionen ausgewählt hat, um ihn durch die Gnade der Taufe zu seinem Kinde anzunehmen, ein Mensch, der bestimmt ist, hier auf Erden die Wege des reinsten und heiligsten Wesens, das es je gegeben, die Wege Jesu Christi zu wandeln, wie der Apostel schreibt: „Wer da sagt, daß er in ihm bleibe, der muß auch wandeln, wie er gewandelt hat.“ ein Mensch, der endlich berufen ist, ein Bürger des himmlischen Jerusalems zu werden, in einer ewigen, unaussprechlichen Seligkeit einen Königsthron einzunehmen. Das ist ein Christ, und was ist ein Katholik?

Ein Katholik ist ein Christ, dem alle Segnungen des Christenthums mit aller Sicherheit und im vollen Maße zu Gebote stehen, ein Christ, der die Wahrheit, die ganze Wahrheit, welche über alles Wichtige im irdischen und im ewigen Leben Aufschluß gibt, allein besitzt, ein Christ, der Mitglied einer Kirche ist, der die Verheißung geworden, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden, ein Christ, dem eine unverstiegbare Quelle der Gnaden in den heiligen Sakramenten täglich offen steht, der Gott zu seinem Vater, Jesus Christus zu seinem Bruder, den heil. Geist zu seinem Beistand, Maria zu seiner Mutter, die Engel zu seinen Beschützern, die Heiligen zu seinen Freunden und Fürsprechern, der allein den wahren Leib Jesu Christi zur Speise seiner Seele hat.

Wo ist auf Erden eine Würde, ein Adel, eine Hoheit, die sich mit diesen Vorzügen messen kann? König Ludwig der Heilige unterschrieb sich oft mit den Worten: Ludwig von Poissy. Er hatte nämlich in einer kleinen, unansehnlichen Kapelle daselbst die heil. Taufe empfangen. Als man ihn fragte, warum er dieß thue, warum er sich denn nicht endlich Ludwig von Rheims unterschreibe, da er doch zu Rheims als König gekrönt wurde so antwortete er: Wie soll ich den Ort, wo ich die Würde eines Christen empfing, nicht höher schätzen, als den, wo

ich nur die vergängliche Hoheit eines irdischen Königs erhielt? Zu Rheims war ich nur geschmückt mit der Krone meines Vaters und gesalbt zum irdischen Herrscher, zu Poissy ward ich aber geziert mit dem Diadem Jesu Christi und gesalbt mit dem heil. Oele der Erlösung, zum Kinde Gottes. Durch die Krönung zu Rheims erhielt ich nur das Recht, einen irdischen Thron zu besteigen, dessen Werth und Glanz mit dem Tode erlischt, durch die Taufe zu Poissy hingegen, erhielt ich die Anwartschaft auf den Himmel, und das Recht ein Erbe Gottes und seiner ewigen, unaussprechlichen Herrlichkeit zu sein.

Und nun, wie schähest du diesen Adel, diese Würde? Du hast vielleicht nicht einmal in deinem Leben Gott aufrichtig dafür gedankt, daß er dich, ohne dein Zuthun, aus reiner Gnade zum Christenthume berufen hat; dir liegt alles, was die Welt bieten kann, Geld und Gut, dein Geschäft, dein Hauswesen, irdische Ehre und Ansehen, dein Vergnügen und die Genüsse dieser Erde weit mehr am Herzen als das ganze Christenthum; du lebst in schweren Sünden dahin, leichtsinnig, sorglos, ohne Neue und Buße, wie ein Heide, du erfüllst nicht einmal die ersten Gebote des Christenthums, du hast keine Liebe zu Gott und Haß, Neid, Feindseligkeit, Mißgunst und Argwohn leben gegen den Nächsten in deinem Herzen. Quomodo fieri istud? Wie kann denn das geschehen, da du doch ein Christ bist?

Du machst dir wenig oder gar nichts daraus, wenn man die katholische Kirche, deine Mutter, beschimpft und verunehrt, du lästerst und spottest vielleicht selbst mehr über die Kirche und ihre Diener, als mancher Andersgläubige, du hältst nicht einmal die so leichten und einfachen Gebote der Kirche, wohnst nicht einmal alle Sonn- und Festtage dem hochheiligen Opfer des neuen Bundes bei, hältst die Fasttage nicht, Jahrlang steht man dich nicht bei dem Empfange der heil. Sakamente und führt so ein Leben, dessen sich mancher Nichtkatholik schämen würde. Quomodo fieri istud? Wie kann denn das geschehen, da du doch ein Katholik bist?

O mein Christ, wenn wir uns rühmen, und mit Recht rühmen, daß wir Christen und Katholiken sind, so lasset uns doch auch als solche leben. „Was nützt es, schreibt der Apostel, wenn Jemand sagt, er habe den Glauben (er sei ein Christ), wenn er die Werke eines Christen nicht hat?“ „Derjenige ist kein Christ, kein Diener Christi, sagt der heil. Augustinus, sondern vielmehr ein Spötter Christi, der sich dessen Diener nennt und ihm doch nicht dient.“ Du aber, o seligste Jungfrau! die du deinen erwählten Stand so unverbrüchlich gehalten, lehre uns auch unseres Standes, als Christen und Katholiken würdig zu leben.

„Du, unseres Heiles Mittlerin,
Erbitt uns wahren Christensinn!“ Amen.

III.

Siehe, ich bin eine Magd des Herrn.
Euf. I. 38.

Nachdem die seligste Jungfrau aus dem Munde des Erzengels vernommen, daß „bei Gott kein Ding unmöglich sei,“ daß Gottes Wille sie auserwähle, Jungfrau zu bleiben, und doch Mutter des Sohnes Gottes zu werden, antwortete sie in kindlicher Demuth: „Siehe ich bin eine Magd des Herrn.“ Ihr wird die höchste Würde nächst Gott verheißen, allein sie überhebt sich nicht einmal in dem Augenblicke, als sie ihr verheißen wird. „Da sie den Demüthigen gebären sollte, schreibt der heil. Ambroßius, mußte sie vor Allem die Demuth an sich tragen.“ Gott ist mein Herr, denkt sie in ihrem Herzen, er kann daher auch mit mir thun nach seinem Wohlgefallen. Wie einst Sara zu Abraham sprach: „Siehe! deine Magd ist in deiner Hand, handle mit ihr, wie es dir gut dünkt,“ so will auch ich zu dem Herrn sprechen. Ich wollte ihm als Jungfrau dienen, ich kann auch als Jungfrau — Mutter — seine Magd sein. Ja, wahrhaftig, Mutter der Barmherzigkeit, du „öffnest

deinen Mund nur zur Weisheit," wie die heilige Schrift sagt. In jedem Stande kann man Gott dienen, ein wahrer Christ, ein wahrer Katholik sein. Das ist der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung, die ich beginne im Namen Jesu. Ave Maria.

Wenn etwa in einer guten Stunde das Bewußtsein unserer vielen Sünden und der Mangel an allen Verdiensten schwer auf unserem Herzen liegt, wenn wir einsehen, daß es doch einmal an der Zeit wäre, für das Heil unserer Seele zu arbeiten und unser Schicksal in der Ewigkeit sicher zu stellen, so meinen wir uns damit entschuldigen zu können, daß wir sagen: Ja, ich sehe das ganz gut ein, ich soll anders sein, ich soll meine Pflichten als Christ, als Katholik besser und genauer erfüllen; ich soll für das Heil meiner Seele angelegentlicher sorgen; allein was kann ich machen? Mein Stand, mein Amt, mein Beruf, mein Hauswesen, die Sorge für mein ordentliches Fortkommen und für das Fortkommen meiner Familie, meine Geschäfte, meine Arbeiten lassen es nicht zu; das Alles muß ich der Barmherzigkeit Gottes überlassen. Haben wir mit dieser Entschuldigung recht? Wir wollen sehen.

Es ist offenbar ein Werk der göttlichen Vorsehung, daß es verschiedene Stände und Berufsarten unter den Menschen gibt. Gott hat uns einmal so geschaffen, daß wir, um nur die gewöhnlichsten Bedürfnisse und Bequemlichkeiten dieses Lebens genießen zu können, einer des anderen bedürfen, einer den andern brauchen und daher in verschiedenen Ständen und Berufsarten einer dem anderen dienen. Wenn nun aber das Vorhandensein verschiedener Stände ein Werk der göttlichen Vorsehung ist, wie kannst du sagen, es sei dir in deinem Stande nicht möglich, als ein wahrer Christ und Katholik zu leben? Heißt das nicht behaupten, Gott habe dich, weil er dich in diesen Stand berufen, zur Verdammnis bestimmt und ist das nicht eine offensbare Lästerung Gottes?

In einem Hause gibt es viel zu thun und je größer es ist, desto mehr Hände sind darin beschäftigt. Die Welt ist das Haus Gottes, die Hände, die darin beschäftigt sind, das sind die Menschen. So verschieden sie aber auch beschäftigt sein mögen, sie haben endlich nur ein Ziel, eine Bestimmung, das ist der Himmel. Und alle können dieses Ziel erreichen, wenn sie nur wollen. „Es ist nicht blos ein einziger Weg zum Himmel,“ schreibt der heil. Chrysostomus, „und nur Eine Art zu demselben zu gelangen, sondern es gibt deren viele und verschiedene.“

Auf daß du aber den Himmel erreichest, was wird denn von dir verlangt, magst du auf Erden auch welchem Stande immer angehören?

Vor Allem, daß du dich vor schweren, vor Todünden hütest. Gibt es nun einen öffentlich anerkannten Stand, der von dir eine schwere Sünde, eine Todünde verlangt? Gewiß nicht. Im Gegentheile, du wirst in jedem Stande nur in dem Maße wahrhaft geehrt, geachtet und geliebt sein, als du redlich, wahrhaft, feusch, friedfertig und christlich wandelst.

Ja aber in meinem Stande gibt es viele Versuchungen zu schweren Sünden. Mein Christ! die gibt es in jedem Berufe. Jeder hat Ursache genug mit dem Psalmisten auszurufen: „Herr, wie haben sich gemehrt, die mich bedrängen! Viele stehen auf wider meine Seele!“ Kannst du denn die Versuchung nicht überwinden, und wenn allerdings nicht aus dir selbst, doch mit der Gnade Gottes?

Oder gibt es irgend einen Stand, in welchem es dir an der Gnade Gottes fehlt, wenn du anders um sie bittest und betest? Glaubst du nicht mehr an das Wort der ewigen Wahrheit, die bei dem Apostel spricht: „Fehlt es aber jemandem aus euch an Weisheit, der erbitte sie von Gott, welcher Allen reichlich gibt und sie wird euch gegeben werden.“

Ich glaube es vom Herzen, sagst du, aber ich finde eben zum Beten keine Zeit: Vom frühen Morgen bis in die späte

Nacht muß ich meine Hände regen, und in schwerer Arbeit und Sorge mich abmühen, um mich und die Meinigen fortzubringen. Es mag sein, aber am frühen Morgen und am späten Abend wirst du jederzeit, wenn du willst, einige Minuten finden, um Gott dein Seelenheil anzuempfehlen, um ihn um seinen Beistand zu bitten. Du findest an jedem Tage irgend eine Stunde zur Erholung, eine Stunde zur Befriedigung irgend einer müßigen Neugierde, eine Stunde, um irgend ein an diesem Tage gerade nicht nothwendiges Geschäft zu verrichten. Es ist recht, es macht dir Niemand einen Vorwurf darüber, ich aber frage nur, wenn du an jedem Tage eine oder ein paar solche Stunden findest, warum sollst du nicht einige Minuten finden, um zu beten? Du hast sechs Tage in der Woche, an welchen du für dein zeitliches Fortkommen sorgen kannst, warum sollst du am siebenten Tage, an Sonn- und Festtagen, an denen du doch von deinen leiblichen Arbeiten ausruhest, nicht eine oder ein paar Stunden finden, um auf das Heil deiner Seele zu denken, das Wort Gottes anzuhören, deine Bedürfnisse Gott vorzutragen, den Heiland demüthig um seine Gnade zu bitten? Du machst dir im Jahre mehrmals eine stundenlange Erholung, ein stundenlanges Vergnügen. Recht, wenn es kein sündhaftes Vergnügen ist. Du hast es dir vielleicht sauer genug verdient. Aber wenn du dazu Zeit fandest, warum findest du dann keine Zeit, im Jahre ein paarmal die heil. Sakamente zu empfangen und dir den göttlichen Beistand zum Heile deiner Seele zu erwerben? Wir haben zu solchen Dingen einfach darum keine Zeit, weil es uns nicht Ernst ist, wir finden die Zeit nicht, weil wir sie nicht finden wollen.

Oder hast du vielleicht in deinem Stande keine Gelegenheit, dir Verdienste für das Himmelreich zu erwerben? Das ist nur deine Schuld. Gelegenheit dazu ist dir durch die Erbarmung Gottes in jedem Stande tausendsach geboten. Du verrichtest die Arbeiten, die Geschäfte deines Standes und Berufes eifrig. Recht, warum verrichtest du sie aber nur um zeitlicher

Ehre, um zeitlichen Gewinnes und Nutzens halber? Warum verrichtest du sie nicht aus Liebe zu Gott, zur Ehre Gottes, aus Gehorsam gegen seinen heiligen Willen, warum machst du nicht öfters die gute Meinung, Alles das Gott aufzuopfern? Das macht dir nicht mehr Mühe bei deiner Arbeit, es macht sie dir vielmehr leichter und süßer. Hast du als Vorgesetzter und Untergebener, als Herr und Dienstbote, als Vater und Mutter, als Kind, als Bruder und Schwester, als Reicher und als Armer, als Hoher und als Niedriger nicht tausendfache Gelegenheit, die heiligsten Pflichten zu erfüllen, die größten Beschwerden aus Liebe zu Gott zu übertragen, deinem Nächsten Mitleid und Hilfe angedeihen zu lassen, kurz Gott über alles und den Nächsten wie dich selbst zu lieben. „In was für einem Stande oder Berufe sich ein Mensch befindet, schreibt ein Heiliger, nie wird er mit Grund sagen können, er könne Gott nicht lieben und seinen Nächsten nicht lieben, wie sich selbst.“ Gott aber und den Nächsten lieben heißt seine Seele retten, ein wahrer Christ, ein wahrer Katholik sein.

So laßt uns also, Geliebte! in Zukunft Gott dienen, jeder nach seinem Maße, seinem Stande und Berufe. „Du aber, Himmliche, Liebenswürdige, leuchtendes Vorbild der Tugend, daß wir dir auch gleichen, dir der Tugendreichen, um dieses bitte für uns Maria!“ Amen.

IV.

Mir geschehe nach deinem Worte. Luk. 1, 38.

Die seligste Jungfrau hat sich in kindlicher Demuth als die Magd des Herrn erkannt, der mit ihr thun kann nach seinem gnädigen Wohlgefallen. Sie begreift, wenn man wahrhaft Gott dienen wolle, müsse man seine Neigung auch in guten Dingen Gottes Willen unterordnen und es heiße nur das Gott wahrhaft dienen, wenn man ihm so dient, wie er will. Deshalb spricht sie zu dem Engel: Es geschehe mir nach deinem Worte,

nach dem Worte, welches den Willen Gottes ausdrückt. Sie gibt so gleichsam ihr Jawort und nimmt durch ihren freien Gehorsam, durch ihre freie Einwilligung, Anteil an dem ewigen Rathschlusse Gottes zur Erlösung der Menschheit. Das größte Wunder der Liebe Gottes, das unaussprechliche Geheimniß, welches seit Jahrtausenden der Menschheit verheißen war, geschieht, der Sohn Gottes wird Fleisch, die gebenedete Frucht des unfeckten Schoßes der Mutter der Barmherzigkeit. Und wodurch hat Maria verdient, ein so ausgewähltes Gefäß der Gnade zu werben? Nur durch ihren Gehorsam, durch ihre unbedingte Unterwerfung unter den Willen Gottes, durch die Erkenntniß, daß der Wille Gottes die einzige Richtschnur aller menschlichen Handlungen sein muß. Das ist auch der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung im Namen Jesu. Ave Maria.

Der Wille Gottes soll die Richtschnur aller unserer Handlungen sein, denn dieser Wille ist der gerechteste und gütigste Wille.

Gott will nur das, was gerecht und heilig ist und hemmt all den Forderungen entspricht, welche schon die bloße Vernunft an den Menschen stellt. Der Ungläubige, der Lasterhafte, der sogar vorgibt, er glaube nicht an Gott, verlangt doch wenigstens von seinem Nebenmenschen, daß er ehrlich, mäßig, friedfertig, leusch, großmütig handle und tadeln darf an demselben, wenn er diese Tugenden nicht an ihm findet. So erkennt selbst der Ungläubige unwillkürlich an, daß Gottes Wille, welcher alles dieß verlangt, der gerechteste, der heiligste Wille ist, und die Richtschnur aller menschlichen Handlungen sein muß.

Gott will nur das, was wahrhaft zu unserem Besten und Heile ist, sein Wille ist der gütigste Wille. Er will unser ewiges Glück, „Gott will, daß alle selig werden,“ sagt die heilige Schrift; er will auch unser zeitliches Glück und Wohl, in soweit es der Erlangung der ewigen Seligkeit nicht hinderlich ist.

Darum findet selbst hier auf Erden der Mensch nur insoferne wahres Glück und wahren Frieden, als der Wille Gottes die Richtschnur all seiner Gedanken, Worte und Handlungen ist. „Wenn die Fassung und Höhlung eines Ringes genau nach dem Edelstein bemessen ist, welcher sie einnehmen soll, sagt ein frommer Lehrer, so paßt nichts Anderes, was du hineinthalb magst und füllst nichts ganz den leeren Raum aus, als jener kostbare Edelstein, von welchem das Maß genommen worden. Nun ist aber unser Herz, unsere Seele nach dem Maße, nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen worden und Nichts ist im Stande es auszufüllen, es zu befriedigen, es glücklich zu machen, als allein Gott und sein heiligster Wille.“ Deshalb nennt unser göttlicher Heiland jene „selig, die da nach der Gerechtigkeit, nach der Erfüllung des göttlichen Willens hungrig und durstig, weil sie werden gesättigt werden.“

Er selbst ist aus zwei Ursachen vom Himmel herabgestiegen, einmal um uns durch den Preis seines anbetungswürdigen Blutes zu erlösen, und dann, um uns durch sein Beispiel zu unterrichten und uns den Weg zum Himmel zu zeigen. „Es hätte uns wenig genügt, schreibt der heilige Bernardus, den Weg zum Himmel zu wissen, wenn wir gefesselt im Kerker festgehalten worden wären, es würde uns aber auch nichts nützen, dem Kerker entrissen worden zu sein, wenn wir den Weg zum Himmel nicht wüßten.“

Welches ist denn nun aber der Weg zum Himmel, den der Heiland durch seine Lehre und sein Beispiel uns gezeigt? Hören wir ihn selber. „Vom Himmel bin ich herabgestiegen, spricht er bei dem Evangelisten Johannes, nicht um meinen Willen zu thun, sondern den Willen desjenigen, der mich gesandt hat.“ Und in jenem schauerlichen Augenblicke, wo all die furchterlichen Schmerzen und Peinen, denen er in seinen letzten Stunden unterliegen soll, mit einemmale vor das Auge seiner Seele traten, wo seine ganze menschliche Natur wider das Übermaß der Schmach und der Verhöhnung, des Schmerzes und

des Jammers in einem solchen Grade sich empört, daß blutige Schweißtropfen seiner Stirne sich entringen, auf dem Oelberge, was rust er da? „Non mea voluntas, sed tua fiat! Aber nicht wie ich will, sondern wie du willst!“

Christen! was ist bis jetzt die Richtschnur unserer Handlungen gewesen? Lagen wir in schweren Sünden, in Todsünden verstrickt, so war es nicht der heiligste und gütigste Wille Gottes, sondern der schändlichste und verderblichste Wille des Fürsten der Welt, dem wir gefolgt sind. Und wenn wir die Freunde dessjenigen sind, dessen Willen wir thun, und wenn wir demjenigen angehören, dessen Wille die Richtschnur all unserer Handlungen ist, wessen Freunde waren wir und wem gehörten wir in diesem Falle an? Selbst aber, wenn wir durch die Gnade Gottes so glücklich sind, nicht in schweren Sünden zu leben, ist der Wille Gottes wirklich die Richtschnur all unseres Thun und Lassens? Sehen wir in allen Dingen nur auf Gottes und nie auf unseren Willen, murren wir nie gegen seine Anordnungen, tadeln wir nie seine Rathschläge, haben wir selbst bei unseren guten Werken nie eine andere Absicht, als blos die, seinen anbetungswürdigsten Willen zu erfüllen, allzeit die reine Meinung, daß sein gerechtester, liebenswürdigster Wille geschehe? Und doch ist das unumgänglich nothwendig, wenn wir unser Heil sichern wollen. Wenn uns Jesus lehrt, um unsere Seligkeit zu beten: „Zukomme uns dein Reich,“ lehrt er uns allzogleich auch um die nöthige Bedingung zur Erlangung der Seligkeit zu flehen: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden.“

Es gibt keinen anderen Weg zum Himmel, als den, den Willen Gottes zu erfüllen, kein Wort, das du tiefer deinem Herzen einprägen sollst, als das Wort der seligsten Jungfrau: „Fiat mihi secundum verbum tuum. Herr, mir geschehe nach deinem Worte.“ So sprich im Zweifel, und du wirst den rechten Ausweg finden, so in der Versuchung, und du wirst sie leichtlich überwinden, so im Kreuz, und du wirst es gerne tragen. Eine sehr fromme Frau aus vornehmnen Stande wurde von

einem höchst schmerzlichen Siechthume befallen, das sie auf's äußerste entstellte, ihr unsägliche Schmerzen verursachte und gänzlich unheilbar war. Der Bischof der Stadt besuchte sie und brach vor Mitleid und Entsezen in helle Thränen aus. Sie aber lächelte ganz sanft, als sie ihn weinen sah. Ach, wie können Sie noch lächeln? fragte der Bischof. Ich habe ja alle Ursache dazu, antwortete die heldenmüthige Frau, es geschieht an mir nur, was Gott will und das will ich auch. Ich sehe, daß der Kerker meines Leibes nach und nach in Fäulniß übergeht und deshalb jubelt meine Seele, weil sie sich der Freiheit der Kinder Gottes nahe fühlt, weil sie weiß, daß sie binnen Kurzem aus dem Gefängnisse in die Königsburg, von den Ketten auf den Thron und was noch werthvoller ist, zu den süßen Umarmungen ihres himmlischen Bräutigams übergehen wird, dessen Wille ihr Alles ist. O sieh an, mein Christ! von uns fordert der Wille Gottes weit weniger, suchen wir das Wenige zu erfüllen und der Herr wird uns, seine schwachen „Knechte, die wir über Weniges getreu waren, über Vieles setzen.“ Daß wir „stets auf Gottes Willen sehen und vollzieh'n, was ihm gefällt, nimm dich, Mutter, unser an, zeige, was dein Fürwort kann.“ Amen.

V.

Maria aber stand auf in diesen Tagen und ging in das Gebirge mit Eile in eine Stadt Iuda's und sie kam in das Haus des Zacharias und begrüßte die Elisabeth. Luk. I. 39. 40.

Der Erzengel Gabriel hatte der seligsten Jungfrau mitgetheilt, daß ihre schon bejahrte Base Elisabeth seit sechs Monaten in gesegneten Umständen sich befindet. Dies veranlaßte sie eine beschwerliche Reise über das Gebirge zu ihrer Verwandten zu unternehmen, und zwar mit Eile, wie der Evangelist sagt, um die herzliche Liebe anzudeuten, welche die Mutter der Barmherzigkeit zu Elisabeth trug. Maria zweifelte nicht an dem Worte des Engels, denn Elisabeth ruft ihr, kaum als sie dieselbe er-

blickt, zu: „Selig bist du, weil du geglaubt hast,“ es war also nur der Drang dieses jungfräulichen, milden und gnadenreichen Herzens, was sie antrieb, an der Freude ihrer Verwandten Theil zu nehmen, ihr ihre Dienste anzubieten, ihr ihre Liebe zu beweisen. Sie tritt in das Haus und begrüßt Elisabeth. Wenn uns auch das Evangelium die Worte dieses Grusses nicht aufzuhalten hat, wir können aus der begeisterten, ehrfurchtsvollen Antwort Elisabeths entnehmen, wie süß sie gewesen sein mögen und wie sehr sie das Gepräge der Nächstenliebe an sich trugen, einer Tugend, die ihr göttlicher Sohn uns so dringend anempfiehlt, und die wir zum Gegenstande unserer heutigen Betrachtung wählen wollen. Ich beginne im Namen Jesu. Ave Maria.

Man kann nicht mit Unrecht die Frage aufwerfen, warum das Evangelium, welches im Ganzen so wenig des Lebens und der Tugenden der seligsten Jungfrau gedenkt, doch mit aller Ausführlichkeit zwei Begebenheiten erzählt, in denen vorzüglich die Nächstenliebe Maria's hervorleuchtet und gepriesen wird, nämlich ihren Besuch bei Elisabeth und ihr hilfreiches Benehmen bei der Hochzeit zu Kana. Die Antwort wird leicht sein. Das Evangelium will uns Maria als Mutter der schönen Liebe, als Mutter der Barmherzigkeit kennen lehren und will uns zugleich zeigen, daß sie, wie sie die Mutter des göttlichen Heilandes war, so auch seine erste Dienerin, die größte Heilige des Christenthums ist, weil sie eines seiner ersten und größten Gebote auf das sorgfältigste beobachtet hat.

Es gibt beinahe kein Gebot im Christenthume, auf dessen Befolgung der Heiland mit einem solchem Ernst dringt, wie das der Nächstenliebe. Er stellt es als eine unumgängliche Bedingung zur ewigen Seligkeit hin, als das Wesen des ganzen Gesetzes, als den Auszug aller Lehren der Propheten und als den Inbegriff unserer ganzen Vollkommenheit. „Du sollst Gott deinen Herrn lieben, sagt er, das ist das erste und größte Gebot.“

Das Zweite aber ist diesem gleich. Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. In diesen zwei Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten.“

Er lehrt ferner, daß gleich wie ein todter Mensch kein Lebenszeichen von sich geben kann, so ein der Liebe beraubter Mensch nicht im Stande ist, ein heiliges, für das ewige Leben verdienstliches Werk zu thun. Die heiligsten Handlungen des Menschen sind gewiß die Akte der Unbetugung Gottes, die Akte, durch die der Mensch das, was ihm lieb, theuer und kostbar ist, Gott zum Opfer bringt. Allein Christus erklärt, daß der Herr selbst an Opfern kein Wohlgefallen habe, wenn sie ihm von Jemand gebracht werden, der die Liebe nicht hat. „Wenn du deine Gabe auf den Altar bringest und dich daselbst erinnerst, daß dein Bruder etwas gegen dich habe, so laß deine Gabe dort auf dem Altare liegen, und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder.“

Ein guter Vater liegt dem Tode nahe auf seinem Sterbebette. Seine Kinder stehen alle weinend um ihn herum. Er macht Testament, er setzt sie zu Erben alles dessen ein, was er mit vielem Schweiße und unsäglicher Mühe, mit herben Entbehrungen und schmerzlichen Opfern für sie erworben, gesammelt und gespart hat, er spricht endlich noch seinen letzten Wunsch aus und schärft ihnen zu wiederholten Malen und auf das Nachdrücklichste ein, denselben ja zu vollziehen. „Wie eingedenkt, ruft der heilige Augustinus aus, werden die Erben der letzten Worte des Sterbenden sein! Wenn je in ihrem Herzen ein entgegengesetzter Gedanke sich regt, so werden sie sich selber fragen: Ich sollte das nicht thun, was mir mein Vater zuletzt vor seinem Hinscheiden befohlen, was zuletzt zu meinen Ohren kam, als mein Vater aus dieser Welt schied? O bedenkt doch, meine Brüder, schließt der Heilige, mit christlichem Bewußtsein, wenn die Worte eines dem Grabe zueilenden Vaters so wichtig sind, welchen Eindruck müssen dann die letzten Worte Christi in seinen Erben erzeugen?“

Und lest nun, Geliebte, die letzten Worte unseres göttlichen Heilandes an seine Jünger, lest, was er ihnen noch an dem Abende, wo er von ihnen Abschied nahm, an das Herz legte, als seinen letzten Wunsch aussprach. „Ein neues Gebot gebe ich euch, sprach er, daß ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebt habe. Das befehle ich euch, daß ihr euch einander liebet.“ Und in seinem hohenpriesterlichen Gebete, in welchem er seinen himmlischen Vater alles nahe legt, was seinem anbetungswürdigen Herzen lieb, theuer und kostbar gewesen, um was fleht er? Darum, „daß alle eins sind, gleichwie du Vater in mir und ich in dir.“

Und nun, mein Christ! wie erfüllen wir diesen letzten Wunsch unsers Erlösers, dieses sein Testament, dieses Gebot, auf dessen Befolgung er mit einem solchen Nachdruck dringt, dessen Befolgung er als eine unumgänglich nothwendige Bedingung zur Erlangung der ewigen Seligkeit aufstellt, ohne dessen Befolgung alle unseren guten Werke werthlos vor seinen Augen sind? Ach, wir dürfen nicht lange fragen. Selbst die Welt, die laue, die ungläubige, die gottlose Welt sagt es uns. Selbst sie klagt, daß so wenig Treue, Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Gefälligkeit und Liebe gegenwärtig unter den Menschen zu finden sei, und so viel Haß, Ehrabschneidung, Verläumidung, so viel Feindseligkeit, so viel Argwohn, so viel Schadenfreude, Neid und Mißgunst herrsche. Wessen Jünger sind wir aber dann, da Christus ausdrücklich erklärt, „er werde uns nur daran als seine Jünger erkennen, wenn wir uns einander lieben, wie er uns geliebt hat?“

Ja, sagst du, ich würde meinen Nebenmenschen gerne lieben, wenn er anders wäre, wenn er nur nicht so unangenehme Eigenschaften an sich hätte. Mein Christ! es hat dir Niemand befohlen, deinen Nächsten um seiner selbst, um seiner Eigenschaften halber zu lieben, das Gebot lautet vielmehr dahin, ihn wegen Gott zu lieben. „Man kann eben den Nächsten nicht rein lieben, wenn man ihn nicht in Gott liebt,“ schreibt der Hei-

lige Bernard. Schau in dem Nächsten das Ebenbild Gottes, das er ist, und es kann dir nicht schwer fallen, Gott zu lieben, der das liebenswürdigste Gut ist.

Aber es ist doch ein hartes Gebot! Und warum hart? Was wird denn so Großes von dir verlangt? Daß du gegen gegen deinen Nächsten treu, redlich, aufrichtig handelst, was auch du von jedem Menschen verlangst. Daß du mit seinen Fehlern Geduld tragest, was auch du bezüglich deiner Fehler wünschtest, daß du gefällig und lieblich gegen ihn bist, wie es dir wohl thut, wenn Andere so gegen dich handeln, daß du von deinem Neberflusse ihm mittheilest, wozu dich dein natürliches Gefühl schon auffordert, daß du ihm endlich verzeihest, wenn er dich beleidigt hat, was Gott deinem Herrn gegen dich wohl zehnmal des Tages nicht zu viel und zu hart sein darf. Hart mag es dich ankommen, aber glaubst du, der Himmel ist ein Kinderspiel und willst du ihn ohne Kampf und ohne Neberwindung erlangen? O flehen wir sie an, die Mutter der schönen Liebe:

„Dein Herz steht mir offen, ich schließ' mich hinein, will Hilfe da hoffen, in Freud und in Pein, in Kämpfen und Streitern erbitte mir Huld, in bitteren Zeiten, Maria, Geduld. Die Liebe vermehre, das bitte ich dich.“ Amen.

VI.

Hoch preiset meine Seele den Herrn. Lk. 1, 46.

Die allerseligste Jungfrau hielt das Geheimniß, das an ihr geschehen und damit zugleich auch all ihre Freude still in ihrer Brust verborgen. Wer auch würde es verstanden, wer es geglaubt haben, daß sie von Gott auserwählt sei, die jungfräuliche Mutter des menschgewordenen Gottes, des Welterösers, zu werden? Elisabeth aber weiß es, bevor Maria es ihr gesagt. Sie „wird voll des heiligen Geistes, ruft mit lauter Stimme und spricht: Gebenedeit bist du unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes. Und woher mir dieses, daß

die Mutter meines Herrn zu mir kommt?“ Da geht auch das volle Herz der heiligsten Jungfrau über und ergießt sich in einen Jubelgesang, der an Schönheit nicht seines Gleichen hat. Und womit beginnt sie ihn? Mit dem Hochgefühl über die unermesslich erhabene Bestimmung, die ihr geworden? O nein! Mit dem Preise Gottes. Mit dem Psalmlisten denkt sie: „Nicht mir, nicht mir gib die Ehre, sondern deinem heiligen Namen,“ und darum ruft sie in hoher Begeisterung aus: „Magnificat anima mea Dominum. Hoch preiset meine Seele den Herrn.“ Der Preis, das Lob, die Ehre Gottes ist das Erste, was Maria im Auge hat und was auch wir vor allen Andern suchen sollen. Das ist der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung, die ich beginne im Namen Jesu. Ave Maria.

„Zum Dienste Gottes gehört vor Allem, schreibt der heilige Thomas, daß man dem alleinigen Gott Ehre erweiset.“ Ehre, wem Ehre gebührt. Ehre gebührt dem Monarchen, wegen seiner erhabenen Würde, Ehre gebührt einem gelehrten Manne, wegen seiner hervorragenden Wissenschaft, Ehre gebührt dem Tugendhaften, ob des errungenen Sieges über seine Leidenschaften. Um wie viel mehr Ehre wird erst Gott gebühren, dem Könige Himmels und der Erde, dem Schöpfer und Lenker aller Dinge, der ewigen Weisheit, dem heiligsten, vollkommensten Wesen, dem höchsten Gute, das alle herrlichen Eigenschaften im höchsten Maße besitzt? „Groß ist der Herr und sehr preiswürdig, ruft der Psalmlist aus, und seiner Größe ist kein Ende. Ein Geschlecht nach dem Andern wird rühmen deine Werke und deine Macht verkündigen; von der großen Herrlichkeit deiner Heiligkeit werden sie reden und deine Wunder erzählen; von der Kraft deiner schrecklichen Thaten werden sie sagen und deine Größe erzählen.“ Und der Apostel schreibt: „Dem Könige der Ewigkeit, dem Unsterblichen, dem Unsichtbaren, dem alleinigen Gottes sei Ehre und Herrlichkeit in alle Ewigkeit.“

Suche also vor Allem und in Allem die Ehre Gottes. Gerade so wie der Baum für den Früchte tragen muß, der ihn pflegt, wie der Soldat für den die Waffen tragen muß, der ihm den Sold gibt, wie der Knecht dem Herrn gehorchen muß, der ihn gedungen hat, so mußt du Gottes Ehre und Herrlichkeit suchen, weil er es ja auch allein ist, durch den du lebst und bist.

Und was hat der menschgewordene Sohn Gottes, dem du nach seinem eigenen Ausspruche nachfolgen sollst, damit du nicht „im Finstern wandelst, sondern Licht und Leben habest,“ hier auf Erden gesucht? Nichts Anderes, als die Ehre seines himmlischen Vaters. „Vater, spricht er in seinen letzten Stunden, ich habe dich verherrlicht auf Erden und das Werk verrichtet, das du mir gegeben.“

Nach was haben die Heiligen und Auserwählten Gottes gestrebt und nach was haben sie gerungen? Ut in omnibus glorificetur Deus, daß Gott in Allem verherrlicht werde. Was haben sie zum Wahlspruch für all ihr Thun und Trachten genommen? „Alles zur größeren Ehre Gottes!“ In diesem Entschluße haben sie ein wunderbar heiliges Leben geführt, die außerordentlichsten Bußwerke verrichtet, die ärgsten Versuchungen überwunden, die schwierigsten Werke geübt, unzählige Seelen gerettet, ganze Nationen zum Christenthume bekehrt, die schmerzlichsten Kämpfe mutig durchgestritten, die grausamsten Martern freudig erduldet.

Suche in Allem und vor Allem die Ehre Gottes. Je mehr du Gott ehst, desto mehr ehst du dich selbst. Was kann ehrenvoller sein, als dem die höchste Ehre erweisen, der das höchste Gut ist, und dadurch sich als den treuen Diener des höchsten Königs Himmels und der Erde zu bekennen? Der einfachste Diener eines irdischen Monarchen fühlt sich geehrt und röhmt sich, daß er bei diesem oder jenem Kaiser und Könige im Dienste stehe, was ist dann erst ein Diener des Königs aller Könige, ein Diener des lebendigen Gottes? Je mehr du Gott ehst, desto mehr wird er auch dich ehren. „Wer mich, den

Herrn, ehrt, sagt er in den Blättern der heiligen Schrift, den werde auch ich ehren; wer aber mich verachtet, soll verächtlich werden.“ Deshalb antwortet auch unser Heiland auf die Schmähungen der Juden voll Vertrauen: „Ich suche meine Ehre nicht; es ist einer, der sie sucht und richtet.“

Ehre daher Gott im Gebete. Preise oft seine Allmacht und seine Güte, seine Weisheit und seine Erbarmung, seine Treue und Liebe, seine Größe und seine unendliche Majestät. „Bringet dem Herrn Preis und Ehre, bringet dem Herrn Preis für seinen Namen,“ ermahnt der Psalmist und wiederum: „In dem Herrn rühme sich meine Seele. Mache groß mit mir den Herrn, laßt uns erheben seinen Namen mitsammen.“

Suche die Ehre Gottes dadurch, daß du gute Werke übst, so viel in deinen Kräften steht. „Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, lehrt der Heiland, damit sie eure guten Werke sehen und den Vater loben, der im Himmel ist.“ Schreibe aber die Ehre deiner guten Werke nicht dir zu, sondern dem, welchem sie gebührt, Gott, der dir dazu beigestanden, der wie der Apostel schreibt, „das Wollen und Vollbringen zu einem jeden guten Werke gibt, nach seinem gnädigen Wohlgefallen.“

„Ohne ihn können wir ja, wie er uns selber in den Blättern der heiligen Schrift lehrt, nichts thun und jede gute, vollkommene Gabe kommt von Oben, von dem Vater der Lichter.“ „Dein, o Herr, ist alles Gute, ruft der heilige Augustinus aus, dein ist die Glorie, wer daher bei seinen guten Werken die eigene Ehre sucht, der ist ein Dieb und Räuber, da er dir, seinem Herrn und Gott, die Ehre raubt.“

Suche die Ehre Gottes dadurch zu befördern, daß du dein eigenes Elend, deine eigene Armseligkeit recht erkennst und bekennst. „Wenn ihr Alles gethan habt, schreibt der Apostel, so sagt doch, wir sind noch unnütze Knechte.“ Bekenne daher oft in Demuth deine Sünden. „Gehört etwa nicht auch dieß zum Lobe Gottes, wenn du deine Sünden bekennst? fragt der heilige Augustinus. Gewiß, der Arzt wird um so mehr gelobt, je

mehr man an der Genesung des Kranken verzweifeln müßte.“ Bekenne also deine Sünden in Demuth und aufrichtiger Neue, damit alle Engel und Heiligen jubeln und Gott verherrlichen, daß er in seiner überaus großen Erbarmung einem solchen Sünder verziehen und ihn gerettet.

Suche die Ehre Gottes, indem du deine Leidenschaften bezähmst, die Versuchungen überwindest, deine sinnlichen Neigungen Gott zum Opfer bringest, Gewalt brauchst, um auf dem Wege Gottes zu wandeln und deine Seele zu retten. Der Herr wird um so mehr geehrt, je eifriger seine Diener sind, jeden seiner Wünke zu folgen, selbst die schwierigsten und mühsamsten Aufgaben freudig und aus Liebe zu ihm zu verrichten.

Ehre Gott, indem du geduldig, mutig und ergeben, ohne Klagen und Murren leidest. Im Feuerofen luden die drei babylonischen Jünglinge alle Geschöpfe ein, den Herrn zu lobpreisen und ihren Gott zu verherrlichen. „Lobpreiset den Herrn, ihr alle Werke des Herrn, lobet und verherrlicht ihn in Ewigkeit.“ Ehre den Herrn in dem Feuerofen der Trübsal und er wird dich krönen mit Ehre und Herrlichkeit im Himmel. Rufe zu Maria: „Gott den Herrn pries deine Seele, deines Herzens Lust war er, möcht' auch alles, was ich wähle, zielen stets auf Gottes Chr. O nöcht' er nun ganz allein meines Herzens Sehnsucht sein!“ Amen.

VII.

Und mein Geist frohlockt in Gott meinem Heilande. Luk. I, 47.

Nachdem die allerseligste Jungfrau Gott vor Allem die Ehre gegeben und ihn hoch gepreisen hatte aus allen Kräften ihres liebentflammtten Herzens, gedenkt sie all der Gnaden, die ihr von ihm geworden. Sie hat die Worte des Engels begriffen, als er sie ein Wunder der Gnade nannte, die unermäß-

liche Liebe Gottes war ihr klar geworden, der sie aus all den Millionen ihres Geschlechtes von Ewigkeit her zur Mutter seines eingebornten Sohnes auserwählte, der sie in Hinblick auf die Verdienste dieses Sohnes in dem ersten Augenblicke ihres Daseins von aller Makel der Erbsünde befreiet, der sie so wunderbar behütet, der mit so süßen Einsprechungen ihr Herz heimgesucht, der sie auf jedem Schritte ihres Lebens an seiner Vaterhand geführt hatte. Und mit diesem Herrn und Gott, den Himmel und Erde nicht fassen können, ist sie nun auf das Innigste vereinigt, den trägt sie als die gebenedete Frucht ihres Leibes in ihrem Leibchen Schoße. Wahrhaftig, wie muß dein Geist frohlocket haben in Gott deinem Heilande, du Mutter aller Gnaden? Wer kann deine Freude, deinen Jubel, dein Entzücken nur ahnen? Aber auch wir, mein Christ! haben alle Ursache in Gott uns zu freuen. Davon soll unsere heutige Betrachtung handeln, die ich beginne im Namen Jesu. Ave Maria.

Auch wir haben alle Ursache in Gott uns zu freuen.

Es muß ein seltsames Menschenkind und jedes bessere Gefühl in ihm erstorben sein, das, wenn es etwa an einem schönen Frühlingsmorgen auf einer Anhöhe steht, und ein gut Stück Erde sieht in all seiner Blüthenpracht, in all seiner ewig jungen Herrlichkeit, nicht vor Freude ergriffen wird über die Schönheit der Welt, und sich glücklich fühlt, noch zu leben und all diese Lieblichkeit in sich aufzunehmen zu können. Wenn nun aber schon jedes unverdorbene Menschenherz von inniger Freude über die Schöpfung ergriffen wird, welche Freude muß es erst beseelen bei dem Gedanken an den Schöpfer, an Gott?

Unser theures Vaterland ist reich an Naturschönheiten, aber es gibt Länder auf der Erde, denen es weit an Herrlichkeit nachsteht, Länder, über die ein beinahe immer heiterer Himmel sich wölbt, welche Gewächse von außerordentlicher Größe, Blumen von einer ungeahnten Pracht, die kostbarsten Gewürze,

die edelsten Thiere hervorbringen. Allein was ist ihre Schönheit im Vergleiche mit der unendlichen Schönheit Gottes, deren schwächer, deren unbedeutender Abglanz sie sind?

Über uns wandeln die Sterne ihre von Gott ihnen vor-gezeichneten Bahnen. Jeder Stern ist wieder eine Welt für sich, wie unsere Erde, die meisten von ihnen sind größere Welten, als unsere Erde ist. Man kann mit allem Grunde ver-muthen, daß unter diesen Welten viele sich befinden werden, die weit reicher, weit schöner, weit herrlicher ausgestattet sind, als der Schauplatz unsers irdischen Wirkens. Aber was sind all diese Millionen Welten und all ihre Pracht und Herrlichkeit gegen die Schönheit ihres Schöpfers, der sie durch einen Wink in's Dasein gerufen und ihnen nur einen Funken aus der un-ermeßlichen Fülle seiner ewigen Schönheit mitgetheilt hat?

Wir wissen, daß Gott denen, die ihn lieben und die treu auf seinen Wegen wandeln, im jenseitigen Leben eine Heimat bereitet hat, den Himmel. Wir können uns denken, daß Gott diesen Ort, der seinen Auserwählten die Fülle aller Seligkeit gewähren soll, mit einer ungeahnten Lieblichkeit und Pracht aus-gestattet hat. Und wirklich versichert uns ein Mann, dem es während seines irdischen Lebens vergönnt worden, die Geheim-nisse des Himmels zu schauen, der heilige Apostel Paulus: Daß kein Auge es gesehen, kein Ohr es gehört und keines Menschen Herz es je empfunden hat, was Gott daselbst jenen bereitet hat, die ihn lieben. Und was ist selbst die Schönheit des Himmels gegen die Schönheit Gottes, seines Schöpfers? Selbst der Himmel ist nur dadurch Himmel, das kostbarste und herrlichste, was man ahnen kann, weil Gott in ihm, in dem Himmel, ist, weil Gottes Schönheit ihn mit dem Lichte seiner göttlichen Majestät bestrahlt.

Und dieser Gott, „diese ewig alte und ewig neue Schönheit,“ wie der heilige Augustinus sagt, dieses höchste, liebens-würdigste Gut, das alle erdenklich guten Eigenschaften im höchsten Maße besitzt, diese unendliche Weisheit, diese unermeßliche

Liebe und Güte, diese unaussprechliche Heiligkeit und Erbarmung weiß nicht nur von dir, kümmert sich nicht nur um dich, sorgt nicht nur für dich, sondern liebt dich, liebt dich mit einer größeren Liebe, als ein Vater- und Mutterherz dich lieben kann, nennt dich sein Kind und verlangt von dir, ja befiehlt dir sogar, ihn deinen Vater zu heißen. „So sollet ihr beten, spricht er, Vater unser, der du bist in dem Himmel.“ Und wir hätten keine Ursache uns in Gott zu freuen und auszurufen mit dem Psalmlisten: „Freuet euch im Herzen und frohlocket ihr Gerechte und jauchzet Alle, die ihr aufrichtigen Herzens seid!“ „Ja, wahrhaftig, das ist die wahre und höchste Freude, schreibt der heilige Bernardus, die wir nicht über die Geschöpfe, sondern über den Schöpfer haben und die, wenn wir sie einmal haben, uns von Niemandem genommen werden kann. Im Vergleich mit ihr ist jede Freude Trauer, jeder Schmerz, jede Süßigkeit bitter, jede Schönheit häßlich, kurz, Alles beschwerlich, was sonst ergözen kann.“

Und so sehr hat dich dieser Gott geliebt, daß er seinen eingebornten Sohn für dich hingegeben hat, und so sehr hat dich dieser sein eingeborner Sohn geliebt, daß er für dich in den schmerzlichsten, grausamsten Tod ging und den letzten Tropfen seines anbetungswürdigsten Blutes vergoß. Und so sehr liebt dich der heilige Geist, daß er dich ohne dein Zuthun, ohne dein Verdienst in einer Kirche geboren und erzogen werden ließ, wo dir ein Uebermaß von Gnade aus dem siebenfachen Strome der heiligen Sakramente zufließt, wo du mit aller Sicherheit das Heil deiner Seele wirken, in jedem Zweifel Rath, in jeder Versuchung Stärke, in jedem Leiden Trost finden kannst, wo du deine ermatte Seele selbst mit dem wahren Fleische und Blute deines Heilandes stärken und sättigen kannst. Und du hättest keine Ursache in Gott dich zu freuen, aus ganzem Herzen zu jubeln über die Gnaden und Erbarmungen des Herrn und auszurufen mit der heiligen Schrift: „Danken will ich dir, Herr, aus meinem ganzen Herzen; erzählen will ich all deine

Wunder, mich freuen und frohlocken in dir: lob singen deinen Namen, Allerhöchster?

Ja, „freuet euch in dem Herrn, freuet euch allzeit,“ wie der Apostel ermahnt. Das ist die wahre Freude, die Freude in Gott. Was ist dagegen das, was die Welt Freude nennt. „Eitelkeit und über alles Eitelkeit,“ sagt die heilige Schrift. Der heilige Augustin aber schreibt: „Die Ergötzungen der Welt sind ein wahrer Schmerz und eine falsche Lust, eine gewisse Traurigkeit und eine ungewisse Freude, eine harte Plage und eine furchtsame Ruhe, im Gefolge haben sie nur Elend und sind leer an ächter Seligkeit.“

Du wirst dich aber nur in Gott freuen hier und dort, wenn du deine Leidenschaften bezähmst, Gottes Gebote hältst, auf seinen Wegen wandelst, die Welt verachtst, die Sünde fliehest, ein reines Gewissen bewahrst und in Gottes heiligen Willen ergeben bist. Das braucht Anfangs wohl viele Gewalt und Anstrengung, aber es wird dir dann reich gelohnt, schon hier mit dem süßen Frieden, mit der heiligen Ruhe des Herzens, an der du dich nie ersättigen kannst. „Denn was ist für ein Unterschied zwischen den geistigen und leiblichen Freuden, fragt der heilige Gregor und antwortet zugleich: Die leiblichen Freuden erwecken Verlangen, ehe man sie genießt und Ekel, wenn man sie genossen hat. Die geistigen dagegen erwecken Unlust, ehe man sie genossen, aber Freude und fortwährende Sehnsucht, wenn man sie einmal verkostet hat.“

Und wie könnten wir noch eines Grundes vergessen, um dessen Willen wir uns in Gott freuen sollen, nämlich darum, daß er uns in dir, o seligste Jungfrau, eine so gnadenreiche, so gütige, so barmherzige Mutter gegeben hat. Ja, „ewig sollen Lob dir zollen, die Erlösten aller Zeit, dich verehren und vermehren ewig deine Herrlichkeit.“ Amen.

VIII.

Denn er hat angesehen die Niedrigkeit seiner Magd. Luk. I, 48.

Eine so reine, eine so unaussprechliche Freude auch Maria über die ihr widerfahrenen Gnaden, über die ihr gewordene Bestimmung empfunden und so sehr auch ihr Geist frohlockte in Gott ihrem Heilande, sie vergißt selbst im höchsten Jubel ihres Herzens nicht, was sie von Natur aus ist, ein schwaches Geschöpf; von Natur aus nicht fähig und würdig, die Mutter des Sohnes Gottes, ihres Schöpfers und Erlösers, zu werden. Sie schreibt sich keinen Anspruch auf diese erhabene Würde zu, obwohl sie aus dem königlichen Stamme David entsprossen ist, und hiemit Anteil an den Verheißungen hat, die diesem Hause geworden, daß nämlich der Erlöser aus ihm hervorgehen wird. Sie übersteht ihre unbefleckte Reinigkeit, ihre glühende Andacht, ihre flammende Liebe zu Gott, all die Tugenden, die sie würdig machen, ein auserwähltes Gefäß der Gnade zu werden, sie weiß nur von der Armut der menschlichen Natur, von der Niedrigkeit ihrer weltlichen Stellung, und schreibt alles, was sie ist und was sie wird, rein und allein der Gnade Gottes zu. Denn „er, Gott, hat angesehen die Niedrigkeit seiner Magd,“ spricht sie. Diese Selbsterkenntniß in Demuth ist der Anfang zum Guten, der Fortschritt im Guten, die Vollendung im Guten, die Grundlage aller echten Tugend. Dies wollen wir heute betrachten im Namen Jesu. Ave Maria.

Als einst ein berühmter Redner gefragt wurde, welche die erste Regel sei, die man in der Veredsamkeit zu beobachten habe, soll er geantwortet haben: Der Vortrag, und als er um die zweite befragt wurde, sagte er, wieder der Vortrag, und als er um die dritte befragt wurde, wieder der Vortrag. „Eben so würde auch ich, schreibt der heilige Augustinus, wenn du mich

um die Vorschriften der christlichen Religion fragtest, und so oft du mich fragtest, immer zur Antwort geben: nichts Anderes als die Demuth.“

Warum aber, mein Christ, gesteht der Heilige der Demuth einen solchen Vorrang zu? Die Antwort auf diese Frage gibt ein anderer großer Heiliger, der heilige Thomas, welcher die Demuth die „Grundlage aller Tugenden“ nennt. Sowie die Grundlage, die Grundfeste eines Hauses, das Wichtigste ist und zuerst mit aller Sorgfalt gelegt werden muß, bevor man die Mauern, die Gewölbe, die Zimmer aufführt und mögen auch dieselben mit Sammt und Seide ausgeschmückt, und mit Gold und Edelsteinen geziert werden, so ist die Demuth die nothwendige Grundlage, die zuerst gelegt und versichert werden muß, um auf ihr das Gebäude aller übrigen Tugenden und der christlichen Vollkommenheit aufzuführen.

Ohne Grundfeste kann ich kein Gebäude aufführen, und wenn ich es könnte, so würde ohne Grundfeste das Gebäude keine Festigkeit, keine Dauer haben. So kann ich ohne Demuth auch nicht in den Besitz einer einzigen Tugend gelangen, und wenn ich ohne sie in den Besitz einer Tugend gelangte, wird sie keine Festigkeit, keine Dauer haben.

Ohne Demuth kann ich auch nicht in den Besitz einer einzigen Tugend gelangen. Das ist ja doch zu viel behauptet? Ein stolzer, hoffärtiger Mensch kann doch dabei keusch, mäßig, wahrheitsliebend, arbeitsam, wohltätig sein, daher eine Menge Tugenden besitzen? Mein Christ! es ist doch nicht so. Um das zu verstehen, müssen wir uns zuerst darüber verständigen, was Tugend ist. Zum Besitze einer Tugend gehört nicht nur, daß man diese oder jene gute Handlung ein und das andermal thut, sondern daß man sie immer und unter allen Verhältnissen thut. Wer nur das eine oder das andermal keusch ist, besitzt noch nicht die Tugend der Keuschheit. Diese Tugend besteht vielmehr darin, daß der Mensch immer und allzeit, auch wenn die Verlockung noch so groß, die Gelegenheit noch so leicht und lockend

ist, die Reinigkeit bewahrt, und nicht blos seinen Leib vor Be-
fleckung, sondern selbst seine Seele vor der Befleckung auch nur
mit einem freiwilligen unreinen Gedanken behütet. Nicht etwa
der besitzt die Tugend der Wohlthätigkeit, welcher ein oder
das anderermal ein Almosen gibt, etwa aus natürlichem Mitleid,
etwa weil er diesem Armen sich in etwas verpflichtet fühlt, etwa
um vor den überlastigen Bitten des Armen los zu werden, etwa
weil es ihm leicht ankommt. Wahrhaft wohlthätig bist du nur
dann, wenn du auch dem widerwärtigen Armen gibst, wenn du
dir selbst etwas versagst und absparst, um es deinem nothleiden-
den Mitbruder zu geben, wenn du in deiner Milde und Barm-
herzigkeit nicht ermüdest.

Zur Tugend gehört endlich noch, daß du das Gute, wel-
ches eine Tugend vorschreibt, nicht etwa darum thust, weil es
dir leicht ankommt, weil es deinem natürlichen Wesen entspricht,
weil du davon einen zeitlichen Nutzen, eine zeitliche Ehre erwar-
test und weil es dein Selbstgefühl befriedigt. Für einen Men-
schen, der stumm ist, kann es offenbar kein Verdienst sein, wenn
er nicht die Unwahrheit redet; wenn du einen natürlichen Ekel
vor jedem geistigen Getränke hast, so kann man von dir nicht
sagen, daß du die Tugend der Mäßigkeit besitzest; wenn du ob
eines zeitlichen Gewinnes, wegen ehrenvoller Anerkennung der
Menschen, deine Arbeit eifrig verrichtest, so bist du wohl arbeit-
sam, besitzest aber nicht die Tugend der Arbeitsamkeit, und wenn
du nur die Reinigkeit deshalb bewahrst, weil dir das Gegen-
theil für deine Person entwürdigend vorkommt, so bist du noch
himmelweit von der Tugend der Keuschheit entfernt.

Eine Tugend besitzt nur der, welcher das Gute immer
und allzeit und unter den schwierigsten Verhältnissen und allzeit
aus Liebe zu Gott thut, in der aufrichtigen, reinen Meinung,
Gott allein dadurch wohlgefallen und seine Seele retten zu
wollen. Das allein ist wahre, echte Tugend.

Eine solche Tugend aber, möge sie nun wie immer heißen,
werden wir nie erringen ohne die Gnade Gottes. Sie zielt

auf Gott, sie kann daher auch nur durch die Gnade Gottes und was uns betrifft, nie ohne Demuth zu uns gelangen. Das bezeugt auf das Nachdrücklichste das Wort der ewigen Wahrheit, die heilige Schrift: „Gott widersteht den Stolzen, den Demüthigen aber gibt er seine Gnade.“ Was muß ein trockenes, unfruchtbare Thal thun, um von einem gegenüberliegenden Berge jenes wohlthätige Wasser zu empfangen, das auf dem Gipfel des Berges entspringt und in verschiedenen kleinen Armen herabrieselt? Offenbar nichts anders, als sich gegen den Fuß des Berges beugen. So muß auch die Seele, wenn sie von dem Throne Gottes jenes Wasser der Gnade empfangen will, das sie allein fruchtbar und reich an Tugenden und guten Werken machen kann, in aller Demuth vor Gott sich beugen und ihr Elend, ihre Unbeholfenheit, ihre äußerste Noth mit aller Zerknirschung bekennen.

Die Gnade Gottes ist uns aber nicht blos dazu nothwendig, damit in uns heilige Tugenden entspringen, sondern auch, damit sie in uns wachsen und stets in frischer Kraft erhalten werden. Ist nun die Demuth die Bedingung der Erlangung der Gnade zum Ansange im Guten, so ist sie auch die Bedingung der Erlangung der Gnade zum Fortschritt und zur Beharrlichkeit im Guten. Deshalb, schreibt der heilige Hieronymus: „Nichts soll dir werthvoller, nichts theurer sein, als die Demuth. Denn sie ist hauptsächlich die Bewahrerin und gleichsam Hüterin aller Tugenden,“ und der heilige Gregor sagt: „Wer sich ohne Demuth Tugenden sammelt, der streut Sand in die Lust.“

Die Demuth ist also die Grundlage aller Tugenden und leider besitzen wir sie so wenig. Freilich sagen wir, wenn man uns um sie fragt: O wir sind demüthig, auf was hätten wir denn Ursache stolz zu sein? Allein es ist das nur eine Täuschung des bösen Feindes. Bei der kleinsten Rüge, bei der unbedeutendsten Beleidigung, bei hundert Anlässen tritt unser Stolz, unsere Eigenliebe, unser Hochmuth, diese so gefährlichen Feinde unsers Seelenheiles hervor. Deshalb sind wir auch im Guten

so weit zurück und machen in der Tugend so wenig Fortschritte. O siehe wir Maria an, daß sie uns Demuth erbittet. „Handeln nur, um Gott zu lieben, nicht von Eigennutz getrieben, diese Demuth zeige hier, Mutter Jesu steh an dir. O dein Beispiel zeigt uns Allen, einen sichern Weg zu dir. Diesen Weg zur Tugend wallen, Mutter Jesu, wollen wir. Hilf uns Gottes Gnad' erflehen, daß wir diesen Weg nun gehen. Bitte deinen Sohn, daß wir ihn einst preisen für und für.“ Amen.

~~IX.~~

Denn siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter. Luk. I, 48.

Maria hat erkannt, daß die Demuth die Grundlage aller Tugenden ist, sie kennt aber auch die herrlichen Früchte dieser Tugend, die elf an der Zahl sind, nämlich: Ehre, Größe, Macht, Heiligkeit, Barmherzigkeit, Weisheit, der Schutz Gottes, der Sieg über unsere Feinde, das Verderben derselben, Thron und Herrschaft, Sättigung und Seligkeit. In den Worten: „Denn siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.“ nennt sie die erste Frucht der Demuth: Die Ehre. Die Demuth brachte sie zu Ehren vor Gott und aller Welt. Zugleich fordert sie uns aber in denselben Worten auch auf, sie mit allen Geschlechtern selig zu preisen, weil ihre Verehrung ein kräftiges Mittel heilig zu werden ist. Diese zwei Punkte bilden auch den Gegenstand unserer heutigen Betrachtung, die ich beginne im Namen ihres göttlichen Sohnes, im Namen Jesu. Ave Maria.

Die Demuth brachte Maria zu Ehren vor Gott und den Menschen.

Wenn die Mutter der Barmherzigkeit Gott durch ihre unbefleckte Reinigkeit gefiel, so war es ihre Demuth, durch welche sie ein so auserwähltes Gefäß der Gnade geworden ist, und

denjenigen empfangen hat, der Himmel und Erde erschaffen. „Zu wem werde ich meine Blicke wenden, spricht der Herr selbst bei dem Propheten, wenn nicht zu den Armen, die gedemüthigten Geistes sind?“ und bei dem Evangelisten: „Wer aus euch der Geringste ist, ist der Größte.“ Es ist auch klar, Gott der Herr, der sich durch seine Menschwerdung bis zum Uebermaße erniedrigte, mußte unendliches Wohlgefallen an der Demuth der Jungfrau finden, die sich selbst in dem erhabenen Augenblicke, als er in ihren Leuschen Schoß hieniederstieg, in ihr Nichts versenkte und den demüthigen Namen einer Magd als den vorzüglichsten, ihren Ehrennamen betrachtete.

Darum aber hat sie aber auch Gott über alle Geschöpfe erhoben. Darum hat er ihr Lob und ihren Preis verkündet durch den Mund der Kirche und durch tausenderlei Wunder und Zeichen. Darum beugen Millionen Geschlechter ehrfurchtsvoll ihr Antlitz vor ihr, liegen Kaiser und Könige demüthig vor ihren Bildnissen und rufen ihre Fürbitte an; darum wird sie von ganzen Völkern und Nationen als ihre Königin, als Schutzfrau, als ihre Fürsprecherin verehrt und gepriesen. „Sieh von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.“

Sei demüthig, mein Christ, und auch du wirst Ehre gewinnen vor Gott und den Menschen. Gott entfernt sich von denen, die sich erheben und nähert sich jenen, die sich erniedrigen. Was kann es Ehrenvollereres für dich geben, als Gottes liebes Kind zu sein und sieh, das wirst du durch die Demuth! Was kann größer und glorreicher für dich sein, als wenn du dich mit Ernst bemühest Jesu Christo nachzuahmen, aber niemals kommst du ihm näher, als wenn du demüthig bist, denn er war es aus ganzer Seele und ruft dir daher mit seinen eigenen Worten zu: „Kommt her zu mir und lernet von mir, wie ich demüthig bin vom ganzen Herzen.“

Die Demuth bringt dir auch Ehre vor den Menschen. Es ist nicht wahr, wenn du sagst: Ja, wenn ich so demüthig sein wollte, würden sich die Menschen Alles gegen mich erlauben.

Nicht die Demuth, sondern dein Widerspruchsgenist, deine Sucht, Recht zu haben, deine Empfindlichkeit über jedes übelgewählte, oft gar nicht bös gemeinte Wort, deine Eitelkeit, dein Stolz sind gar oft die Ursache der Beleidigungen, die dir zugesügt, der Kränkungen, die dir angethan werden, der Demüthigungen, die über dich ergehen. Die Demuth fordert eben nicht, daß du dir dein gutes Recht in bedeutenden und wichtigen Dingen nehmen lässest, sie verlangt nur, daß du dein Recht mit Bescheidenheit vertrittst, daß du in unwesentlichen Dingen nachgibst, daß du mit den Schwächen und Fehlern deines Nebenmenschen Geduld trägst, wie sie eben auch Gott mit den deinigen tragen muß, daß du nicht jedes Wort übel aufnimmst und dich nicht über deine Verdienste, über deinen Stand, über deine sündige Natur erhebest. Selbst die gewöhnliche Welt schätzt und liebt den Menschen, je demüthiger und bescheidener er ist, und verspottet und tadeln eine Seele, die vor Hoffart aufgedunsen ist und sich über Andere zu erheben glaubt. Wie kannst du damit sagen, daß die Demuth deine Ehre benachtheiligt?

Und wenn etwa unchristliche, böse und rohe Menschen deine Demuth und Bescheidenheit hie und da missbrauchen, was hat das deiner Ehre in den Augen Gottes und in den kluger, vernünftiger Menschen geschadet? „Mir gilt es ein Geringes,“ schreibt der heilige Apostel solchen Leuten, daß ihr über mich urtheilt, denn mein Richter ist Gott.“ Mochten auch die verblendeten Juden unsern sanftmüthigen und demüthigen Heiland bei seinen Lebzeiten noch so sehr verunehren und beschimpfen, es werfen sich seit beinahe zwei Jahrtausenden Millionen und Millionen täglich auf ihre Knie vor ihm nieder und beten ihn an als den menschgewordenen Gott. Mochten auch die Zeitgenossen verächtlich und achselzuckend vor der demüthigen und armen Jungfrau von Nazareth vorübergehen, es preisen sie doch jetzt selig alle Geschlechter.

Ja selig preisen sie alle Geschlechter und machen sich dadurch selbst selig, weil die Verehrung der seligsten Jungfrau

ein kräftiges Mittel heilig zu werden ist. Die Verehrung Maria's hängt schon mit der Grundlage aller echten Tugend, mit der Demuth auf das innigste zusammen. Es fällt dem Menschen an und für sich schwer, sich einem andern Menschen unterzuordnen, ihn so hoch über sich gestellt zu betrachten, sich abhängig von ihm zu fühlen, das Theuerste, was er hat, sein Seelenheil einem andern anzuvertrauen, ihn zu bitten, und in der Erkenntniß des eigenen Elendes seine Fürsprache dringend und beharrlich anzurufen. Zu diesem allen leitet uns aber die Verehrung Maria's an. Jedes katholische Kind weiß, daß Maria nicht Gott, daß sie keine göttliche Person ist, sondern dieselbe menschliche Natur besaß, wie wir, so zu sagen, Fleisch von unserem Fleisch und Gebein von unserem Gebein, nur mit höheren Gnaden von Gott ausgestattet war. Wenn nun aber wir Menschen einem Menschen gegenüber, wie die Mutter der Barmherzigkeit war, eine solche Verehrung ausüben, so verrichten wir dadurch zugleich einen Akt der tiefsten Demuth, der zu unserer Heiligung nicht wenig beiträgt und uns wohlgefällig macht vor den Augen Gottes.

Wenn wir die seligste Jungfrau verehren, so verehren und bewundern wir außer der erhabenen Bestimmung, die ihr geworden, noch die großen, die heldenmüthigen Tugenden, durch welche sie sich vor allen Menschen auszeichnete. Es ist nun aber beinahe nicht möglich, ihre unbefleckte Reinigkeit, ihre glühende Andacht, ihren treuen Gehorsam, ihre vollkommene Ergebung in Gottes Willen, ihre wunderbare Sanftmuth, ihre flammende Liebe zu Gott und den Nächsten zu bewundern und sie so zu verehren, ohne daß wir uns auch bestreben, dieselbe nachzuahmen und somit Heilige zu werden.

Maria hat sich zu ihrem Vorbilde für Zeit und Ewigkeit Gott gewählt. Ihm zu folgen, ihm nachzuahmen nach Maßgabe ihrer Kräfte und der Gnade, die sie empfangen, war ihr Streben auf Erden und ist es noch im Himmel. Wer aber Gott ehrt, den ehrt Gott wieder, wer Maria ehrt, der wird von Maria

wieder geehrt und sie läßt nicht nach, für ihre wahren und treuen Diener Tag und Nacht dringend und inbrünstig zu beten, um das nothwendigste Mittel für den Menschen, um heilig zu werden, die Gnade. So heiligt uns die Verehrung Maria's, indem sie uns in der Demuth fördert, indem sie das anziehendste und beweglichste Vorbild der Heiligkeit uns täglich vor Augen stellt, indem sie uns endlich die zur Erlangung der Heiligkeit und Rechtigkeit so nothwendigen Gnaden in Fülle verschafft. Ja, Mutter der Barmherzigkeit! wir wollen in Ewigkeit deine treuen Diener und Verehrer sein.

„Dich, Maria! loben wir, Gottesmutter wir dich nennen, Himmelsgeister selbst in dir ihre Königin erkennen; ja der ganze Schöpfungskreis gibt dir Ehre, Lob und Preis.“ Amen.

X.

Denn Großes hat er an mir gethan. Luk. I, 49.

Wir haben gestern die erste Frucht der Demuth kennen gelernt und zwar: die Ehre. Die Demuth hat Maria vor Gott und der Welt zu Ehren gebracht. „Sieh, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.“ Gott selbst verkündigte ihr Lob und ihren Preis, die Auserwählten im Himmel alle, von den Seraphim an, bis zur letzten Seele, die durch die Erbarmung Gottes in die Herrlichkeit jenseits eingegangen ist und die Millionen Geschlechter, die hier auf Erden das Glück des wahren Glaubens genießen, alle verehren sie als ihre Fürsprecherin und Königin, beugen sich ehrfurchtsvoll vor ihr und vertrauen nächst Gott am meisten auf ihre müchterliche Erbarmung. Ja, Großes hat der Herr an dir gethan, du Mutter aller Gnaden. Wir wollen auch die Große Maria's zum Gegenstande unserer heutigen Betrachtung machen, die ich beginne im Namen Jesu. Ave Maria.

Die Demuth hat Maria groß gemacht — „Er hat an-
gesehen die Niedrigkeit seiner Magd und Großes an mir gethan.“
Worin besteht die Größe Maria's? Ach, können wir Menschen
es sagen? Selbst die Kirche, welche als Braut des göttlichen
Sohnes, erleuchtet von dem heiligen Geiste, die Geheimnisse des
Reiches Gottes schaut, bekennt, sie „wisse nicht, mit welchem
Lobe sie dich, du Mutter aller Gnaden, erheben soll.“ Wie
sollen wir es sagen, wie soll ich, dein unwürdiger Diener, deine
Größe erklären können?

Maria ist die Tochter des himmlischen Vaters, die Mu-
ter des eingebornen Sohnes, die Braut des heiligen Geistes
und als solche die Königin des Himmels und des Weltalls, und
damit ist Alles gesagt, was ihre Größe betrifft.

Derjenige Engel, der alle übrigen dieser seligen Geister
an Gnade und Vollkommenheit übertrifft, schätzt sich glücklich,
unter ihre Diener zu gehören, so groß ist der Abstand zwischen
ihr und ihm, und damit ist Alles gesagt, was die Größe Maria's
betrifft.

Als Mutter des menschgewordenen Gottes hat sie eine
Art Herrschaft über alle Schätze der Gnaden, über welche Jesus
Herr ist, und dadurch eine unumschränkte Gewalt der Fürbitte
bei ihm, und damit ist Alles gesagt, was die Größe der selig-
sten Jungfrau betrifft.

Durch ihre freie Einwilligung, durch ihren freien Gehor-
sam in den ewigen Ratsschluß Gottes hat sie ein besonderes
Verdienst sich um die Menschheit erworben und ist gleichsam eine
Mittlerin unseres Heiles geworden, wenn gleich im eigentlichen
Sinne des Wortes ihr göttlicher Sohn allein der Mittler zwi-
schen Gott und den Menschen ist. Und damit ist Alles gesagt,
was die Größe der seligsten Jungfrau betrifft.

Und all diese Größe, die wir nicht begreifen, sondern nur
dunkel ahnen können, hat Maria durch ihre Demuth erworben.
„Er hat angesehen die Niedrigkeit seiner Magd und deshalb
Großes an ihr gethan.“

Auch dich, mein Christ, wird nur die Demuth groß machen. Alle andere Größe ist nur eitel. Untersuchen wir, was die Welt groß nennt.

Die Welt nennt groß den reichen Menschen, der über viele Geldmittel gebietet und durch diese sich verschaffen kann, wornach das Verlangen seines Herzens geht, was seinen Sinnen schmeichelt, was seinem Ehrgeize, seiner Eitelkeit entspricht. Was ist das aber für eine Größe, wenn der reiche Mann keine besseren, edleren Eigenschaften hat, als blos die, daß er die Güter dieser Welt im Überflusse besitzt? Die Größe, die ein vergoldetes Stück Holz hat. Es glänzt und glitzert, es macht einiges Aufsehen, aber in ein paar Jahren, da hat der Zahn der Zeit das Gold an ihm herabgenagt, und es ist, was es früher gewesen, ein werthloses, unbedeutend Stück Holz. Der Reiche macht Aufsehen, er findet immer Leute, die ihm huldigen, aber sieh, unversehens kommt der Tod und es bleibt ihm von seinen Reichtümern nichts, als ein einfaches Todtenkleid und ein paar Fuß Erde — er ist ein so armer, elender, hilfloser Leichnam, wie der des ärmsten Bettlers und wie wird es seiner Seele ergehen? „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr geht, als daß der Reiche in das Himmelreich gelange,“ sagt Jesus Christus.

Die Welt nennt groß den gelehrten, den gebildeten Menschen. Er verdient auch wirklich Achtung. Er hat seinen Schatz, sein Wissen, seine Gelehrsamkeit nicht durch einen Zufall, wie vielleicht der Reiche die Güter der Erde sich erworben und errungen. Allein, was nützt ihm endlich alle seine Wissenschaft, wenn er nicht für das Heil seiner Seele sorgt? Was er weiß, haben Tausende vor ihm gewußt und Tausende nach ihm werden noch mehr wissen. Was nützt es ihm, wenn er im Lichte irdischer Wissenschaft wandelt, seine Seele aber jenseits in die Finsterniß der Verdammnis gestoßen wird? Wie unbedeutend und klein und kaum der Rede werth ist sein Wissen gegen das Wissen selbst des letzten und geringsten Engels?

Die Welt nennt groß den Menschen, der in weltlichen Ehren und Würden steht, der etwa berufen ist, viele seines Gleichen zu leiten, vielleicht berufen ist, ganze Völker und Nationen zu regieren. Und was ist das endlich für eine Größe? Der mächtigste Monarch ist denselben Leiden, denselben Schmerzen, denselben Krankheiten, demselben Kummer und oft demselben häuslichen Elende unterworfen, wie sein geringster Unterthan. Seine Krone schützt ihn vor dem allen nicht, sie schützt ihn am wenigsten vor dem Tod. Und wenn ein marmornes, wenn ein silbernes, wenn ein goldenes Denkmal den Staub verdeckt, in welchem sein Leichnam zerfällt, es ist doch einfach ein Staub, kein anderer Staub, als der, in den der Leichnam eines zwei Tage alten Kindes zerfällt.

Das ist die irdische Größe, daß die Größe, die die Welt als solche anerkennt, bis über die Wolken erhebt, preist und beeidet. Du magst noch so reich sein, es wird immer noch reichere geben, als dich, und selbst wenn du der reichste bist, am Grabe angelangt, gibt es keinen Unterschied zwischen dir und dem ärmsten Bettler. Du magst noch so gelehrt sein, es wird immer noch viele geben, die gelehrter sind als du, und wenn du der gelehrteste bist und alle Sterne messen kannst, die am Himmel ihre Bahnen gehen, was nützt es dir, wenn du selbst nicht in den Himmel kommst? Du magst noch so mächtig sein, es wird immer noch viel mächtigere geben als du, und selbst wenn du der mächtigste bist, was bist du anders, als ein elender Wurm, wenn du, wie der Apostel sagt, „in die Hände des lebendigen Gottes fällst?“

Die wahre Herrlichkeit und die wahre Größe des Menschen besteht nur darin, daß er, wie die Schrift sagt, „Gott fürchtet und seine Gebote hält,“ und daher demüthig ist, wie uns der Herr vor allem befiehlt.

„Es ist glorreicher, sagt die Schrift, seine Leidenschaften beherrschen, als viele unterjochen.“ Es kostet endlich, wenn man in den entsprechenden Verhältnissen geboren ist, oder sie auf

andere Weise erreicht, viel weniger Mühe über Andere zu triumphiren, als sich selbst zu bestegen.

Es kostet endlich weit weniger Mühe, durch stolzes, hoffärtiges Benehmen, durch rauhe, unfreundliche und grobe Worte den Nebenmenschen zusammenzuschrecken, als ihn durch christliche Liebe, Freundlichkeit und Milde zu gewinnen; weit weniger Mühe, den schlechten Neigungen des Herzens, dem Zorn, dem Neide, der Mißgunst, der Schadenfreude, der Feindseligkeit freien Lauf zu lassen, als Beleidigungen demüthig zu ertragen und mit den Fehlern und Schwächen des Mitbruders Geduld zu haben. Den größten Sieg gewinnt der Mensch, wenn er über sein eigenes Herz Herr geworden ist, das wird er aber nur durch die Demuth und daher ist die wahre Größe bedingt durch die Demuth.

Mein Christ! es ist kein falscher Ehrgeiz, kein sträflicher Hochmuth, kein sündhafter Stolz, wenn wir groß werden wollen im Himmel. Dazu hat uns Gott erschaffen, aber es gibt nur ein einziges Mittel, diese Größe zu erlangen, die Demuth. „Wer unter euch der Geringste ist, der ist der Größte,“ sagt der Heiland.

O Mutter des göttlichen Heilandes, unsere Fürsprecherin und Mittlerin, erflehe uns durch deine allmächtige Fürbitte diese Gnade. Amen.

Pfarrkonkurs-Fragen aus der Moral.

1.

Quaenam sunt peccata in spiritum sanctum, quae ipsorum est genesis quaeque specifica natura?

„Wer die Sünde thut, ist der Sünde Knecht,“ sagt Christus bei Johannes¹⁾ und legt damit dem Menschen eine ernste und furchtbare Wahrheit, die man nie genug erwägen kann,

¹⁾ 8, 34.

ans Herz. Denn wahrlich die tägliche Erfahrung zeigt es leider nur zu oft, wie der Sünder, je mehr er sich der Sünde hingibt, desto mehr von den Fesseln derselben umstrickt und festgehalten wird, wie die Sünde desto mehr ihre vernichtende Macht und thyrannische Herrschaft über den armen Menschen ausübt, je mehr er derselben nachgibt und huldigt. War es Anfangs mehr der Reiz der scheinbaren Güter des irdischen Lebens, der die Leidenschaften des Menschen mächtig anregte, die Vernunft verwirrte und betäubte, und diesen zur Übertretung des göttlichen Willens fortriss, so wird nach und nach die Sünde mit immer klarerem Bewußtsein und bestimmterer Entschiedenheit begangen, der Widerspruch gegen Gott, der überhaupt in der Natur der Sünde liegt, tritt immer deutlicher und offener hervor, die Schwäche, die die Sünde anfangs charakterisierte, geht mehr und mehr in bewußte Verkehrtheit und Bosheit über, bis endlich der Sünder jenes schreckliche Stadium erreicht, wo Frevel gegen Gott, Gottlosigkeit ihn unmittelbar zur Sünde veranlaßt und antreibt. Die Sünden nun, die in diesem Stadium begangen werden, sind es, die man gewöhnlich Sünden gegen den heiligen Geist nennt, und dieses deshalb, weil dieselben der Gnadenwirksamkeit des heiligen Geistes geradezu und unmittelbar entgegentreten.

Der heilige Geist mittelt nämlich die von dem göttlichen Sohne am Kreuze für alle Menschen im Allgemeinen vollbrachte Erlösung dem einzelnen Menschen durch seine heiligende Gnade zu, stellt dadurch die Verbindung des Menschen mit Gott als seinem höchsten übernatürlichen Ziele, die durch die Sünde abgebrochen und durch Christi unendliche Genugthüung ermöglicht wurde, wieder her; da nun alles, was sich auf Gott bezieht, alles, was Gott für den Menschen gethan hat, nur auf die Heiligung, auf das ewige Heil des Menschen abzielt, ja Gott selbst als das übernatürliche Ziel des Menschen eben der Gegenstand dieser Seligkeit derselben ist, die Sünden dieses Stadiums aber ihrem Charakter nach, wie schon bemerkt wurde, Frevel gegen Gott und Gottlosigkeit unmittelbar darlegen, so werden

dieselben mit Recht und sehr treffend Sünden wider den heiligen Geist genannt.

Welches sind aber die einzelnen Sünden dieses Stadiums, oder welche Sünden sind speziell als solche wider den heiligen Geist zu bezeichnen?

Da der Mensch drei Grundkräfte: Verstand, Gemüth und Willen hat, so wird der Frevel gegen Gott, die Gottlosigkeit, die die Sünden wider den heiligen Geist charakterisiert, verschieden sich darstellen, je nachdem unmittelbar der Verstand oder das Gemüth oder der Willen dabei beheiligt erscheinen. Ist das erstere der Fall, so ist es das Widerstreben gegen die erkannte christliche Wahrheit, wodurch unmittelbar ein furchtbarer Frevel an Gottes Heilsoffenbarung begangen wird; ist das Gemüth zunächst und vorzugsweise der Schauplatz dieses Frevels, so ist es Gott gegenüber einerseits das vermessentliche Sündigen auf Gottes Barmherzigkeit, das an Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit einen schrecklichen Frevel verübt, andererseits die Verzweiflung an der Gnade Gottes, die an Gottes Güte und Barmherzigkeit frevelt, gegenüber dem Nächsten aber ist es das Beneiden um der göttlichen Gnade willen, womit an Gottes Liebe und Barmherzigkeit, die alle Menschen zur Seligkeit und zum Heile geführt wissen will, gefrevelt wird; ist endlich der Wille, der nächste und vorzügliche Träger dieses Frevels, so äußert sich derselbe dadurch, daß der Sünder gegen heilsame Ermahnungen ein verstocktes Herz hat, also Gottes warnende und mahnende Liebe geradezu verachtet, oder gar in der Unbußfertigkeit vorsätzlich verharrt und somit Gottes Gerechtigkeit mit offenem Troze herausfordert.

Haben wir demnach die einzelnen Sünden gegen den heiligen Geist bezeichnet, so hat sich dabei auch zugleich deren Entwicklung von selbst gezeigt, insoferne nämlich alle aus derselben gemeinschaftlichen Wurzel, dem Frevel gegen Gott, der Gottlosigkeit unmittelbar hervorgehen, und in den Grundkräften des Menschen

zum besonderen Ausdrucke kommen. Es braucht daher nur noch bemerkt zu werden, daß dieselben auch untereinander im innigen Zusammenhange stehen und sie sich gegenseitig bedingen oder ineinander übergehen. So ist das Widerstreben gegen die erkannte christliche Wahrheit eben der Grund und die Ursache, daß sich die übrigen nach und nach darstellen können; so geht das vermessentliche Sündigen auf Gottes Barmherzigkeit zuletzt gewöhnlich in Verzweiflung an der Gnade Gottes über, und das Beneiden des Nächsten um der Gnade willen ist eben nur die Folge des vermessentlichen Sündigens auf Gottes Barmherzigkeit und der Verzweiflung an Gottes Gnade; so wird auch derjenige, welcher gegen heilsame Ermahnungen ein verstocktes Herz hat, in seiner Gottlosigkeit zuletzt bis zur vorsätzlichen Unbüssfertigkeit forschreiten.

Was endlich die spezifische Natur dieser Sünden betrifft, so liegt dieselbe, wie aus dem bisher Gesagten deutlich hervorgeht, in dem direkten Widerstreben gegen die gnädige Liebe und Erbarmung Gottes, der uns in Christus den Weg des Heiles gezeigt, seine alle Menschen umfassende Liebe und Barmherzigkeit, aber auch seine Heiligkeit und Gerechtigkeit geoffenbaret hat, und fort und fort innerlich und äußerlich uns zu dem anzutreiben und anzuspornen sucht, was einzig und allein zu unserem Heile dient; sie liegt in dem verachtenden Verhalten gegen die Gnade Gottes und das Seelenheil, in der wissentlichen und absichtlichen Verachtung und Verläugnung der Offenbarung Christi, sowohl der in der Zeit geschehenen und durch die Kirche vermittelten, als der inneren im Gewissen sich vollziehenden; daher kommt es aber auch, daß diese Sünden nur schwer bei Gott Verzeihung finden, oder vielmehr, daß ein solcher Sünder durch sein Widerstreben durch Gottes Gnade sich selbst die Bekehrung sehr schwer, ja unmöglich macht, wie ja Christus schon gesagt hat: „Jede Sünde und Gotteslästerung wird den Menschen vergeben werden; die Lästerung des Geistes aber wird nicht vergeben werden.“¹⁾

¹⁾ Matth. 12, 31. cf. Mar. 3, 28. Luk. 12, 10.

Zum Schluß sei noch angeführt, wie der heilige Bonaventura diese Sünden charakterisiert. „Der Charakter dieser Sünden, schreibt er in seinem Breviloquium,¹⁾ liegt in dem Ver-
schmähen der Gnade der Verzeihung, die von Gott kommt, erheilt wird durch die Bußgnade und empfangen wird in der Kirche; die Kirche aber ist eins in der Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe, der Wahrheit und der Gnade. Der Sünder kann nun die durch die Kirche gebotene Bußgnade verschmähen, weil er entweder von der Gemeinschaft des Glaubens oder von der Gemeinschaft der Liebe sich trennt, daher die impugnatio veritatis agnita et die invidentia fraternalis charitatis; oder er verschmäht sie, insoferne sie von Gott erheilt wird, weil er sich entweder gegen die göttliche Gerechtigkeit vermisst, imputatio praesumtio, oder an die göttliche Erbarmung nicht glaubt, desperatio; oder er verschmäht die Gnade als solche, die ihn entweder vom begangenen Bösen abbringen will, obstinatio, oder ihn vor zukünftigen Sünden wahren will, imponitentia.“

2.

Quid ecclesia stricte praecipit quoad sacramentorum poenitentiae et eucharistiae susceptionem? Quae ex hoc ecclesiae pracepto tum pro fidelibus quum pro animarum curatoribus fluunt officia?

Behufs des Empfanges der Sakamente der Buße und des Altars erließ die Kirche auf dem 4. Lateran-Koncil folgenden Kanon: „Omnis utriusque sexus fideles, postquam ad annos discretionis pervenerit, omnia sua peccata solus confiteatur fideliter saltem semel in anno proprio sacerdoti . . . Suscipiens reverenter ad minus in Pascha Eucharistiae Sacramentum, nisi forte de proprii Sacerdotis consilio ob aliquam rationabilem causam ad tempus ab ejusmodi perceptione duxerit abstinendum. Alioquin

¹⁾ Pars III. cap. 11.

et vivens ab ingressu ecclesiae arceatur et moriens christiana careat sepultura.“ Auch das Konzil von Trient erklärte in Be treff des Empfanges des Sakramentes des Altars: „Si quis negaverit, omnes fideles . . . teneri singulis annis saltem in Paschate ad communicandum juxtra praeceptum matris ecclesiae, anathema sit.“¹⁾

Es ist also striktes Kirchengebot, wenigstens einmal im Jahre das Sakrament der Buße und während der österlichen Zeit das Sakrament des Altars zu empfangen. Zugleich ist zu bemerken, daß nach der gegenwärtigen allgemeinen Gewohnheit das Jahr von Ostern zu Ostern zu rechnen ist;²⁾ ferner ist unter dem „proprius sacerdos“ des oben angeführten Kanon des Lateran-Konzils der Papst, Bischof, Pfarrer und überhaupt jeder vom Bischofe approbierte, resp. nach der heutigen Praxis für den Beichtstuhl jurisdictionirte Priester zu verstehen.³⁾

Weiters beginnt nach Erklärung Eugen IV. die österliche Zeit mit dem Palmsonntage und endet mit dem weißen Sonntage, kann aber von dem Ordinarius ex privilegio oder ex consuetudine auch früher beginnen und länger dauern; so fängt sie in unserer Diözese mit dem 3. Sonntage in der Fasten an, und endigt mit dem 4. Sonntage nach Ostern. Auch hätte nach ausdrücklichen päpstlichen Konstitutionen und der allgemeinen Praxis die Österkommunion in der eigenen Pfarrkirche, zu der nämlich Jemand vermöge seines Domizils oder Quasidomizils gehört, zu geschehen, u. z. sollte sie nach dem Geiste der Kirchengeze vom eigenen Seelsorger empfangen werden, oder doch von dem dazu von demselben Bevollmächtigten, als der jeder anzusehen ist, dem ein Pfarrer die Erlaubniß ertheilt, in seiner Pfarrkirche Messe zu lesen, ohne daß er die Austheilung der Kommunion ausdrücklich ausschließt⁴⁾; doch können in dieser Hinsicht der Bischof, Generalvikar und der

1) Ss. 13 can. 9.

2) cf. Conc. Trid. S. 14. cap. 5. — S. Lig. de poen. n. 662.

3) cf. Ben. XIV. de syn. dioec. l. 14. c. 14. n. 26.

4) cf. Scav. t. III. p. 104.

eigene Pfarrer dispensiren, und es reicht auch die präsumirte Zustimmung hin;¹⁾ daher bei uns²⁾ und in vielen Diözesen³⁾ zu Folge einer gältig erscheinenden Gewohnheit der Empfang der Österkommunion auch in einer anderen Kirche als genügend dem Geseze betrachtet wird; Personen ohne Domizil, Ordenspersonen mit Klausur und deren Untergebene trifft dieser Umstand des Kirchengebotes ohnehin nicht, und die Priester erfüllen in jeder Kirche das Gebot, wenn sie daselbst celebrieren.⁴⁾ Endlich sind die vom Konzil auf die Nichtbefolgung dieses Kirchengebotes gesetzten Strafen ferenda sententiae, wie schon der Wortlaut zeigt, und können wohl vom Bischofe, nicht aber vom Pfarrer verhängt werden, da nur jener eine eigentliche Jurisdiktion pro foro externo inne hat.

Was nun die Pflichten anbelangt, die aus diesem Kirchengebot zunächst für die Gläubigen sich ergeben, so sind alle jene, die den Gebrauch der Vernunft bereits erlangt haben, unter einer schweren Sünde, da es sich um eine wichtige Materie handelt, zur wenigstens einmaligen und zwar würdigen und gütigen Beicht während des Zeitraumes von einem Jahre verpflichtet, vorausgesetzt, daß sie eine schwere Sünde auf dem Gewissen haben, da nur in diesem Falle das göttliche Gebot der Beicht und somit auch nur in diesem Falle das Kirchengebot sich geltend macht; hätte daher ein solcher während eines ganzen Jahres oder durch mehrere Jahre nicht oder nur ungültig gebeichtet, so müßte das alles als ebenso viele schwere Sünden in Folge der Übertretung des Kirchengebotes dem Beichtwarter in der späteren Beicht unterbreitet werden. Ferner müssen alle jene Gläubigen, die überhaupt die heil. Kommunion empfangen können, insoferne sie diese Himmelsspeise hinreichend von einer anderen irdischen Speise zu unterscheiden im Stande sind, ebenfalls unter einer

¹⁾ cf. Lig. I. 6. n. 300.

²⁾ cf. C. Pr. Vienn. t. 2. c. 6.

³⁾ cf. C. Pr. Rem. 1849, t. 7, c. 2.

⁴⁾ cf. Lig. I. c.

schweren Sünde zur österlichen Zeit kommuniziren und zwar würdig, weßhalb im Halle man eine schwere Sünde auf dem Gewissen hätte, früher beichten müßte, welche Beicht wohl allerdings als die vorgeschriebene jährliche Beicht gelten kann; nicht umgekehrt aberg ilt dies auch von der Kommunion, dieemand nach einer außer der Osterzeit abgelegten Beicht empfangen hätte. Hätte man es aber versäumt, zur österlichen Zeit das Sakrament des Altars zu empfangen, so wäre man verpflichtet, sobald als möglich das Versäumte nachzuholen; dasselbe gilt auch von der während des ganzen Jahres vernachlässigten Beicht, da in beiden Fällen die Zeit nur zur Anregung, keineswegs aber zur Beendigung der Verpflichtung ausdrücklich festgesetzt ist. Würde man voraussehen, zur österlichen Zeit verhindert zu sein, so müßte man wohl nicht vor dem Beginne derselben, aber doch sogleich nach Beginn derselben, bevor noch das Hinderniß eingetreten, der Verpflichtung nachkommen; auch müßte man solche etwa vorhandene Hindernisse ernstlich zu beseitigen trachten, um die Verpflichtung erfüllen zu können.¹⁾

Was alsdann noch die Pflichten betrifft, die dieses Kirchengebot für die Seelsorger in sich schließt, so obliegt denselben vor allem, die ihrer Obhut anvertrauten Gläubiger die österliche Zeit anzukündigen und sie an die daran geknüpfte Verpflichtung zu erinnern, sodann haben sie dieselben auf einen würdigen Empfang der Sakramente der Buße und des Altars durch entsprechende Belehrungen möglichst vorzubereiten, und ihnen den Empfang derselben möglich, ja leicht zu machen. Weiter müssen sie die Kinder, die bereits den Gebrauch der Vernunft erlangt haben, was in der Regel mit dem siebenten Jahre eintritt, auf die Beicht vorbereiten und dieselben, falls sie eine schwere, wenn auch zweifelhafte Sünde an ihnen entdecken, wenigstens bedingungsweise absolviren; die Kommunion aber soll den Kindern außer der Todesgefahr nicht vor dem neunten Jahre gereicht und nie

¹⁾ cf. Lig. l. 6. c. 297—299.

über das zwölfe, höchstens vierzehnte Jahr hinaus verschoben werden (je nach der Fähigkeit des Kindes); der heilige Karl Borromäus stellt das zehnte Jahr als Normaljahr betreffs des ersten Empfanges der Kommunion auf. An und für sich aber können nach dem heiligen Thomas¹⁾ Kinder zur heiligen Kommunion zugelassen werden, sobald sie einige Andacht zu fassen im Stande sind. Auch den Kranken, die nicht in die Kirche selbst kommen können, müssen sie den Empfang der Österkommunion ermöglichen, wenn dieselben auch schon früher Kommunizirt hätten. Endlich haben sie so viel als möglich Acht zu haben, ob alle ihre Untergebenen dem Kirchengebote Genüge leisten, die Säumigen zu ermahnen und anzuspornen, und über die ganze Sachlage einen gewissenhaften Bericht an das hochwürdigste Ordinariat einzufinden.

3.

Homo quidam moribundus filio suo, cui pinguem haereditatem relinquit, enixe commendat ac præscribit, ut ex haereditate centum aureos tradat euidam ipsius amico atque alios centum in causas pias impendat. Sed filius mortuo patre præscriptions has adimplere omittit ex eo, quod formis lege requisitis non vestiantur nec proinde ad eas adimplendas in conscientia teneatur. Confessarius autem hoc resciens ei absolutionem de-neget, donec patris legata executus fuerit. Hinc quaeritur: 1. An legata formis legalibus destituta in foro conscientiae persolvi debeant? 2. An stante casu filius ille possit absolvi, antequam patris legata fuerit executus?

Die Fähigkeit zu testiren, d. i. sein Eigenthum nach seinem Tode auf bestimmte Personen zu übertragen, ist wohl zuletzt im Naturrechte begründet, insoferne nämlich seit der Sünde Adams dem Menschen ein wahres Privateigenthum zukommt, wozu er übrigens schon als selbstständige Persönlichkeit befähigt ist, und er anderseits seinen Willen auch über sein zeitliches Leben hinaus geltend machen kann, indem seine Seele keineswegs mit dem

¹⁾ 3. 9. 80. ar. 9.

Leibe dem Tode anheimfällt, sondern ewig lebt und er überhaupt als menschliche Persönlichkeit ewig der Gesamtheit der in geschichtlicher Succession sich entwickelnden Menschheit gehört. Doch kann gewiß Niemand mit Grund läugnen, daß der bürgerlichen Obrigkeit ein Anteil an der Regelung und Ausübung des Testirungsrechtes zukomme, da ja dieselbe von Gott selbst dazu gesetzt ist, die irdischen Angelegenheiten der Menschen in entsprechender zweckmäßiger Weise zu ordnen und zu leiten, damit nämlich um so leichter der höhere, überirdische, ewige Zweck erreicht werde. Wenn nun diese bestimmte Formen festsetzt, von denen sie die Giltigkeit von Testamenten und Legaten abhängig macht, so kann eine solche Bestimmung gewiß nicht ohne alle Bedeutung für das Gewissen sein, da es ja Gewissenspflicht ist, der rechtmäßigen Obrigkeit zu gehorchen, so lange sie nicht dem göttlichen oder natürlichen Gesetze widersprechendes bestehlt. Daher wird sonder Zweifel in Bezug auf alle Dinge, die zunächst das irdische Wohl betreffen, die demnach zunächst und direkt vor das bürgerliche Forum gehören — man nennt diese gewöhnlich causae profanae — der Ansicht des heiligen Vigorius beizupflichten sein, daß betreffs derselben zu Gunsten des sie bereits bona fide Besitzenden zu entscheiden sei, bis die Sache vom Richter anders bestimmt wird; erfolgt aber eine gerichtliche Entscheidung, so ist diese auch für den Gewissensbereich maßgebend.¹⁾

Legate also, quoad causas profanas, die der gesetzlichen Formen entbehren, ist der rechtmäßige Erbe, der aber nicht etwa die Erbschaft selbst nur in Folge eines die gesetzlichen Formen entbehrenden Testamentes inne hat, an und für sich nicht verpflichtet, auszubezahlen, so lange er vom bürgerlichen Richter dazu nicht verhalten wird, es wäre denn, er habe sich dazu speziell durch eine besondere Nebereinkunft, z. B. durch ein Versprechen verbunden.

¹⁾ Lig. n. 927.

Anders verhält es sich aber bei Dingen, die das überirdische, geistige Wohl betreffen, die einen höheren Zweck, die Ehre Gottes, das Heil der eigenen Seele oder Linderung der leiblichen oder geistigen Noth des Nächsten in sich schließen, so z. B. wenn für die Ruhe der dahingeschiedenen Seele Messen gelesen werden sollen, oder eine Restitution nachzutragen wäre, die früher nicht geleistet, oder wenn für Arme, Kranke oder zu einem anderen sogenannten frommen Zwecke etwas ausgesetzt wird, in der Absicht, um durch diese letzten guten Werke beim ewigen Richter desto eher Gnade und Barmherzigkeit zu finden. Man begreift sie für gewöhnlich unter dem Ausdruck: „Causae piae“ zusammen.

Da nämlich diese ihrer Natur nach wenigstens zunächst und direkt nicht vor das bürgerliche, sondern kirchliche Forum gehören, und ganz gewiß die bürgerliche Obrigkeit das Seelenheil ihrer Untergebenen nicht beeinträchtigen darf, so können und dürfen die gesetzlichen Formen nicht in derselben Weise die causas pias, wie die causas profanas treffen. Daher ist es die gewöhnliche Ansicht, daß solche Legate quoad causas pias auch ohne gesetzliche Formen im Gewissen verbindlich sind, wie es auch das kanonische Recht darstellt.¹⁾ Jedenfalls sind aber solche Legate dann und insoweit unbedingt verbindlich, wann und insoweit sie direkt und bestimmt das Seelenheil des Verstorbenen betreffen, oder eine früher nicht geleistete Restitution in sich schließen; denn im letzteren Falle geht das Legat als debitum reale auch auf den Erben über; im ersten Falle aber kann die bürgerliche Autorität die Gültigkeit solcher Legate nicht erst von seinen Bestimmungen abhängig machen, da sie ja dadurch offenbar dem Seelenheile eines ihrer Untergebenen entgegentreten und somit dem Willen Gottes widersprechen würde; alsdann wäre aber Gott mehr als den Menschen zu gehorchen.

¹⁾ cf. in rubrica ad c. Relatur (II.) X de testan. (III. 26.) — Trid. ss. 22. c. 8. de reform.

Schließlich sei noch eine Entscheidung der Pönitentiarie vom 25. Juni 1844 angeführt, aus der die Ansicht des römischen Stuhles in dieser Sache klar hervortritt.

Postulatum.

„Eudorius . . . haeredibus necessariis destitutus, . . . statuit partem honorum in pia opera erogare. Ad hunc finem Bonifacium legatarium universalem instituit per testamentum debitum vestitum formis. Scriptum autem privatum Bonifacio tradit, in quo piam manifestat voluntatem postulatque ab ipso, ut eandem fideliter exequatur. Bonifacius vero mortuo Eudorio integrum haereditatem servat ex eo, quod testamento valido illam teneat. Postulatur, utrum in conscientia tatus esse possit.“

Sacra Poenitentiaria respondit: Bonifacium teneri in conscientia ad implendam voluntatem Eudorii certo cognitam.

Ist also dieses der objektive Sachverhalt in Betreff der Legate, welche der gesetzlichen Formen entbehren, so wird demgemäß auch die Beantwortung der zweiten Frage ausfallen müssen. Dabei ist aber noch zu bemerken, daß der Beichtvater stets auch auf den subjektiven Stand seines Pönitenten zu sehen hat und überhaupt nieemanden absolviren kann, der bestimmt mala fide wäre.

Somit dürfte auch im gegebenen Falle nur dann absolviert werden, wenn der Pönitent bona fide wäre, was dann sein könnte, so er sich nicht gegenüber dem sterbenden Vater speziell zur Auszahlung dieser Legate verpflichtet hätte (wenn er nämlich keineswegs versprochen hätte, den Wunsch oder den Befehl auszuführen; ein bloß fingirtes Versprechen könnte aber natürlich nicht entschuldigen, da ja dieses eben nur die Veranlassung gewesen wäre, daß nicht auf andere Weise die Erfüllung der betreffenden Vorschrift sicher gestellt, also Demand durch ein ungerechtes Mittel an der Erlangung einer wenn auch nicht strenge ihm gebührenden Sache gehindert und die Gerechtigkeit so jedenfalls verletzt worden wäre), und er die feste subjektive

Überzeugung hätte, daß Legate ohne die gesetzlichen Formen im Gewissen nicht verpflichten, und daher auch der Vater durch die ungesehliche Willenserklärung ihn nicht stricte, oder doch nicht sub gravi habe verpflichten wollen oder können. Dieses letztere wird nun aber weit eher und leichter statthaben können in Bezug auf das erste Legat, da dasselbe, wie der Zusammenhang, resp. Gegensatz zeigt, eine *causa profana* betrifft, und in solchem nach dem oben Gesagten die Entscheidung des bürgerlichen Gerichtes, das ihn zur Auszahlung desselben nicht verhält, auch für das Gewissen maßgebend ist; weit schwerer aber in Betreff des zweiten Legates *ad causas pias*, indem nach der *sententia communior et verior* solche Legate stets im Gewissen verbinden, sobald nur der betreffende Wille des Verstorbenen hinreichend erkannt wird, und daher der Pönitent gegenüber den Ermahnungen und Zureden des Beichtvaters, der ihn nämlich überhaupt ermahnt, er solle den Willen des Testators, resp. Vaters, heilig halten, auch abgesehen von der gesetzlichen Gültigkeit, und zwar sowohl *quoad causas pias* als *profanas*, da dieß, wenn schon nicht strenge Verpflichtung, doch sicherlich *de bono meliori* sei, und der ihn dazu nachdrücklicher und ernster ermahnt *quoad causas pias*, wohl schwerlich in Wahrheit *bona fide* sein oder bleiben wird. Gewinne aber der Beichtvater die Überzeugung, daß das Legat *quoad causas pias* mit der bestimmten Intention, eine alte Schuld abzutragen, oder für das Heil seiner Seele zu sorgen gemacht worden ist, so müßte er die Erfüllung desselben, wenigstens insofern und in welchem Maße dieses der Fall wäre, aus den oben angegebenen Gründen unbedingt verlangen, und könnte nicht absolviren, ohne wenigstens moralische Gewissheit und hinreichende Garantie dafür zu haben, daß es sobald als möglich erfüllt werde.

Auch würde in diesem Falle eine Weigerung eine schwere Sünde gegen die dem Vater schuldige Liebe bedingen, da es sich dabei um das Heil von dessen Seele handelt, sowie nicht minder gegen den, den Eltern schuldigen Gehorsam, da der

Vater in diesem Falle den Sohn gewiß strikte und sub gravi habe verpflichten wollen; daher könnte dieser auch in dieser Hinsicht als indisponirt durchaus nicht absolvirt werden. — Sp.

Allerlei praktische und unpraktische Gedanken.

1. Unter diesem Titel brachte die theologisch-praktische Quartalschrift von Linz im letzten Quartal 1852 unter anderem einige Gedanken über die „Taufkerze,“ wie es nicht übel wäre, auch an die Taufe eine Erinnerung zu haben, wie das Kind dieselbe zur ersten heiligen Kommunion brauchen könnte, und während des ganzen Lebens bei manchen anderen wichtigen Ereignissen und Versuchungen und endlich als Sterbekerze — und wie es eigentlich nach dem Rituale so sein sollte, und wie das Wegnehmen der Taufkerze von Seite des Kirchendieners fast einer symbolischen Handlung gleichsehe, wie es mit dem Glaubenslichte des armen Kindleins einmal gehen werde u. s. w.

Überzeugt von der Richtigkeit dieses praktischen Gedankens, und erfreut darüber, mein bisheriges Verfahren, den Kindern ein Taufandenken zu geben hiedurch gebilligt zu wissen, versuchte ich nun auch meinen Pfarrkindern die Abnahme der Taufkerzen und Aufbewahrung derselben für die erste heilige Kommunion &c. zu empfehlen, und habe nun die Erfahrung gemacht, daß fast jeder Vater diese Taufkerze um den gewöhnlichen Preis in Empfang nimmt, so daß ich bereits 223 abgegeben habe, daß selbst solche Kinder, die bei ihrer Taufe noch keine derartigen Taufandenken erhalten haben, nachträglich darum ansuchen, und daß mehrere Eltern und Gevattersleute schon ihr Bedauern ausgedrückt haben, daß diese Einrichtung nicht auch in anderen Pfarren zu finden ist.

Es dürfte also der allgemeinen Einführung oder Ausführung dieses fraglichen praktischen Gedankens meines Erachtens und gemachter Erfahrung gemäß nichts im Wege stehen, und

es wäre mir der guten Sache wegen erwünscht, wenn ich diesfalls nicht passer solitarius, wie vorliegender Artikel in der theologisch-praktischen Quartalschrift bliebe. r.

2. Verfahren beim Unterrichte gefallener Weibspersonen.

(Mit Bezug auf bisch. Kons. Kurr. 9. Sept. 1854, 3. 2564.)

„Der hochwürdigste Bischof hat vor Jahren angeordnet, daß jede ledige Weibsperson, die auf eine unerlaubte Weise Mutter geworden ist, von ihrem Pfarrer vorgerufen werde, um ihr das sündhafte und strafbare ihres Falles an das Herz zu legen, sie zur Buße zu bewegen, und über die Mittel zur Besserung und Bewahrung vor Rückfall zu belehren. Deßwegen bist du, mein liebes verirrtes Schäfflein! heute hieher berufen. Bevor ich dir nun diesen vorgeschriebenen Unterricht ertheile, wollen wir den heiligen Geist um seinen Beistand anrufen und ein andächtiges Vater unser beten.

I.

Das erste ist, dich zur Überzeugung zu bringen, daß du groß gefehlt und schwer gesündigt hast. Gefallene Weibspersonen bereuen zwar gewöhnlich ihr Vergehen, aber nur, weil sie „in's Unglück gekommen sind.“ die Größe und Schwere eines solchen Vergehens kennen sie nicht; darum die Gleichgültigkeit, wenn einmal die Sache bekannt und nicht mehr zu ändern ist. Damit du nur einen kleinen Begriff bekommst, warum jede Versündigung gegen das VI. Gebot (es mag heimlich geschehen oder vor der Welt bekannt werden,) ein großes Vergehen wider Gottes Anordnung ist, um so mehr also im ledigen Stand Mutter zu werden, und daß daher Alles, was zur Unkeuschheit verleitet, sorgfältig zu meiden ist, so merke dir Folgendes:

Der Mensch ist nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen, er ist das Meisterstück der Schöpfung, es ist also gewiß nichts Geringes und Gleichgiltiges, wie und auf welche Art Leib und Seele eines Menschen seinen Anfang nimmt.

Und darum besteht Gott der Herr mit Ernst und Strenge darauf, daß die Erzeugung eines Menschen nur in einer rechtmäßigen Ehe vor sich gehe. Wer aber außer der Ehe das nämliche thut, was nur in der Ehe von Gott erlaubt ist, der begeht ein schweres Verbrechen, auch wenn es vor der Welt nicht offenbar wird.

Vor Gott ist dieser Frevel so groß, daß gleich nach dem V. Gebote: „Du sollst nicht tödten“ das Gebot: „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben“ kommt. Sowie es gegen Gottes Willen ist, einem Menschen das Leben zu nehmen, — so ist es gegen den Willen Gottes — verboten — Sünde — außer der rechtmäßigen Ehe das zu thun, wodurch ein Mensch in das Leben gerufen wird, oder dassjenige, was hiezu nothwendig ist, auf die schändlichste Art missbraucht und vergeudet wird.

Ist im Paradiese nur ein einziger Baum gestanden, welcher den ersten Menschen verboten war, so ist nun jede Person des anderen Geschlechtes, so lange du nicht verheiratet bist, ein verbotener Baum für dich, — deshalb sind alle unzüchtigen Liebschaften ein schwerer Gräuel vor Gott. Und so wie der Ungehorsam den ersten Menschen Tod und Elend über sich und uns gebracht hat, so bringt jede Versündigung insbesonders gegen die Reinigkeit und Keuschheit die traurigsten Folgen, und gar oft ewigen Tod und Verdammnis, wer ohne Buße und Besserung in dieser Sünde stirbt.

II.

Wenn du nun erkennst, wie groß dein Vergehen, so ist nun das zweite, dafür Buße zu thun.

Es ist also damit noch nicht abgethan, daß du diese Sünde aufrichtig beichtest oder, was sehr anzurathen, eine allgemeine Lebensbeicht verrichtest, du mußt auch wirkliche Buße thun. In

den ersten Zeiten des Christenthums und nach ursprünglicher, kirchlicher Bußordnung mußten solche, die sich miteinander verfündiget hatten, 3 Jahre Buße thun, und je öfter sie sich verfündigten, desto strenger war diese Buße. Sie bestand in Beten, Fasten, Almosen. Darfst du also keine öffentliche Kirchenbuße verrichten, so bist du gleichwohl dazu verpflichtet, ähnliche Bußwerke zu verrichten.

- a) Also vor Allem mußt du beten. Hiezu gehört, daß du täglich Gott um Verzeihung bittest und um Gnade, jetzt deine schwere Mutterpflicht zu erfüllen, und deinen Fehler so viel möglich gut zu machen; ferner, daß du, so oft du kannst, der heiligen Messe beiwohnest, wenigstens alle 4 bis 6 Wochen die heiligen Sakramente empfangst, alle Samstag den Rosenkranz betest und dich in eine oder andere Bruderschaft oder Gebetsverein einverleiben lassest u. s. w.
- b) Zum Fasten als Buße für deinen Fehlritt gehört: Bisweilen auf diese Meinung einen freiwilligen Fasttag zu halten, also gleich jeden Umgang mit dem Verführer aufzugeben, alle Tänze und Lustbarkeiten zu meiden. Alle Verdemüthigung, Vorwürfe, Beschwerden und Mühen bei Erziehung deines Kindes u. s. w. im Geiste der Buße geduldig zu ertragen.
- c) Zum Almosen gehören alle guten Werke, alle leiblichen und geistlichen Werke der Barmherzigkeit. Kannst du bei deinen Vermögensverhältnissen keine besonderen leiblichen Werke ausüben, so suche durch dein Beispiel und Ermahnung andern deines Gleichen von einem solchen sündhaften Leben abzubringen, das ist ein geistliches Werk der Barmheit, wozu du öfter Gelegenheit haben wirst.

Die eigentliche Buße besteht dann in einer wirklichen, aufrichtigen, standhaften Besserung, so daß man an deinem Reden, Betragen, Thun und Lassen sehen kann, du hast dich gänzlich umgeändert, wie die heilige Magdalena und andere große Sünderinnen ein nachahmungswürdiges Beispiel geben.

III.

Das Dritte, was nach Anordnung des hochwürdigsten Bischofes dir ans Herz zu legen ist, sind die Mittel, dich vor einem ferneren Fall zu sichern. So sehr du jetzt deinen Fehler bereuen magst und zur Buße entschlossen sein wirst, so bist du doch vor dem Rückfalle nicht sicher. Die Versuchungen hiezu sind vielleicht jetzt mehr, als bevor du deine Unschuld verloren hast, darum so viele Beispiele, daß Weibspersonen, die einmal auf diesen Abweg gerathen sind, auch noch öfter zum Falle kommen.

Was nun diese Mittel betrifft, so sind sie schon in den anempfohlenen und nothwendigen Bußwerken enthalten, nämlich Gebet, Abtötung, Meidung der Gefahren und Gelegenheiten, öfteren Empfang der heiligen Sakramente, stilles, zurückgezogenes Leben &c.

Gebrauche diese Mittel, sie dienen nicht nur dazu, der Gnade und Barmherzigkeit von Gott für deinen Fehlritt zu verschaffen, sondern auch dich vor fernrem Unglück und ewigem Verderben zu bewahren.

Einige besondere Bemerkungen:

1. Ist das Kind bald nach der Geburt gestorben, oder gar todt zur Welt gekommen, so dürste die Mutter aufmerksam gemacht werden, daß sie selbst die Ursache sein könnte, und dadurch ihre Schuld vergrößert hätte.

2. Ist das Kind am Leben, wäre noch ein Unterricht über physische und moralische Erziehung beizufügen, etwa in folgender Weise nach Tais:

Mit der Erziehung des Kindes kannst du nicht früh genug anfangen, wenn du anfangs dabei etwas versiehst, oder nicht achtest, so ist oft hienach schwer oder gar nicht mehr zu helfen; so kann ein Kind schon frühzeitig an Eigensinn gewöhnt werden, wenn man ihm alles gibt oder thut, so bald es schreit oder weint, man darf ihm nicht alles gestatten. Kinder ererben oft

von ihren Eltern gewisse böse Neigungen, besonders von der Mutter. Da du bisher deinen bösen Neigungen zu sehr nachgegeben hast, so mußt du um so sorgfältiger wachen, daß bei deinem Kinde dieselben frühzeitig ausgerottet werden. Suche die Unschuld deines Kindes sorgfältig zu bewahren; nimm dich in Gegenwart desselben in Acht; denke nicht, daßselbe verstehe noch nichts; Kinder haben doch Augen und Ohren, was sie sehen und hören, drückt sich in ihre Seele ein, wie in weiches Wachs; sie sind vorwitzig und lauern auf alles; gewöhne es frühzeitig an Schamhaftigkeit.

Bringe ihm frühzeitig wahre Gottesfurcht bei, stelle ihm oft vor, daß Gott alles sieht, alles weiß, und daß es sich daher vor allem hüten muß, was unrecht und schändlich ist; hüte das Kind sorgfältig vor allem, was es zu einer Sünde verleiten könnte; sieh zu, daß es nur Gutes sehe oder höre, wenn du selbst das Kind nicht immer um dich haben kannst, so sorge dafür, daß es bei guten, christlichen Leuten untergebracht werde, siehe recht oft nach und behüte es, so viel an dir ist, vor Gefahren des Leibes und der Seele; sorge, daß es frühzeitig an Gehorsam gewöhnt werde; brauche Ernst, wenn es widerspenstig oder trozig sein will; wenn du zu viel nachgibst, so wird das Kind nichts mehr nach dir fragen, und dich verachten; halte es streng, wenn es guten Ermahnungen nicht mehr folgen will; du sollst das Kind auf die rechte Weise lieben, nicht verzärteln und verhätscheln, aber auch nicht etwa aus Neberdrüß hart und lieblos gegen dasselbe sein; bitte Gott oft und eifrig um seinen Beistand und Segen zu diesem so wichtigen Geschäfte der Erziehung.

Wie schwer gelingt die Erziehung bei Eheleuten, wo doch zwei, Vater und Mutter, zusammen helfen können, während du allein alle Sorge dafür zu tragen hast. Betrachte diese Beschwerden und Sorgen für das arme Kind als eine nothwendig zu leistende Buße, gerade dadurch kannst du am besten die große Schuld tilgen; empfehle dein Kind täglich dem Schutze der

seligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria und dem heiligen Schutzengel u. s. w.

3. Wäre zu untersuchen, wer der Vater des Kindes sei, ob eine Verehelichung mit demselben möglich, oder keine Aussicht hiezu sei &c., wornach sich die weitere Belehrung richtet.

4. Der Name des unehelichen Vaters könnte zur Privat-Notiz des Seelsorgers angemerkt und nach Umständen hingewirkt werden, daß er sich als solchen erkläre und in das Taufbuch eintragen lasse.

5. Als Schluß dieses Unterrichtes könnte die „offene Schuld“ (aus dem Evangelium) kneidend vor dem Kruzifix und ein Vater unser gebetet, und die betreffende Person nach Besprengung mit Weihwasser und Segen entlassen werden.

Mit der unehelichen Mutter könnte der Vater oder Mutter, oder bei verwaisten Gefallenen der Pathe oder Pathin ihres Kindes als Zeuge bei dem zu ertheilenden Unterricht zu erscheinen, eingeladen werden, und diesen am Schluß der Belehrung ans Herz gelegt werden, darüber zu wachen, daß die Gefallene die Mittel gegen den Rückfall fleißig gebrauche und ihr Kind christlich auferziehe.

Jur Diözesan-Chronik.

1. Dr. Franz B. Waldeck.

Wer den Friedhof in Linz besucht und den Hauptgang vorwärts bis zur Kapelle geht, sieht seit Kurzem zu beiden Seiten dieser Kapelle einen Raum mit einem eisernen Gitter umgeben, der als Begräbnisstätte für die in Linz sterbenden Priester bestimmt, und durch freiwillige Gaben erworben worden ist.

Bis vor 2 Jahren hatte nämlich die Linzer Geistlichkeit — mit Ausnahme des Domkapitels und einiger Klöster —

einer eigenen Begräbnissstätte entbehrt. Der Besucher sieht sogleich, daß auf der linken, der Epistelseite der Kapelle, bereits drei Gräber sich befinden. Das erste deckt die irdischen Überreste des Professors Dr. Max Pammesberger, das zweite die des Ehrenkanonikus und langjährigen Taubstummen-Institut-Direktors Johann Ev. Aichinger, das dritte noch ganz frische Grab, das seinen Inhalt erst am 17. Februar d. J. um die Mittagsstunde in seinen Schoß aufgenommen hat, deckt den nun verwesenden, aber für die Auferstehung heranreisenden Leib des Professors Dr. Waldeck.

„Was geboren ist auf Erden,

Muß zur Erd' und Asche werden.“

„Aber Erde wird zur Erde,

Daß der Geist verherrlicht werde.“

So singt der nicht katholische J. G. Jakobi.

Merkwürdiger Weise waren die drei Genannten, deren Leiber in kurzer Zeit nacheinander in die neue Priester-Grabstätte gesenkt wurden (denn der inzwischen verstorbene Domkapitular Augustin Rechberger wurde in der Grabstätte des Domkapitels beigesetzt), in früheren Jahren öfters zusammengekommen, um sich mit Gesang zu unterhalten. Der Taubstummenlehrer Lampl, dessen Andenken auch noch lange fortleben wird in der Linzer Diözese, der Basso des Sängerkreises wurde durch seine Versezung auf die Pfarrkirche Enzenkirchen demselben entrissen. Auch diesen guten Mann, der zugleich Dechant des Dekanates Andorf geworden ist, deckt länger schon als die drei früher Genannten das kühle Grab in Enzenkirchen. Die 3 ruhen aber hart nebeneinander, und wie Schreiber dieser Zeilen schon in „katholische Blätter“ vom 21. Februar d. J. bemerkt hat, hofft er, daß sie in ganz schönerer Harmonie, als sie hier zusammenstimmten, dort alle vereint, das Lob Gottes in Ewigkeit singen werden.

Aichinger hat seinen würdigen Biographen in dieser Quatalschrift an seinem Freunde Dechant Dettl bereits gefunden;

Pammesberger's Biographie aus der Hand eines seiner Freunde wird noch folgen. Diesem Freunde fehlt bis jetzt nur Eines, was unumgänglich nöthig ist — die Zeit. Diese wenigen Zeilen sollen eine kurze Erinnerung sein an den guten Kollegen des Lehrkörpers an der theologischen Lehranstalt in Linz, an Dr. Waldeck.

Wenige Zeilen sagen wir, denn ein langes Leben und ein langes Wirken war dem Hingeschiedenen nach Gottes unerforschlichem Rathschluße nicht gegönnt.

„Consummatus in Brevi.“ Cap. 4, 13.

Waldeck hatte in seinem Testamente, in welchem freilich, da er kein anheimgefallenes Vermögen besaß und zugleich sehr wohlthätig war, nicht über Vieles zu verfügen war, den Wunsch ausgesprochen, wohl standesgemäß, aber ohne Prunk beerdigt zu werden. Hatte sich aber große Theilnahme schon während seiner längeren Krankheit, die im Oktober 1865 ihren Anfang genommen, gezeigt, so kann man sagen, daß die Nachricht von seinem Tode eine allgemeine Theilnahme in der Stadt erregte; denn da er in verschiedener Weise thätig gewesen, war er Mehreren, als dieses sonst bei einem abgeschlossenen Einzelberufe der Fall ist, bekannt geworden.

Und was der früh — nämlich im 35. Lebensjahre — Verstorbene that, daß that er auch so, daß er sich das Vertrauen und die Liebe der Menschen erwarb. Daß auch in der ganzen Diözese allgemein die Nachricht von seinem Hinscheiden große Theilnahme hervorrief, haben wir mehrfache Beweise. Begreiflich ist daher die große Beteiligung von Menschen aller Klassen und Stände an seinem Leichenbegängnisse. Selbst zur letzten Ruhestätte im entlegenen Friedhöfe zur ungelegenen Mittagsstunde begleitete seine Leiche nebst seinen Verwandten, Kollegen und den Alumnen des bischöflichen Seminars eine große Schaar Menschen unter lautem Gebete. Die Alumnen sangen, als die Leiche unter vielen Thränen und Segenswünschen und Seufzern eingesenkt wurde, einen ergreifenden Grabesgesang.

Es ist hier nicht am Platze, den großen, begreiflichen Schmerz der guten Eltern, Geschwister, Schwäger und übrigen Verwandten zu schildern, welche die theure Leiche begleitet hatten. Von den Geschwistern fehlte nur ein einziger Bruder, der als Mitglied der Gesellschaft Jesu in Kalksburg sich befindet und der auch in der Krankheit den Bruder einmal besucht hatte. Je mehr kindliche Liebe der früh entrissene Sohn durch Wort und That stets an den Tag gelegt hatte, je besorgter und liebevoller er stets gegen seine Geschwister und alle Verwandten gewesen war, je mehr er gleichsam der Mittelpunkt von ihnen allen, aller Rathgeber und so zu sagen väterliches Haupt geworden war, desto größer war der Schmerz derselben, sich nun gleichsam verwaist zu sehen.

Waldeck's Augen schlossen sich zum letzten Schlummer am Aschermittwoch, 14. Februar 1866. Obwohl man seit Wochen wußte, daß seine Tage gezählt seien, überraschte doch das schnelle Ende. Schon um Weihnachten hatte der Kranke die heiligen Sterbesakramente sich spenden lassen, und seitdem noch einige Male mit dem heiligsten Sakramente sich gestärkt. Am Dienstag den 13. Februar Abends war seine Mutter von Steinbach a. d. Steyr, wo der Vater Oberlehrer ist, angekommen. Die Eltern hatten bald im Ansange der Krankheit den Sohn besucht, wie auch die in Grünburg verehelichte Schwester, die Adjunktens-Gattin Frau Krenn, und der in Steinbach sich befindende Bruder Josef, dort Unterlehrer. Andere vier Geschwister befanden sich ohnedem in Linz.

Bald nach dem ersten Besuche war aber die Mutter selber gefährlich krank geworden und hielt es öfters schwer, den kranken Sohn den Umfang der Lebensgefahr, in der sie schwiebte, nicht wissen zu lassen. Sobald ihr Zustand es nur halbweg erlaubte, machte sie die Reise und war so glücklich, ihrem theuren Sohne den letzten Liebesdienst leisten, des Sterbenden Haupt im Mutterarme halten und ihm das gebrochene Auge zuschließen zu können. Man sagt öfters von Sterbenden, daß sie diese

oder jene theuere Person gleichsam noch erwartet hätten. Fast so schien es bei Waldeck. Er hatte Freude, die Mutter zu sehen, und sprach die Hoffnung aus, vielleicht mit ihr wieder etwas genießen zu können. Das wollte aber nimmermehr gehen. Ja kurz vor dem Scheiden versuchte er noch, mit der Mutter ein paar Löffelchen Suppe zu verkosten; aber sie mundete ihm nicht mehr.

Am Vormittag des Aschermittwoch besprach Waldeck noch allerlei mit seinen Verwandten, auch mit seinigen Kollegen; er äußerte auch, er fühle sich um 10 Prozent besser; seinem Bruder, der Mittags nach Steinbach zurückreisen wollte, sagte er noch ganz bestimmt: „Um halb 12 Uhr reise.“ Dieser aber reiste um 1 Uhr ohne Wissen des Seligen ab. Halb 2 Uhr war dann schon die Stunde des Verscheidens.

Es stellte Schleim sich ein, dann Blut; Waldeck wendete das brechende Auge zumilde des Erlösers hinauf, das an seinem Bette hing, dann schloß es sich. Der Kampf war ausgetragen; dieser letzte Kampf hatte etwa nur 3 Minuten gedauert. Still und ruhig verschied Waldeck, wie er gelebt hatte.

Dem Abschied nehmenden Bruder hatte der bald in den Todeskampf Eintretende noch Aufträge gegeben, gewisse Musikalien mitzubringen oder zu senden, weil er für's nächste Nummer der „christlichen Kunstblätter“ etwas davon benützen wolle. So mischte sich, wie es bei dieser Krankheit, der Tuberkulose, wahrlich nach Gottes weiser Zulassung der Fall zu sein pflegt, auch bei Waldeck zu dem Erkennen der lebensgefährlichen Lage wieder die Hoffnung auf weitere Tage des irdischen Lebens und Wirkens. Waldeck war ziemlich groß, dabei sehr mager, seine Brust schien etwas eng und sein Ausssehen war immer blaß. Da er aber als Sänger, als Prediger und Redner eine so schöne, sonore Stimme von besonderem Wohlklang hatte, wollte man doch nie glauben, daß ein Lungenübel an seinem Leben nage, zudem er nie etwas von derlei Beschwerden hatte merken lassen. Auch sagte er gerade im letzten Sommer öfters, daß er in die-

em Jahre sich besonders wohl befindet, und war voll der Zufriedenheit über seine Stellung und Lage. Leider war es anders, als man meinte und wünschte, und die Lungenkrankheit, einmal hervortretend, nahm einen so rapiden Verlauf.

Franz Borgias Waldeck war geboren in Schwerberg im Hause seiner Großmutter den 9. Oktober 1831. Sein Vater war damals angestellt an der Mittelschule zu Altschwendt, wo auch des Seligen ältere Schwester Klara, Kanzellistens-Gattin Gruber, geboren ist. Alle anderen Geschwister sind in St. Thomas am Blasenstein geboren, wo der Vater wieder den Schuldienst hatte, von denen drei schon vor unserem Franz gestorben. Sieben Kinder der braven christlichen Eltern sind noch am Leben, und rührend ist die Liebe und Unabhängigkeit aller Glieder und aller Verwandten dieser Familie untereinander. Der Bruder Karl ist Unterlehrer in Linz, und war wie die zwei jüngsten Schwestern in des Seligen Wohnung.

Unser Waldeck hatte alle seine Studien in Linz zurückgelegt. Nachdem er die theologischen Studien beendigt hatte, kam er, um sich den Rigorosen aus der Theologie zu unterziehen, in das höhere geistliche Bildungs-Institut zum heiligen Augustin nach Wien. Die Priesterweihe empfing er erst, und das noch mit päpstlicher Dispens, am 30. Juli 1854. Die Primizfeier hielt er am 16. August in Pucking, wo der Vater den dritten Schuldienst hatte.

Herr Domprediger Arninger, jetzt sein Nachfolger in der Redaktion der „christlichen Kunstdächer“, war sein Primizprediger. Man weiß, welche große Feierlichkeit eine Primiz eines Neugeweihten in einer Landgemeinde ist, wie zahlreich das glänzige Volk dabei sich einfindet. Dennoch war die Feierlichkeit des folgenden Tages, was die Theilnahme des Volkes betrifft, beinahe größer. Seine Eltern feierten nämlich ihre silberne Hochzeit. Aus dieser großen Theilnahme lässt sich schließen, welcher Beliebtheit die Familie des Primizianten sich erfreute.

Als Waldeck das Doktorat der Theologie erlangt hatte, und in seine Diözese zurückgekehrt war, sendete ihn sein hochwürdigster Oberhirt als Kooperator in die Pfarre Molln. Die Seelsorge machte ihm viele Freude, er dachte mit Vergnügen an seinen Aufenthalt in Molln und steht dort noch in gesegnetem Andenken. Im Jahre 1858 kam der Selige durch den Ruf seines Oberhirten als Dom- und Chorvikar nach Linz, in welcher Stellung er auch in dem in der Domkirche so frequenten Beichtstuhle sehr thätig war, welche Thätigkeit er bis zu seiner letzten Krankheit fortsetzte. Ungefähr ein Jahr verband er mit dieser Stelle auch die Supplirung der Dompredigerstelle und waren seine Predigten sowohl damals, als auch sonst, wenn er mannigfach zu solchen eingeladen war, wegen des guten Vortrages und des gediengten Inhaltes sehr gerne gehört.

Als im Jahre 1861 Herr Heinrich Engel auf die Pfarre Taiskirchen befördert wurde, supplirte unser Seliger die dadurch erledigte Lehrkanzel des neutestamentlichen Studiums und der höheren Exegese des neuen Bundes an der bischöflichen theologischen Diözesan-Lehranstalt in Linz, unterzog sich dem Konkurse, wurde im nächsten Jahre Professor dieser Lehrkanzel und zugleich durch Wahl des hochwürdigsten Herrn Bischofes Prosynodal-Examinator. Mit großer Freude erfüllte ihn dieser Beruf, und die Professoren derselben Lehranstalt hatten an ihm einen sehr lieben Kollegen. Es war ihnen daher auch schmerzlich, ihn aus ihrer Mitte scheiden zu schen. Wie ihre Liebe, folgt auch die Liebe seines Oberhirten und Aller, die mit ihm in nähere Berührung gekommen waren, ihm nach hinüber über das Grab.

Für unseres lieben Freundes weitere Thätigkeit mögen folgende Daten noch Zeugniß geben. Bald nach seiner Berufung nach Linz wurde er, da er manche Vorträge in den Katholiken-Vereins-Versammlungen gehalten, in den Ausschuß des Katholischen Zentral-Vereines gewählt. Als er Professor war und daher Ferien hatte, wohnte er wiederholt auch den Pro-

vinzial-Versammlungen der katholischen Vereine der Diözese bei und zeigte für sie großes Interesse. Ferner war Waldeck thätig für den Vinzenz-Verein. Im 2. Jahre seines Weilens in Linz wurde er auch, da der damalige Direktor der k. k. Normalhauptschule in Linz, der leider auch seither schon verstorbene Hr. Mathias Lucht im Begriffe stand, in der Pfarre Waizenkirchen dem zur Würde eines Domkapitulärs nach Linz berufenen Herrn Augustin Rechberger nachzufolgen, zum Sekretär des Missions-Vereines des heiligen Bonifazius ernannt, und wurde zugleich beim Antritte dieses seines Amtes als Vertreter des Linzer Komité dieses Vereines zur General-Versammlung, die alle drei Jahre stattfindet, nach Paderborn gesendet. Es war vielleicht sein erster Artikel, den er in ein Blatt gab, ein Bericht, so viel Schreiber sich erinnert, über eine im Dome zu Paderborn exequirte Choralmesse.

Als der christliche Diözesan-Kunstverein in Linz entstand, wurde Waldeck sogleich in dessen Ausschuß gewählt. Er besaß ja nebst praktischer Uebung gediegene, musikalische Kenntnisse, und war überhaupt Freund der christlichen Kunst. Als Dr. Pammesberger mit Tod abging, wurde er an seiner Stelle Sekretär des genannten Kunstvereines und übernahm auch die Redaktion der „Christlichen Kunstblätter“. Es war sein aufrichtiger Wunsch und eifriges Bestreben, dahin zu wirken, daß durch diese Blätter der Sinn für echt christliche Kunst bei Mehreren geweckt werde, daß sie zu einem Organe würden, worin Freunde der christlichen Kunst sich gegenseitig Mittheilungen machen könnten. Die Hoffnung, daß dieses besser erreicht werden könne, ließ ihn den Vorschlag machen — der schon in den Beginn seiner Kranheit fällt — die Kunstblätter abgesondert von den „katholischen Blättern“ erscheinen zu lassen, welcher Vorschlag auch angenommen wurde. Die Einleitung dazu hat ihm in der Kranheit noch viele Beschäftigung und Sorge gemacht, wie er überhaupt den Kunstblättern seine letzte Kraft widmete; denn todkrank redigte er noch selber die zwei ersten Nummern dieses Jahres.

Neberhaupt widmete er dem christlichen Kunstvereine den Rest seines Lebens in aufopfernder Thätigkeit, die wahrlich im August und September des vergangenen Jahres über seine schwachen physischen Kräfte zu gehen schien. Man muß, um diese Anstrengung und Sorge und Mühe zu würdigen, wissen, was es heiße, eine Ausstellung zu Stande zu bringen, wie die der christlichen Kunstgegenstände, welche im September 1865 im Neboutensaale in Linz zu sehen war, und was es erst heiße, die erste solche zu bewerkstelligen. Daß dabei auch manche bittere Pille einzunehmen sei, weiß jeder, der je um ähnliche Unternehmungen sich bekümmert. Gewöhnlich fällt auch der Löwenanteil der Last, wie es in der Natur des Vereinslebens zu liegen scheint, demjenigen zu, der um die Realisirung dieses oder jenes Vereinszweckes sich annimmt. Erwähnt darf hier werden, daß, da die Kunstgegenstände einmal einlangten, bei Aufstellung und Anordnung derselben die hochw. Hrn. Karl Kettl, jetzt Sekretär des Vereines, und Wilhelm Pailler ihm große Dienste geleistet haben. Doch was verweilen wir so lange bei einem Gegenstande, der noch in frischer Erinnerung lebt und den wir dem Organe „Christliche Blätter“ überlassen können?

Waldeck hatte im Oktober noch etliche Vorlesungen im bischöflichen Seminar über Exegese des neuen Bundes gegeben, sah sich aber dann genöthigt, um Supplirung seiner Lehrkanzel zu bitten.

Als aber am 19. Oktober die General-Versammlung des christlichen Kunstvereines im Seminar in Linz abgehalten wurde, war er dabei, trug den von ihm verfaßten Jahresbericht vor, und war dabei thätig wie sonst.

Er hatte ein paar Jahre her schon immer gesorgt, daß bei dieser Gelegenheit eine im kirchlichen Styl komponirte Messe zur Ausführung käme und selbe mit den Alumnen eingeübt, wie er solches auch bei anderen Gelegenheiten, z. B. wegen eines Grabgesanges in der Charwoche, gethan hatte.

Wir können mit Stillschweigen übergehen, daß der Selige auch einige Zeit Unterricht gegeben hat in der Privat-Mädchen-

schule Ampfer in Linz, wo er Religion, Geographie und Geschichte vortrug. Auch gab er ehedem noch Privat-Religions-Unterricht in ein oder dem anderen Hause. In letzterer Zeit führte Waldeck auch die Verwaltung der dem Mariä-Empfängniß-Dombau in Linz gehörigen Häuser, da der hochw. Herr Konfessorialrath Leopold Dangl sie nimmer fortführen konnte.

Für die „Quartalschrift“ hat Waldeck auch einige kleine Beiträge geliefert; er hatte eben eine Arbeit für dieselbe im Vorhaben, wenn nicht der Herr des Lebens vor Ausführung derselben ihn abgerufen hätte.

Am 20. Februar ist in Steinbach an der Steyer unter großer Beteiligung der Pfarrgemeinde ein solemnus Requiem für die Seelenruhe des Verstorbenen abgehalten worden, am 21. in der bischöflichen Alumnatskirche in Linz.

Möge der theure Freund nun ruhen in Gott, zu dem er still und ruhig, wie er gelebt, hinübergegangen ist! Von den wenigen Ersparnissen, die durch lange Krankheit noch sehr geschränkt wurden, hat er doch einige kleine Legate bestimmt. Nachttzen und Stolen, die er hatte, widmete er dem Bonifaziuss-Verein.

Ehrlich, redlich, bieder, offen, Feind des Lobes, das war Waldeck. Wer zum ersten Male ihn sah, konnte sein stilles, schweigendes Wesen sogar missverstehen; wer aber mit ihm verkehrte, mußte alle Achtung gewinnen gegen seine Dienstfertigkeit, Aufrichtigkeit und Bescheidenheit.

Ruhe in Gott, theurer Freund!

2. Statistische Nachweisung über die Thätigkeit des bischöflichen Ehegerichtes zu Linz im Solar-Jahre 1865.

In diesem Jahre wurden folgende Rechtssachen neu angebracht:

Gesuch um Todeserklärung, behufs der Wiederverehebung der überlebenden Gattin, 5 Sponsalienklagen und 23 Ehescheidungsklagen, zusammen also 29 Rechtssachen.

Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß auf der Erde neben vielem Schlechten auch vieles Gute vorkommt; das Erste läßt Gott zu, damit wir nicht übermuthig werden, das Zweite schickt er, damit wir nicht verzagt werden. Das bischöfliche Ehegericht hat Gelegenheit, diese Wahrnehmung in seinem Bereiche zu machen. Denn gehören auch alle bei demselben angebrachten Rechtssachen ihrem Inhalte nach in das Reich des Bösen, so gewährt doch eine Zahlenvergleichung einigen Trost. Adhuc reliquiae sunt homini pacifico.¹⁾ Im Jahre 1863 wurden nämlich 42, im Jahre 1864 wurden 34 und im Jahre 1865 wurden 29 Rechtssachen neu anhängig gemacht, also eine Abnahme der Prozesse.

Im Ganzen genommen lagen dem bischöflichen Ehegerichte im Jahre 1865, mit Hinzurechnung der aus dem Jahre 1864 herübergekommenen, 48 Rechtssachen zur Behandlung vor, und zwar: 2 Gesuche um Todeserklärung zu dem vorerwähnten Zwecke, 8 Sponsalienklagen und 38 Scheidungsklagen.

Hievon wurden erledigt:

- a) Beide Gesuche um Todeserklärung und den zwei überlebenden Gattinnen wurde die Wiederverehelichung gestattet.
- b) Sämtliche 8 Sponsalienklagen wurden erledigt, und zwar eine durch gütlichen Vergleich der Parteien, 5 durch Urtheil, 2 durch Verlassung der Klage, indem die Klägerinnen der Aufforderung, den im §. 8 der Anweisung für die kirchlichen Ehegerichte vorgeschriebenen vollständigen Beweis zu liefern, nicht nachkamen, somit die Klage aufgaben.
- c) Von den Scheidungsklagen wurden erledigt 13 durch Be- willigung, 9 durch Nichtbewilligung der angesuchten Ehe- scheidung; in 4 Fällen erfolgte die Aussöhnung der Gatten, 11 Scheidungsklagen bleiben in der Schwebe und werden im nächsten Jahre ihre Erledigung finden.

Dr. Rieder.

¹⁾ Psalm. 36, 37.

Literatur.

Das Christenthum und die Einsprüche seiner Gegner. Eine Apologetik für jeden Gebildeten. Von Dr. C. H. Bosen, Religionslehrer am Marzellen-Gymnasium zu Köln. Zweite verbesserte Auflage. Mit erzbischöflicher Approbation. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 1864. S. V. und 775.

Die erste Auflage dieses apologetischen Werkes ist in der Linzer Quartalschrift (Jahrg. 1862, H. II. S. 372) zu seiner Zeit bereits besprochen worden. Wir könnten daher einfach darauf zurückweisen. Weil jedoch dieses vortreffliche Werk allenthalben solchen Anklang gefunden hat, daß in kurzer Zeit von drei Jahren eine neue Auflage nothwendig geworden ist, so wird es wenigstens nicht überflüssig sein, auch auf diese durch einige kurze Bemerkungen aufmerksam zu machen.

Die vorliegende zweite Auflage kann man mit vollem Rechte „eine vielfach verbesserte“ nennen. Worin sie sich von der ersten unterscheidet, das gibt der Herr Verfasser selbst an in seiner neuen Vorrede, mit den Worten: „Die Grundeinrichtung . . . ist in dieser zweiten Auflage im Ganzen beibehalten. Zahlreiche Verbesserungen im Einzelnen sind in allen Theilen angebracht worden, namentlich hinsichtlich der Klarheit des Ausdruckes . . . Die einzige wesentliche Abänderung der früheren Anordnung besteht darin, daß ich die Besprechung der biblischen Schöpfungsgeschichte und der Einheit des Menschengeschlechtes aus dem bisherigen Zusammenhange ausgeschieden und in einem Anhange (S. 728—768) angebracht habe. Diese Fragen sind nämlich anderer Natur, als die übrigen Stoffe des Buches.“

All' dieses findet man beim Durchlesen des Buches vollständig bestätigt. Auch hat die äußere Form und die Übersichtlichkeit in den einzelnen Paragraphen dadurch viel gewonnen, daß im Drucke mehr Absätze angebracht sind, während man in

der ersten Auflage 2—3 Seiten fortliest, ohne nur Eine neue Zeile zu entdecken.

Indes sind ohngeachtet der zahlreichen Verbesserungen und ohngeachtet des sonst meisterhaften Geschickes im Ausdrucke in der äusseren Form des Buches noch gar manche Mängel zurückgeblieben.

Als solche führen wir an, nebst ein paar kleineren Druckfehlern den fehlerhaften Druck nach S. 512, wo 2 Blätter aus §. 89 (S. 517—520) und nach S. 528, wo ebenfalls 2 Blätter aus §. 89 (S. 521—524) irriger Weise eingeschoben wurden.

Hieher gehören auch manche harte oder wenigstens ungewöhnliche Ausdrücke und Redensarten. So heißt es z. B. S. 3: „ohne uns augenblicklich an jene Fehler der Gegner zu stören,“ anstatt: „ohne uns . . . durch jene Fehler der Gegner stören zu lassen.“ Das Wort „Rede“ ist fast durchaus ohne Artikel gebraucht — „hier kann nicht Rede sein von . . .“ „davon ist nicht Rede gewesen.“ — Sprachlich unrichtig ist es, das Wort „brauchen“ als Hilfsverb des Modus anzuwenden in der Form: „Niemand hat mir zu sagen brauchen“ (S. 87). Ausdrücke: „die hervorgetretenen Wahrheiten“ (S. 6) in aktiver Bedeutung, „die durchgesprochenen Erörterungen“ (S. 274).

Den eigentlichen Inhalt des Buches und die Eintheilung des Stoffes brauchen wir hier wohl nicht weiter auseinander zu setzen, da sich das Nöthige hierüber in der Besprechung der ersten Auflage angegeben findet.

Ein Vorzug der zweiten Auflage besteht darin, daß der Herr Verfasser in vielen Abhandlungen die Beweisführung vervollständigt und an verschiedenen Stellen treffende Bemerkungen gegen die gottlose Schrift Renan's eingeflochten hat.

Um jedoch auch jenen verehrten Lesern, welche mit dem Buche noch unbekannt sind, einen kleinen Einblick in dasselbe zu verschaffen, wollen wir nochmals in gedrängter Kürze den

Gedankengang befügen, welchen der Herr Verfasser eingehalten hat. Ausgehend von der „sicherer Thatsache, daß jeder Mensch als Mensch ein Gewissen hat,“ sucht er „alle jene Wahrheiten abzuleiten, bei welchen die Vernunft überhaupt ein selbstständiges Eindringen in das Überstümliche wagen kann.“ Durch feste Begründung dieser Wahrheiten werden dann von selbst jene Einwürfe entkräftet, durch welche die Philosophie den Unglauben wissenschaftlich zu beweisen sucht. Neben die einzelnen, hierher gehörigen Lehren und Wahrheiten gibt der Herr Verfasser selbst eine kurze Übersicht im §. 74, bevor er zur Nothwendigkeit der positiven Offenbarung übergeht. „Der Reihe nach — heißt es §. 434 — besprachen wir das Dasein, die Immortalität und Substantialität der menschlichen Seele, indem wir hier den Glauben gegen den niedrigsten Angriff, gegen den Materialismus, vertheidigten.

Durch das Bewußtsein des Geistes gingen wir dann zur Besprechung des Unendlichen über, indem wir vom Dasein Gottes, den Atheismus bekämpfend, redeten. Hierauf folgte die Lehre von der Seinsweise und den einzelnen Vollkommenheiten des Unendlichen, und zwar gegenübergestellt dem Pantheismus, der bereits früher bei Gelegenheit der Beweise vom Dasein Gottes ausführlich bekämpft wurde. Weiterhin gingen wir zur Betrachtung des Endlichen über, indem wir das Faktum der Schöpfung im Hinblicke auf Pantheismus, Emanationslehre und griechische Verirrungen festhielten. Dann wandten wir uns zur Schöpfung des Menschen im Besondern, um erleuchtet durch die richtige Kenntniß des Verhältnisses zwischen Gott und seiner Schöpfung hier erst die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele auszuführen, und so die im Eingange begonnene Lehre von der Seele zu vollenden. Die Einwendungen des Naturalismus waren hier zum Theile zu widerlegen, während wir demselben weiter begegneten in der folgenden Abtheilung, wo wir die göttliche Weltregierung dem Naturalismus und Deismus gegenüber besprachen. Hier boten sich uns zwei Abtheilungen dar. Die

erste enthielt die Lehre von der Vorsehung, und zeigte das Verhältniß der göttlichen Herrschaft gegenüber allen äusseren Ereignissen im Kreise der Schöpfung. Die Zweite enthielt die Lehre von der ewigen Vergeltung, wo sich das Verhältniß der göttlichen Herrschaft gegenüber der inneren Freiheit des geschaffenen Geistes herausstellte.“

Doch alle hier berührten, religiösen Kenntnisse genügen noch nicht den Bedürfnissen des Menschengeistes. Darum geht nun der Herr Verfasser über auf die Nothwendigkeit und den Nutzen der übernatürlichen Offenbarung, welche uns in der Erkenntniß der natürlich geoffenbarten Wahrheiten vor Irrthum bewahrt, und welche uns eine genügende Antwort ertheilt auf gewisse nothwendige Fragen, „wo alle Philosophie schweigt, während sie das Bedürfniß der Frage nicht abweisen kann.“ Wir fragen, sagt der Herr Verfasser S. 62 . . . nothwendiger Weise nach der inneren Lebensthätigkeit der ewigen Gottheit, abgesehen vom Dasein der Schöpfung und vom zeitlichen Walten der göttlichen Weltregierung. Diese Frage: was that denn Gott ehe die Welt war, und wie vollführt sich sein eigener Lebensprozeß, wenn wir absehen von seinem Verhältnisse zur Welt, deren Dasein ja nicht nothwendig ist, führt den denkenden Menschengeist nur gar zu leicht in die Irrwege des Pantheismus hinein. Den Schutz gegen die Gefahr findet der denkende Geist in jenen göttlichen Andeutungen, die ihm einen gewissen Einblick in das all unsern Vorstellungen fern liegende Geheimniß der göttlichen Dreifaltigkeit ermöglichen.“

„Die zweite schwierige und doch unabweisliche Frage, für welche das menschliche Nachdenken in seinen natürlichen Wegen nie eine Antwort finden kann, ist die Frage nach dem Ursprunge des Nebels auf Erden. Bekanntlich hat hier der Versuch einer Antwort bereits Denker des Alterthums in die Irrgänge des Dualismus geführt, ohne im Geringsten zu genügen. Die christliche Offenbarung antwortet hier hinreichend durch die Aufschlüsse vom Geheimniß der Erbsünde.“

Endlich fragen wir „um die Möglichkeit der Wieder-aussöhnung des Sünder mit der Gottheit. Das Christenthum rettet uns hier nicht nur aus der naheliegenden Verzweiflung durch die Verheißung göttlicher Barmherzigkeit, es offenbart uns vielmehr nicht bloß das Wort, sondern die That der göttlichen Erbarmung, die bis zur wirklichen liebenden Hingabe Gottes an die geretteten Gefallenen im Geheimnisse der Menschwerdung geht.“

Die apologetische Vertheidigung, sowohl der natürlich geoffenbarten Wahrheit, als auch der eben genannten drei großen Geheimnißlehren, führt Dr. Vosen in recht gründlicher, anziehender Weise durch, mit einem seltenen Gedankenreichthume und mit überraschenden, schlagenden Beweisen. Man erkennt überall den scharfen Denker, dem das vorgesteckte Ziel und die Mittel dazu klar vor Augen schweben, und den gewandten Professor, der seinen Zuhörern auch den schwierigsten Gegenstand deutlich zu machen versteht. In welch' vortrefflichem Geiste das apologetische Werk von Dr. Vosen geschrieben ist, das ersieht man aus der Begeisterung für die Wahrheit, mit welcher der Herr Verfasser zum Kampfe gegen die Lüge auffordert, aus der Ruhe und Besonnenheit, mit welcher er dem Glaubensgegner auf seinen Irrwegen nachforscht, und aus der christlichen Hochschätzung selbst des Gegners, womit er demselben die Gefahren seines Irrthums liebevoll aufdeckt und ihn für die Wahrheit zu gewinnen sucht „Der fromme Eifer, sagt Dr. Vosen, darf es nie vergessen, daß in diesem Kampfe, auch bei der größten Lebhaftigkeit, liebende Schonung der Personen mit heiligem Ernst gegen die Lüge verbunden bleiben muß. Niemand bekehrt seinen Mitmenschen durch Beleidigung.“

Wenn wir nun die Vortrefflichkeit des Werkes im Allgemeinen hervorgehoben haben, so ist damit nicht gesagt, daß auch alle Erklärungsversuche in den einzelnen Abhandlungen vollständig gelungen seien; es dürfte dieß von der etwas eigenthümlichen Art und Weise gelten, mit welcher Dr. Vosen das Geheimniß

der Erbsünde zu erklären versucht, über welche wir bereits bei Besprechung der ersten Auflage unser Bedenken geäußert haben.

Nebrigens ist die hier berührte Schattenseite von so gerin- ger Bedeutung, daß sie im Vergleiche mit dem wahrhaft Vor- züglichsten, welches das Buch vielfältig bietet, gar nicht in Be- tracht kommt. Ja nicht bloß „der Nichttheologe von akademischer Bildung“ — wie Dr. Vosen bescheiden sich ausdrückt — findet darin die festeste Begründung des Glaubens und Aufklärung über seine Zweifel, sondern auch der Theologe und namentlich der Seelsorger kann sich daraus die wirksamsten Waffen holen zur Vertheidigung der Wahrheit und zur Abwehr des Irrthums. Besonders durch die sogenannte „indirekte oder apagogische“ Beweisführung, welche der Herr Verfasser nebst der eigentlich wissenschaftlichen Widerlegung oft mit großem Geschick an- wendet, erhält das Buch einen praktischen Werth für die popu- läre Darstellungsweise. Dieser Beweis, welcher bei der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele am vollständigsten durch- geführt ist, „findet — wie Dr. Vosen ganz richtig bemerkt — ebenso wohl bei allen übrigen aus der Thatzache des Ge- wissens deduzirten Wahrheiten seine Anwendung.“ . . . „Der Materialist, der Atheist, der Pantheist“, sie alle bringen mit sich „dieselben Gefahren für das sittliche und soziale Leben durch ihre Ansichten und Grundsätze, wenn dieselben wirklich von einer entschiedenen Mehrheit anerkannt und kon- sequent für die Lebenseinrichtung im Auge gehalten würden.“ (S. 294.)

Schließlich können wir zur Empfehlung des Werkes nichts Besseres sagen, als, daß kein Gebildeter, Theologe und Nicht- theologe dasselbe durchlesen wird, ohne daraus große Befriedi- gung des Herzens und neue Freude am Glauben zu schöpfen, und ohne Vieles zu lernen zur Erfüllung der Anforderung, welche der heilige Apostel Petrus an uns stellt, und welche die gegenwärtigen Zeitverhältnisse doppelt dringend an uns stellen:

„Parati semper ad satisfactionem omni poscenti vos rationem de ea, quae in vobis est, spe.“ (I. Petr. 3, 45.) D.

Anmerkung. Der gelehrte Verfasser obigen Werkes hat unterdessen die katholische Literatur mit einem neuen apologetischen Werke bereichert, welches unter dem Titel: „Der Katholizismus und die Einsprüche seiner Gegner, Freiburg bei Herder 1865 und 1866, in zwei Bänden erschienen, und worüber eine kurze Besprechung später erfolgen wird.

Die Encyclica Papst Pius IX. vom 8. Dezember 1864. Stimmen aus Maria-Laah. Freiburg, Herder 1865.

- I. Eine Vorfrage über die Verpflichtung. Von Florian Rieß, Priester der Gesellschaft Jesu. 119 S. gr. 8.
- II. Die Gründirrhümer unserer Zeit. Von Peter Noh, Priester der Gesellschaft Jesu. 68 S. gr. 8.
- III. Die Irrthümer über die Ehe. Von Gerhard Schneemann, Priester der Gesellschaft Jesu. 118 S. gr. 8.

Die genannten Broschüren bilden das erste Drittel einer Folge von Abhandlungen zur populären Erklärung der päpstlichen Encyclika, beziehungswise des beigefügten Syllabus. Die erste, von dem Verfasser des vortrefflichen Werkes: „Der elige Petrus Canisius“ (Freiburg, Herder 1865), gibt zunächst die Encyclika nebst Syllabus im Original und in einer genauen Uebersetzung. Daran schließt sich ein anschauliches Bild von der gegenwärtigen Lage der Kirche, welchem im zweiten Abschnitte das im Syllabus über die verschiedenen antichristlichen Grundsätze unserer Zeit gefällte Urtheil gegenübergestellt wird. Der dritte Abschnitt behandelt in gründlicher aber populärer Weise die Aufgabe und die Vollmacht des Papstes, namentlich die Unfehlbarkeit der „ex cathedra“ erfolgenden Aussprüche; im vierten wird die vielfach ventilirte Frage über die Zeitgemäßheit der Encyclika und ihres Inhalts kurz besprochen, im fünften endlich ausführlicher dargelegt, in welcher Ausdehnung und in welchem Grade die in Rede stehenden Erklärungen des heiligen Stuhles den Christen zur gläubigen Annahme verpflichten.

In seiner einfachen, kernigen, interessanten Sprache, mit seiner schlagenden, den Gegner schonungslos niedertretenden Dialektik, erhebt sich im zweiten Hefte der in ganz Deutschland als Redner gefeierte Pater Roh gegen die „Grundirrhümer unserer Zeit“: Pantheismus, — Naturalismus und absoluter Nationalismus, — Indifferentismus und Latitudinarismus. Dieselben werden in drei Paragraphen vorgeführt, und ihre ganze innere Haltlosigkeit, ihr allseitiger Widersinn aufgedeckt.

Der Gegenstand der dritten Broschüre: „Die Irrthümer über die Ehe“, ist einer der wichtigsten für unsere Zeit. Der Verfasser, bereits bekannt durch seine „Studien über die Honorius-Frage“, beweist ausgezeichnete Kenntnisse des kanonischen Rechtes und der Kirchengeschichte, die er durch leichte, anziehende, allgemein fassliche Darstellung in der populärsten Weise zu verwerten weiß. Die vier Abschnitte tragen die Überschriften: 1. Bestimmungen des Naturrechtes über die Ehe. 2. Christliche Auffassung der Ehe. 3. Wohlthätiger Einfluß der kirchlichen Gesetzgebung auf die Ehe. 4. Irrthümer über die Ehe.

Daß wir das Unternehmen der hochw. Väter von Maria-Laach zu dem wichtigen päpstlichen Aktenstück nicht für Gelehrte, sondern „für gebildete Leser überhaupt“ einen vollständigen Kommentar zu liefern, für ein sehr verdienstliches halten, brauchen wir nicht zu sagen.

Das Antichristenthum entfaltet unausgesetzt die regste Thätigkeit, um den Geist der Lüge und der Verneinung unter dem Volke zu wecken, um Korruption und Abfall von Gott und seiner Kirche in immer weiteren Kreisen zu verbreiten. Dem gegenüber kann auf katholischer Seite in Wort und That, in Schrift und Rede nicht zu viel geschehen, und es geschieht leider immer noch zu wenig.

Betrachtungen für die Maiandacht.

XI.

Denn Großes hat er mir gethan, der da mächtig ist. Luk. I. 49.

Großes hat der Herr an der seligsten Jungfrau gethan und unaussprechliche Wunder seiner Allmacht an ihr gewirkt. Er hat sie auserwählt, daß sie, das Geschöpf, den Schöpfer, sie, die Magd, den Herrn in ihrem Leuschen Schooße trage und daß er durch die gebenedete Frucht ihres Leibes die Menschheit erleuchte, erlöse und zum ewigen Leben berufe. Wie hätte da Maria nicht aus dem tiefsten Grunde ihres Herzens aufzubeln sollen: „Großes hat an mir gethan, der da mächtig ist?“ Gott hat aber nicht bloß große Wunder der Allmacht an ihr gewirkt, er hat auch der demüthigsten Jungfrau einen reichen Anteil an der dritten Frucht der Demuth: der Macht, in seiner Güte zukommen lassen. Davon wollen wir in der heutigen Be- trachtung handeln im Namen Jesu. Ave Maria.

Gott hat in seiner unendlichen Güte der seligsten Jungfrau einen reichen Anteil an der dritten Frucht der Demuth: der Macht, zukommen lassen.

Was für eine Macht hat er ihr gegeben? O eine Macht, die die nächste nach seiner Allmacht ist, die wir mit unserem kurzichtigen Verstande gar nicht erfassen können: die Macht einer Mutter über seinen eingebornten Sohn, über den Herrn Himmels und der Erde.

Christ! du bist ein gutes, dankbares Kind gewesen, du hast das Glück gehabt, daß ein treues Mutterauge dich auf

deinen Wegen behütet, ein liebevolles Mutterherz den innigsten Anteil an deinem Schicksal, an deinem Wohl und Wehe nahm. Weißt du noch, wie wichtig, wie werthvoll dir ein jeder Wink, ein jeder Wunsch, ein jedes Gebot deiner Mutter gewesen ist? Und so gestaltet sich schon das Verhältniß zwischen einem gewöhnlichen guten Kinde und einer gewöhnlichen guten Mutter. Wie wird es nun erst zwischen einer Mutter, wie Maria, und einem Sohne, wie Jesus, sein? Darum stehen auch die heiligen Väter und Lehrer der Kirche nicht an, zu sagen: „Maria übe eine gewisse Gewalt über Gott, über unsern Herrn und Heiland Jesus Christus.“ Man muß das allerdings recht verstehen. Maria ist ein menschliches Geschöpf und kann daher ihrem Schöpfer, dem allmächtigen Gott, dessen Herrschaft unbeschränkt, dessen heiligster Wille unveränderlich ist, allerdings keine Befehle ertheilen, aber die Liebe, welche Gott zu Maria trägt, die Herrlichkeit, mit der er sie umgeben hat, ist so groß, daß ihre Bitten bei Gott gleichsam Befehle für Gott sind, weil er sie allezeit erhört, weil es noch nie vorgekommen ist, daß er ihr irgend eine Bitte abschlug. Und darum wird ihre Fürbitte eine allmächtige genannt. „Maria,“ schreibt der heilige Bonaventura, wird von ihrem Sohne vor Allem dadurch ausgezeichnet, daß sie allmächtig ist, um zu erlangen, was sie bittet.“ „Wenn sie, welche die Heiligen einen Altar der Barmherzigkeit nennen, auf dem die Sünder mit Gott ausgesöhnt werden, für uns bei Jesus um eine Gnade bittet, sagt der heilige Petrus Damiani, so setzt der Sohn einen so hohen Werth auf ihr Gebet, so hat er einen so innigen Wunsch, ihr Freude zu machen, daß es scheint, sie befehle vielmehr, als daß sie bittet, und daß man eher eine Herrscherin, als eine Magd in ihr zu erkennen glaubt.“ Deshalb vergleicht sie auch die heilige Schrift in dem Hoheliede „mit einem wohlgeordneten Heerlager“, dessen Macht nichts zu widerstehen im Stande ist.

Wie groß wird deshalb die Macht Maria's über unser Heil sein! Wenn sie für uns um Gnade bittet, wie soll ihr

Sohn es ihr abschlagen; wenn sie uns zur Buße ruft, wie soll dann die Erbarmung Gottes nicht mit uns sein; wenn sie unsere Schritte behütet, wie sollten wir dann nicht vor den Gefahren und Abgründen der irdischen Pilgerschaft bewahrt bleiben; wenn sie uns mit ihrer Muttersorgfalt unterstützt, wie sollten wir dann nicht zur Gnade der endlichen Beharrlichkeit gelangen? „O heilige Mutter Gottes! ruft der heilige Johannes Damascenus aus, ich hoffe gewiß selig zu werden, weil eine unüberwindliche Hoffnung auf dich meine Waffe ist, ja ich werde meine Feinde (die Feinde meines Seelenheiles) mutig verfolgen, wenn ich deinen Beistand und deine allmächtige Hilfe als Schild in Händen habe.“

Maria hat aber diese Macht durch ihre Demuth erlangt. Sei demüthig, mein Christ, und auch du wirst mächtig werden. Je demüthiger du bist, je mehr du deine Schwachheit, dein Elend, deine Ohnmacht ohne Gott und seine Gnade erkennst, desto wachsamster wirst du über dich selbst sein, desto sorgsamer die Gelegenheit zur Sünde vermeiden, desto ängstlicher die Versuchungen fliehen, desto kräftiger schon den ersten freiwilligen, sündhaften Gedanken widerstehen, desto weniger dir und desto mehr auf Gottes Hilfe und Gnade vertrauen, und daher desto gewisser deine bösen Neigungen und Leidenschaften und dich selber besiegen und beherrschen. Es gibt eben keine größere Macht, als wenn man Herr über das eigene Herz geworden ist.

Je demüthiger du bist, je mehr du deine eigene Fehlerhaftigkeit erkennst, je mehr du deshalb mit den Fehlern und Schwächen deines Nebenmenschen Geduld tragest, je mehr du deinen Nächsten mit natürlich vernünftiger Liebe, Nachsicht, Freundlichkeit und Milde behandelst, je bescheidener du dein Verdienst anerkennst, desto mehr wirst du in der Regel Gewalt und Macht gewinnen über sein Herz, ihn dir dienstbar machen zu allem Guten, ihn fördern in der Tugend und der Sorge für sein Seelenheil.

Je demüthiger du bist, desto sicherer prallen alle Angriffe des Satans gegen dich ab. Es gibt keine Waffe, mit der man

ihn leichter schlägt, als die Demuth, keine Schwachheit, durch die man ihm leichter unterliegt, als der Stolz. Weil Adam und Eva in frevelhafter Ueberhebung Gott gleich sein wollten, hatte der Satan leichtes Spiel sie zu verführen; vor dem demüthigen Jesus, der sich auf Gottes Wort, auf Gottes Macht, Ehre und Herrlichkeit berief, floh er, wie mit Geißeln gepeitscht, von dannen.

Wenn du wahrhaft demüthig bist, gewinnst du sogar eine Art Macht und Gewalt über Gott. Aber das ist ja doch unglaublich? Wie, ich elender Wurm, ich armer Sünder, ich Geschöpf eines Tages, soll über Gott Macht und Gewalt ausüben können, wenn ich nur demüthig bin? Es scheint nur unglaublich, aber es ist gewiß; denn das Wort der ewigen Wahrheit versichert es uns. „Das Gebet des Menschen, sagt die heilige Schrift, der sich demüthigt, dringet durch die Wolken; es hat keine Ruhe bis es hinkommt und geht nicht von dir weg, bis der Allerhöchste es ansieht.“

Die Demuth macht dich wahrhaft groß, sie macht dich wahrhaft mächtig, sie verschafft dir den Sieg über deine eigenen Leidenschaften, die Welt und den Satan, sie schlägt Gott den Allerhöchsten gleichsam in die Bände der Liebe für dich, so daß er deine Bitten mit Vaterliebe anhört und erhört. Und du, Maria! „Glorreich sithest du nun droben, nächst bei Jesus deinem Sohne; Gott, wie hast du sie erhoben, wie so glänzend ist ihr Thron! Sei gegrüßt, gebenedete Jungfrau, Himmelskönigin! steh' in Nöthen uns zur Seite, sei durch Gott uns Helferin!“ Amen.

XII.

Und dessen Name heilig ist. Luk. I. 49.

Allmacht, Heiligkeit und Barmherzigkeit sind die drei Eigenchaften Gottes, welche in der Menschwerdung Christi, in dem ewigen Rathschluße Gottes zur Erlösung der Menschheit ganz besonders hervortreten.

Wir haben gestern gehört, wie Maria die Macht Gottes preis. „Großes hat an mir gethan, der da mächtig;“ wir vernehmen heute, wie sie Gottes Heiligkeit benedicit: „Und dessen Name heilig ist.“ Allein Gott, der den allerheiligsten Namen trägt und mit dem Namen „Heilig“ vorzüglich genannt sein will; denn selbst die Lobgesänge, die Tag und Nacht vor seinem Throne aus dem Munde der seligen Geister ertönen, rufen: „Heilig, heilig, heilig bist du, Gott der Heerschaaren!“ hat auch in seiner Güte und Erbarmung den Namen Maria heilig gemacht. Das ist der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung, die ich beginne im Namen Jesu. Ave Maria.

Gott hat in seiner Güte und Erbarmung den demüthigen Namen Maria heilig gemacht; denn die ihn trägt, ist durch die Gnade Gottes die größte Heilige geworden.

Ein Mensch ist um so heiliger, je früher er angefangen hat, in der Gnade Gottes zu leben, je sorgfältiger er sich auch vor der geringsten Besleckung, vor der Sünde hütet, je eifriger er sich in allen Tugenden übt, je reiner seine Meinung ist, durch alles dieß nicht seine Ehre, sondern allein die Ehre Gottes und das Heil der Seele zu suchen.

Ein Mensch ist um so heiliger, je früher er angefangen hat, in der Gnade Gottes zu leben. Wir wissen es, meine Gläubigen, unsere eigene Vernunft, unsere eigene traurige Erfahrung und das Wort der göttlichen Offenbarung lehrt es uns, daß wir nicht als Kinder der Gnade, sondern als Kinder des Zornes in Sünden geboren werden. „Siehe, in Ungerechtigkeit bin ich empfangen, ruft selbst ein David aus, und in Sünden hat mich geboren meine Mutter.“ Erst wenn wir durch das Bad der heiligen Taufe gereinigt worden sind, werden wir Mitglieder der Gemeinschaft der Heiligen, heilige Kinder eines höchst heiligen Vaters und fähig, die Heiligkeit des Lebens zu erlangen. Das ist freilich nicht unser Verdienst, sondern reine Erbarmung, reine Gnade Gottes, aber wesentlich nothwendig zur Erlangung der Heiligkeit, gleichsam die väterliche Mitgabe Gottes, das

väterliche Vermögen, mit dem wir wuchern sollen, um die wahre Heiligkeit des Lebens zu erwerben. Diese Gnade wurde nun Maria viel früher mitgetheilt, als irgend einem Menschen. Im Hinblicke auf die Verdienste ihres Sohnes hat sie der Herr im ersten Augenblicke ihres menschlichen Daseins von der Makel der Erbsünde befreit. Es gab also keinen Augenblick ihres Lebens, in dem sie nicht in der Gnade Gottes lebte; sie war außer der menschlichen Seele ihres göttlichen Sohnes die schönste Seele, die Gott erschaffen, das größte und das dem Herrn würdigste Werk, welches er außer ihrem göttlichen Sohne auf Erden hervorgebracht hat. Schon aus diesem Grunde also ist Maria heiliger, als alle übrigen Menschen und sagt die heilige Schrift von ihr: „In der Fülle der Heiligkeit ist ihr Aufenthalt.“

Ein Mensch ist um so heiliger, je sorgfältiger er sich auch vor der geringsten Befleckung mit der Sünde hütet.

Sich vor jeder und aller, auch der geringsten Schwachheit und Sünde zu hüten, ist keinem Menschen möglich, war selbst keinem Heiligen möglich. Auch sie mußten mit der heiligen Schrift ausrufen: „Allesamt sind wir Sünder und ermangeln des Ruhmes vor Gott;“ nur Maria machte eine Ausnahme, sie befleckte sich nie auch nur mit der geringsten Sünde. „Wenn von Sünde die Rede ist, schreibt der heilige Augustinus, will ich wegen der unserm Herrn gebührenden Ehre nicht, daß auf irgend eine Weise dabei an Maria gedacht werde; denn sie hat mehr Gnaden empfangen, als nöthig war, um die Sünde völlig zu überwinden.“ und der heilige Ephräm sagt: „Sie ist fleckenlos, ohne Makel und Ansteckung jeder Besudelung, jedem Fehler völlig fremd, die Braut Gottes, unsere Herrin.“

Der Mensch ist um so heiliger, je eifriger er sich in aller Tugend übt. Wer soll aber deine Tugenden alle aufzählen, du Mutter aller Gnaden? „Was immer an einem Heiligen ausgezeichnetes war, sagt der heilige Thomas von Villanova, das ist auch an Maria; es ist in ihr die Geduld des Job, die Saufstmut des Moses, der Glaube Abrahams, die Keuschheit

Josefs, die Demuth Davids, die Weisheit Salomons, der Eifer des Elias, die Reinigkeit der Jungfrauen, die Stärke der Märtyrer, die Andacht der Beichtiger, die Wissenschaft der Lehrer, die Weltverachtung der Einsiedler.“ „Ein Berg auf dem Gipfel der Berge wird Maria genannt, sagt der heilige Gregor, weil sie hoch über alle Heilige emporragt.“

Der Mensch ist um so heiliger, je mehr er in Allem, was er thut, wirkt, opfert und leidet, nur die Ehre Gottes im Auge hat. Das that vor Allem Maria. Bescheiden, einsam, zurückgezogen tritt sie während ihres Wandels auf Erden bei allen evangelischen Begebenheiten in den Hintergrund, nirgends drängt sie sich vor, nirgends verlangt sie nach den Huldigungen, die ihrer Würde und ihren Tugenden, ihren Opfern und Schmerzen gebühren. Sie verlangt nur Gottes Ehre, und wo diese befördert wird, ist ihr genuggethan.

So ist Maria die Heiligste unter den Heiligen, weil sie stets in der Gnade Gottes lebte, auch nicht mit der geringsten Sünde befleckt wurde, in jeder Tugend groß war und in Allem nur Gottes Ehre suchte. „Gleichwie das Licht der Sonne, schreibt der heilige Petrus Damiani, dermaßen den Glanz der Sterne übertrifft, daß dieselben kaum noch neben ihr erscheinen, so übersteigt auf gleiche Weise die Heiligkeit der jungfräulichen Mutter alle Verdienste des übrigen himmlischen Heeres.“ Und der heilige Bernhard sagt: „So groß war die Heiligkeit Maria's, daß sich für Gott keine andere Mutter als Maria, und daß für Maria kein anderer Sohn, als Gott selbst, sich geziemte.“

Und wenn auch diese große Heiligkeit Maria's vor Allem und zuerst ein Geschenk der göttlichen Gnade ist, so war sie doch auch zugleich eine Frucht ihrer überaus großen Demuth. Diese Demuth hat sie der Gnade des Herrn würdig gemacht, hat sie angeleitet, mit der Gnade treu mitzuwirken, hat sie gelehrt, die Gnade bis an ihr Ende zu bewahren.

Du willst, du sollst heilig werden, mein Christ. Sei also vor Allem demüthig. Je demüthiger du bist, desto zerknirschter

und eifriger wird dein Gebet, desto größer die Wachsamkeit über dich selbst, desto ernster deine guten Vorsätze, desto reicher der Schatz der Gnade, den dir Gott mittheilt, desto treuer deine Mitwirkung mit seiner Gnade sein. Man hat wohl gehört, daß die größten Sünder noch Heilige geworden sind, man hat aber nie gehört, daß ein Mensch heilig geworden ist ohne eine wahre Demuth des Herzens. Soll der allerheiligste Gott Großes an dir thun, ein Wunder seiner Macht an dir wirken und dich aus einem armen Sünder zu einem Frommen, Heiligen und Gerechten machen, so mußt du dich erniedrigen, damit er deine Niedrigkeit mit Erbarmen ansehen kann. „Begnadigte, die sich der Herr zur Mutter seines Sohnes erkor, sie heiligend vom Anbeginne, sei unsere Fürsprecherin! O du, die hier von Sünden frei in reinster Unschuld hingelebt, laß uns stets deine Kinder sein, so fromm wie du, so himmlisch rein.“ Amen.

XIII.

Er ist barmherzig von Geschlecht zu Geschlecht.
Euk. I. 50.

Die seligste Jungfrau wendet sich nun von den ihr verliehenen besonderen Gnaden hinweg und preist in ihrem Lobgesange die Erbarmung des Herrn mit der Menschheit, die nicht nur etwa in einzelnen Fällen sich hervorthut, sondern seit dem Anfange der Welt an bis auf diese Stunde thätig war. „Er ist barmherzig von Geschlecht zu Geschlecht,“ sagt sie. Sie brauchte, da sie ohne Sünde war, allerdings keine Vergebung der Sünden, aber es war doch ein Werk der Barmherzigkeit Gottes, daß sie von aller Makel der Erbsünde bewahrt und von aller wirklichen Sünde befreit blieb. Im dankbaren Andenken an diese Erbarmungen des Herrn, in ihrem steten Streben, dem Vorbilde ihres göttlichen Sohnes nachzufolgen, bewahrte Maria und bewahret auch noch jetzt ein mildes, ein gnadenreiches Herz. So ist sie die Mutter der Barmherzigkeit geworden,

als welche wir sie heute im Namen ihres göttlichen Sohnes betrachten wollen. Ave Maria.

Maria ist die Mutter der Barmherzigkeit. Es ist das kein leerer Titel, den wir ihr geben, kein Satz, der nur auf menschlicher Einbildung beruht, keine Uebertreibung, die etwa aus zu großer Liebe zu ihr entsprungen ist; es ist eine Wahrheit, in deren Verkündigung die vom heiligen Geiste geleitete Kirche seit achtzehn Jahrhunderten keinen Augenblick innegehalten, in deren Predigt alle Heiligen einstimmig sind und deren Versicherung uns der menschgewordene Sohn Gottes noch vom Kreuze herab gegeben hat.

Die Kirche will, daß wir Maria als eine Königin, als eine Mutter der Barmherzigkeit verehren und anrufen. Wir finden in allen Jahrhunderten Beweise, daß die Kirche die Anrufung der seligsten Jungfrau, das Vertrauen auf sie und ihre Güte und Milde ihren Gläubigen auf das dringendste anempfiehlt. Sie lehrt uns in der Litanei Maria als eine barmherzige Jungfrau anzurufen, sie leitet uns an, sie im Salve Regina mit den Worten zu grüßen: „Sei gegrüßt, du Königin, Mutter der Barmherzigkeit;“ sie öffnet gerade an den Maria-Festen am liebsten den Gnadschätz ihrer Ablässe, sie dringt darauf, daß wir noch in der Todessstunde zu unserm Schutz und Schirm nächst dem heiligsten Namen ihres Sohnes auch ihren süßesten Namen aussprechen.

Ebenso sind die Heiligen unerschöpflich in dem Preise der Barmherzigkeit Maria's. „Gott hat sie darum so hoch erhoben, sagt der heilige Albert, damit sie ein großes Mitleid habe mit uns Glenden und uns um so mächtiger helfen könne.“ Der heilige Bonaventura behauptet, „daß sie der Herr mit Barmherzigkeit und Liebe für uns gesalbt habe.“ Der heilige Bernhard aber schreibt: „Wir glauben, daß Maria den Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit öffnet, wann sie will und wie sie will, ja daß es keinen Sünder gebe, so groß auch seine Laster sein mögen, der verloren geht, wenn Maria ihm beisteht.“

Was noch mehr ist: Vom Kreuze herab versichert uns der göttliche Heiland selbst, daß sie eine Mutter und zwar eine Mutter der Barmherzigkeit für uns sein werde. Nicht umsonst hat er in der Person des heiligen Johannes mit den Worten: „Siehe da deinen Sohn!“ uns ihrer mütterlichen Obsorge, Liebe und Milde empfohlen. „Siehe da einen Menschen, wollte er gleichsam sagen, wie der heilige Alphonsus schreibt, der schon zur Gnade wiedergeboren ist, um des Opfers willen, das du Gott mit meinem Leben zu seinem Heile darbringst.“ „Durch jene Worte, sagt der heilige Bernardin, ward Maria um der großen Liebe willen, die sie zu uns trug, nicht nur die Mutter des heiligen Johannes, nein, sie ward die Mutter aller Menschen.“ Deshalb nennt sich auch der heilige Johannes, als er davon schreibt, nicht, sondern sagt bloß: „Hierauf sprach Jesus zu dem Jünger: siehe da deine Mutter, um anzudeuten, daß Christus durch diese Worte Maria nicht etwa zu einer alleinigen Mutter des Johannes, sondern zur Mutter aller derer bestimmt habe, die, weil sie Christen sind, seine Jünger genannt werden.“ Ja, in jener unaussprechlich heiligen Stunde hat der menschgewordene Sohn Gottes gleichsam die Herrschaft mit seiner göttlichen Mutter getheilt, indem er das Königthum der Gerechtigkeit, das Gericht, sich vorbehielt, ihr aber das Königthum der Barmherzigkeit übergab, sie zur Mutter der Barmherzigkeit machte.

Wie offenbart denn aber Maria ihre mütterliche Barmherzigkeit gegen uns arme Sünder?

a) Sie hält die strafende Hand Gottes zurück, die schon so oft und mit allem Rechte gezückt war, uns zu verderben. Es ist ein Glaubenssatz des Christenthumes, daß der Mensch, der mit vollem Wissen und Willen auch nur eine einzige schwere Sünde begeht, in diesem Augenblicke der Strafgerichtigkeit Gottes anheimfällt, und daß Gott in seinem vollen Rechte wäre, wenn er ihn in dem nämlichen Augenblicke in die ewige Verdammnis verstoßen würde. Ach, wie oft hast du schon gesündigt, mein Christ, wie viele Jahre lebstest du in großen Fehlern dahin, was

hat denn den Herrn aufgehalten, daß er dich nicht schon lange zerschmetterte, wie du es tausendmal verdientest, daß er dich schonte bis auf diese Stunde, und voll Langmuth, Geduld und Nachsicht auf deine Buße wartete? Nur die Fürsprache Maria's, „sie ist eine Stadt der Zuflucht für alle, die zu ihr fliehen,“ sagt der heilige Johannes Damascenus, gleichsam eine Freistätte, wie sie im alten Bunde waren, in denen Verbrecher, die das Glück hatten, sich dahin flüchten zu können, vor der Rache des Gesetzes sicher waren. Wie etwa eine zärtliche Mutter ihr fehlend Kind mit ihrem Leibe vor der Züchtigung des erzürnten Vaters schützt, so hat dich Maria bis jetzt mit dem Mantel ihrer mütterlichen Liebe vor der Rache des erzürnten Gottes bewahrt; denn sie ist die Fürsprecherin, die Zuflucht der Sünder.

b) Sie erfleht uns Glenden ferner die zur Buße nothwendige Gnade und die Vergebung unserer Sünden. „Sie ist eine Leiter der Sünder, schreibt der heilige Bernhard, von der sie den armen Gefallenen ihre hilfreiche Hand reicht, sie von dem Abgrunde der Sünden hinwegführt und ihnen hilft, sich zu Gott zu erheben.“ Wo ist ein wahrer Büßer, dem Gottes Gnade das Herz erweicht und zu einem frömmern Leben geführt hat, dem Maria nicht durch ihre allmächtige Fürbitte die Gnade der Buße erfleht hätte? Wenn wir die Gnade des Herrn zu finden wünschen, wenden wir uns nur an Maria, die sie gefunden hat, und weil sie Gott so lieb gewesen und weil er sie noch immer so lieb hat, so werden wir durch sie sicher die Gnade finden. Wer aber die Gnade Gottes wiedergefunden, dem sind seine Sünden vergeben.

c) Sie hilft uns endlich auf dem Wege der Buße und Tugend ausharren. Darin sind alle Heiligen einstimmig. — „Maria ist es, schreibt der heilige Bonaventura, welche uns in der Heiligkeit erhält, damit wir nicht wieder rückwärts schreiten; Maria ist es, die uns in der Tugend aufrecht stehend macht, damit wir nicht von neuem fallen; Maria ist es, die endlich den bösen Feind von uns abwehrt, damit er uns nicht schade.“ „Liebe

Kinder, ermahnte der heilige Philippus Nerius seine Anvertrauten, wenn ihr wünscht in der Gnade Gottes bis an's Ende zu verharren, so habt eine große Andacht zur Mutter Gottes.“

Maria ist die Mutter der Barmherzigkeit für Alle und auch für dich, mein Christ, aber nur dann, wenn du demüthig bist, denn die Barmherzigkeit ist eine Frucht der Demuth, und wenn du selbst Barmherzigkeit gegen deinen Nebenmenschen übst, denn einem Unbarmherzigen kann sie nicht helfen, weil ihn nach dem Ausspruche des ewigen Richters ein „unbarmherziges Gericht“ treffen wird. O so lehre uns Demuth und Barmherzigkeit, du Mutter aller Gnaden, auf daß wir mit vollem Vertrauen zu dir rufen können: „Frau! wir bitten flehentlich, schütz uns Christen, deine Kinder; mach', daß Gott erbarme sich, auch der sonst verlorenen Sünder, denn ganz fest auf dich nach Gott, hoffen wir in jeder Noth.“ Amen.

XIV.

Er ist barmherzig von Geschlecht zu Geschlecht, denen, die ihn fürchten. Luk. I. 50.

Maria hat die Barmherzigkeit des Herrn gepriesen, die sich nicht etwa bloß in einzelnen Fällen findet, sondern seit dem Anfange der Welt bis auf diese Stunde, „von Geschlecht zu Geschlecht“, währt. Nun gibt sie aber auch die Bedingung an, unter der wir allein erwarten dürfen, der Barmherzigkeit Gottes theilhaftig zu werden. Gott ist kein gleichgültiger Gott, dem etwa Böses oder Gutes eines und dasselbe wäre, und der über die Sünde hinausgeht, wenn wir ihn darum bitten, weil ihm etwa an ihr nichts gelegen ist, sondern er ist ein höchst heiliger und höchst gerechter Gott, der das Böse haßt und straft, und der bei all' seiner Barmherzigkeit höchst heilig und höchst gerecht bleibt und bleiben wird in alle Ewigkeit. Er verlangt, daß wir ihn, wenn er uns barmherzig sein soll, fürchten. „Er ist barmherzig von Geschlecht zu Geschlecht denen, die ihn fürchten,“

sagt Maria. Von dieser Furcht Gottes handelt die heutige Betrachtung, die wir beginnen im Namen Jesu. Ave Maria.

Wenn uns Gott barmherzig sein soll, so müssen wir ihn fürchten.

Und wie viele Ursache haben wir nicht, Gott zu fürchten, mein Christ? Wer ist unter uns, der nicht vor der strafenden Hand der Gerechtigkeit Gottes zu zittern hat? Ach, wenn wir alle die unzähligen Wohlthaten Gottes betrachten, die wir mit so schwarzem Undank vergolten haben, alle die unzähligen Gnaden, die wir missbraucht, alle die unzähligen Warnungen, die wir in den Wind geschlagen, alle die unzähligen Sünden, mit denen wir Gott in Gedanken, Worten und Werken und mit der Unterlassung des Guten beleidigt haben, und wenn wir dann bedenken, daß selbst der Gerechte vor Gottes Gerechtigkeit und Heiligkeit kaum sicher ist, daß ein heiliger Augustinus, diese Leuchte der Kirche ausruft: „Erschrocken zittere ich und fürchte ich das Grab;“ daß ein heiliger Hieronymus, dieser große Büßer schreibt: „Tage und Nächte erfüllen mich mit Furcht, die Besorgniß, Alles bis auf den letzten Heller bezahlen zu müssen;“ daß ein heil. Gregor, dieser heilige Papst sagt: „Wehe uns Armen, die wir in unserer Auserwählung noch keine Stimme Gottes erkannt haben;“ daß ein heiliger Bernhard, diese so große, unschuldsvolle und abgetötete Seele, gesteht: „Ich wünsche nicht aufgelöst zu werden, sondern ich fürchte hinauszugehen, und Schauder übersält mich selbst am Eingange des Hafens;“ daß selbst ein heiliger Apostel Paulus, dieses auserwählte Gefäß der Gnade, bekennt: „Ich bin mir nichts bewußt, aber deßhalb bin ich noch nicht gerechtfertiget,“ was sollen dann erst wir sagen, mein Christ, was wird dann uns in der Ewigkeit erwarten?

Wir fürchten alles Mögliche, nur nicht das, was wir fürchten sollen. Wir fürchten uns, in dunkler Nacht an einem etwas bedenklichen Ort zu gehen, als ob wir an einem solchen Orte nicht so gut unter der Obhut Gottes wären, als in unserem Bette; wir fürchten jeden Verlust an unserem irdischen

Vermögen, das wir doch über kurz oder lang für immer verlassen müssen; wir fürchten die Gunst und die Gnade dieses oder jenes Menschen zu verlieren, der doch endlich auch nichts anderes als Staub und Asche ist; wir fürchten uns vor dem Urtheile der Menschen, das uns doch um kein Haar besser oder schlechter macht, als wir wirklich sind; wir fürchten für unsere Gesundheit und unser irdisches Leben, das endlich doch nur eine kurze Zeit dauert, heute blüht und morgen verwelkt, kurz, wir fürchten Alles für die Zeit und unsern Leib, und fürchten doch Gott nicht, der die Herzen der Menschen, ihre Gunst und ihr Urtheil, unser Vermögen, unsere Gesundheit und unser Leben in seiner Hand hat, und der, was das fürchterlichste ist, „unsern Leib und unsere Seele, wie der Heiland sagt, in die Hölle stürzen kann.“ O wie thöricht sind wir doch, mein Christ, unvernünftigen Kindern gleich, die vor einem verummachten Spaßmacher zittern, schreien und weinen, während sie an einem gähnenden Abgrunde, der ihnen alle Augenblicke mit dem schmerzlichsten Tode droht, sorglos und heiter spielen.

Wenn du Vergebung und Barmherzigkeit erlangen willst, mein Christ, so fürchte Gott. Fürchte diesen höchsten Herrn Himmels und der Erde, diesen strengen und gerechten Vergelster in Zukunft nur auch mit einer schweren Sünde zu beleidigen. Er hat, langmüthig genug, Schonung und Geduld mit dir gehabt, fürchte, seinen Zorn herauszufordern. Er selbst ruft dir in seiner heiligen Schrift zu, an „die letzten Dinge“ zu denken und vor seinen Gerichten zu zittern, auf daß „du nicht mehr sündigest.“

„Nur wo die Furcht des Herrn ist, schreibt der heilige Laurentius Justiniani, da ist gewiß der Wille zum Bösen, die Übertretung des Gesetzes, die Herrschbegierde, die Ehrsucht, der Haß des Nächsten und die ungeregelte Begierde nach dem Irdischen und Alles fern, was dem göttlichen Willen entgegen ist.“

Fürchte den Himmel zu verlieren! Ach, was ist denn unglücklicher als ein Menschenkind, das keine Hoffnung mehr haben kann, einst selig zu werden? Was soll ihm denn diese Hoffnung

ersezzen? Dieß irdische Leben? Wie kurz ist es und wie vie wahrhaft glückliche Tage hast du denn in deinem Leben gehabt, wie viele glaubst du denn noch zu erleben, namentlich in der gegenwärtigen Zeit, die so voll Unruhe, die so voll trüber und trauriger Aussichten in die Zukunft ist? Fürchte Gott zu beleidigen, damit du nicht die Seligkeit verlierst und doch einst in den Himmel kommst, der ewig dauert, und dir hunderttausendfach mehr an wahrer und ungetrübter Freude bieten kann, als die Welt mit all' ihrer Pracht und Herrlichkeit. „Richte mit dem Psalmisten deines Herzens Neigung zum Thun der Säzungen Gottes auf ewig, um der Belohnung willen.“ Fürchte Gott zu beleidigen, denn er ist dein bester Freund, dein größter Wohlthäter, dein liebender Vater. Wenn du nicht ein böses Herz hast, so hütet du dich gewiß, deine zärtliche Mutter, deine liebende Schwester, deinen treuen Freund, deine anhängliche Gattin zu beleidigen, nicht etwa blos, weil du ihren Zorn, ihre Feindseligkeit, den Verlust ihrer Liebe fürchtest, sondern weil du dich selber schämst, gegen sie so schmälich und undankbar zu handeln. Was ist aber die Liebe aller dieser gegen die Liebe, mit der Gott dich liebt? Und nur allein gegen ihn willst du undankbar sein?

Fürchte Gott, denn er ist die unendliche Majestät, an deren Gnade dir alles gelegen sein muß. Du willst gewiß bei deinen Vorgesetzten in Gunst stehen, und selbst der Gedanke, etwas bei ihnen eingebüßt zu haben, macht dich ängstlich. Nicht wenige Menschen sind darüber, daß sie in die Ungnade ihres Monarchen fielen, vor Angst und Kummer wahnhaft geworden, oder gar gestorben. Und was ist der mächtigste Monarch gegen den großen Gott, von dem, wie der heilige Franz von Sales sagt, „auch die Engeln erzittern, und selbst die Seraphim vor dem unerträglichen Uebermaße seiner Glorie ihr Antlitz verhüllen.“

Sei demüthig und du wirst Gott fürchten, denn die Furcht Gottes ist eine Furcht der Demuth. Sei demüthig, und du wirst ansangen weise zu werden, und besser für das Heil deiner

Seele zu sorgen, „denn die Furcht Gottes ist, wie die heilige Schrift sagt, der Anfang der Weisheit.“ Flehe um diese wahre Weisheit zu Maria, die uns die Kirche als den „Sitz der Weisheit“ anrufen lehrt. „Auf der Reise, lehre weise hier uns walen deine Huld, in Furcht zu wandeln, fromm zu handeln, rein in Demuth und Geduld.“ Amen.

XV.

Er übet Macht mit seinem Arme. Luk. I. 51.

Das größte Wunder seiner Allmacht hat Gott gewirkt in der Menschwerdung seines Sohnes. Daß Gott, der unsterbliche König der Herrlichkeit, Mensch wird, leidet und stirbt, um uns zu erlösen, das ist ein wunderbares Geheimniß, welches nur die unendliche Allmacht Gottes wirken kann. Und darum ruft der Sitz der Weisheit, die seligste Jungfrau, mit vollem Rechte aus: „Er übet Macht mit seinem Arme.“ Er hat aber an ihr nicht bloß Wunder seiner Macht, sondern auch Wunder seiner Befehlung und Liebe gewirkt. Er schützte die demütige Jungfrau mit seinem mächtigen Arme; denn der Schutz Gottes ist eine weitere Frucht der Demuth. Der schützende Arm Gottes über Maria und der Schutz, den der Herr den Demütigen angedeihen läßt, ist auch der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung, die ich beginne im Namen Jesu. Ave Maria.

Ein Funken kann einen fürchterlichen Brand, ein nur durch ein paar Stunden währender Platzregen eine verheerende Neberschwemmung zur Folge haben. So haben ein paar Augenblicke der Sünde unserer ersten Eltern die ganze Menschheit in ein unabsehbares Meer von Elend gestürzt. Ihre Sünde, die Schuld und die traurigen Folgen dieser Sünde gingen auf alle ihre Nachkommen über. Von nun an wurden wir Menschen als Kinder des Zornes geboren, mit verfinstertem Verstande, mit geschwächtem Willen, mit der natürlichen Neigung zum Bösen, mit unsren rebellischen Sinnen, mit „dem Geseze des Fleisches“

in unsfern Gliedern, das, wie der Apostel sagt, dem Geseze des Geistes widerspricht.“ Es ist ein großes Elend, mit dessen Folgen wir bis zu unserm Tode zu kämpfen haben. Selbst die blinden Heiden erkannten es und riefen in bitterer Klage aus: „Wir streben stets nach dem Verbotenen und wünschen stets das Versagte.“ Und gegen ein jedes Menschenkind, keines ausgenommen, stürmten die Wogen der Erbsünde an und keines ist ihnen entgangen, alle sanken in denselben unter. Nur eine einzige demütige Jungfrau ward aus dieser geistigen Sündfluth gerettet, und diese Jungfrau war Maria. Gott „übte Macht an ihr mit seinem Arme“ und bewahrte sie vor jeder Makel der Erbsünde. Deshalb wendet die Kirche mit Recht auf sie das Wort der heiligen Schrift an: „Gott umgürte sie mit Kraft und machte unbefleckt ihren Weg.“ So war Gottes Schutz schon in dem ersten Augenblicke ihres Daseins mit ihr.

Und wie oft hat Gottes mächtiger Arm die seligste Jungfrau während ihres Lebens beschützt! Welche Armut und Gefahr, welcher Haß und welche Verfolgung, welcher Kummer und welcher Schmerz begleitete sie auf jedem Schritte desselben. Von dem bitteren Augenblicke an, wo sie in Bethlehem keine Herberge fand, um dem menschgewordenen Gott eine Ruhestätte zu bereiten, bis zu dem Tode desselben am Kreuze, war ihr Leben eine Kette von Angst, Besorgnissen, Gefahren und Leiden. Die schmerzlichsten Prophezeiungen durchschnitten ihr Herz, wie das schärfste Schwert; die Verfolgungen des Herodes bedrohten ihr Leben, die gräßlichsten Schmähungen der Juden über ihren göttlichen Sohn und sie selbst verbitterten ihre Tage, und wenn er, der Herr Himmels und der Erde, nicht hatte, wo er „sein müdes Haupt zur Ruhe legen konnte“, so braucht es keines weiteren Beweises, daß sie, seine mitleidende Mutter, auch den Weg der bittersten Armut ging. So feindlich aber auch die Welt von allen Seiten gegen sie auftrat, Gottes mächtiger Schutz war bei ihr, sie litt und mußte leiden, wie wir denn alle, nach dem Zeugniß der heiligen Schrift, „durch viele

Trübsale in das Reich Gottes eingehen müssen;“ aber sie ging nicht unter in dem Meere der Leiden, Gott beschützte sie und sie konnte dankbar mit dem Worte der Schrift bekennen: „Darin habe ich erkannt, daß du mich beschirmt, weil mein Feind sich nicht des Sieges erfreuen konnte über mich.“

Allein der bitterste Augenblick für sie sollte noch kommen. Sie steht unter dem Kreuze ihres göttlichen Sohnes. Wer mag das Leid ermessen, welches dieß zärtlichste aller Mutterherzen erfüllt? Und wenn sie vor Schmerz um ihren Sohn noch Zeit findet, an ihr eigenes Schicksal auf Erden in der Zukunft zu denken, was erwartet sie? Ihr heiliger, leuscher Gemahl war lange vor ihr gestorben, ihr göttlicher Sohn, ihre noch einzige Stütze hienieden, hängt als ein Verbrecher am Holze der Schmach; sie bleibt zurück, allein, als eine verlassene Witwe, als eine ihres einzigen Sohnes beraubte Mutter, ohne Unterstützung, ohne Hilfe, ohne Trost. Nicht einmal eine Hand kann ihr liebster Sohn bewegen, um sie in dem Übermaße ihrer Schmerzen aufzurichten, denn seine Hände sind angenagelt am Kreuze. Aber siehe! noch mit seinen angenagelten Händen sorgt er für sie. „Er übt Macht mit seinem Arme;“ vom Kreuze herab empfiehlt er sie seinem Lieblingsjünger und Maria hat wieder eine Stütze, eine Hilfe, einen Sohn gefunden, der freilich nicht Jesus war, aber in zärtlicher Liebe gegen die Mutter aller Gnaden seinem göttlichen Vorbilde so weit nachfolgte, als es nur irgend einem Menschen möglich war.

Darum, Christ, verzage nicht! Gottes Allmacht ist dieselbe wie von Ewigkeit her, und sein schützender Arm ist nicht verkürzt worden. Blicke himmelwärts und fasse Muth! Verzage nicht an deiner Besserung und Bekehrung, wenn es dir nur mit derselben völlig und aufrichtig Ernst ist. Gott, der Maria im ersten Augenblicke ihres Daseins vor der Sünde beschirmt, ist mächtig genug, dich in deinem Kampfe gegen die Sünde zu unterstützen und dir zum Siege zu verhelfen. Er ist aber nicht bloß mächtig genug dazu, sondern auch voll Güte und Erbar-

nung und wünscht weit sehnlicher dein Heil, als du es nur selber wünschen kannst. Er ist noch immer der gute Hirt, der dem verlorenen Schafe nachgeht, der große Arzt, der gekommen ist, zu retten, zu heilen und zu suchen, was verloren war; der zärtlichste Vater, der den verlorenen, aber wieder zurückkehrenden Sohn freudig in seine Arme schließt; der gnadenreiche König, der seine Diener, die Engel auffordert, mehr sich zu freuen und mehr zu jubeln „über einen Sünder, der Buße thut, als über neumundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.“

Verzage nicht in den Leiden dieses Lebens, sie mögen noch so schwer dich drücken, noch so bitter auf deinem Herzen liegen. Es mag noch so trübe und so verzweifelt um dich aussiehen, verzage nicht, Gott wird dein Helfer und Erretter sein. Der alte Gott, der den Ismael vom Hungertode, den Daniel aus der Löwengrube, die Susanna von der Ungerechtigkeit ihrer Richter und der Verleumündung der Welt, so viele Kranke mit einem einzigen Worte aus ihrem Siechthume gerettet, der der weinenden Witwe zu Nain den verlorenen Sohn wieder gab, lebt noch und wird auch dich „nicht über deine Kräfte versucht werden lassen,“ wie der Apostel sagt, wenn du glaubst und vertrauest.

Verzage selbst im Sterben nicht. Der Heiland hat den Tod überwunden und wird dir, wie seiner göttlichen Mutter, liebreich beistehen, daß du in diesem letzten entscheidenden Kampfe glücklich überwindest, wenn du nur anders guten Willens bist. „Wenn ich auch wandle mitten in Todesschatten, ruft David, so will ich nichts fürchten, weil du bei mir bist.“

Willst du aber mit Gewissheit dieses Schutzes Gottes dich erfreuen, so diene ihm in Treue und Demuth. Nur für die Demüthigen kämpft Gott mit Macht, nur für sie sorgt er, wie eine Mutter für ihr Kind. „Die Demüthigen tröstet Gott,“ schreibt der Apostel, und in den Psalmen versichert uns das Wort des Herrn, „daß er die Armen erhört und Recht verschafft den Niedrigen.“ O lehre uns Demuth, du milde Schutzfrau

und Königin, auf daß wir des Schutzes Gottes würdig werden! „Du, o Jungfrau, auserkoren, bist zu unserm Heil geboren und auf dir ruht Gottes Huld, bitt für uns an Gottes Throne, daß uns wird von deinem Sohne rechte Demuth und Geduld.“ Amen.

XVI.

Er zerstreut, die da hoffärtig sind, in ihres Herzens Sinne. Luk. I. 51.

Der Herr übt Macht mit seinem Arme, indem er der Demuth seinen wunderbaren Schutz gewährt, ihr hilft die Sünde zu überwinden, sie stärkt, die Leiden und Heimsuchungen des irdischen Lebens geduldig zu tragen, ihr beisteht in dem letzten entscheidenden Streite, im Todeskampfe. Er ist dem Demuthigen ein liebender, nachsichtsvoller Vater, der mit den Schwächen des Kindes Geduld trägt und die Mängel desselben mit dem Mantel seiner allerbarmenden Liebe bedeckt. Ganz anders handelt er mit dem Stolze, dem Hochmuthe, der Hoffart. Ihnen gegen über ist er ein strenger, unerbittlicher Richter, auch gegen sie übt er Macht mit seinem Arme, aber nicht, um sie zu hegen und zu schützen, sondern um sie zu erniedrigen und zu strafen. „Er zerstreuet, die da hoffärtig sind, in ihres Herzens Sinne.“ Warum hast Gott so sehr die Hoffart des Lebens, den Hochmut und den Stolz des Geistes? Mit der Beantwortung dieser Frage wird sich unsere heutige Betrachtung beschäftigen. Im Namen Jesu. Ave Maria.

Gott hast und straft den Stolz und Hochmut; er zerstreut, die da hoffärtig sind, in ihres Herzens Sinne. Warum?

a) Weil der Stolz, die Hoffart des Geistes, die größte Versündigung wider Gott und seine Ehre ist. Gott ist das heiligste, vollkommenste, höchste Wesen. Er hat deshalb auch, wenn ich mich so ausdrücken darf, kein anderes Ziel, keine andere Bestimmung, als seine eigene Verherrlichung. Alles, was da lebt und atmet, alles, was aus seiner Hand hervorgegangen, hat keine andere Aufgabe, als seine Ehre zu beförtern, ihn zu

verherrlichen. Wie er der Grund aller Dinge ist, so ist auch er, seine Ehre, das Ziel aller Dinge. Nun tritt aber keine Sünde Gott und seiner Ehre so nahe, als der Stolz, der Hochmuth der Seele. Die Hoffart nimmt die Ehre sich und raubt sie dadurch Gott, sie will ihre vollständige Abhängigkeit von Gott in allem und jedem Dinge nicht anerkennen und greift dadurch das Königthum Gottes, Gott selber an; sie will sich selber Gesetze geben, sie will nach ihrem Willen ihr Leben einrichten, sie will unabhängig, frei sein von dem süßen Joche, welches das Evangelium uns auferlegt, und versündigt sich dadurch frevelhaft an der unendlichen Majestät Gottes selbst. Was Wunder dann, wenn die heilige Schrift sagt: „Der Hoffärtige ist ein Gräuel vor dem Herrn,“ und wiederum: „Die Hoffart ist vor Gott und dem Menschen verhaßt?“

b) Gott haßt den Stolz und die Hoffart, weil sie der Grund und die Quelle alles Bösen im Menschen sind. „Erlaube niemals, sagt der Herr in der heiligen Schrift, daß Hoffart in deinem Sinne oder Worte herrsche, denn in ihr nimmt jegliches Verderben seinen Anfang.“ Und wiederum heißt es: „Die Hoffart des Menschen ist Absall von Gott; sie ist der Anfang aller Sünde, wer darin verharrt, wird mit Fluch überhäuft und gestürzt.“ „Wenn die Königin der Laster, die Hoffart, schreibt der heilige Gregor, ein überwundenes Herz gefangen genommen hat, so übergibt sie es unverzüglich den übrigen Lastern, als gleichsam ebenso viel Feldherren, die ihr dienen, um es zu verwüsten.“ Die Hoffart war es, mit der die Sünde überhaupt begonnen, die viele Engel aus dem Himmel und die ersten Menschen aus dem Paradiese vertrieben hat und die noch Heutzutage an den meisten Versündigungen Schuld ist. Nehmen wir ein sprechendes Beispiel her. Eines der Hauptlaster unserer Zeit ist der Unglaube, die Auflehnung gegen die Lehre der katholischen Kirche, des Christenthums. Die große Sittenlosigkeit unserer Tage ist nur eine natürliche Folge davon. Natürlich, wer an Jesus Christus nicht glaubt, hält sich auch an die Gebote

Jesu Christi nicht, und wer nicht wie ein Christ denkt, der handelt auch nicht wie ein Christ, sondern wie ein Heide und fällt in die groben Laster des Heidenthumes. Wem verdankt denn nun aber der Unglaube unserer Zeit, dem nichts, selbst die Person Jesu Christi, der menschgewordene Sohn des lebendigen Gottes nicht mehr heilig ist, hauptsächlich seinen Ursprung? Vielleicht dem Fortschritte der Zeit im Wissen und der Gelehrsamkeit? Keineswegs; denn gerade die Fortschritte im Wissen beweisen gegenwärtig mehr als je die Wahrheit der einzelnen Lehren des Christenthumes und haben sie mit unwiderlegbaren Gründen für alle die dargethan, welche nicht mit offenen Augen blind sein wollen. Und nicht die wahrhaft Gelehrten, die über die Sache nachgedacht, studirt, gelesen und sich darüber genau unterrichtet, sind die Ungläubigen. Gerade das Gegentheil. Die Ungläubigen unserer Zeit sind meistens Solche, die bei allem weltlichen Wissen und aller Geschicklichkeit in den Geschäften dieser Erde die einfachsten Glaubenswahrheiten vergessen haben und den einfachsten Satz im Katechismus nicht zu erklären im Stande sind. Sie sprechen über Dinge ab, die sie gar nicht kennen, beschimpfen einen Glauben, über den sie sich nie ordentlich unterrichteten und lästern Wahrheiten, die sie nicht verstehen. Ist das billig, ist das vernünftig, ist das gerecht, ist das eines gescheidten Menschen würdig? Was macht sie aber dann unglaublich? Der Stolz, die Hoffart ihrer Seele. Sie wollen für vernünftiger, für weiser gelten, als Andere; sie wollen etwas vornehmeres sein, als das gemeine Volk, wie sie sagen, das noch an alle diese Dinge hält; sie halten es für entwürdigend, wie sie meinen, ihre Sünden dem Priester im Beichtstuhle zu offenbaren; sie halten es für eine Unterdrückung, daß der Diener des göttlichen Wortes ihnen ihre Fehler von der Kanzel vorhält; sie halten sich für zu gut, sich dem Gebote der Kirche zu unterwerfen; sie wollen zu den auserlesenen Geistern gehören, die nach keinem Herrn im Himmel und auf Erden zu fragen haben. Diese erbärmliche Eitelkeit, dieser unvernünftige Hochmuth ist es

und nicht besseres Wissen, nicht die Frucht langen Nachdenkens und Neberlegens ist es, was die Menschen heutzutage zu Ungläubigen macht, sie wider die klare Wahrheit verbendet, sie wider die bessere Stimme des eigenen Gewissens verstockt, ihnen jeden Trost und jeden Halt im Leben raubt und sie dem gewissen Verderben zuführt. Und eine solche Pest sollte Gott nicht hassen, um so mehr hassen, als sie, die Hoffart,

c) drittens meistens Ursache ist, daß der Mensch unbusfertig in seinen Sünden dahinstirbt und zu Grunde geht. Wenn auch eine Befehlung überhaupt schwer ist, so ist sie doch am schwersten bei den Hoffärtigen. Mag der Mensch was immer für einer Sünde ergeben sein, es ist noch immer an seiner Rettung nicht zu verzweifeln. Die Abscheulichkeit, die Hässlichkeit seiner Vergehungen steht ihm immer vor Augen, er wird endlich zur Besinnung kommen und Gott wird ihm, wenn er demüthig ist, seine Gnade zur Befehlung nicht versagen. Der Stolze aber, wie wird der anders werden? Er meint vielleicht sogar, er ist in seinem vollen Rechte, wenn er nach dem Gelüste seines Herzens lebt, und wenn er je einmal einen Ansatz zur Besserung macht, so demüthigt er sich noch nicht, vertraut auf seine eigenen schwachen Kräfte und sinkt um so tiefer, je mehr Gott dem Hochmüthigen widersteht und seine Gnade entzieht.

O kämpft, meine Gläubigen, gegen die Hoffart und den Stolz des Lebens! Einen guten Theil davon haben wir Alle in uns. Der Hochmuth bleibt immer die gefährlichste Versuchung für jeden Menschen ohne Ausnahme. Kämpft und streitet dagegen, denn nur so werdet ihr den Sieg über euren ärgsten Feind, die Sünde, erringen. Sieg über die Feinde ist eine Frucht der Demuth. O barmherzige Mutter, hilf uns in diesem Streite! „Neberwunden und gebunden, Jungfrau, ward durch dich der Tod; du bist allen, die gefallen, der Erlösung Morgenroth. O verleihe, daß wir weihen ganz der Demuth unsren Sinn; daß wir erben, wenn wir sterben, deinen Lohn, du Helferin!“ Amen.

XVII.

Die Gewaltigen stürzt er vom Throne. Luk. I. 52.

Wir haben gestern die Ursache gehört, warum Gott den Stolz und die Hoffart des Lebens so sehr haßt. Sie sind nämlich die größte Versündigung gegen Gottes Ehre, sie sind der Ursprung und die Quelle alles Bösen im Menschen und tragen endlich meistens Schuld, wenn der Mensch in der Unbußfertigkeit dahin stirbt. Was aber der höchst heilige Gott haßt und verabscheuet, das züchtigt und strafet der höchst gerechte Gott. Von diesen Strafgerichten Gottes über den Stolz und die Hoffart des Lebens redet nun Maria, wenn sie sagt: „Er zerstreut, die hoffärtig sind, in ihres Herzens Sinne,“ und wiederum: „Die Gewaltigen stürzt er vom Throne.“ Auch wir wollen sie zu unserer Mahnung und Warnung betrachten im Namen Jesu. Ave Maria.

Das Wort Gottes, die heilige Schrift, erzählt uns nur wenig von der Zeit, welche der Erschaffung der Erde und des Menschen voranging. Wir wissen aus dieser Zeit nur zwei Thatsachen mit voller Gewißheit. Die erste ist die, daß sich der Herr dienstbare Geister erschaffen habe, die wir Engel nennen. Diese Geister, die er zu Vollstreckern seines Willens, zu unmittelbaren Dienern seiner unendlichen Majestät, zu Bewunderern seiner Herrlichkeit erschuf und, so zu sagen, in seiner nächsten Nähe behielt, waren natürlich Wesen mit den ausgezeichnetsten Gaben und Fähigkeiten geschmückt. Wenn der erste Mensch, wie er aus der Hand seines Schöpfers hervorging, schon ein Wesen von unbeschreiblicher Schönheit des Leibes und der Seele war, was muß erst gegen ihn der letzte Engel und alle die Stufen und Chöre der Engel hindurch einer aus der höchsten Ordnung dieser himmlischen Geister gewesen sein? Mit einer außerordentlichen Erkenntniß, mit einem nur zum Besten und Höchsten geneigten Willen ihrer Natur nach erschaffen, mit allen Gaben und Schäzen der göttlichen Gnade ausgerüstet, kann man sich

diese Geister, die von dem ersten Augenblicke ihres Daseins an Bürger des Himmels waren, nur als Bewohner des Himmels für alle Ewigkeit denken.

Es scheint unmöglich, daß das Unglück da einen Eingang finde. Aber es fand ihn und wodurch? Durch die Hoffart. Die Hoffart verblandete einen der glänzendsten dieser Geister und seinen Anhang, und Gott, der „zerstreuet, die da hoffärtig sind in ihres Herzens Sinne und die Gewaltigen vom Throne stürzt,“ schonte selbst ihrer nicht. Aus einem der seligsten der Geister wurde der unseligste, unglücklichste, fluchbeladenste Geist; diese Bewohner des Himmels wurden auf ewig mit den Ketten der Hölle gefesselt, die Engel wurden zu Teufeln.

Wir haben gesagt, daß der erste Mensch ein Wesen von unbeschreiblicher Schönheit des Leibes und der Seele war. Wie hätte es auch anders sein können, da er unmittelbar aus der Hand Gottes, des gütigsten, wisesten und heiligsten Wesens hervorging? „Herr, unser Gott, ruft der Psalmist, im Hinblick auf die anfängliche Natur des Menschen, begeistert aus, wie wunderbar ist dein Name auf dem ganzen Erdenkreise! Du hast ihn, den Menschen, nur um ein Weniges unter die Engel erniedriget, ihn mit Ehre und Herrlichkeit gekrönt und ihn gesetzt über die Werke deiner Hände.“ Als König der Erde lebte der erste Mensch ein überaus seliges Leben im Paradiese und sollte dieses selige Leben einst nur noch mit einer weit größeren und ewig dauernden Seligkeit vertauschen. Und was hat denn nun den Menschen zu einem so elenden Geschöpfe gemacht, wie er jetzt ist? Was hat ihn zu einem Wesen gemacht, das allem Schmerz, allem Kummer, aller Noth, allem Elende am meisten ausgesetzt ist in diesem Jammerthale? Was hat ihn zu einem so erbärmlichen Knechte der Sünde, zu einem so elenden Sklaven der niedrigsten Neigungen, Leidenschaften und Lüste gemacht, aus deren Banden er sich beinahe sein ganzes Leben hindurch nicht befreien kann? Was ist die Ursache, daß er nur mit Zittern an seinen Tod, mit Beben an das kommende Gericht denken

kann und den Vater, der ihn so voll Huld und Liebe erschaffen, nun als einen unerbittlichen Richter scheuen und fürchten muß? Nur die Hoffart, der Stolz, sie waren die Ursache des Falles unserer ersten Eltern, die Ursache der Erbsünde und ihrer traurigen Folgen, die Ursache all' des Elendes, das den Menschen in der Zeit und in der Ewigkeit treffen kann.

Als unser göttlicher Heiland auf Erden wandelte, sein Lehramt zum Heile der Menschheit antrat und die Anfänge seines Reiches auf Erden, den Grundstein zur Kirche, legte, wählte er sich einige Männer, die als seine Vertrauten und Jünger während seines Lebens immer an seiner Seite sein und nach seinem Tode sein heiliges Werk fortführen und ausbreiten sollten. Unter den ersten Jüngern, die er sich gewählt, befand sich Petrus. Petrus war eine Seele — rein, unverdorben, entschieden und feurig für alles Gute, innig im Gebete, über Alles anhänglich seinem Meister, eine Seele, die man nur lieben und bewundern kann. Der Herr liebt und schätzt ihn auch besonders. Er beweist ihm das höchste Vertrauen. Er verleiht ihm die höchste Würde, sein Stellvertreter auf Erden zu sein, die höchste Macht, die Schlüssel des Himmelreiches zu handhaben, die höchste Ehre, die Schafe und Lämmer seiner ausgewählten Herde zu weiden. Und diesen Apostel, den der Herr so ausgezeichnet, dieses Haupt der Apostel, diese ausgewählte Seele sehen wir schmählich fallen, elend sündigen, seinen Herrn und Gott mit den frevelhaftesten Eiden verläugnen. Und was war die Ursache, daß Gott ihn so sinken ließ, daß Petrus einen so tiefen Fall gethan? Nur die Hoffart, der Stolz. Der unglückliche Jünger vertraute auf seine eigenen Kräfte, wachte und betete nicht, glaubte der Gnade Gottes entbehren zu können und ward so zu einem großen Sünder. „Wer sich selbst erhöht, den erniedrigt Gott; wer sich erniedrigt, den erhöht Gott; das ist ein Ausspruch Gottes, sagt der heil. Augustinus, zu dem nichts hinzu und nichts hinweggethan werden kann.“

Und nun, meine Gläubigen, wenn Gott die stolzen Engel nicht geschont und sie auf ewig verstoßen, wenn der erste Mensch,

wenn ein Petrus eine einzige Sünde der Hoffart nur durch eine lange, überaus bittere und schmerzliche Buße füßen und aus-tilgen könnten, was wird uns erwarten, wenn wir nicht unsern Hochmuth und unsere Eigenliebe aus allen Kräften bekämpfen? O täuschen wir uns nicht! „Nie und nirgends hat Gott den Stolzen eine Schonung bewiesen,“ schreibt der heilige Laurentius Justitiant. „Das Haus des Stolzen wird der Herr nieder-reißen,“ heißt es in seinem eigenen Worte der heiligen Schrift. „Siehe, es wird ein Tag kommen angezündet wie ein Ofen und die Stolzen werden Stroh sein und der kommende Tag wird sie entzünden, spricht der Herr der Heerschaaren bei dem Propheten, und es wird keine Wurzel und kein Sprosse übrig bleiben.“ Nur die demüthige Mutter aller Gnaden sah das Verderben ihrer Feinde als Frucht ihrer Demuth; wir, wenn wir nicht demüthig werden, werden unser eigenes Verderben sehen. O Maria, wende es in deiner Güte und Erbarmung von uns ab. „O reiße alles stolze Sinnen aus unsern armen, schwachen Seelen, daß wir nach deinem Beispiel wählen, dem Herrn in Demuth treu zu dienen.“ Amen.

XVIII.

Die Gewaltigen stürzt er vom Throne und erhöhet die Niedrigen. Luk. I. 52.

Gott zeigt sich nicht bloß dadurch gerecht, daß er die Sünder züchtigt und straft, sondern auch darin, daß er die, welche seine Wege wandeln, belohnt. Und wie belohnt er seine treuen Diener? Mit einem „vollen, gerüttelten Maße,“ wie das Evangelium sagt, mit der ganzen Fülle seiner unendlichen Liebe; nicht das Geringste, nicht „ein Trunk Wassers, den wir einem seiner Jünger“ in rechter Meinung bieten, wird übersehen und entgeht der reichsten Vergeltung. In dem Maße also, als der Herr die Stolzen und Hochmüthigen mit seinem Strafgerichte

heimsucht, „die Gewaltigen vom Throne stürzt,“ in demselben Maße belohnt er die Demüthigen und „erhöhet die Niedrigen“. So schrecklich es nach dem Zeugniß des Apostels für den Sünder, für den Hoffärtigen sein wird, „in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen,“ so entzückend wird es für den Demüthigen sein, an Gott einen nachsichtigen Richter, einen liebenden Vater, einen treuen Bergeltern zu finden. Das ist der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung, die ich beginne im Namen Jesu. Ave Maria.

Der berühmte Tamerlan, welcher mit seinen siegreichen Horden beinahe ganz Asien und einen großen Theil Europa's überzog und seiner Herrschaft unterwarf, saß einst in seinem fürstlichen Zelte und ließ sich Bart und Haupthaar scheren. Nach gewohnter Weise saß sein Hofnarr neben ihm. Da geschah es, daß Tamerlan zufällig in einen Spiegel schaute und kaum hatte er einen Blick in denselben hineingethan, als er auch bitterlich zu weinen anfing. Was bin ich, rief er, für ein mächtiger, großer König, der hunderte von Ländern besitzt und vor dem die ganze Welt zittert und dennoch bin ich so häßlich von Angesicht, ja ganz abscheulich. Der Narr war der Mann nicht, die Wahrheit zu läugnen, fand die Bemerkung seines Herrn ganz richtig und weinte gleichfalls von ganzem Herzen. Unterdessen traten mehrere Fürsten in das Zelt, sie gaben sich alle Mühe, ihren Gebieter zu trösten. Man setzte sich endlich zur Tafel, man aß und trank, die ganze Gesellschaft war fröhlich und gute Dinge und Tamerlan gedachte seiner Häßlichkeit und seiner Thränen nicht mehr. Auf einmal erblickt er seinen Narren und bemerkte, daß derselbe unaufhörlich weine. Was weinst du denn immer? fragte er. Ach Herr, erwiederte der Narr, wie kann ich anders? Du hast kaum einen Augenblick in den Spiegel geschaut, und deine Häßlichkeit hat dich so sehr betrübt, daß es dir schwer ward, deine Thränen zu stillen, wir Anderen hingegen haben dein abscheuliches Gesicht Jahr aus, Jahr ein vor Augen, wie sollten wir da nicht weinen ohne Unterlaß?

Ja, fürwahr, meine Gläubigen, wie sollten wir arme Sünder nicht weinen ohne Unterlaß, wenn wir unsere Seele in dem Spiegel des Evangeliums beschauen und sie in all' ihrer Abscheulichkeit und Häßlichkeit vor unsere Augen tritt? Es gibt nichts häßlicheres, nichts elenderes, nichts niedrigeres, als eine Seele, die in Sünden, in schweren Sünden lebt. Sie hat das Ebenbild Gottes in sich verunstaltet, das weiße Kleid der Gnade, das sie aus reiner Erbarmung in dem heiligen Sakramente der Taufe empfing, auf die ekelhafteste Weise beschmutzt, ihre erhabenen Fähigkeiten verwüstet, sie ist arm, bloß, nackt, wandelt in der Finsterniß, am Rande eines schauerlichen Abgrundes, der sie jeden Augenblick verschlingen kann, ist ein Knecht der schändlichsten, unwürdigsten Leidenschaften, ein Sklave des verabscheuungswürdigsten aller Geister, des Satans geworden. Wir haben gestern gehört, daß eine einzige Todsünde einen Engel in einen Teufel, in den häßlichsten Geist verwandeln konnte, welche Häßlichkeit muß eine Seele haben, die hunderte von Todsünden auf sich hat? Wahrlich, jetzt können wir es begreifen, warum der heilige Franz von Xaver sagt: „Nur Eines ist verächtlich und für den Menschen erniedrigend und schmählich, die Sünde,“ und warum der Apostelfürst Petrus die Todsünder „Scheusale und Schandflecken“ nennt, sie mit „unvernünftigen Thieren, welche von Natur aus bestimmt sind, gefangen und getötet zu werden, mit Schweinen vergleicht, die sich im Kothe wälzen.“

Und doch, Sünder, erhebe dein Haupt und hoffe. So sehr du dich entwürdiget und erniedriget hast, auch für dich steht noch Rettung aus dem Schlamme des Verderbens zu hoffen, auch deiner wartet noch ein Platz in der erhabensten Höhe, im Himmel, wenn du dich anders demüthigst, wenn du in der vollen Erkenntniß deines ganzen Elendes, im bitteren Neueschmerze, deine Sünden erkennst und bekennst. Je elender und hilfsbedürftiger du dich fühlst, desto bereiter ist Gott, dir beizustehen. Blicke himmelwärts, dort thronet eine heilige Maria Magdalena, eine heilige Maria von Egypten, eine heilige Thais,

eine heilige Afra, öffentliche Sünderinnen, dort thront ein Petrus, der seinen Gott verläugnet, ein Paulus, der seinen Heiland verfolgt, ein Frankus, der seinen Gott gelästert, ein Augustinus, der die Wege des Verderbens gewandelt, und so viele Andere, die eine Zeit ihres Lebens in den nämlichen Sünden gewandelt sind, wie du. Und jetzt sind sie in dem Himmel, jetzt sind sie selig, jetzt strahlen sie in dem Glanze der ewigen Herrlichkeit, weil sie demüthig waren und durch die Demuth die Gnade der Buße gewonnen haben. „Die Gewaltigen fürzт Gott vom Throne, die Niedrigen erhöht er.“

Wenn wir aber auch nicht in schweren Sünden leben, Welch' schwache, wankelmüthige, arme Geschöpfe sind wir doch, meine Gläubigen! Wie wahrhaft arm an guten Werken und Verdiensten für die Ewigkeit, wie unbeständig in unseren guten Vorsätzen, wie zerstreut in unseren Andachten, wie schwach in den Versuchungen, wie verzagt in unseren Leiden, wie langsam im Glauben, wie kleimüthig im Vertrauen, wie kalt in der Liebe, wie lau in allem Guten! Und wenn wir dann die Ermahnungen bedenken, die uns Tag für Tag gegeben werden, die inneren Einsprechungen, durch welche Gott an unser Gewissen und an unser Herz redet, die Gnaden, mit denen er uns täglich überhäuft, sagt selbst, kann es wohl etwas Niedrigeres und Erbärmlicheres geben, als wir Menschenkinder sind, um deren Liebe und um deren Heil sich Gott so sehr kümmert, während wir für unser Heil und für seine Liebe so wenig thun? „Ja, selbst der Gerechte fällt siebenmal des Tages, sagt die heilige Schrift, und in Vielem fehlen wir Alle.“

Und doch gibt es für uns ein Mittel, die Nachsicht Gottes für alle unsere Schwächen und Vergehungen zu gewinnen, uns vor schwererem und tieferem Halle zu bewahren, nach und nach im Guten fortzuschreiten, die Gnade der Beharrlichkeit zu erlangen und einst in die Gesellschaft der Engel und Auserwählten Gottes zu kommen, und das ist die Demuth. „Lasset uns durch die Demuth zu Gott emporsteigen, sagt der heilige Bernardus,

denn diese ist der Weg dazu und es gibt keinen anderen Weg, als die Demuth. Die Demuth allein ist es, welche erhöht und zum Leben führt.“

Und könntest du noch zweifeln, daß der bescheidene Baum der Demuth die Herrschaft über die Sünde und einen Thron im Himmel als Früchte trägt, so blicke auf deine Mutter, Maria, hin. Was hat sie zu der reinsten, fleckenlosen Jungfrau, zu der heiligsten unter allen Menschenkindern gemacht? Sie selbst und alle Himmel rufen es dir zu: die Demuth. Was hat ihr einen unaussprechlich herrlichen Thron bereitet zunächst dem ihres Sohnes, so nahe an dem Herzen Gottes? Sie selbst und alle Himmel erzählen es: Ihre Demuth. Ja „Auserwählte, Gottvermählte, über alle strahlt dein Glanz, deine Zierde, Ehr' und Würde dankest du der Demuth ganz; hilf uns handeln, hilf uns wandeln, deiner tiefen Demuth gleich, daß wir finden unserer Sünden Nachlaß und die Herrlichkeit.“ Amen.

XIX.

Die Hungrigen erfüllt er mit Gütern. Luk. I. 53.

Der erste Mensch war kaum gefallen, als ihm Gott in seiner Gnade und Erbarmung auch schon die einstige Erlösung verhieß. „Sie wird deinen Kopf zertreten und du wirst ihrer Fesse nachstellen,“ sprach er zur Schlange. Wie oft mag nun wohl Maria vor der Verkündigung des Engels diese und die so vielen anderen Verheißungen der Erlösung, die sich durch den ganzen alten Bund, wie goldene Fäden durch ein dunkles Ge- webe, wie helle Lichtstrahlen durch den nächtlichen Himmel, zogen, überdacht und betrachtet haben! Wie oft mag sie, ohne in ihrer tiefen Demuth zu ahnen, daß sie diese Auserwählte sei, das Erscheinen jenes gebenedeiten Weibes, die der alten Schlange, dem Satan, den Kopf zertreten, die Macht über das Menschen- geschlecht nehmen soll, herbeigesehnt, wie oft nach den Gütern der Erlösung aus tiefstem Herzen geschmachtet haben! Und jetzt

ist sie es, der diese erhabene Aufgabe geworden, jetzt trägt sie den Erlöser der Welt in ihrem feuschen Schoße, jetzt wird sie all' der Güter der Erlösung theilhaftig, nach denen ihre Seele so lange gehungert. Wie natürlich also, daß sie ausruft: „Die Hungrigen erfüllt er mit Gütern.“ Ja, mit Gütern erfüllt Gott die Hungrigen. Das ist auch der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung, die ich beginne im Namen Jesu. Ave Maria.

Die Hungrigen erfüllt Gott mit Gütern, macht sie also satt, übersatt.

Wer sind denn diese Hungrigen? Jesus Christus, der menschgewordene Sohn Gottes, erklärt es uns selbst, da er spricht: „Selig sind, die nach der Gerechtigkeit hungern und dürsten, denn sie werden gesättigt werden.“

Die Hungrigen, welche Gott mit Gütern erfüllt, sind also diejenigen, welche nach der Gerechtigkeit hungern.

Was heißt aber, nach der Gerechtigkeit hungern? Die Gerechtigkeit ist der Inbegriff aller Tugenden, alles Gute mit einem einzigen Worte genannt. Wer die Gerechtigkeit besitzen will, muß sich mit ganzer Seele Gott ergeben, ein Freund Gottes sein wollen, Gottes Wohlges fallen allein suchen, ängstlich die Sünde fliehen und treu auf Gottes Wegen wandeln. Eine solche Gerechtigkeit hatte unser göttlicher Heiland, als er hier auf Erden wandelte, indem er von sich selber bezeugte: „Meine Speise ist es, daß ich den Willen dessen thue, der mich gesandt hat.“ Hungern und dürsten nach Gerechtigkeit heißt also nichts anderes, als ein aufrichtiges, heftiges und thätiges Verlangen, eine glühende Sehnsucht nach einem frommen, heiligen Leben haben.

Hungerst du nach der Gerechtigkeit, mein Christ? Siehe, du hast gerade keine schweren Vergehungen, keine Todsünden auf dir, oder du hast sie vor Kurzem abgelegt. Bist du nun damit schon zufrieden? Glaubst du damit schon genuggethan zu haben, wenn du Gott nicht mehr auf das größte beleidigst, dabei aber ein laues, unabgetötetes, sorgloses Leben, mit einem Worte, ein Leben ohne Liebe führst? Meinst du, es sei schon

hinlänglich, wenn du deine Seele im besten Falle vor den Richterstuhl Gottes, wie ein reines unbeschriebenes Blatt Papier hinbringst, auf welchem allerdings keine Flecken sich befinden, aber auch kein Wort von einem guten Werke geschrieben steht? Denkst du nicht, wenn ich nur halbwegs gut beim Gerichte Gottes durchkomme, mehr verlange ich nicht, nach mehr strebe ich nicht, um das Andere sollen sich die bekümmern, die heilig werden wollen? O mein Christ, in welchem schweren Irrthume lebst du dahin! Wer nicht heilig werden will, wird auch nicht selig werden. Im Himmel sind nur die Heiligen, allerdings nicht nur jene Seelen, welche heilig gesprochen wurden und die etwa Gott bei Lebzeiten oder nach ihrem Tode durch allerlei Wunder verherrlicht hat, sondern noch unzählige andere Seelen, aber heilig sind sie alle ohne Ausnahme, die in dem Himmel sind. „Nichts Unreines kann in denselben eingehen,“ sagt unser göttlicher Meister und künftiger Richter. Die Heiligkeit ist allein der rechte Schlüssel, der die Pforten des Himmels öffnet. Willst du also selig werden, so mußt du vor Allem heilig werden wollen und Verlangen und Sehnsucht nach einem wahrhaft heiligen und frommen Leben haben.

Hungerst du nach der Gerechtigkeit? Du betest gerne, du empfängst öfter die heiligen Sakramente, die Mittel zur Heiligung des Lebens; du hältst die Gebote der Kirche genau, du nimmst es überhaupt mit dem Geseze Gottes nicht so leicht, als es leider in dem Leben der gewöhnlichen Christen zu geschehen pflegt. Glaubst du nun dabei stehen bleiben zu dürfen, nicht nach noch mehr Andacht, nach noch mehr Liebe, nach noch mehr Demuth, Sanftmuth und Geduld, nach noch mehr Lauterkeit in den Gedanken, nach noch mehr Vorsicht in deinen Reden, nach noch mehr Eifer in deinen guten Werken trachten zu sollen? Dann bist du in einem schweren Irrthume. Das Leben des Menschen ist auch in geistiger Beziehung kein Stehenbleiben, sondern ein Vorwärtsschreiten. Wie du nie am Ziele deiner Reise ankommen wirst, wenn du auf der Hälfte des Weges

stehen bleibst, so wirst du auch nie zu dem Ziele deiner Pilgerschaft in den Himmel gelangen, wenn du nicht verlangest und trachtest, immer vollkommener zu werden. „Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel ist,“ sagt unser göttlicher Heiland, und sein Apostel Johannes erklärt dies, wenn er schreibt: „Wer gerecht ist, werde noch gerechter, und wer heilig ist, werde noch heiliger.“ Und wiederum heißt es in der heiligen Schrift: „Der Weg des Gerechten ist gleich dem Lichte, dessen Glanz vorwärts schreitet und wächst bis zum vollkommenen Tage.“ Wenn du nicht dieses aufrichtige Verlangen hast und nach diesem Verlangen thust, so bist du in großer Gefahr, zurückzubleiben, in großer Gefahr, daß Andere, die vielleicht jetzt erst anfangen, Buße zu thun, gegenwärtig weit hinter dir stehen, dich überholen und gewisser selig werden, einen besseren Platz im Himmel erobern, als du. Der Heiland warnt dich: „Viele der Letzten werden die Ersten sein,“ spricht er. Erwecke also oft diesen heiligen Hunger nach Gerechtigkeit in deinem Inneren und sage mit dem Weltapostel: „Ich bilde mir nicht ein, es ergriffen zu haben, aber eines thue ich, ich vergesse, was hinter mir liegt und strecke mich nach dem aus, was vor mir liegt; dem vorgestellten Ziele eile ich zu, dem Preise der von oben erhaltenen Berufung Gottes in Christo Jesu.“

Sei also demüthig, erkenne deine Armeseligkeit, deine Schwachheit, dein geistiges Elend; trachte immer vollkommener zu werden, hungere nach der Gerechtigkeit und du wirst gesättigt werden; denn die letzte Frucht der Demuth ist die Sättigung und Seligkeit. Denn „einem jeden, welcher diese Demuth, dieß Verlangen, diesen Hunger nach einem wahrhaft heiligen Leben hat, dem wird gegeben werden, sagt unser göttlicher Heiland, und er wird in Ueberfluss haben.“ Einem jeden solchen Seele wird nämlich Gott alle nothwendigen Gnaden zur Heiligkeit des Lebens im Ueberflusse, im Uebermaße seiner Erbarmung geben. O wünschen wir mit dem Psalmlisten „sehnlichst nach den Säzungen des Herrn zu verlangen“.

Welche kostbaren Früchte solches Verlangen bringt, sehen wir an Maria, der Königin unserer Herzen. Sie wurde voll der Gnade, weil sie die Gnade so sehnlichst verlangte. Sie wurde die Heiligste unter den Menschenkindern, weil sie nach größtmöglicher Heiligkeit hungrte. „Mutter der Gnaden! schon in deiner ersten Jugend, da thatst du, was dem Herrn gefiel, stiegst von Tugend auf zur Tugend, und errangst das höchste Ziel. So hat dein heiliges Erwählen die Güte deines Herrn gestillt; o hilf, daß uns're armen Seelen mit reichen Gütern er erfüllt.“ Amen.

XX.

Die Reichen lässt er leer ausgehen. Luk. I. 53.

Gott erfüllt die Hungrigen mit Gütern. Seelen, die ein aufrichtiges und thätiges Verlangen haben, ein frommes und heiliges Leben zu führen, gibt er alle dazu nothwendigen Gnaden im Überflusse. Jesus preist die selig, welche nach der Gerechtigkeit hungrn, weil sie Sättigung erlangen werden. Es gibt also kein besseres Mittel, heilig und selig zu werden, als nach der Heiligkeit und Seligkeit ein wahres Verlangen tragen, aber auch kein tauglicheres Mittel, dem Verderben zuzueilen, als die Gleichgültigkeit gegen unsere Besserung und Vervollkommnung, die Zufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustande unserer Seele. Wenn Gott die Hungrigen mit Gütern erfüllt, so lässt er die Reichen leer ausgehen. Das ist auch der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung, die ich beginne im Namen Jesu. Ave Maria.

Während Gott in seiner Güte und Erbarmung die Hungrigen mit Gütern erfüllt, lässt er in seiner Gerechtigkeit die Reichen leer ausgehen. Welche sind denn die Reichen? Diejenigen, welche kein Verlangen nach größerer Vollkommenheit tragen, welche meinen, in dem Zustande ihrer Seele sei ohnehin alles in Ordnung, oder welche meinen, durch ihre eigene Willenskraft, durch ihre eigene Vorsichtigkeit und Standhaftigkeit zur

Besserung des Lebens, zu einem Gott wohlgefälligen Wandel, zur Seligkeit gelangen zu können. Gibt es solche Reiche unter uns? Wir wollen sehen. Wenn wir von einer Krankheit befallen sind und verspüren auf ein oder das andere Arzneimittel schon eine bedeutende Besserung eintreten, dürfen wir in der Regel auf eine vollständige Genesung hoffen. Haben wir aber mehrere, haben wir alle gewöhnlichen Mittel für diese Krankheit angewendet und wird es nicht anders, so können wir beinahe mit Gewißheit schließen, daß unser Zustand ein unheilbarer ist. An dem nämlichen Maßstabe können wir erkennen, ob wir unter jene Reichen gehören, die Gott leer an Gnade ausgehen läßt.

Gott will, wie er selbst versichert, daß alle Menschen selig werden; er muß uns daher die nöthigen Mittel dazu gebett und gibt sie auch. Wenn diese Mittel nicht angeschlagen, so können daran nicht diese Mittel, nicht Gott Schuld sein, denn alle ausgewählten Seelen sind durch sie heilig und selig geworden und die Schuld kann an niemand Anderem, als an uns selbst liegen. Die gewöhnlichen Mittel, die Gott zu unserer Heiligung eingesetzt hat, sind aber die Predigt des göttlichen Wortes, das Gebet und die heiligen Sakramente.

Was ziebst du nun für einen Nutzen von der Predigt, von der Anhörung des göttlichen Wortes? Wie ist dein Eifer, deine Aufmerksamkeit im Anhören des göttlichen Wortes beschaffen? Zu jeder Zeit, ohne Unterschied, ob jetzt dieser oder jener Priester predigt, ob er seinen Vortrag spannend und rührend zu machen versteht, oder ob er einfach und ohne Schmuck und Aufheben dir deine Pflichten erklärt? Eine jede Predigt, mag sie wer immer halten, ist das Wort Gottes, denn es ist der Auftrag Gottes, in welchem der Priester zu dir redet, es ist das Evangelium Gottes, das er dir erklärt, es ist der Wille Gottes, den er dir verkündigt. Auf wen wendest du ferner das an, was du in der Predigt hörst? Auf dich selbst oder deinen Nächsten? Denkst du nicht etwa, wenn dieser oder jener diesen oder jenen Punkt der heutigen Predigt gehört hätte, anstatt an

deine eigene Brust zu klopfen und demüthig auszuruſen: Gott sei mir armen Sünder gnädig! Murreſt du nicht im Herzen, wenn etwa im Vortrage des göttlichen Wortes etwas vorkommt, was deiner vorgefaßten Meinung, deinen Leidenschaften, deiner Eigenliebe widerspricht und ſie beleidigt: nun! die Geiſtlichen müssen ſo reden, das ist eben ihr Amt und ihre Arbeit, im Uebrigen wird es nicht ſo arg fein? Gehörſt du vielleicht gar unter jene unvernünftigen Thoren, die denken und ſagen: Die Geiſtlichen halten selber nicht, was ſie predigen und lehren, also brauche auch ich mich nicht darum zu kümmern, als ob du einſt deine Verdammniß leichter ertragen könntest, wenn einer oder der andere ſündhafte Priester mit dir verdammt wird? Was thust du nach der Predigt? Trachtest du ſie bald möglich wieder zu vergessen, biſt du zufrieden damit, zu ſagen: Ach! das ist eine ſchöne, eine ergreifende Predigt geweſen, oder denkeſt du darüber nach, prüfeſt du dein Gewiſſen, den Zustand deiner Seele, faſſeſt du gute, ernſte Entſchlüſſe vor dem Angefichte Gottes und bitteſt du ihn um ſeine Gnade dazu? Der Demüthige, der nach der Gerechtigkeit Hungernde hört auf jede Predigt mit Andacht und Aufmerksamkeit, ohne Lauheit und Schläfrigkeit, wendet, was er hört, nie auf Andere, nur auf ſich ſelber an, vernimmt das Wort Gottes mit Glauben, Vertrauen und demüthiger Unterwerfung, erkennt in Zerknirschung, wie viel ihm noch dazu fehle, nicht bloß „ein Hörer, ſondern auch ein Vollzieher des göttlichen Wortes“ zu fein, wie der Apoſtel ſagt, nimmt ſich wenigſtens eifrig vor, es in Zukunft genauer zu befolgen und fleht im Bewußtſein ſeiner Schwäche dringend und anhaltend um Gottes Gnade dazu. Der aber meint, er ſeit „reich, obwohl er, wie die Schrift ſagt, nichts hat,“ der glaubt, es ſei in ſeiner Seele ohnehin alles in Ordnung, der hört das Wort Gottes mit Schläfrigkeit an, denn er weiß ja ohnehin Alles, was er zu thun hat; er weiß nur von Anderen, welche die Predigt trifft, weil er ſeine eigenen Schäden nicht kennt; dem kommt bald etwas zu stark, zu übertrieben vor, er ist in

seiner Meinung ohnehin ein ganz guter Christ, der denkt in der nächsten Viertelstunde nicht mehr an das, was er gehört und gleicht, wie der Apostel sagt, „einem Menschen, der sein Angesicht betrachtet, hinweggeht und im nächsten Augenblicke nicht mehr weiß, wie er aussieht.“ Und deshalb könnte ein Engel vom Himmel kommen und predigen, er wird nicht anders, nicht besser werden, er verharrt in seiner Sünde und seiner Lauheit; Gott lässt ihn leer ausgehen.

Was für einen Nutzen hast du bis jetzt aus deinem Gebete geschöpft? Du betest, ja ich glaube es, aber wenn du vom Gebete weggegangen bist, bist du der alte zornmüthige, aufbrausende, ungeduldige, argwöhnische, feindselige, missgünstige, schadenfrohe, ehrgeizige, sinnliche, habfütterige, weltlich gesinnte Mensch, wie früher. Ist es anders? Und woher kommt das? Das Gebet hat doch eine so wunderbare Kraft. Eine einzige Viertelstunde recht im Gebete zugebracht, wäre der Natur der Sache nach im Stande, den Menschen zu heiligen. Warum schlägt denn dieses so wirksame Mittel zur Heiligung bei dir nicht an? Warum ist denn dein Gebet so lau, so zerstreut, so träge, so ohne Frucht und Wirksamkeit? Ich will es dir sagen. Weil du zu wenig demüthig bist, zu wenig nach der wahren Gerechtigkeit hungerst. Du erkennst dein Elend viel zu wenig, darum bittest du auch viel zu wenig und mit zu wenig Eifer um Abhilfe; du weißt zu wenig, was dir fehlt und hast auch kein rechtes Verlangen, fromm und heilig zu werden, bist ganz zufrieden mit deiner Lauheit und Gewöhnlichkeit, darum ist auch dein Gebet darnach beschaffen. Du redest zwar nicht so, wie jener Pharisäer im Evangelium, bist aber im Grunde deines Herzens so selbstgefällig wie er, und darum gehst du auch ungerechtsertigt von dannen, während du, wenn du wie der Zöllner dich für nichts, für einen armen Sünder hieltest, längst ein besserer Mensch geworden wärest.

Was hast du bis jetzt für einen Nutzen aus dem Empfange der heiligen Sakramente geschöpft? Bedenke besonders, was es

heißt, die heilige Kommunion zu empfangen, mit dem wahren Leibe Jesu Christi gespeist zu werden. Was man ist, geht in Fleisch und Blut über. Ist nun Jesus in dich übergegangen, „lebt Christus in dir,“ wie der Apostel sagt, oder der alte sündhafte Adam, deine alten bösen Leidenschaften und Neigungen? Und wenn das Letztere der Fall ist, woher kommt es? Weil du zu wenig demuthig bist und Gott die Reichen leer ausgehen läßt.

O Geliebte! „urtheilen wir doch nicht nach dem Schein, sondern fällen wir ein gerechtes Urtheil über uns,“ wie der Apostel sagt. Gleichen wir doch nicht einem unvernünftigen Kinde, das eine hölzerne Statue, die, fast von Würmern zerfressen, nahe daran ist, in Staub zu zerfallen, für reines Gold hält, weil sie glänzend und vergoldet ist. Erkennen wir unsere Armseligkeit und unser Elend, ringen wir nach mehr Demuth, streben wir ernstlich nach unserer Besserung und Befehrung, damit alle die Mittel zu unserem Heile, die Gott uns so reichlich gegeben, doch nicht an uns verloren seien. Und du, Zuflucht der Sünder, Mutter der Barmherzigkeit, mach' uns arm im Geiste, damit wir nicht unter jene unglücklichen Reichen gehören, die am großen Tage der Vergeltung leer ausgehen. Amen.

XXI.

Er nimmt sich Israels an, seines Knechtes.
Eph. I. 54.

Wir haben hoffentlich bei den Vorträgen der letzten Tage mit der Gnade Gottes erkannt, daß es nicht so leicht sei, zu jener Vollkommenheit des Lebens zu gelangen, die Gott mit allem Rechte von uns fordert. Mit allem Rechte, sage ich, weil sein Wille der allerheiligste und allergerechte Wille ist, und daher nichts Unbilliges von uns verlangen kann, und dann, weil er uns in seiner Güte und Erbarmung mit allen Mitteln reichlich versteht, die wir dazu brauchen, diesen seinen heiligsten Willen zu erfüllen. Wir werden ferner in der Demuth unsers

Herzens unser großes geistiges Elend, unsere Armutseligkeit, unsere Hilfsbedürftigkeit begriffen und eingesehen haben, wie viel uns noch dazu fehlt, wahre Christen, treue Diener Gottes zu sein. Damit ist etwas Gutes, etwas sehr Gutes, damit ist ein großer Schritt zur Besserung gethan — aber noch nicht alles. Das bloße Erkennen unsers armseligen Zustandes, das bloße Wehklagen darüber hilft noch nichts. Wir müssen auch alle möglichen Kräfte anwenden, um uns aus selbem herauszureißen. So unrichtig manchmal das Sprichwort angewendet wird; in Bezug auf unser Seelenheil gilt es vollständig: Hilf dir selbst, dann wird Gott dir helfen. Thue das Deinige, dann wird sich der Herr „auch Israels, seines Knechtes annehmen“. Darüber wollen wir in unserer heutigen Betrachtung nachdenken, im Namen Jesu. Ave Maria.

Das bloße Erkennen unsers armseligen Zustandes, unserer Fehler und Mängelhaftigkeit, das bloße Wehklagen hierüber hilft noch nicht. Wir müssen vielmehr alle unsere Kräfte anstrengen, um uns herauszureißen. Sonst würden wir einem unvernünftigen Kinde gleichen, welches, wenn es einen Fall gethan hat, auf dem Boden liegen bleibt, und ein großes Weinen und Jammern vollführt, während es doch mit einer nur ganz geringen Anstrengung längst hätte aufstehen und seinen Weg weiter fortsetzen können.

Die demütige Erkenntniß unserer bisherigen Sündhaftigkeit, der aufrichtige Schmerz über unsere bisherige Untreue gegen Gott ist etwas wesentlich Erforderliches zur Heiligung unseres Lebens; allein es gehört noch ein zweites dazu, und dieses zweite ist, daß wir wirklich anders werden, als wir bis jetzt gewesen sind. Wie wird dieß geschehen? Allerdings nicht allein durch uns, aber auch nicht ohne uns. Gottes Gnade ist dazu erforderlich, aber auch unsere Anstrengung. Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen. Thue das Deinige und Gott wird sich deiner, seines Knechtes, annehmen. Was sollen wir aber thun?

Wir bereuen unsre Sünden aufrichtig, wir bitten in demüthiger Zerknirschung um Gottes Hilfe, - wir empfangen würdig die heiligen Sakramente und haben so das Unserige gethan, um Gottes Gnade, seinen Beistand zu erlangen. Gott gibt sie uns auch, dafür bürgt uns sein Wort, sein göttliches Wesen, das ein Wesen der Güte und Erbarmung ist. Bisher haben wir nun allerdings das Unserige gethan und unserm Thun hat auch Gottes Liebe entsprochen. Aber was thun wir weiter? Ach, wir meinen nur zu oft, alles gethan zu haben, was an uns liegt, wenn wir die Neue erweckten, beteten und ordentlich beichteten. Es ist aber kaum die Sonne über unsren Beichttag untergegangen, so leben wir wieder so gedankenlos, so sorglos, so gleichgültig gegen unsere Vervollkommenung, so weltlich gesinnt, wie früher dahin. Wir haben vielleicht aufrichtig und dringend um die Gnade gebetet, wie um ein kostbares Kleinod, aber kaum, daß wir sie gewonnen haben, lassen wir sie unbenußt liegen, gleich einem Kinde, das um einen glänzenden Gegenstand weint, schreit und keine Ruhe gibt, kaum aber, daß es denselben erhalten, ihn dann in einen Winkel wirft und unbeachtet liegen läßt. Erinnert ihr euch denn nicht an den Knecht im Evangelium, dem der Herr ein kostbares Pfund anvertraut, daß er damit wuchern und gewinnen soll? Erinnert ihr euch nicht mehr, wie dieser Knecht das Pfund unbenußt liegen ließ, um das er wahrscheinlich doch den Herrn früher dringend und anhaltend gebeten? Und wißt ihr noch, welches strenge Gericht über ihn erging? Auch euch hat Gott ein kostbares Pfund, seine Gnade, anvertraut, er hat euch geholfen, was hilft es aber, wenn Gott euch half, und ihr euch selbst nicht helfen wolltet? Gott kann und will euch nicht ohne euch selber heilig machen. Zum Gehorchen gehören zwei: einer, der befiehlt und einer, der das Befohlene thut; zum Heiligwerden gehören auch zwei: Gott, der seine Gnade gibt, und der Mensch, der mit der Gnade Gottes treu mitwirkt.

Wie können wir aber mit der Gnade Gottes treu mitwirken, wie uns selber helfen? Dadurch, daß wir gegen das Böse in uns ernstlich, mutig, unausgesetzt, beharrlich kämpfen. „Des Menschen Leben ist ein Kampf hier auf Erden,“ sagt die heilige Schrift. Wir müssen Kämpfer, Streiter sein. Kämpfer gegen das Böse, gegen die Sünde, Kämpfer für das Heil unserer Seele und für die Ehre Gottes. Dazu hat uns Gott im Allgemeinen im heiligen Sakramente der Taufe, vorzüglich und insbesonders aber in dem heiligen Sakramente der Firmung, gesalbt und fähig gemacht. „Er nimmt sich an Israels seines Knechtes.“ Israel heißt aber in deutscher Sprache ausgedrückt so viel, als: Kämpfer Gottes. Also kämpfen müssen wir gegen das Böse in uns. Wie stellen wir das aber an? Es ist nicht so schwer, es gehört eben nur ein ernstlich guter Wille, Wachsamkeit und Beharrlichkeit dazu.

Siehe! du bist vielleicht zur Zornmüthigkeit geneigt, du hast vielleicht schon oft Gott und deinen Nebenmenschen sehr im Zorne beleidigt, du hast es auch, ich glaube es, später hundertmal bitter bereut. Aber was nützt es, wenn du nicht anders wirst? Bitte um Gottes Gnade, aber thue auch das Deinige, überwache dich selbst. Wenn du spürst, daß der Zorn in dir aufsteigt, nimm dich zusammen, erinnere dich an die früheren schweren Fehler, die du im Zorne begangen, blicke auf ein Kruzifix, das du denn doch gewiß in deinem Zimmer hast, auf den sanftmüthigen und demüthigen Christus hin, thue dir Gewalt an, daß du diesmal deinem Zorne nicht freien Lauf lässest, sondern das, was du etwa zu tadeln oder auszustellen hast, später in ruhigen Worten sagen willst. Es hat dich Jemand schon beleidigt, du warst in Feindschaft mit Jemand. Es ist nun wahrscheinlich, daß, wenn du diesen Menschen siehst, all' die alte Bitterkeit in dir sich regt und der alte Groll in dir aufsteigt. Siehe! thue dir Gewalt an, bete für ihn, bete, wenn du ihn siehst, in deinem Herzen ein Ave Maria für ihn. Du bist vielleicht die Wege des Fleisches gewandelt, welche nach dem Zeug-

nisse der Schrift zum Verderben führen. Siehe! Kämpfe gegen deine rebellischen Sünden, fliehe die Gelegenheit, brich die unerlaubte Verbindung ab, unterdrücke jeden ungerechten Gedanken in dir, so wie du dich desselben bewußt wirst. Du bist zur Eigenliebe, zur Eitelkeit, zum Stolze geneigt. Man lobt deine Leistungen, man erweist deiner weltlichen Stellung die gebührende Ehrfurcht, man zeichnet dich aus. O wache über dich selbst, kämpfe wider dich selbst, daß du in der Versuchung nicht zu Grunde gehest. Erinnere dich besonders bei solchen Gelegenheiten an deine vielen schweren Sünden, an das Viele, was dir noch zum Guten, zur Frömmigkeit, zur wahren Ehre mangelt; demüthige dich in deinem Innern vor Gott und rufe aus ganzem Herzen mit dem Psalmisten: Non nobis, non nobis. Nicht uns, nicht uns, o Herr! sondern deinem heiligen Namen gib die Ehre. Vor allem verzage nicht, wenn du etwa das eine oder das andere Mal in einen deiner alten Fehler zurückfällst. Es hat noch keinen so großen und geschickten General gegeben, der nicht auch ein paar Schlachten verloren hätte. Nimm nur den Kampf wieder frisch auf und sei beharrlich, und du wirst endlich doch zum Siege gelangen. Und warum?

Weil Gott dir helfen wird, wenn er sieht, daß du dir ernstlich helfen willst, weil er sich seines Knechtes Israels, des Kämpfers für seine Ehre, annimmt. Er wird dich unterstützen, er wird dich nicht unterdrücken lassen, er wird an deiner Seite stehen und über dich wachen und dich mit dem Siege krönen. Eine treue mächtige Fürsprecherin im Kampfe hast du dazu noch an Maria, der Mutter der Barmherzigkeit. „Ja, Mutter, steh' uns Kämpfern bei, daß wir den Sieg erringen, einstens dort im ewigen Mat, dem Herrn ein Danklied singen.“ Amen.

Er nimmt sich Israels an, seines Knechtes,
eingedenk seiner Barmherzigkeit. Luk. I. 54.

Wenn die seligste Jungfrau Gott deshalb preist, daß er sich Israels annimmt, seines Knechtes, so hatte sie die Bestimmung des israelitischen Volkes, Gottes Ehre zu bewahren, für sie zu kämpfen und zu streiten im Auge. Wenn Israel dieser seiner Aufgabe nachkam, hatte es Gott immer zum Beschützer und zum Helfer. Des Herrn allmächtiger Arm schirmte es in tausend Gefahren, stand ihm in den ärgsten Nöthen bei, und half ihm zu wunderbaren Siegen. Die heiligen Bücher des alten Testamentes enthalten die sprechendsten Beweise dafür. — Maria gibt aber auch den Grund an, warum sich der Herr seines Volkes in den Kämpfen desselben annahm. Es ist nicht eine Schuldigkeit und Pflicht Gottes, sagt sie, sondern seine reine Gnade, einfach seine Erbarmung. „Er nimmt sich Israels an, seines Knechtes, eingedenk seiner Barmherzigkeit.“ Auch wir müssen streiten und kämpfen für das Heil unserer Seele, für Gottes Ehre, gegen das Böse in uns. Gott hilft uns sicher, wenn wir uns helfen wollen, aber daß er uns hilft, ist nicht seine Pflicht, sondern seine Gnade, er thut es eingedenk seiner Barmherzigkeit. Das ist der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung. Im Namen Jesu. Ave Maria.

Gott hilft uns sicher zur Buße und Bekehrung, zur Heilung unsers Lebens, wenn wir das Unserige thun. Daß er uns aber hilft, ist rein eine Gnade, einfach eine Erbarmung von ihm. Es ist das einer der wichtigsten Glaubenssätze des Christenthums. Unter den sechs Stücken, welche ein katholischer Christ, um selig zu werden, nicht bloß glauben, sondern auch wissen muß, kommt auch das vor: „Daß der Mensch ohne die Gnade Gottes nichts Verdienstliches zum ewigen Leben wirken kann.“ Leider wird die Lehre von der Gnade Gottes viel zu wenig verstanden, viel zu wenig überdacht und beherzigt, darum ist man auch so leichtsinnig und so sorglos bei dem Verluste der

Gnade, so laut und gleichgiltig, wenn es sich darum handelt, sie wieder zu gewinnen. Und doch ist die Gnade Gottes der größte Schatz für den Menschen. „Alle Güter kommen zugleich mit ihr, sagt die heilige Schrift, und unzählbare Herrlichkeiten durch ihre Hände, ein unermesslicher Schatz ist sie für die Menschen, und die ihn benutzt haben, sind der Freundschaft Gottes theilsthaftig geworden.“ Und doch strahlt uns beinahe aus keiner Lehre unsers heiligen Glaubens so die unendliche Liebe und Güte Gottes entgegen, zeigt sich Gott nirgends so, als „eingedenk seiner Barmherzigkeit,“ als eben in der reichen Spendung seiner Gnade. Ich will heute nicht einmal reden von der heilmachenden Gnade, die uns Gott rein ohne unser Verdienst, ohne unser Zuthun, schon in der heiligen Taufe mitgetheilt hat, und die er uns so oft trotz unserer vielfachen Untreue gegen ihn, trotz der schweren und unzähligen Bekleidigungen, die wir ihm zugefügt, in seiner unermesslichen Erbarmung immer wieder in den heiligen Sakramenten der Buße erneuert. Ich will heute nur von jenem Beistande, jener Gnade sprechen, mit der uns Gott beisteht und hilft zu einem jeden guten verdienstlichen Werke für die Ewigkeit. Was thut Gott da?

Um das recht zu verstehen und zu schätzen, müssen wir erwägen, was dazu gehört, daß der Mensch ein gutes, ein verdienstliches Werk für die Ewigkeit übe. Dazu gehört, daß dem Menschen ein guter Gedanke, ein heilsamer Entschluß komme; 2) daß er mit aller Entschiedenheit ansänge, dieses gute Werk auszuführen; daß er 3) nicht auf halbem Wege stehen bleibe, und es in ernster Weise vollende.

Damit der Mensch ein wahrhaft gutes Werk thue, muß ihm zuerst ein guter Gedanke, ein heilsamer Entschluß dazu kommen. Kommen die von selbst, kommen sie so leicht? Unsere eigene Erfahrung lehrt leider etwas anderes. Jahrelang haben wir vielleicht in Neppigkeit, in Feindseligkeit, in gänzlicher Lauheit und Gleichgültigkeit dahin gelebt, ohne vielleicht nur einmal zu bedenken, in welcher Gefahr unsere Seele ist, welch' ein

unaussprechliches Unglück es wäre, wenn wir in einem solchen Zustande vor den Richterstuhl Gottes hintreten würden. Und jetzt auf einmal überfällt uns in einem Augenblicke, oft ganz ohne einen äußeren Anlaß, oft unerwartet und unwillkürlich, oft allerdings bei einer Predigt, bei Lesung eines guten Buches, bei einer Ermahnung der Gedanke: Wie steht es mit dir? Was erwartet dich dort? Wie leichtsinnig, wie schändlich, wie verbrecherisch habe ich gehandelt! Ich muß anders werden, ich sehe es ein, ich wandle offenbar auf dem Wege des Verderbens. Wie ist dir nun dieser Gedanke auf einmal gekommen? Du hast ja doch diese langen Jahre über auch nicht geschlafen, sondern tausenderlei andere Dinge bedacht und reiflich überlegt, warum gerade das nicht, was doch endlich das Wichtigste ist? Du hast vielleicht schon hundert weit rührendere Predigten und Ermahnungen gehört, weit ergreifendere Bücher zur Hand genommen, warum haben dich denn diese alle gleichgültig gelassen und sind spurlos an dir vorüber gegangen? Siehe, weil du von dir selber allein nicht einmal einen wahrhaft heilsamen Entschluß fassen kannst. „Wir sind nicht tüchtig, schreibt der Apostel, durch uns selbst etwas zu denken, sondern alle unsere Tüchtigkeit stammt aus Gott.“ Die Gnade Gottes muß uns zuvorkommen und uns helfen, gute Gedanken, heilsame Entschlüsse zu unserer Bekehrung, zur Ablegung dieser oder jener Sünde, zur Uebung dieser oder jener Tugend zu erwecken.

„Misericordia ejus praevenit me. Meines Gottes Barmherzigkeit wird mir zuvorkommen,“ ruft der Psalmist aus, und der heilige Augustinus schreibt: „Die Gnade bewirkt, daß wir das zu Vollbringende erkennen.“

Zu einem wahrhaft guten Werke gehört 2) daß wir auch mit allem Ernst darangehen, unsere guten Entschlüsse und Vorsätze auszuführen. Wie schwach wir hierin sind, wissen wir leider. Wir sind Christen und stehen daher nie auf und legen uns nie zur Ruhe, wir gehen nie vom Gebete weg, wir verlassen nie den Beichtstuhl und den Tisch des Herrn, ohne die heilsamsten

Vorsätze, die festesten Entschlüsse zu fassen, die heiligsten Versprechungen zu machen. Aber zu wie vielen von ihnen legen wir die Hand an? Wenn wir wenigstens in Einem Stücke anders werden, einen Fehler abzulegen, Eine Tugend wirklich zu üben anfangen, verdanken wir dies unsern Vorsätzen und Entschlüssen? Gewiß nicht. Sonst hätten wir schon lange früher angefangen, als wir zuerst diese Vorsätze faßten, sonst wären wir auch in anderen Stücken tugendhafter, worüber wir auch Entschlüsse faßten. Gott ist es, „du, o Herr, der sich Israels seines Knechtes annimmt, eingedenk seiner Barmherzigkeit,“ der uns mit seiner Gnade begleitet, und uns in der Ausführung unserer guten Entschlüsse unterstützt. „Der Gott des Friedens, wünscht uns der Apostel, befestige euch in jedem guten Werke, um zu thun seinen Willen.“

Zu einem wahrhaft guten Werke gehört endlich 3) daß wir nicht auf halbem Wege stehen bleiben, daß wir es in rechter Meinung vollenden. Daß „Gott es ist, welcher, wie der Apostel sagt, das gute Werk, das er in uns angefangen, auch vollenden muß,“ bedarf wohl keines weiteren Beweises. Der Christ weiß und glaubt, daß selbst jedes bloß zeitliche Werk sein Gediehen und seine Vollendung erst findet durch Gottes Segen; wie könnte nun ein Werk, das unmittelbar seine Ehre betrifft, dessen Früchte in die Ewigkeit hinein reichen, wie jedes für die Ewigkeit verdienstliche Werk ohne seine Gnade vollendet werden?

So ist es Gott, der mit seiner Gnade einem jeden guten Werke zuvorkommt, es begleitet und vollendet. Und doch rechnet er uns jedes gute Werk, das wir so mit seiner Gnade verrichten, zu, als ob wir es ganz allein mit unseren Kräften verrichtet hätten. Welches Nebermaß von Güte, welch' unaussprechlicher Schatz von Erbarmung! Bewahre ihn sorgfältig. Bitten wir aber auch Maria, daß sie ihrer Barmherzigkeit eingedenk sein wolle und nicht aufhöre, für uns die nöthige Gnade zu erbitten. „O Mutter, sieh' von Schuld beladen, als arme Sünder kommen wir, erbitte uns den Schatz der Gnaden, und öffne uns die Himmelsthür.“ Amen.

XXIII.

Wie er zu unsren Vätern gesprochen hat, zu
Abraham und seinen Nachkommen auf ewig. Luk. 1. 55.

Nachdem die seligste Jungfrau in ihrem herrlichen Lobgesange, dem Magnifikat, ihren Herrn und Gott aus vollem Herzen gelesen, indem er auf die Niedrigkeit seiner Magd gesehen; seine Macht, durch die er Großes an ihr gethan, seine Weisheit, seine Heiligkeit und Erbarmung, seine Gerechtigkeit, in der er die Demüthigen erhöht und die Hungrigen mit Gütern erfüllt, während er die Mächtigen vom Throne stürzt und die Reichen leer ausgehen lässt, verherrlicht hat, schließt sie denselben mit der Hinweisung auf eine Eigenschaft Gottes, in welcher seine übrigen Vollkommenheiten gleichsam ihren Bestand haben, mit der Hinweisung auf seine Unveränderlichkeit und Treue. Gott ist unveränderlich und treu, darum „nimmt er sich Israels an seines Knechtes“, schützt und schirmt das israelitische Volk, „wie er dies zu ihren Vätern gesprochen, es ihnen verheißen, schon dem Abraham und seinen Nachkommen auf ewig.“ Die Treue Gottes soll auch der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung sein, die ich beginne im Namen Jesu. Ave Maria.

Gott ist höchst getreu. „Die Werke seiner Hände sind Wahrheit, und recht ruft der Psalmist aus, getreu sind alle seine Gebote, bestätigt auf immer und ewig, gemacht in Wahrheit und Gerechtigkeit.“ Es ist auch klar, „die unendliche Weisheit und Liebe kann, wie der heilige Ephräm schreibt, nicht anders als unendlich wahr in ihren Aussprüchen und treu in ihren Verheißungen sein.“ Die Geschichte der Menschheit seit sechstausend Jahren bringt uns die kräftigsten Beweise hiefür. Was der Herr verheißen, hat er auch gehalten und hält es bis auf den heutigen Tag. Was brauchen wir aber erst in dem Buche der göttlichen Offenbarung und in den Büchern der Weltgeschichte zu lesen, wir haben ein Buch, das noch weit verständlicher und eindringlicher für uns von der Treue Gottes redet, und das ist das Buch unsers eigenen Herzens. Frage dein Herz

über dein vergangenes Leben bis auf diese Stunde und siehe zu, ob es nicht sagt, daß der Herr Alles bis in das Kleinste gehalten, was er dir verheißen in seiner Güte und Erbarmung. Ich will nicht von seinem Schutz und Schirm in zeitlichen Dingen, von dem Segen, durch den er deine Arbeiten fruchtbar gemacht, von der Hilfe, die er dir in deiner Noth geleistet, von dem Troste, den er dir in deinem Leiden gespendet, von dem geheimnißvollen Walten seiner Vorsehung, deren jeweilige Spuren ein jedes Jahr deines Lebens aufzuweisen hat, sprechen; ich will dich nur auf das aufmerksam machen, was er deiner Seele gethan.

Nachdem er dich rein ohne dein Verdienst und Zuthun durch die heilige Taufe in seine seligmachende Kirche aufgenommen, hat er deiner Seele nebst dieser außerordentlichen Gnade die herrlichsten Verheißenungen gemacht. Er hat ihr versprochen Licht, er hat ihr versprochen Schutz, er hat ihr versprochen Vergebung und Hilfe. Und mit welcher Treue hat er nicht diese Verheißenungen gehalten?

Was die Weisesten vieler Jahrhunderte mit aller Anstrengung ihres Geistes nicht zu entdecken vermocht, jenes Licht, das vom Himmel kommend uns den Weg zum Himmel zeigt, was die gebildetsten Völker bei all' ihrem weltlichen Wissen, bei ihren Fortschritten in den Künsten des irdischen Lebens nicht finden konnten; jenes Licht, das über die wichtigsten Fragen für den Menschen, woher er ist, wohin er geht, was nach dem Tode mit ihm geschehen wird, und wie er sich sein Loos in der Ewigkeit glücklich machen kann, sichern und gewissen Aufschluß gibt, das Alles hast du im vollen Maße. Das unaussprechlich milde Licht der Lehre Jesu Christi erleuchtet alle Wege deiner irdischen Pilgerschaft. Du kannst das Wichtigste, was über dein Schicksal in Zeit und Ewigkeit entscheidet, gerade so gut und genau wissen, wie der Weiseste und Gelehrteste auf Erden, und wenn du auch sonst an weltlichem Wissen und irdischer Bildung weit hinter ihm stehst. Er weiß es besser zu erklären, besser zu beweisen, schöner davon zu reden, vielfacher es anzuwenden, aber das

Wesen, den Inhalt des Ganzen, hat Gottes Erbarmung für dich ebenso verständlich, ebenso begreiflich gemacht, als für ihn. Welch' ein unendlich kostbarer Schatz ist der Glaube! Wenn du ihn nicht hast, wenn er nicht lebendig und friedbringend in dir ist, so ist es offenbar deine eigene Schuld. An Gelegenheit, dich in ihm zu unterrichten und zu befestigen, fehlt es dir wahrlich nicht, du hast ihn gleichsam mit der Muttermilch eingesogen. Hat Gott also nicht seine Verheißung treu gehalten, als er durch den Mund des Psalmisten gesprochen: „Ein Licht wird aufgehen dem Gerechten und Freude denen, die eines rechten Herzens sind,“ und wenn er durch den Evangelisten seinen eingebornen Sohn unsren Herrn und Meister „ein Licht“ nennt, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt.

Wie wunderbar hat er ferner deine Seele beschützt in so vielen Gefahren wider so zahlreiche Feinde, die ihrem Heile nachstellten! Nur seinem Schirme hast du es zu verdanken, wenn du auf dem rechten Wege wandelst, nur seinem Schutze, wenn du nicht in dieses oder jenes verderbliche Laster gefallen bist. Aus uns selber haben wir nicht die Kraft, auch der kleinsten Versuchung zu widerstehen. Ein Kind, das noch an der Brust der Mutter ist, kann sich weder aufrichten, wenn es fällt, noch sich mit seinen Füßen erhalten, wenn es steht, es kann sich nicht wärmen, wenn es kalt ist, sich nicht Speise nehmen, wenn es Hunger fühlt, sich nicht vertheidigen, wenn es angegriffen wird, es kann nicht nach Hilfe rufen, wenn ihm Gefahr droht, ja es kann nicht einmal wissen, daß es der Hilfe bedarf. Solch' ein Kind ist auch das Menschenherz, die Mutter aber, die es beschirmte und beschützte, ist die göttliche Gnade. Ihr allein gebührt die Ehre, „der Anteil der menschlichen Natur ist aber Verwirrung und Schande,“ wie der Prophet sagt.

Wie oft hat Gott dir deine Sünden vergeben! Du hast das Licht des Glaubens verachtet, seine Gnade geringgeschätzt, du hast den Schutz Gottes unbenutzt liegen lassen, du hast alle Wohlthaten des Herrn mit Undank vergolten, alle seine Ermah-

nungen und Warnungen, wie sie dir auf so vielfache Weise zu gekommen, in den Wind geschlagen. Hättest du einen Menschen so beleidiget, er hätte bittern Groll für immer gegen dich in seinem Herzen gefaßt, hättest du das weltliche Gesetz so übertragen, Ketten und Gefängniß hätten deiner gewartet. Aber so bedurfte es nur einer einfachen Thräne der Zerknirschung, eine bittere innige Reue, einen wahren Akt des Vorsatzes und der Liebe, ein einfaches Bekenntniß deiner Schuld vor dem Stellvertreter Gottes, und der Herr erfüllte unermüdet an dir, der du unermüdet undankbar gegen ihn warst, seine Verheißung: „Wenn der Gottlose sich abwendet von all' seinen ungerechten Wegen, so will ich all' seiner Sünden nicht mehr gedenken und sie sollen ihm nicht zum Verderben gereichen.“

Und nachdem er dich so in wunderbarer Milde aufgesucht, wie hat er dich unterstüzt und dir geholfen bei deiner Besserung und Bekehrung, bei dem Ablegen dieses oder jenes Fehlers, bei der Uebung dieser oder jener Tugend. Erst gestern haben wir vernommen, wie seine Gnade einem jeden unserer guten Werke zuvorkommen, demselben Gedeihen geben und es vollenden muß. Das ist Gottes Treue zu unserer Seele. Wie ist aber die Treue unserer Seele zu Gott beschaffen? Ach! schamroth müssen wir bekennen, daß, je treuer Gott in seiner Liebe und Erbarmung zu uns gewesen, wir desto leichtsinniger und untreuer uns gegen seinen heiligen Willen erwiesen haben. Das soll in Zukunft anders werden. Es handelt sich ja um unser Heil. So treu Gott in seiner Verheißung, so getreu ist er auch in seiner Drohung, die er über die unbußfertigen Sünder ausspricht. „Halten wir also und thun wir nach der Mahnung der heiligen Schrift, was der Herr uns geboten, weichen wir weder zur Rechten noch zur Linken.“ Du aber, Jungfrau, treu in deiner Milde und Barmherzigkeit, hilf, daß wir Treue unserm Herrn und Gott bewahren, wie du sie bewahrt hast bis zu deinem letzten Athenzuge. Amen.

XXIV.

Sein Name ward Jesus genannt. Luk. 2, 21.

Als der Erzengel der seligsten Jungfrau verkündigte, daß sie zur Mutter des menschgewordenen Sohnes auserwählt sei, befahl er ihr auch, dem Kinde den Namen Jesus zu geben. „Siehe, du wirst empfangen in deinem Leibe und einen Sohn gebären, und du sollst seinen Namen Jesus heißen.“ Die hebräischen Mütter schienen überhaupt das Recht zu haben, die Namen der Kinder zu bestimmen. Denn als die Verwandten des Vorläufers unsers göttlichen Heilandes das Knäblein nach dem Namen seines Vaters Zacharias benennen wollten, nahm seine Mutter das Wort und sprach: Nein! sondern Johannes soll es heißen. Daher können wir auch mit Sicherheit voraussehen, daß der heiligste Name Jesus zuerst den süßen Lippen Maria's entquoll, und daß sie es war, die diesen Namen bei der Beschneidung unsers göttlichen Heilandes genannt hat. O süßestes Wort, das diesen süßen Lippen entsprang! Es soll auch der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung sein. Ja, in deinem süßesten Namen, mein Herr und Gott, beginne ich. Ave Maria.

Die menschliche Sprache ist wohl zu arm, um die Andacht, Inbrunst und Liebe zu schildern, mit welcher Maria das erste Mal den süßesten Namen Jesus ausgesprochen hat; „denn so ein kurzes Wort der Name Jesus ist, und so leicht auszusprechen, so inhalts schwer und voll von unaussprechlichen Geheimnissen ist er, schreibt der heilige Bernardus von Siena. Alles, was Gott zum Heile der Menschheit geordnet hat, das ist in diesem Namen begriffen. Er ist der heiligste Name, „denn in ihm wird, wie der heilige Petrus Chrysologus sagt, die ganze Majestät und Gottheit angebetet;“ es ist der mächtigste Name, denn in ihm haben schon die Apostel die größten Wunder gewirkt; der erhabenste Name, denn Gott hat seinem eingebornen Sohne „einen Namen gegeben, der über alle Namen ist;“ der segensreichste Name, „denn es ist uns, wie der heilige Apostel Petrus schreibt,

kein anderer Name gegeben, in welchem wir selig werden können;“ der gebenedeiteste Name, „weil sich, wie der Weltapostel sagt, alle Knie vor ihm beugen im Himmel, auf der Erde und unter der Erde;“ der kräftigste Name, weil wir durch ihn und in ihm am leichtesten die Versuchungen überwinden; der lieblichste Name, weil er uns Linderung spendet in unsern Leiden, und Trost selbst in der bittersten Stunde, in der Todestunde.

Als der heilige Marthrer Ignatius, ein Schüler des heiligen Apostels Johannes und der frommen Sage nach eines jener Kindlein, die eines Abends der ermüdete Heiland zu sich kommen ließ und segnete, von den Heiden ergriffen und aufgefordert wurde, Christus zu verläugnen, so war seine Antwort einfach: „O Jesus, meine Liebe!“ Man droht ihm mit den furchtlichsten Peinen, wenn er diesen Namen noch einmal nenne. „O Jesus, meine Liebe!“ antwortet Ignatius. Nie soll dein Name von meinen Lippen weichen!“ Als dann seine Henker meinten: „Aber wenn wir dir den Kopf abschlagen, dann wird wohl auch dein Mund verstummen und dieser Name von dir weichen müssen,“ entgegnet der Heilige: „Und wenn ihr auch meinen Mund verstummen und den mir süßesten Namen von meinen Lippen weichen machet, aus meinem Herzen könnt ihr ihn doch nicht verlöschchen.“ Und wirklich war der letzte Ruf, mit dem er seinen Geist aufgab: „O Jesus, meine Liebe!“

„O Jesus, meine Liebe!“ Ja, es ist ein Name der Liebe, den der Heiland trägt; es war eine That der Liebe, bei der er zum ersten Male mit diesem süßesten Namen genannt wurde. Bei der Beschneidung, wo er das erste Mal sein anbetungswürdiges Blut für das Heil der Menschheit vergoss, wurde auch dieser Name zuerst von menschlichen Lippen ausgesprochen. Bei der Beschneidung, die ein großer Akt der Abtötung von Seite unsers göttlichen Heilandes war und durch die er uns zeigte, daß wir, wenn wir den Weg zum Heile finden wollen, unsere rebellischen Sinne, unsere hochmüthigen Gedanken, unsere sündhaften Neigungen und Begierden mit dem scharfen Messer der

Abtötung und der Selbstverläugnung beschneiden müssen, hörte die Welt auch zuerst diesen heiligsten aller Namen. O trachten wir, Geliebte, diese Lehre, welche uns der Name Jesus gibt, zu befolgen, um so mehr, als der Name, den wir verdienen, mit dem uns zu benennen, uns auch die Kirche in dem Ave Maria lehrt, der Name Sünder, arme Sünder, ist. „Heilige Maria, bitt' für uns arme Sünder.“

Für den Sünder gibt es nächst der Gnade Gottes nur ein Mittel zur Besserung und Bekehrung, und das ist die Be-schneidung des Herzens, die Abtötung seiner sündhaften Nei-gungen. „So wie das Salz das Fleisch vor Fäulniß bewahrt, schreibt der heilige Franz von Sales, so bewahrt auch die Ab-tötung den Menschen vor der Sünde.“ Für den armen Sünder gibt es nur eine Hoffnung zur Rettung, und das ist die Buße, die aber durch die Abtötung geübt wird. „Das ist der Anfang unsers Heiles, schreibt der heilige Bernardus, wenn wir zu ver-achteten anfangen, was wir liebten, zu betrauern, worin wir uns freuten, zu umfassen, was wir fürchteten, zu wünschen, was wir scheuten, zu begehren, was wir verachteten.“ So ist uns dein göttlicher Name, o Jesus! das wahre Licht in der Finsterniß, die festeste Stütze in der Versuchung, der beste Trost im Leiden, der sicherste Wegweiser zum ewigen Heile. Aber wie können wir von deinem heiligsten Namen reden, ohne auch zugleich des süßesten Namens deiner gebenedeiten Mutter zu gedenken? Wie euer Leben, wie euer Erbarmen und eure Güte, so sind auch eure heiligen Namen miteinander auf das innigste verbunden!

Auch der Name Maria's ist ein heiliger, ein holdseliger, ein hilfreicher Name.

Er ist ein heiliger Name. Gott selbst erklärt ihn als hei-ilig, da Maria auf Eingebung des heiligen Geistes bezeugt, daß „von nun alle Geschlechter sie heilig und selig preisen werden.“ Es ist ja auch, die ihn trägt, die heiligste unter den Menschen-kindern. Nennen wir den Namen Maria, so nennen wir auch die Jungfräulichkeit, die Eingezogenheit, die Reuschheit, die

Demuth, die Sanftmuth, die Ergebung, die Liebe, alle Tugenden, mit einem Worte den Inbegriff der Heiligkeit.

Der Name Maria ist ein holdseliger Name. Die Kirche wendet auf denselben die Worte der heiligen Schrift an: „Dein Name ist wie ein ausgegossenes Oel,“ um den lieblich sanften Eindruck, die lindernde Kraft in Leiden zu bezeichnen, welche das andächtige Anrufen dieses Namens in den Herzen hervorzubringen im Stande ist. „O große, o gütige, o alles Lobes würdige Jungfrau, ruft der heilige Bernardin aus, dein Name ist so süß und lieblich, daß man ihn nicht nennen kann, ohne von Liebe zu dir und zu Gott, der ihn dir erheilt hat, entflammt zu werden. Es genügt deinen Verehrern, daß sie sich deines Namens erinnern, um von Liebe und Trost erfüllt zu werden,“ und wiederum: „der Name Maria ist von solcher Herrlichkeit, daß die Himmel dir zujauchzen, die Erde frohlockt, und die Engel jubeln, wenn er ausgesprochen wird.“

Der Name Maria ist endlich ein hilfreicher Name. Wie eines der kräftigsten Mittel gegen die Versuchungen zur Sünde und in den Gefahren des Leibes und der Seele es ist, den Namen Jesus andächtig auszusprechen, so verschafft uns auch die andächtige Anrufung des Namens Maria großen Nutzen. „Der Name Maria ist für den, der ihn andächtig anruft, ein Schlüssel zur Himmelspforte,“ schreibt der heilige Ephräm. Ach! wer kann all' die Gnaden zählen, die durch diesen süßen Namen erheilt, all' die Sünder, die durch denselben bekehrt, all' die Lauen, die durch denselben auf dem Wege der Tugend erhalten wurden, wer all' den Trost und den Frieden schildern, den die Christenherzen in selbem gefunden haben! „Nennen wir Maria, so fühlen wir gleich an seligem Frieden und Freude uns reich; beim Klange des Namens erhebt sich das Herz, befreit von Schmerz; Heil dem, der Maria mit Zinnigkeit liebt! Nennen wir Maria, die zärtlich wir lieben, erliegt die Seele den süßesten Trieben; der unaussprechlichen Schönheit Glanz entzündet sie ganz. Heil dem, der Maria zu dienen sich übt!“ Amen.

Kind, warum hast du uns das gethan? Luk. 2, 48.

Der menschgewordene Sohn des lebendigen Gottes hatte sein zwölftes Lebensjahr erreicht, und war mit Maria und seinem heiligen Nährvater Joseph nach Jerusalem zum Osterfeste gezogen. Während die Letzteren aber schon auf der Heimreise sich befanden, weilte Jesus noch unter den Gesetzes-Lehrern im Tempel. Von Sorge um ihn getrieben kehrten Maria und Joseph nach Jerusalem zurück. Als sie den Herrn finden, richtet Maria die Frage an ihn: „Kind, warum hast du uns das gethan?“ Gebenedete Mutter, die den Gott Himmels und der Erde ihr Kind nennen kann! wunderbares Kind, das eine solche Mutter hat, wie Maria ist! Kind und Mutter sind auch der Gegenstand meiner heutigen Betrachtung, die ich beginne in ihrem Namen, im Namen Jesu. Ave Maria.

Was für eine Mutter hatte dies wunderbare Kind an Maria?

a) Eine wunderbare Mutter. Wie das Kind, war auch die Mutter wunderbar. Wunderbar in ihrer Auserwählung, da sie von Ewigkeit her bestimmt war, die Mutter des eingeborenen Sohnes Gottes zu werden. Wunderbar unter den Menschenkindern, da sie die einzige ist, welche durch die Erbarmung Gottes schon in dem ersten Augenblicke ihres Daseins von der Erbsünde befreit wurde; da sie die einzige ist, welche auch nicht mit einer einzigen wirklichen Sünde ihr Herz bekleckte. Wunderbar als Jungfrau, da sie ohne Verlezung ihrer Jungfräulichkeit empfing und geboren hat. Wunderbar als Mutter, da sie als Mutter Jungfrau blieb, und durch ihre freie Einwilligung in den Rathschluß Gottes zur Erlösung der Menschheit einen großen Anteil an diesem Werke der unaussprechlichen Erbarmung nahm. Wunderbar in ihrer Herrlichkeit, da sie, wie der Psalmist sagt, als „Königin zur Rechten ihres göttlichen Sohnes“ steht, und eine Wonne genießt, welche die Engel kaum zu ahnen vermögen. Wunderbar endlich darin, daß dies Kind an ihr

b) eine demütige Mutter hat. Dies Kind steht über seiner Mutter, und diese Mutter ist mit vollem Rechte die demütige Magd ihres Kindes. Sie sorgt nicht bloß für dieses Kind mit der größten Mutter-Zärtlichkeit, sie gehorcht auch jedem seiner Wünke; sie lenkte nicht nur die ersten Schritte dieses Kindes, das einzige Verlangen und Sehnen ihres Herzens war auch, ihre Schritte nach dem Willen desselben einzurichten; sie nahm nicht nur den innigsten Anteil an seinem Leiden, sie opferte auch ihre Leiden, mit den seinigen vereinigt, dem himmlischen Vater zur Versöhnung der Menschheit auf; sie reichte ihm nicht nur die Nahrung an ihrer mütterlichen Brust, sie kannte selbst keine andere Speise, als sein heiliges Gebrüder zu erfüllen; sie übte nicht nur mütterliche Gewalt über dieses Kind aus, sie betrachtete und betrug sich auch als die letzte Dienerin desselben; sie liebte in ihm nicht nur ihr Kind, sondern ihren Herrn und Schöpfer; sie sprach zu ihm nicht nur die Worte süßer Mutterliebe, sondern sie betete ihn als ihren Gott an. Sie liebte in ihm nicht nur das Kind, sondern auch den Erlöser, den Wiederhersteller, den zweiten geistigen Vater der Menschheit, und ward so um ihrer unaussprechlichen Liebe willen unsere Mutter.

Was haben aber wir Kinder, wir aus Gnaden angenommene Kinder für eine Mutter an Maria? Eine heilige, eine harmherzige Mutter.

a) Eine heilige Mutter. „So wie die Sonne mit ihrem Lichte den Mond und die Sterne übertrifft, schreibt der heilige Bernardin, so übertrifft Maria nach Christus, ihrem Sohne, alle Menschen an Heiligkeit. Sie ist das vollendete Vorbild aller Frömmigkeit und Tugend. In ihr findet sich jede Eigenschaft, die zur wahren und echten Gottseligkeit gehört, im rechten Maße und im richtigen Geiste geübt. Was eine Mutter ihrem Kinde überhaupt sein soll, das Muster jeder Tugend, die Lehrerin alles Guten, die Führerin und Wegweiserin in den Himmel, das ist Maria uns Kindern allein und in jeder Beziehung. Mit Recht kann sie uns mit den Worten der heiligen Schrift zurufen:

„Ich bin die Mutter der schönen Liebe und Furcht, der Erkenntniß und heiligen Hoffnung. Wer auf mich hört, wird nicht zu Schanden, und wer in mir seine Werke thut, sündigt nicht.“ Wir haben

b) an Maria eine barmherzige Mutter. „Das Gesez der Milde ist auf ihrer Zunge,“ sagt die heilige Schrift. „Je erhabener und heiliger sie ist, schreibt der heilige Gregorius, um desto milder und barmherziger ist sie gegen die Sünder, die sich bessern wollen und die zu ihr ihre Zuflucht nehmen.“ „Wer sie außsucht, ruft der heilige Bernardus aus, findet nichts Strenges, nichts Furchtbares in ihr, da sie Allen mit Sanftmuth und Wohlwollen entgegen kommt.“ Es gibt keine Mutter in der Welt, die so viel Nachsicht für die Schwächen ihres Kindes, so viel Geduld mit den Fehlern desselben, eine so unermüdliche, unerschöpfliche Liebe hat, wie Maria.

Das ist die Mutter, eine wunderbare, demüthige Mutter für ihren wirklichen Sohn, eine heilige, barmherzige Mutter für uns aus Gnaden angenommene Kinder. Laßt uns jetzt aber auch auf ihre Kinder einen Blick werfen. Ihr wirkliches Kind, Jesus Christus, war die Freude ihres Herzens, der zärtlichste und dankbarste Sohn. Das bedarf wohl keiner näheren Auseinandersetzung und keines weiteren Beweises. Die allerheiligste Menschheit Jesu Christi, der demüthige, sanftmüthige, gehorsame Heiland, in welchem das höchste Maß aller menschlichen Tugenden noch durch den Glanz seiner Gottheit verklärt wurde, wie soll er nicht die Freude und Wonne dieses Mutterherzens gewesen sein? Sein anbetungswürdiges Herz, der Herd der flammandsten Liebe zu Gott und den Menschen, wie soll es nicht von der unaussprechlichsten Zärtlichkeit gegen seine Mutter und eine solche Mutter gewesen sein? Sein dankbarstes Herz, welches „einen jeden Trunk Wassers vergilt, den wir dem Geringsten unter seinen Jüngern um seinetwillen reichen,“ wie wird es erst seiner Mutter ihre Liebe, ihre Zärtlichkeit, ihre Unterwürfigkeit und ihre Sorgfalt schon hier auf Erden vergolten haben? Und

wie hat er sie belohnt im Himmel, wo er sie erhöht über alle Geschöpfe bis an den Thron Gottes des ewigen Vaters!

Das ist das Kind Maria's, welches sie in ihrem Leuschen Schoße getragen, für sie. Was hat sie aber an uns, die wir gar kein Recht haben, sie Mutter zu nennen, und die sie nur in ihrer unaussprechlichen Liebe aus Gnade zu Kindern angenommen? Ach, gestehen wir es nur, wird sind oft nur die Trauer ihres Herzens, laue und undankbare Söhne und Töchter. Die Trauer ihres Herzens, wenn wir in schweren Sünden, unbekümmert um die Gebote ihres Sohnes, ohne Sorge um unser ewiges Heil, gleichgiltig gegen ihr heiliges Beispiel dahin leben, und mit Niesenschritten unserm ewigen Verderben zueilen. Laue und undankbare Söhne und Töchter, weil wir sie so wenig lieben und wahrhaft verehren. Wie, wir liebten Maria nicht, wir verehrten sie nicht? Beten wir nicht zu ihr alle Tage, wohnen wir nicht allen zu ihren Ehren angestellten Andachten bei? Ge- wiß, meine Geliebten, und das ist immerhin noch ein erfreuliches, lobenswerthes Zeichen. Ein gutes, wahrhaft liebevolles und dankbares Kind aber bittet nicht nur, begehrt nicht nur, verlangt nicht nur, erweist nicht nur äußere Ehrfurcht und Dankbarkeit, es gehorcht auch, es folgt dem Beispiele, ja jedem Winke der Mutter, und vermeidet ängstlich, was ihr missfallen, und trachtet, um jeden Preis zu erlangen, was ihr wohlgefallen kann. Wer Maria aufrichtig lieben und wahrhaft verehren will, muß eben auf den Wegen der Tugend wandeln, sich wenigstens bemühen, ihren Fußstapfen nachzuahmen. Wer Maria bloß verehrt, um Gnade zu erlangen, dessen Liebe ist eigennützig und von keinem besonderen Werthe; nur wer ihr dient um ihretwillen, aus Liebe ihr dient, ist ihr Kind im Geiste und in der Wahrheit. „O laß uns deine Kinder sein in Tugend, Lieb' und Treue, gib, daß wir dir die Herzen weih'n, den Geist der Buß' erneue, erbitte uns die Herrlichkeit, du Mutter der Barmherzigkeit!“ Amen.

Warum hast du uns das gethan? Luk. 2, 48.

Als Maria und Joseph den zwölfjährigen Heiland im Tempel fanden, nimmt die allerseligste Jungfrau, da sie als seine leibliche Mutter das Vorrecht hatte, vor Joseph das Wort, und stellt an Jesus die Frage: „Kind, warum hast du uns das gethan?“ Liegt in dieser Frage nicht eine Zurechtweisung des göttlichen Knaben, nicht ein Vorwurf gegen denselben? Gewiß nicht! Was Maria sagt, ist nur der natürliche Ausdruck ihres zärtlichen bekümmerten Mutterherzens und eine ehrerbietige Frage um den Grund dieser Handlung des Heilandes. Sie weiß recht gut, daß ihr göttlicher Sohn nicht ohne Ursache im Tempel zurückgeblieben ist, aber sie weiß diese Ursache nicht, und möchte sie gerne kennen lernen. Darum fragt sie. Sie erhält auch die tröstende Antwort, daß sie und Joseph sich ohne Noth um ihn ängstigten, da er sich ja in dem Hause seines Vaters befand. Ein ehrerbietiges Forschen also über die Rathschlüsse der göttlichen Erbarmung und Liebe ist nicht nur nicht verboten, es kann sogar, wenn es in rechter Weise geschieht, viel zu unserm Heile beitragen. Das ist der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung, die ich beginne im Namen Jesu. Ave Maria.

Ein ehrerbietiges Forschen über die Rathschlüsse der göttlichen Erbarmung und Liebe kann, wenn es in rechter Weise geschieht, nur zu unserm Heile beitragen. „Glückselig, die da in seinen Zeugnissen forschen, von ganzem Herzen ihn suchen,“ ruft der Psalmist aus, und der Heiland selber sagt: „Ihr forschet in der heiligen Schrift, weil ihr glaubet, daß ewiges Leben darin zu finden, und sie ist es, die von mir Zeugniß gibt.“ Nur das vorwitzige, zwecklose, neugierige Forschen schadet; die demüthige, zerknirschte Betrachtung der Wege Gottes mit uns ist ein kräftiges Mittel zum Heile.

Frage nur und forsche! Frage, warum hat dich Gott in seiner Allmacht erschaffen, in seiner Güte dir das Leben gegeben?

Es war nicht seine Schuldigkeit, es war keine Nothwendigkeit von seiner Seite, gerade dich in das Leben zu rufen. Jahrtausende sind bis zu deiner Geburt verflossen, und Jahrtausende werden nach deinem Tode im Strome der Zeiten untergehen, und die Welt hat eben so gut bestanden und wird eben so gut bestehen ohne dich, als sie mit dir besteht. Gott hätte Millionen andere Seelen aus dem Nichts hervorufen können, warum hat er gerade dich in das Dasein gerufen und dir eine so edle, eine so erhabene Bestimmung gegeben, nämlich den Himmel, eine unaussprechliche Seligkeit, zu gewinnen? So edel, so erhaben aber diese Bestimmung übrigens ist, so schwer ist es, sie zu erreichen. Selbst er, der dieses hohe und selige Ziel uns gegeben, selbst Jesus, spricht es aus, daß „eng der Weg und schmal die Pforte ist, die zum Leben führt.“ Warum hat denn dann aber Gott mehr für dich gethan, als er vielen anderen Millionen und Millionen Menschen gethan hat? Warum hat er dich denn nicht blos aus dem Nichts in das Dasein gerufen, und dir eine so erhabene Bestimmung gegeben, sondern dich noch, rein ohne dein Zuthun, ohne dein Verdienst, in einer Kirche geboren werden lassen, wo dir Hunderte von Mitteln zu Gebote stehen, deine Bestimmung leicht zu erreichen, dein Heil mit aller Sicherheit zu wirken? Gott, warum hast du uns das gethan, uns armen, unwürdigen Menschenkindern? Und der Herr antwortet bei dem Propheten: „Mit ewiger Liebe liebe ich dich, darum erbarme ich mich dein und ziehe dich zu mir.“ Also der unermessliche Abgrund der göttlichen Liebe ist es, seine unaussprechliche Güte und Erbarmung ist es, die uns das Leben und die Hoffnung auf den Himmel gegeben, und die uns die Seligkeit selber geben wird, wenn wir seine Gebote befolgen. O Geliebte, wenn wir, so weit das dem schwachen menschlichen Auge möglich ist, in diesen Abgrund der göttlichen Liebe schauen, diesen Rathschluß seiner reinen Gnade betrachten, o muß unser Herz nicht von dem heißesten Danke, von der innigsten Erkenntlichkeit, von der aufrichtigsten Liebe besetzt werden für einen Gott,

der uns von Ewigkeit geliebt und uns dadurch an sich ziehen will, nicht etwa um seine Seligkeit zu vermehren, die keiner Vermehrung bedarf und keiner Vermehrung fähig ist, sondern nur diese Seligkeit mit uns zu theilen?

Warum hat dich Gott in die Stellung, in den Stand, in das Amt berufen, das du bekleidest? Warum hat er dich zu einem Vorgesetzten, dich zu einem Untergebenen, dich zu einem Familienvater, dich aber zum Gliede einer Familie gemacht; warum hat er dich angewiesen, durch geistige Arbeit, dich aber, durch Arbeit deiner Hände dich fortzubringen; mich, daß ich lehren, dich, daß du hören sollst; warum hat er es zugelassen und eingeleitet, daß du in einem bevorzugten, du aber in einem niedrigen Stande geboren wurdest; warum hat er es so eingerichtet, daß du die Güter dieser Erde im reichlichen Maße besitzest, und daß du, wenn du nicht eben arm bist, dich doch in deinem Leben höchstens ordentlich fortdringst? In ihrer gewohnten, gedankenlosen Weise fragen und forschen die Menschen oft über diesen Unterschied der Stände, über diese verschiedenen Verhältnisse, und finden doch die Antwort nicht, obwohl sie ihnen so nahe liegt. Einfach darum hat es Gott gethan, weil seine unerschöpfliche Weisheit erkennt, daß gerade dieser Stand, gerade dieses Lebensverhältniß das geeignetsste, das beste, das tauglichste für dich ist, leichter und sicherer in den Himmel zu kommen; weil er dein Herz, deine Schwächen und Neigungen besser kennt, als du; weil er dich nicht in Verhältnisse bringen wollte, die zu schwierig für dich gewesen wären, in Versuchungen, in denen du sicher untergegangen wärest; weil er dir nicht Pflichten auferlegen wollte, die du nicht zu erfüllen die Kraft gehabt hättest. Du würdest ein schlechter Hausvater sein, während die Zucht und Ordnung, in denen du als Untergebener dich bewegen mußt, gerade geeignet sind, deinen Sinn zur Ungebundenheit zu zügeln, deinen Stolz zu brechen, dich in der Demuth zu üben, dir keine Verantwortung aufzulegen, der du nicht gewachsen wärest. Du bringst dich eben nur gut fort, hast

nicht zu viel, um dich der Verschwendung ergeben zu können, und zu wenig, um zum Geize einen Grund zu haben, Laster, in die du sicher gefallen wärest, wenn Gott dich hätte reich geboren werden lassen, Versuchungen, die du allerdings in deinen gegenwärtigen Verhältnissen nicht kennst, die aber Gott vorausgesehen und gnädig von dir abgewendet hat. So ist es eben nur die Weisheit, die Güte und Erbarmung deines Gottes, welcher den schwachen Menschenkindern sorgsam die schweren Steine aus dem Wege räumt, die sie auf ihrer Pilgerschaft in den Himmel aufhalten und hindern könnten.

Frage und forsche über die Wege und Rathschlüsse Gottes, es dient zu deinem Heile. Frage den Herrn, warum hast du mir das gethan: warum bin ich arm, warum frank, warum geht mir nichts von Statten, warum bin ich nicht zu dem, was die Welt Glück nennt, geschaffen, warum werde ich angefeindet, verfolgt, verleumdet ohne meine Schuld? Hat mich denn Gott nur zum Leiden geboren werden lassen? Gewiß nicht, sondern zur Freude, aber zur ewigen Freude. Damit du aber zu dieser ewigen, unaussprechlichen, unermesslichen Freude desto sicherer, desto eher eingehest, mußt du auf Erden allerlei leiden. Es ist eben nicht anders möglich. „Die gottselig leben wollen, schreibt der Apostel, müssen durch viele Trübsale eingehen in das Reich Gottes.“ Und selbst der Heiland wundert sich über die nach Emmaus wandelnden Jünger, daß sie nicht wußten, wie selbst seine allerheiligste Menschheit die ihr im Himmel bestimmte unermessliche Herrlichkeit nur durch Leiden erringen konnte. „O ihr Unverständigen von langsamer Fassungskraft, sagte er, um Alles zu glauben, was die Propheten gesprochen haben, mußte nicht Christus Alles das leiden, und so in seine Herrlichkeit eingehen?“ Es ist endlich eine große Erbarmung und Gnade Gottes, daß er uns hier auf Erden so viel Gelegenheit gibt, durch die geduldige Ertragung der gewöhnlichen Beschwerden des Lebens schon hier für unsere Sünden abzubüßen, und uns Verdienste für die Ewigkeit zu erwerben. Das verstanden

die Heiligen Gottes, die über seine Wege und Rathschlüsse nachzudenken und zu betrachten gewohnt waren, gar wohl. Darum riefen sie mit dem heiligen Augustinus: „Hier schneide, hier brenne, hier strafe, hier züchtige mich, mein Gott, nur in der Ewigkeit verschone mich!“

So oft wir also Gott fragen: warum hast du uns das gethan, kann er uns tausendfach antworten: Aus Liebe, aus Gnade, aus Erbarmung gegen euch. Wenn aber Gott unsere Handlungsweise erforschen und an uns die Frage richten wollte: warum hast du mir das gethan, meine Liebe verachtet, mein Gebot übertreten, meine Gnade missbraucht, mich fortwährend auf das schwerste beleidigt und für Alles eher, als für das Heil deiner Seele gesorgt? Was würden wir antworten können? Darum, meine Gläubigen, weil uns Gott so geliebt hat, wollen wir ihn in Zukunft besser lieben, weil er uns so viele Mittel zur Seligkeit gibt, wollen wir sie in Zukunft besser benützen, weil er uns nur züchtigt, weil er uns lieb hat, wollen wir seine Heimsuchungen mit Geduld und Ergebung ertragen. Maria, Mutter der Barmherzigkeit, erbitte uns die Gnade dazu. Amen.

XXVII.

Siehe, dein Vater und ich haben mit Schmerzen dich gesucht. Luk. 2, 48.

Die Frage der seligsten Jungfrau an den göttlichen Heiland: Kind, warum hast du uns so gethan? war, wie wir gestern hörten, der Ausdruck ihres zärtlich bekümmerten Mutterherzens und ein ehrerbietiges Forschen nach der Ursache, welche Jesum veranlaßte, in dem Tempel zurückzubleiben. Darum setzt sie, um ihn zu bewegen, sich hierüber auszusprechen, hinzu: „Siehe, dein Vater und ich haben mit Schmerzen dich gesucht.“ Mit Schmerzen, sagt sie, denn der Verlust ihres göttlichen Sohnes war ein großes Leiden für sie und für den heiligen Nährvater Jesu, obwohl beide daran ganz unschuldig waren.

Wir wollen auch deshalb heute betrachten, welch' ein großes Unglück es ist, Jesum zu verlieren, und auf welche Weise wir ihn verlieren können. Ich beginne im Namen Jesu. Ave Maria.

Einen bitteren Schmerz empfanden Maria und Joseph, als sie Jesum verloren, obwohl sie nicht die mindeste Schuld daran trugen; denn es ist ein Unglück, Jesum zu verlieren, ein großes, unermessliches Unglück, ihn durch eigene Schuld verlieren. Wenn wir Jesum durch unsere eigene Schuld verlieren, verlieren wir auch zugleich die Gnade. Was ist aber der Mensch ohne die Gnade? Ein armes, elendes, nacktes, ohnmächtiges Wesen, das sich nicht das geringste Verdienst für die Ewigkeit erwerben kann, der verdorrte Feigenbaum des Evangeliums, welcher keine Frucht zu tragen im Stande ist und dem jeder Augenblick droht, umgehauen und in das Feuer geworfen zu werden. „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben, sagt unser göttlicher Heiland, und wer in mir bleibt und ich in ihm, bringt viele Frucht, denn ohne mich könnt ihr nichts thun.“ Der heil. Hieronymus erklärt dies, wenn er schreibt: „Wie die Rebe leidet und verwelkt, wenn sie vom Weinstocke abgeschnitten wird, so leidet und schwindet die Kraft des Menschen, wenn sie der Gnade Gottes beraubt wird.“ „O mein Gott! rief die heilige Katharina von Genua aus, ich kann durch mich nichts Gutes thun. Wenn mir der Herr nicht beständig mit seiner Gnade beistehen würde, was würde aus mir werden?“ Und wenn sie hier und da einen kleinen Fehler aus Uebereilung beging, sagte sie: „Siehe da! wiederum ein Kraut aus meinem Garten!“

Du kannst also ohne die Gnade nichts Gutes thun und bist doch von Gott dazu erschaffen, um jeden Augenblick deines Lebens für die Ewigkeit zu arbeiten. Du wandelst ohne Gnade in der Finsterniß und bedarfst doch jeden Augenblick deines Lebens das Licht, um nicht in der äußersten Gefahr zu schweben, in den Abgrund des ewigen Verderbens zu stürzen; du genießest ohne die Gnade Gottes den Schutz und die Hilfe Gottes nicht und

bist so ein Spielball deiner schändlichen Leidenschaften und Begeierden, ein unwürdiger Sklave des unwürdigsten aller Geister, des Satans; du hast, wenn du die Gnade Gottes verloren, auch zugleich die Verdienste deiner früheren guten Werke verloren. „Wenn sich der Gerechte von seiner Gerechtigkeit abwendet und Böses thut, nach den Gräueln, die der Gotilose zu thun pflegt, spricht der Herr bei dem Propheten Ezechiel, so wird all' seiner Gerechtigkeit, die er geübt, nicht mehr gedacht werden.“ Ein todter Leib erweckt Schrecken, Abscheu und Ekel, allein was ist es erst mit einer Seele, welche die Gnade verloren und hiermit nicht bloß in der Gegenwart für das Gute, sondern auch, so lange sie die Gnade nicht wieder gewinnt, für den Himmel todt ist, jedes Unrecht, jede Hoffnung auf denselben verloren hat? „Niemand kann zu mir kommen, sagt der göttliche Heiland, es sei denn von meinem Vater, das ist, durch seine Gnade, gegeben.“ So bist du ohne Schutz und Stütze für die Gegenwart, ohne Hoffnung für die Zukunft, ein unglücklich' Menschenkind, das lebt und doch nicht lebt, das leidet und keine Hoffnung mehr hegen kann, das fürchten und zittern muß, um etwas noch Fürchterlicheres und Schrecklicheres zu erfahren, als wovor es fürchtet und erzittert.

Wodurch stürzt aber der Mensch in dieß Unglück, wodurch verliert er die Gnade Gottes? Durch jede schwere Sünde überhaupt und durch den Stolz und Hochmuth des Herzens insbesondere.

Die Todsünde ist ein Gräuel vor Gott, und die Seele, welche sie auf sich ladet, verliert dadurch die Gnade, die Liebe Gottes, Gott, Jesum Christum selbst. Wie kann der Allerhöchste einen Empörer unterstützen, der Todsünder ist, aber ein Empörer, wie der Heiligste und Reinst eine Seele lieben, die mit dem häßlichsten Unrathe der Sünde besudelt ist?

Insbesondere aber ist es der Stolz, der Hochmuth unsers Herzens, wodurch wir der Freundschaft, der Gnade und Liebe Gottes verlustig gehen. „Dem Stolzen widersteht der Herr!“

Keine Lehre wiederholt uns die heilige Schrift so oft, wie diese. Keine Verirrung des Herzens ist beinahe unserm göttlichen Vor-
bilde so entgegengesetzt, wie die des Stolzes, ihm, der von sich
selber sagen konnte: „Kommet her zu mir und lernet von mir,
wie ich demüthig bin von ganzem Herzen.“ Auch du wirst dich
hütten, einem Menschen zu helfen, der zu stolz ist, deine Güte,
Liebe und Bereitwilligkeit anzuerkennen, wie soll dann Gott dich
armseligen Erdenwurm unterstützen, wenn du in deinem Hoch-
muthe seine Hilfe verachtst? Auch du wirst einem hochmüthigen,
aufgeblasenen Menschen, wo du kannst, auf die Seite gehen,
wie soll dann Gott, wie Jesus Christus, der den Nebermuth des
Herzens so sehr hast, mit seiner Gnade bei ihm weilen wollen?

So verliert man Jesus und ein so großes Unglück ist es,
Jesum verloren zu haben. Wie steht es nun mit dir, bist du
im Besitze deines Heilandes? Hast du ihn nicht verloren? Liegt
keine schwere Sünde auf deinem Herzen? Hast du alle Eigen-
liebe, allen Hochmuth, allen Stolz der Seele, diesen gefähr-
lichsten und hartnäckigsten Feind deines Seelenheiles, vollständig
ausgerottet bis auf die Wurzel? Bist du diesen Augenblick so,
wie du jetzt da bist, bereit, vor dem Richtersthule Jesu Christi
zu erscheinen? Und das mußt du sein, wenn du Jesum nicht
verloren hast. Wenn aber das nicht der Fall ist, wie ist dir
dann um das Herz? Maria und Joseph empfanden den tiefsten
Schmerz, da sie Jesum ohne Schuld verloren hatten, was für
einen Schmerz empfindest du, da du ihn nur durch deine Schuld
verloren haben kannst? In der Art und Weise, wie du den
Verlust der Gnade, der Liebe Jesu nimmst, kannst du ermessen,
wie weit es mit deiner Liebe zu dem Herrn, wie weit es mit
deiner Religion überhaupt her ist. Siehe, du hast irgend einen
zeitlichen, an und für sich vielleicht ganz unbedeutenden, Verlust
erlitten, es hatemand über dich etwas Ehrenrühriges geredet,
es hat dichemand etwa kalt oder hochfahrend behandelt, es
geht dir irgend ein Geschäft nicht recht von Statthen, du hast
irgend einen Verlust gehabt, du glaubst bei einer Person, an

der dir etwas gelegen ist, eingebüßt zu haben. Welchen Jammer vollführst du da, es schmeckt dir kein Essen, es freut dich keine Arbeit, es lässt dich nicht schlafen, du bist unermüdet im Klagen, du suchst überall Trost und Mitleid, du vergießest heiße Thränen, es ist endlich, als ob selbst das Leben allen Reiz und Werth für dich verloren hätte. Gut! was ist es aber dann, wenn du durch eine schwere Sünde die Gnade Gottes, den größten Reichthum der Menschenseele, verloren, wenn du so deinen Gott und Herrn, den König Himmels und der Erde, deinen künftigen Richter und Vergelter, auf das schwerste beleidigt, wenn du deine Seele in die äußerste Gefahr gestürzt, wenn du dich des Wohlgefallens und der Liebe Jesu Christi unwürdig gemacht hast? Dann, ja dann! Mein Gott, sagst du, das war eben nur eine menschliche Schwachheit, es hat mich ohnehin gleich gereut, wer wird sich da eben so lange kümmern, sich das Leben verbittern, sich hinabkreuzigen, ich kann es ja wieder beichten. Und du bist so fröhlich und so sorglos, so unbekümmert und so gleichgültig, als ob dir etwa nur ein Härlein von deinem Haupte gefallen wäre. So schäzen wir den kostbarsten Schatz der Menschenseele, die Gnade Gottes, so die Liebe und das Wohlgefallen unsers Herrn Jesu Christi, so viel ist uns um die Religion, die wir doch immer im Munde führen, so viel an unserm Seelenheile gelegen. O, was sind wir für Thoren, Geliebte! Für das Irdische leben wir, und das Ewige lässt uns gleichgültig, um das Vergängliche schreiten wir, wie ein unvernünftiges Kind, das, wenn man ihm ein bloßes Spielzeug weg nimmt, schreit und weint, und trockenen Auges dem Sarge seiner Mutter folgt. Wie wird es uns einst ergehen? Darum erslehe du uns Barmherzigkeit, du Zuflucht der Sünder! Wir haben Gottes Zorn verdient, und vieler Sünden schuldig sind; bitt' Gott für uns, Maria! entferne unsern leichten Sinn, zur Buße leit' uns milde hin, bitt' Gott für uns, Maria! Amen.

XXVIII.

Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht. Luk. 2, 48.

Es ist ein großes, ein unermessliches Unglück, durch eigene Schuld Jesum Christum, seine Gnade und sein Wohlgefallen verlieren. Ein Mensch, der ohne Gnade, in dem Stande der Ungnade, lebt, ist todt für Zeit und Ewigkeit, unfähig, seine Seele zu retten, unfähig, Gott in rechter Weise zu dienen. Er wandelt an dem Rande eines Abgrundes, der ihn in jedem Augenblicke verschlingen kann. Wenn wir etwas Kostbares verloren haben, so haben wir keine Ruhe, strengen alle unsere Sinne, all' unsere Erinnerung, alle unsere Kräfte an, es wieder zu finden. Ist das Kostbarste, Jesus Christus und seine Gnade und Liebe, nicht werth, daß wir sie aus ganzem Herzen, mit unserm ganzen Gemüthe suchen? Wie müssen wir aber Jesus suchen, wenn wir ihn finden wollen? Das beantwortet meine heutige Betrachtung, die ich beginne im Namen Jesu. Ave Maria.

Wie müssen wir Jesum und seine Gnade suchen? Maria beantwortet uns diese Frage. Sie sagt: „Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht.“ Mit Schmerzen müssen wir den Herrn finden wollen und zwar:

a) mit dem Schmerze einer aufrichtigen Neue, und das ist es, woran es leider! meistens fehlt. Wie wir leichtsinnig sündigen, so gehen wir leichtsinnig über unsere Sünden hinaus. Wir bereuen vielleicht augenblicklich, aber unsere Neue hat keine Dauer, sie ist oberflächlich und geht nicht in das Innere, wir fassen keinen rechten Abscheu, keinen rechten Haß gegen die Sünde, und rotten so das Unkraut derselben nur mit dem oberen Theile aus dem Herzen, während die Wurzel darin bleibt und neue, vielleicht üppigere Triebe macht; wir verlassen uns zu sehr auf die Losprechung des Priesters, während doch seine Absolution ein leerer Schall ist, wenn wir nicht unsererseits eine aufrichtige Neue mitbringen. Wir haben gestern an dem

Unterschiede, mit welchem wir den Verlust zeitlicher Dinge, und den Verlust der Gnade und der Liebe Jesu Christi ertragen, gemessen, wie es mit unserer Frömmigkeit und mit unserer Sorge für unser Seelenheil bestellt ist; wir können auch an diesem Maßstabe die Aufrichtigkeit unserer Neue beurtheilen. — Was für einen Schmerz hast du, wenn du einen zeitlichen Schaden erleidest, was für einen, wenn du eine schwere Sünde begehest? Richte dich selbst, ich will dich nicht richten, ich sage dir nur, daß du ohne eine dauernde, innerliche, aufrichtige und wahre Neue über deine Sünden Jesum und seine Gnade nicht finden wirst. „Bekehret euch zu mir von eurem ganzen Herzen, spricht der Herr bei dem Propheten Isaias, mit Weinen und Klagen, und zerreißet eure Herzen.“ Nur die Neue ist ein sicherer Führer, der dir den rechten Weg angibt, auf welchem du Jesum finden kannst.

b) Willst du Jesum finden, suche ihn ferner in den Schmerzen der Demuth. So schmerzlich es auch für unsere Eigenliebe und den natürlichen Hochmuth des menschlichen Herzens ist, die innersten Falten der Seele mit unparteiischem Auge zu durchforschen, uns in unserer ganzen Macktheit und Erbärmlichkeit zu sehen, keine unserer unedlen Neigungen, Wünsche und Begierden uns zu verhehlen, und sie ohne Nachsicht und Erbarmen streng zu richten, selbst alle unsere guten und für gut gehaltenen Werke zu untersuchen und ihre Fehler- und Mängelhaftigkeit vor uns selber zu bekennen, kurz all' unser Elend und unsere Armseligkeit, unsere Hilflosigkeit und Sündhaftigkeit lebendig vor das Auge unsers Geistes treten zu lassen; es gibt kein anderes Mittel, uns zu retten. Das Messer mag scharf sein und recht schmerzlich schneiden, bei einem so großen Schaden kann man eben mit Pflastern und bloß lindernden Mitteln nicht mehr helfen, er frisst täglich tiefer in die Seele hinein, und überliefert sie dem ewigen Tode. So lange du nicht den Schmerz der Demuth kennst, zu dieser demüthigen Erkenntniß deines armseligen Selbst's nicht kommst, wirst du nicht besser werden und

Jesum und seine Gnade nicht finden. „Nur ein demüthiges Herz verschmäht Gott nicht,“ wie der Psalmist sagt. Die Demuth ist der Wegweiser zur Stadt der Versöhnung, wo du Jesum findest.

c) Suche drittens den Herrn mit dem Schmerze der Buße. Züchtige dich selbst, deine rebellischen Sinne, deine sündhaften Neigungen und Gelüste. Du hast dich durch Lauheit versündigt, lege dir zur Buße, und um dein Herz zur Andacht zu zwingen, eine längere Andacht auf; du hast durch Habsucht gefehlt, gib ein reicheres Almosen, als sonst; du bist der Sinnenlust und der Unmäßigkeit erlegen, entzieh' dir auch ein oder das andere Mal einen erlaubten Genuss; du hast vom Stolze, vom Zorne dich hinreissen lassen, ertrage dafür einmal eine mit Unrecht dir zufügte Demüthigung oder Beleidigung, ohne sie zu ahnden oder dich bei Jemand darüber zu beklagen. „Gott lässt die Sünde nicht ohne Rache, schreibt der heilige Gregor, der Mensch rächt sie entweder als Büßer an sich selbst, oder Gott rächt sie an dem Menschen.“ Nur auf dem Wege eigener freiwilliger, demüthiger Buße wirst du Jesum und seine Gnade finden. „Gott verzeiht dem, der sich selbst züchtigt,“ schreibt der heilige Augustinus. Die Buße ist ein Stab, damit du auf dem Wege, Jesum zu suchen, nicht ermüdest.

d) Suche Jesum endlich mit dem Schmerze aufrichtiger Liebe. „Die Liebe tilgt die Menge der Sünden,“ so schreibt durch die Eingebung Gottes ein Mann, der eine große Sünde begangen und Jesum verloren hatte, ihn aber schnell wieder fand, um einer der größten Heiligen zu werden, der Apostelfürst Petrus. O bedenke doch all' die Wohlthaten deines Herrn und Gottes, all' seine Vatersorge und zärtliche Güte gegen dich, versenke dich, so weit es dir möglich ist, in die Betrachtung des göttlichen Wesens, dieses höchsten, unendlich vollkommenen, unaussprechlich herrlichen Wesens, bedenke all' seine Liebe, mit der er für dich am Kreuze gehangen und den letzten Tropfen seines Blutes vergossen hat, und bedenke, wie bitter es ist, solche unennbare Wohlthaten mit dem schwärzesten Undanke vergolten,

dich freiwillig von deinem Heilande getrennt, ihn durch eigene Schuld verloren zu haben; bedenke, wie schmerzlich es ist, durch deine eigene Schuld in einem solchen Zustande dich zu befinden, daß das allerreinste und höchste Wesen, daß Gott mit Abscheu von dir sich abwenden, nur mit dem höchsten Mißfallen dich betrachten kann. Habe eine heiße Sehnsucht, Jesum, den du liebst, wieder zu finden. Du hast Tag und Nacht keine Ruhe, einen guten Freund, den du unvorsichtiger und ungerechter Weise beleidiget, wieder zu versöhnen, und freuest dich Monate lang darauf, einen Menschen, den du liebst, wieder zu sehen. Und nach Gott, nach seiner Gnade, nach der Vereinigung mit ihm solltest du dich nicht sehnen? Liebe, und du wirst gerettet werden, liebe, und du hast alles gethan, um Jesum wieder zu finden. Die Liebe zieht ihn und seine Gnade, so fern sie von dir gewesen sein mögen, wieder in dein Herz zurück. Die Liebe ist der Schlüssel, der unfehlbar das barmherzige Herz Jesu Christi öffnet.

Suche also Jesum mit dem Schmerze einer aufrichtigen Neu, denn sie ist der beste Führer auf diesem Wege; mit dem Schmerze einer wahren Demuth, denn sie ist der sicherste Wegzeiger auf selben; mit dem Schmerze einer aufrichtigen Buße, sie ist ein kräftiger Stab auf dieser Pilgerschaft; mit dem Schmerze einer innigen Liebe, denn sie ist der Schlüssel zum Hause der Versöhnung und des Friedens. Kommt dir der Weg hart und beschwerlich vor, und er ist es auch, so nimm dir einen Begleiter mit, der dich tröstet und aufrichtet, dich unterstützt, dir Muth einspricht, und in den Gefahren, die dir auf dem Wege auftreten können, dich beschützt. Einen solchen Begleiter, eine solche Begleiterin hast du ja, wenn du nur willst, an Maria, der Mutter der Barmherzigkeit. „Wir haben verloren durch Sünde und Schuld den Sohn deiner Liebe, du Mutter der Huld; wir wollen ihn suchen durch Buße und durch Neu, o stehe, du Milde, durch Bitten uns bei, daß glücklich wir finden den Heiland, wie du, und ihn mit dir preisen in ewiger Ruh!“ Amen.

XXIX.

Wir haben keinen Wein mehr. Joh. 2, 3.

Der Heiland wurde zu einer Hochzeit in Kana, einer Ortschaft Galiläa's, eingeladen. Er erscheint. Er war ja auf die Erde gekommen, um eine Brüderlichkeit, die ganze Menschheit, zu werben und sich mit ihr am Kreuze zu vermählen, wie sollte er dann nicht bei einer Vermählungsfeier erscheinen wollen? Zudem war das Brautpaar arm, und er selbst, der „nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte,“ suchte gerne die Armut auf; er gibt sogar als Merkmal, woran man ihn als den verheißenen Messias erkennen kann, den Umstand an, daß er „den Armen das Evangelium, die Botschaft des Heiles und des Trostes predige.“ Diese Armut der Brautleute war wohl auch die Ursache, warum etwa um die Mitte des Mittagmahles der Wein ausging, und Maria in ihrer Güte den Herrn bittend darauf aufmerksam macht, indem sie spricht: „Sie haben keinen Wein mehr.“ Wir wollen nun heute untersuchen, ob Maria keine Ursache hat, in geistiger Beziehung auch von uns zu sagen: „Sie haben keinen Wein mehr.“ Ich beginne diese Betrachtung im Namen ihres göttlichen Sohnes J. N. J. Ave Maria.

Die heilige Schrift versäumt nicht, bei vielen Gelegenheiten uns auf die Gaben der Natur und die heilsamen Wirkungen aufmerksam zu machen, welche Gott zum Besten der Menschen in selbe gelegt. So spricht sie auch von dem Weine, der wohl unter den Gaben der Natur dadurch schon eine hohe Bedeutung erlangt hat, daß er der Stoff ist, welchen Jesus bei dem letzten Abendmahle dazu erwählte, ihn in sein anbetungswürdiges Blut zu verwandeln. Nun heißt es in der heiligen Schrift, „daß der Wein, mäßig genossen, angemessene Kraft verschaffe, und daß er Herz und Gemüth erfreue.“ Der Apostel Paulus ermahnt ferner den heiligen Timotheus, der ein sehr abgetötetes Leben führte, „nicht mehr bloß Wasser, sondern

seines Magens und häufigen Kränklichkeit halber etwas Wein zu trinken," und der Heiland selbst erzählt in der Parabel des barmherzigen Samaritans, daß derselbe Wein in die Wunden des von Räubern halb ermordeten Jüden goß, um dieselben zu heilen. So gibt der Wein, natürlich in rechter Weise angewendet, Kraft, Freude, bewahrt vor Krankheiten und heilt Wunden.

Wie steht es nun mit uns, Geliebte? Haben wir Wein in geistiger Beziehung, oder muß man auch über uns das Urtheil fällen: Sie haben keinen Wein mehr?

Was ist's mit unserer Kraft? Große Kraft beweist der Mensch dadurch, daß er nicht leicht ermüdet, daß er selbst schwere Hindernisse, die sich seinem Beginnen entgegenstellen, zu entfernen im Stande ist, und sich auch gegen starke Angriffe zu wehren vermag. Wie sieht es aus? Ermüden wir nicht leicht im Guten? Wir fassen gute Vorsätze und Entschlüsse und fangen an, sie auszuführen, wie lange dauern sie? Vielleicht vom Morgen bis zum Abend? Wir legen uns irgend eine kleine Abtötung, eine geringe Buße auf. Wie lange bleiben wir unserm Versprechen getreu? Finden wir nicht bald diese, bald jene Ausrede, sind wir nicht ordentlich froh in unserm Inneren, wenn wir einen Ausweg finden, diese kleine Unbequemlichkeit einmal abzuschütteln und dem nachzugehen, was unseren Sinnen schmeichelt? Wir hatten uns vorgenommen, irgend eine längere Andacht, natürlich mit Aufmerksamkeit und Eifer, zu verrichten, wie lange dauert es aber, und wir bewegen uns in hunderterlei freiwilligen Zerstreuungen, wir werden lau und schlaftrig und suchen nur möglichst bald zum Ende zu kommen. Wo ist da unsere Kraft? Ach, wir haben keinen Wein, wir haben den Wein der christlichen Kraft, des christlichen Eifers nicht mehr. Der wahrhaft kräftige Mensch weiß auch große Hindernisse zu überwinden. Auch uns stellen sich auf dem Wege zur Tugend Hindernisse entgegen. Es gibt eben keine Tugend, ohne daß wir Hindernisse zu überwinden hätten. Wie beweistest du deine Kraft? Siehe, du weißt, du sollst sanftmüthig, geduldig, demüthig,

bescheiden sein. Du hast es hundertmal deinem Gott und Herrn versprochen; es stellen sich dir vielleicht nicht einmal große Hindernisse entgegen. Ein unbedachtes Wort, eine gleichgiltige Miene, ein unbedeutendes Hemmniss in deinem Geschäfte, eine Behauptung über ganz unwesentliche Dinge sind schon im Stande, alle deine guten Vorsätze über den Haufen zu werfen, deinen Stolz, deinen Widerspruchsgeist zu wecken, deine Ungeduld zu erregen, deinen Zorn zu entflammen und dich zu den häßlichsten Sünden zu verleiten. Du weißt, du sollst deinen Feind lieben, du weißt, daß das eine Tugend ist, ohne die du einfach nicht selig werden kannst. Und siehe, er darf dir vielleicht bloß begreifen, er darf dir nur einen Blick zuwerfen, der dir nicht ganz gefällt, ein Wort sagen, an dem du ein Haar finden kannst, und Groll, Haß und Wuth und Sünde beslecken auf's Neue dein Herz. Ein kräftiger Mensch weiß sich auch gegen starke Angriffe zu vertheidigen. O wie beschämend ist es für uns, Geliebte, gestehen zu müssen, daß das böse Gelüsten unseres Herzens, daß die Lockungen und Versuchungen der Welt, daß der Satan ein so leichtes Spiel mit uns haben. Gott muß Monate und Jahre lang unser hartes Herz mit Huld und Strenge, mit Wohlthaten und schweren Heimsuchungen bearbeiten, ehe wir einer seiner Ermahnungen Folge leisten, der Satan hingegen darf uns kaum einen bösen Gedanken einflößen, und wir hängen an dem Angel seiner Bosheit. — Wir haben keinen Wein, den Wein des christlichen Muthes, der christlichen Entschiedenheit nicht mehr.

Der Wein erfreut des Menschen Herz und Gemüth. An was haben denn wir unsere Freude? Wir wollen es uns oft selbst nicht gestehen, weil wir vor uns selber zu sehr erröthen müßten. Wie träge und unlustig sind wir hingegen zum Guten, wie müssen wir uns oft zum Gebete, zur andächtigen Anhörung des Wortes Gottes zwingen, welche Überwindung kostet es uns nicht, unsere Sünden zu bekennen; wie schwer drücken wir oft nicht ein kleines Almosen aus unserm Beutel heraus, während

wir zur Befriedigung unseres Stolzes, unserer Sinnenlust, unserer Genussucht, unserer Eitelkeit und Prüfucht große, oft sehr empfindlich fallende Sünden gleichgültig verschleudern; was kostet es uns nicht, uns in etwas zu demüthigen, ein unbedeutendes Leid ohne Klagen auf uns zu nehmen, einem mißliebigen Menschen ein freundliches Wort zu sagen, irgend eine Abtödtung im christlichen Eifer zu verrichten! Die Heiligen lebten gleichsam daran, sich Verdienste für das Himmelreich zu erwerben, wir leben dahin, als ob wir mit leeren Händen vor dem Richterstuhle Gottes erscheinen dürften. Es fehlt uns der Wein der Freude an dem Guten, der Wein der Freude an der Vervollkommnung und Veredlung, an Gott — sie haben keinen Wein mehr.

Der Wein bewahrt vor Krankheiten. Woher kommt es nun, daß deine Seele von einer Krankheit in die andere fällt? In der Jugend waren es deine Sinne und die Weltlust, die dich in ihren schmückigen Banden gefangen hielten, in deinem gesetzten Alter ist es der Hochmuth, der Stolz, die Hoffart, die dich unter ihr entehrend Joch gebeugt hatten, in deinen letzten Jahren, wo du ohnehin binnen Kurzem alles Irdische zu verlassen haben wirst, hat erst noch der Geiz, die Habgier, Besitz von deinem Herzen genommen. Woher kommt das? Es fehlt dir an dem Wein der christlichen Wachsamkeit, du hast dein Herz zu einem offenen Hause gemacht, in dem alle Feinde deines Seelenheiles ein- und ausgehen können, während du doch sorgfältig die Thüre deines Herzens verschließen und einem nur den Eintritt gewähren sollst, Gott, der dieß dein Herz für sich erschaffen hat? Sie haben keinen Wein mehr.

Der Wein heilt die Wunden. Warum wollen die Wunden deiner Seele, ihre Fehler und Schwachheiten, gar nicht verschwinden, dein von so vielen Sünden verwundetes Herz gar nicht geheilt werden? Jahre lang bekämpfest du, oder sollst wenigstens diese oder jene Fehler bekämpfen, und doch bist du noch immer der alte Mensch. Woher kommt das? Es fehlt dir am Wein einer wahren Neue. Wir haben vor-

gestern on der Art und Weise, wie wir den Verlust eines irdischen Dinges und den Verlust der Gnade und Liebe Christi ertragen, bemessen, wie es mit unserer Frömmigkeit und der Sorge für unser Seelenheil bestellt ist, wir können nach dem nämlichen Maßstabe auch unsere Reue heurtheilen. — Welchen Schmerz empfindest du, wenn dir im gewöhnlichen Leben etwas Unangenehmes zustoßt, oder du einen Schaden erleidest, welchen Schmerz, wenn du durch eine schwere Sünde Gott beleidigst? Richte dich selber, ich will dich nicht richten. Ich sage einfach, weil du nicht wahrhaft, nicht innerlich, nicht aufrichtig bereuest, keinen rechten Abscheu und Haß vor der Sünde hast, darum bist du bis auf den heutigen Tag in den Bänden deiner alten Sünde verstrickt. Sie haben keinen Wein mehr!

Gewiß, Geliebte! es muß anders mit uns werden, wenn uns Gott würdig erachten soll, an seiner Seligkeit Theil zu nehmen. Wir müssen den Wein der christlichen Kraft und Entschiedenheit, der wahren Freude am Guten, einer vorsichtigen Wachsamkeit und einer ungeheuchelten Reue und Zerknirschung wieder zu gewinnen suchen. Daß wir ihn bei Jesus finden, lehrt uns die Geschichte von der Hochzeit zu Kana. Er allein kann das lau gewordene Wasser unsers Herzens in den Wein des christlichen Eifers wieder verwandeln. Er thut es aber nur auf die Bitten Maria's. So bitte und flehe und höre nicht auf, für uns zu bitten und zu flehen, du Zuflucht der Sünder, auf daß wir durch deinen mütterlichen Schutz gerettet werden. Amen.

XXX.

Was er euch sagt, das thuet. Joh. 2, 5.

Als Maria an den göttlichen Heiland die Bitte richtete: sie haben keinen Wein mehr, entgegnete er: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Diese Antwort hat zu vielen Mißverständnissen Anlaß gegeben. Man hat dieselbe als einen Vorwurf, als eine Zurechtweisung

für die seligste Jungfrau ansehen wollen. Allein das ist keineswegs der Fall. Der Heiland wollte nur einfach die Behauptung aufstellen, daß es allein in Gottes Hand liege, Zeit und Gelegenheit zu bestimmen, wann und wie ein Wunder zu geschehen habe. Maria verstand ihn auch vollständig, und daß sie seine Rede für keinen Vorwurf ansah, geht aus den Worten hervor, die sie gleich darauf an die Diener richtete: „Was er euch sagt, das thuet.“ Dieß ist aber eine Mahnung, die sie auch jetzt noch an alle die richtet, die ihre Diener, ihre Kinder sein wollen: Was euch Jesus sagt, das thuet. Laßt uns dieß näher betrachten im Namen ihres göttlichen Sohnes
J. N. J. Ave Maria.

„Was euch Jesus sagt, das thuet,“ das ist die Mahnung, die das gnadenreiche Mutterherz Maria's fortwährend an uns richtet. Was sagt uns aber Jesus?

Er sagt, daß all' unser Sinnen und Trachten vor allem und vorzüglich dahin gerichtet sein soll, für das Heil unserer Seele zu wirken, daß wir das als unser erstes, als unser vorzüglichstes Geschäft betrachten sollen, denn „was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet?“ Er vergleicht die Seele mit einem kostbaren Edelsteine, mit einem werthvollen Schätze, zu deren Erlangung der Mensch alles verkauft, was er hat und besitzt, um nur sie zu erringen. Das ist es, was Jesus immerfort wiederholt und unausgesetzt an das Herz legt, und in den beweglichsten Worten verkündigt. Nun, haben wir bis jetzt gethan, was er sagt? Ist unter allen Sorgen, die wir uns machen, unter allen Anstrengungen, die wir uns aufladen, nicht die Sorge für unser Seelenheil die geringste, unsere Bemühung für dasselbe nicht die kleinste gewesen? Die Sorge für unsern Leib, die Sorge für die Welt, die Sorge für tausenderlei Kleinlichkeiten und Erbärmlichkeiten nehmen uns so sehr in Anspruch, unsere Seele, ihr Loos und ihr Schicksal in der Ewigkeit liegt uns so wenig am Herzen, daß wir Wochen lang ihrer nicht

einmal denken, mit einigen lauen Andachtsübungen, mit ein Paar frommen Redensarten für sie genug gethan zu haben glauben.

Jesus sagt, wir könnten unsere Seele nur dadurch mit aller Sicherheit retten, wenn wir Gott über Alles, den Nächsten aber, wie uns selbst, um Gottes Willen lieben. Das sei das erste, das größte, das wichtigste Gebot, von dem alles Nebrige abhänge. Thun wir was er sagt? Lieben wir Gott von ganzem Herzen? Mit dem Munde wohl, aber was geben unsere Werke für ein Zeugniß von unserer Liebe? Und selbst unser Mund, wie oft widerspricht er sich in seinen Reden. Geht unser Geschäft, machen wir einen unverhofften Gewinn, wird uns eine unverhoffte Freude zu Theil, so lassen wir uns endlich manchmal herbei, dieß nicht allein unserer Geschicklichkeit, unserer Klugheit, unsern Verdiensten zuzuschreiben, sondern Gott dafür die Ehre zu geben und ihn zu preisen. Geht es aber nur etwas schief, und nicht nach unserem Willen, wie schnell sind wir^r da bereit, wider Gott zu murren, seine Gerechtigkeit zu bezweifeln, an seiner Güte irre zu werden, und in den undankbarsten Reden ihn zu lästern? Wie ist es mit unserer Nächstenliebe bestellt? Ach, wir wissen es nur zu gut, wie sehr wir mit unserm Zorn, unserer Feindseligkeit, unserm Groll, unserer Habguth, unserm Neid, unserm Argwohn, unserer Sucht den Nächsten zu verkleinern, zu kämpfen haben, und wollte Gott! daß wir nur auch dagegen mit allem Ernst kämpfen. Während wir verlangen, daß sich unser Nebenmensch in alle unsere Einfälle fügen, alle unsere Forderungen erfüllen, in allem unsern Willen thun soll, üben wir gegen ihn oft nicht einmal die einfachsten Pflichten der Gerechtigkeit. Jesus sagt, daß die Demuth eines der nothwendigsten Erfordernisse zur Erlangung der Seligkeit sei. „Wer unter euch der Geringste ist, der ist der Größte. Wenn ihr nicht wie eines dieser Kinder werdet, werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“ Thun wir das, was er sagt? Während wir oft im Schlamme der niedrigsten Begierden und

Leidenschaften uns wälzen, tragen wir doch den Kopf noch hoch, während unsere Seele mit den schwersten Sünden belastet ist, haben wir doch noch die Frechheit, unsere Nebenmenschen wegen eines oft ganz unbedeutenden Wortes anzuseinden, während wir unsere innere Ehre, das reine Kleid der Unschuld mit dem häßlichsten Unrathe der Sünde besudeln, haben wir eine Empfindlichkeit, eine Aufgeregtheit, unsere äußere weltliche Ehre ja vor der geringsten Demüthigung zu schützen, als ob ein jeder Einzelne aus uns auf einem Königsthron säße.

Jesus sagt, wir sollen uns selber überwinden, unser Fleisch kreuzigen, uns abtöten, die Leiden, die uns Gott zuschickt mit Geduld ertragen. „Wenn miremand nachfolgen will, so verläugne er sich selbst. Und wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht werth.“ Thun wir das, was er sagt? Überwinden wir uns selber? Kreuzigen wir unser Fleisch? Leider gerade das Gegentheil. Was unserm Auge gefällt, unsern Gaumen behagt, unsern Sinnen schmeichelt unserer Eitelkeit zusagt, das müssen wir haben, das erstreben wir nicht selten durch große Beleidigung Gottes. Die Heiligen Gottes übten Jahre lang die härtesten Bußwerke, uns ist heut zu Tage die so geringe und leichte Abtötung an Fasttagen kein Fleisch zu essen schon zu viel. Und wie ungeduldig, wie verzagt, wie ungeberdig sind wir, wenn Gott uns mit seiner heilsamen Zuchtrthe heimsucht? Während wir ganz ohne unser Verdienst täglich unzählbare Wohlthaten aus der Hand Gottes empfangen ohne dankbar ihrer zu gedenken, bringt uns das geringste Leiden, das der Herr uns zuschickt, so aus der Fassung, als ob uns ein großes Unrecht dadurch geschehen wäre.

Jesus sagt, daß wir Buße thun müssen, wenn wir nicht in den Kerker ewiger Verdammniß geworfen werden wollen. „Wahrlich ich sage dir, du wirst nicht herauskommen, bis du den letzten Heller bezahlt hast.“ Gewiß es liegen genug Sünden auf dem Herzen eines Jeden von uns. Was haben wir denn bis heute gethan, um sie zu büßen, um den erzürnten

Gott zu versöhnen, um für sie Genugthuung zu leisten? Wir haben sie höchstens oberflächlich bereut und laut gebeichtet. In welcher Sünde haben wir uns aber denn gebessert? Welche guten Werke haben wir verrichtet, um in eben denselben Maße als wir Gott schwer beleidigt, auch seine Ehre zu befördern und so für unsere vielen Vergehungen genug zu thun? Den Sünden, den Krankheiten unserer Seele sind wir nachgelaufen, die bittere Arznei der Buße verschmähen wir, das Gift des Lasters haben wir uns freiwillig eingeimpft, das scharfe Messer der Buße aber, welches es allein nur entfernen kann, fliehen wir.

O Mutter der Gnade, du sagst deinen Dienern und Kindern: Was Jesus euch sagt, das thuet. Wie haben wir bis jetzt der milden Ermahnung, dem wohlmeinend liebevollen Rufe deines Mutterherzens Folge geleistet? Und wie soll uns dann der Herr mit dem Wein der ewigen Freude und Seligkeit tränken, wenn wir diese unerlässliche Bedingung nicht erfüllen? O laß uns thun, was Jesus sagt, du Mutter aller Gnaden, die solche Liebe zu uns tragt, und uns bewahrt vor Schaden, und laß sein Wort die Richtschnur sein, der wir das ganze Leben weih'n. Amen.

XXXI.

Alle verharnten einmütig im Gebete sammt
Maria. Apostelg. 1. 14.

Der göttliche Heiland hatte sein blutiges Opfer am Kreuze vollendet, er war von Todten auferstanden und mit seiner allerheiligsten Menschheit in den Himmel aufgestiegen, da finden wir seine gebenedete Mutter mit den Aposteln vereint im Abendmahlssaale zu Jerusalem, auf die Ankunft des heiligen Geistes wartend und um sie betend: „Alle verharnten einmütig im Gebete sammt Maria. Die Worte des Gebetes, die dem Herzen Maria's damals entquollen, wissen wir freilich nicht, aber das weiß jedes christliche Gemüth mit voller Überzeugung, daß es Worte der innigsten Liebe, der heißesten Sehnsucht

gewesen sein werden. Ihr Leib weilte noch auf Erden — etwa noch elf bis fünfzehn Jahre nach dem Tode ihres göttlichen Sohnes, ihr Herz war fortwährend bei ihm im Himmel. Ihr Sinn und Trachten war von nun an nur mehr dahin gerichtet, ihr heiliges Leben mit einem heiligen Tode zu beschließen — eine ernste, würdige Vorbereitung auf ihr Hinscheiden. Von der Vorbereitung zum Tode wollen nun auch wir noch etwas Weniges heute reden. I. N. I. Ave Maria.

Das Leben der seligsten Jungfrau war nach dem Hintritte ihres göttlichen Sohnes nichts anderes, als eine ernste würdige Vorbereitung auf ihren Tod. Wenn nun sie, die Heiligste unter den Menschenkindern, welche die Gnade Gottes schon in dem ersten Augenblicke ihres Daseins von jeder Makel der Erbsünde befreite, und welche durch ihre treue Mitwirkung mit der Gnade Gottes ihr Herz auch von der geringsten Beleckung mit einer persönlichen Sünde behütete, es nothwendig fand, sich ernst, sich würdig, sich durch lange Jahre auf die Stunde des Todes vorzubereiten, was sollen dann erst wir thun, die wir in Ungerechtigkeiten und in Sünden empfangen, in Ungerechtigkeiten und Sünden leichtsinnig dahin lebten bis auf diese Stunde?

Wenn sie, deren unendlich heiliges Leben doch mit aller Gewißheit einen heiligen Tod voraussehen ließ, sich nicht für sicher und eine ernste Vorbereitung für nothwendig hielt, was wird erst dann für uns nothwendig sein, die wir bisher Alles gethan haben, um Gott zu erzürnen und so wenig, ihn zu versöhnen?

Meine Geliebten! es hilft uns nichts auf unseren Tod nicht denken, auf ihn vergessen wollen. Es wäre dieß eben so thöricht, als wenn wir glaubten, daß, wenn wir die Augen vor der Mündung eines auf uns gerichteten Gewehres zuschließen, dann das Gewehr nicht losgehen oder die Kugel uns nicht treffen könnte, weil wir sie nicht sehen wollen. Wenn wir auch

noch so gedanken- und so sorglos auf die Stunde unseres Todes vergessen, sie kommt deßhalb um keine Minute später, als sie bestimmt ist.

Und diese Stunde, dieser Augenblick wird entscheiden über unser Loos, über unser Schicksal für eine ganze Ewigkeit.

Noch in diesem letzten Augenblicke können wir allerdings unsere Seele retten, uns den Himmel sichern, noch in diesem letzten Augenblicke aber können wir auch verloren gehen und den Himmel verlieren. Wenn du ein wichtiges, entscheidendes, irdisches Geschäft vor dir hast, hast du Tag und Nacht keine Ruhe, denkst du auf nichts anderes, bist für alles Andere unempfindlich, findest nur wie du es am klügsten, am sichersten und am besten einrichten werdest, es glücklich zu vollenden. Gibt es nun wohl für jeden aus uns ein wichtigeres, ein entscheidenderes Geschäft, als das, gut zu sterben? Wenn du einen vornehmen Gast in deinem Hause zu erwarten hast, bist du Wochen lang schon vollauf beschäftigt alles zu reinigen, zu putzen, zu ordnen, zu schmücken, um ihn nur würdig zu empfangen. Und auf die Ankunft deines Herrn und Gottes, deines Richters und Vergelters willst du dich nicht mit aller Sorgfalt vorbereiten, du thörichtes Menschenkind? Wenn du dich nicht in gesunden Tagen ernstlich auf den Tod vorbereitest, so kann man mit vollem Rechte zweifeln, daß du gut sterben wirst. Sieh, es vergeht doch gewiß kein Monat, in welchem du nicht ein paar müßige Stunden hättest. Wähle dir nun in jedem Monate nur eine einzige Stunde aus, und verwende sie zu einer ernstlichen Vorbereitung auf einen guten Tod. Erforsche da den Zustand deiner Seele, die Neigungen, Wünsche und Begierden deines Herzens, deine Gedanken, Worte und Werke; geh' da ohne Nachsicht mit dir selber ins Gericht, bereue, beweine, fasse gute Vorsätze und Entschlüsse, und bitte und flehe um Gottes Gnade zur Ausführung derselben. In der ersten Stunde, die du so mit allem Eifer und christlichen Ernst zu bringst, wirst du schon erfahren, wie viel Licht da in



die Finsterniß deiner Seele einfällt, welche Demuth und Zer-
knirschung da dein Herz ergreift, welche Gnade von oben da-
dein Gemüth bewegt, welche Stärke und Kraft du da empfängst,
wider die Sünde zu kämpfen, deine Pflichten zu erfüllen und
auf den Wegen Gottes zu wandeln. Setze diese Übung nur
ein oder ein paar Jahre in rechter Weise fort und du wirst,
das behauptet ich hier im Namen Gottes, von heiliger Stätte
aus ein bußfertiger, ein frommer Christ sein, der mit begrün-
deter Hoffnung und innigem Vertrauen, mit Ruhe und Zuver-
sicht der Stunde des Hinscheidens entgegen sehen kann. Ver-
giß vor Allem nicht, dich oft dem Schutz der Mutter aller
Gnaden zu empfehlen, sie anzuflehen, daß sie nicht nachlasse
einen seligen Tod dir zu erbitten. „Wenn Maria in der
Stunde des Todes für uns ist, sagt der heilige Antonin, wer
kann dann wider uns sein?“ In Maria's Schutz und Huth
sterben, heißt selig sterben.

Somit haben nur unsere Betrachtungen über die Reden
Marias ihr Ende gefunden. Wenige Worte der gebenedeiten
Jungfrau hat uns das Evangelium aufzuhalten, aber diese
wenigen Worte haben uns einen reichen Schatz von Belehrung
gebracht. „Ihren Mund öffnet ja nach dem Zeugniß der
heiligen Schrift, Maria nur zur Weisheit.“ Haben uns manche
dieser Belehrungen vielleicht schmerzlich getroffen, vielleicht
manche geheime Schäden und Wunden unsers Herzens auf-
gedeckt, uns aus unserm falschen Frieden, aus unserer Eigen-
liebe und unserm Hochmuthe aufgerüttelt und jedenfalls die
Nothwendigkeit einer ernsten Buße und aufrichtigen Besserung
unseres Lebens uns an das Herz gelegt, so ist das eben die
Natur des Wortes Gottes, denn es ist wie der Apostel sagt,
„lebendig und wirksam und schärfer, als jedes zweischneidige
Schwert und dringt durch, bis daß es Seele und Geist durch
Mark und Bein schneidet, und ist ein Richter der Gedanken
und Herzen.“ Ich für meinen Theil habe größtentheils das
Wort Gottes und nicht mich reden lassen, und war nur ein-

gedenk der Warnung des Herrn bei den Propheten, nicht zu sprechen: „Friede, Friede, da doch kein Friede ist.“ Ich habe dabei endlich niemanden Einzelnen aus meinen Zuhörern im Auge gehabt, sondern nur die Beschaffenheit des menschlichen Herzens im Allgemeinen, und was mich die nicht gelehrt, das habe ich in dem Spiegel meines eigenen, armen und sündhaftesten Herzens gelesen. Es ist ungewiß, ob ich im künftigen Jahre noch lebe, ob ich auch das eilste Mal die Kraft und die Gnade haben werde, das Lob der Unbefleckten in ihrem Mai-Monate zu verkündigen; es ist für Manche aus euch ungewiß, ob eure Ohren und Herzen noch offen sein werden, es aus meinem oder aus einem anderen Munde zu vernehmen, das ist aber gewiß, wenn wir nur einen einzigen Fehler, zu dessen Erkenntniß uns die Reden Maria's gebracht haben, ablegen, nur eine Tugend, die uns die Worte der Gebenedeiten an das Herz gelegt haben, fortan üben werden, so werden wir ihr noch in der Todesstunde freudig danken für den Rath ihrer Milde, für die Ermahnung ihrer Liebe. Und wenn dieser Monat wieder dazu beigetragen hat (und ich bezweife es nicht, euer eifriges und zahlreiches Erscheinen, euer andächtige und erbauliche Theilnahme an der Prozession am vorigen Sonntage ist hinreichend Bürge dafür), in euren Herzen die Andacht zu der Mutter aller Gnaden zu entflammen und zu entzünden, so habt ihr einen Gewinn für eure Seele gemacht, der euch reiche Früchte tragen wird in der Ewigkeit. Und nun du, Königin der Seelen, du unsre Zuflucht, Schirm und Schild, o laß uns deine Weisheit wählen, und leben nur nach deinem Bild; o stärke uns, die schwachen Kinder, und steh' uns bei in unsrer Noth, erbarme dich der armen Sünder, erbitt' uns einen sel'gen Tod. Amen.

Was hat man zu verstehen unter dem Ausdrucke „evangelische Kirche?“

Man hört und liest heut zu Tage gar oft von der evangelischen Kirche und von gewisser Seite führt man den Ausdruck „evangelische Kirche“ mit ganz besonderer Vorliebe im Munde; ja man hat in der jüngsten Zeit sogar die Frechheit gehabt, einen katholischen Bischof in einem öffentlichen Tagesblatte geradezu zu Recht zu weisen, daß er statt „evangelische Kirche“ sich des Ausdruckes „Protestantismus“ bei einer im oberösterreichischen Landtage gehaltenen Rede bedient habe; da scheint es denn gewiß der Mühe werth und an der Zeit zu sein, einmal etwas näher zu untersuchen was man denn eigentlich unter dem Ausdrucke „evangelische Kirche“ zu verstehen habe, und dieß um so mehr, als wir in einer Zeit leben, wo man es mit den Begriffen nicht so genau nimmt, ja, wo man geradezu nur zu oft mit den Worten und Ausdrücken gegen alle bisherige Gewohnheit die verkehrtesten, den früheren ganz entgegengesetzte Begriffe verbindet. Zwar hat der Verfasser vorliegenden Aufsatzes vor einigen Monaten bereits in einer eigenen Broschüre unter andern auch jene oben erwähnte Aussöhnung zurückgewiesen, und derselbe hat daselbst gleichfalls an den ungebührlichen Kritiker einige Fragen gestellt, in der Hoffnung, daß deren Beantwortung auch auf die fragliche Sache von der „evangelischen Kirche“ einiges Licht werfen würde. Doch die vom Pastor Kühne nach zweimonatlichem Studium endlich gegebene Beantwortung des ersten Theiles besagter Broschüre, der sich eben auf den von demselben verfaßten Artikel der Linzer Tagespost bezieht, supponirt ebenso, wie man es gewöhnlich zu hören gewohnt ist, daß eben schon die ganze Welt wisse, was denn der Name „evangelische Kirche“ zu bedeuten habe. Da denn aber die Sache doch zu wichtig ist, so

können wir es dabei nicht bewenden lassen, sondern wir wollen selbst auf dem Gebiete des Protestantismus Rundschau halten und da nach Zeugnissen und Thatsachen suchen, die uns die gewünschte Aufklärung zu geben im Stande sein dürften.

Es handelt sich also um die Beantwortung der Frage: Was hat man zu verstehen unter dem Ausdrucke „evangelische Kirche“?

Wenn es sich um die Begriffsbestimmung irgend eines Ausdrückes handelt, so hat man nächst der Etymologie ganz vorzugsweise auf den Sprachgebrauch Rücksicht zu nehmen, und dies besonders da, wo es sich um allenthalben geläufige Schlagwörter einer Zeit handelt.

Was sagt denn also der protestantische Sprachgebrauch zunächst von dem Worte „Kirche“?

Holen wir uns zuerst bei den symbolischen Büchern Rath, so definirt uns die Augsburger Konfession im 7. Artikel die Kirche als „die Gemeinde der Heiligen und wahrhaft Gläubigen.“

Demnach wäre die Kirche eine bestimmte Gesellschaft, u. z. da die Heiligen und wahrhaft Gläubigen als solche nur Gott bekannt sind, prinzipiell unsichtbar. Daß aber dies wirklich der Sinn jenes 7. Artikels der Augsburger Konfession sei, das erweist der bekannte Heidelberger Professor Dr. Schenkel eigens folgender Maßen: „Artikel 8, sagt Schenkel, fügt gleich nach dem Artikel 7 bei: Quamquam ecclesia proprie sit congregatio Sanctorum et vere credentium, so seien (nur uneigentlich, im unwesentlichen Sinne des Wortes) in hac vita doch auch multi hypocritae et mali ihr beigemischt.“

„Die Apologie läßt aber darüber, wie es die Augustana mit dem Begriff der Kirche meint, nicht den geringsten Zweifel wenn sie die Kirche (IV.) principaliter d. h. ihrem Wesen nach als societas fidei et Spiritus definirt, quae tamen habet externas notas ut agnosci possit, nämlich die reine Lehre und die stiftungsgemäße Sakramentsverwaltung. Die Apologie ist so spiritualistisch und idealistisch in ihrem Kirchenbegriff, daß sie

erklärt, wir möchten doch nicht etwa die Kirche für eine äußere Anstalt (politia externa), sondern müßten sie vielmehr für eine über den Erdenkreis zerstreute Anzahl Menschen halten, die denselben Christus, dasselbe Evangelium, denselben heiligen Geist besitzen, gleichviel ob sie dieselben Institutionen hätten oder nicht (sive habeant easdem traditiones sive dissimiles.) In den Schmalkaldischen Artikeln (IV, 12) heißt es bekanntlich, ein 7jähriger Knabe wisse, was die Kirche (ihrem Wesen nach) sei nempe Credentes, Sancti, oviculae audientes vocem pastoris sui. Das Wesen der Kirche besteht nicht in Anstaltlichkeit, in ceremoniis contra s. Scripturam excogitatis, sed in verbo Dei et vera fide.“¹⁾

Wie Dr. Schenkel also nachweist, ist nach den symbolischen Büchern die Kirche eine unsichtbare Gemeinschaft. Diesen Beweis hat übrigens schon längst der gelehrte Möhler in seiner Symbolik geliefert. Derselbe schreibt in derselben also:²⁾ „So bestimmt in der That auch Luther den Begriff von der Kirche, indem er sagt: wie wir im Glauben beten, ich glaube an einen heiligen Geist, eine Gemeinschaft der Heiligen. Die Gemeinde oder Sammlung heißtet aller deren, die im rechten Glauben, Hoffnung und Liebe leben, also daß der Christenheit Wesen, Leben und Natur nicht sei leiblich Versammlungen, sondern eine Versammlung der Herzen in einem Glauben.“ Und noch klarer erhellt diese Ansicht Luthers von dem eigentlichen Wesen der Kirche aus der Art und Weise, wie sich Luther das Entstehen der Kirche dachte: Möhler sagt in dieser Hinsicht Folgendes:³⁾

„Luther meint es wohl näher also: „Es keimt in irgend einem Menschen der Glaube an Christus auf, entfaltet sich dieser Keim zur Reife, so ist der Jünger Christi gebildet; als lediglich glaubend steht er aber nur in einem Verhältnisse zu Gott in Christo, er ist ein Glied der unsichtbaren Kirche, der allenthalben zerstreuten verborgenen Verehrer des Herrn. So-

¹⁾ Histor. pol. Blätter J. 42. S. 9. S. 669.

²⁾ 5. Aufl. S. 418.

³⁾ l. c. S. 421.

hald er aber seinen Glauben ausspricht, tritt das in ihm Verborgene ins Sichtbare hervor und er erscheint als ein offener, den Augen der Welt zugänglicher Schüler des Heilandes. Findet er nun Mehrere seines Gleichen, verbinden sie sich mit ihm, stellen alle zusammen den Inbegriff dessen, was sie als religiöse Wahrheit innerlich erkennen, äußerlich dar; so wird die unsichtbare Gemeinschaft zur sichtbaren. Der gemeinsame Glaube der innerlich Alle belebte und einigte, ehe sie sich kannten, wird nun auch als gemeinsame Lehre ein äußerliches Band, das Alle umschlingt. Deßgleichen die Sakramente, der äußere Kult, den sie als von Christus angeordnet erkennen.“

Die Kirche ist also nach Luther prinzipiell und wesentlich unsichtbar, und erst aus der schon bestehenden unsichtbaren Gemeinschaft entwickelt sich die sichtbare. Dieselbe Anschauung von der Kirche halten auf dem Gebiete des Protestantismus die Pietisten, Independenten und prinzipiellen Unionisten fest, überhaupt Alle jene, die als das Kirchenbildende Prinzip die persönliche Gottwohlgefälligkeit, die unmittelbare Gemeinschaft mit Christus oder das auf diese Gemeinschaft basirte allgemeine Priesterthum ansehen; man nennt sie gewöhnlich mit einem allgemeinen Ausdrucke: Subjektivisten. So sagt das vorzüglichste Subjektivistenorgan, die Berliner protestantische Kirchen-Zeitung geradezu: ¹⁾ „Die Kirche macht die Menschen nicht zu Christen, sondern die Christen machen die Kirche;“ und der großartigste subjektivistische Bund, die evangelische Allianz stellt in seinem Berliner Programm zur Versammlung im Jahre 1857 als Prinzip auf: „Die Darstellung der Einheit aller lebendigen Jünger Jesu, nicht Vertretung einer Kirche, sondern der Reichsunmittelbarkeit, in der jeder wie zu seinem Herrn, so zum evangelischen Bunde also persönlich steht, eine Union der Herzen im Glauben an die Grundwahrheit.“ ²⁾

¹⁾ 29. Sept. 1855.

²⁾ Jörg, Geschichte des Protestantismus in seiner neuesten Entwicklung. 1. Bd. S. 344.

Die Reformirten haben gleichfalls von Luther die allgemeinen Ansichten von der Kirche ohne Veränderung aufgenommen und dieselben feierlich in ihren symbolischen Schriften bestätigt und gerade der Calvinismus ist es, der den Begriff der Kirche als Gemeinde der Bekennenden immer viel reiner festhielt als das Lutherthum.¹⁾

Auf dem Gebiete des Lutherthums nämlich war allmählig und ist besonders in der neuesten Zeit der Kirchenbegriff von sehr vielen etwas anders aufgefaßt worden. Da sich nämlich die persönliche Gottwohlgefälligkeit als Kirchenbildendes Prinzip nicht recht bewähren wollte, und man mittelst dieses Prinzipes es zu keiner rechten Einheit bringen konnte, ja da dasselbe als zu demokratisch den Konservativen und Legitimisten wohl auch etwas verdächtig erscheint, so ward als Kirchenbildendes Prinzip der Lehrinhalt aufgestellt und das Wesen der Kirche geradezu in den Glauben, den Lehrinhalt gesetzt. Man verlangte nun bestimmtes Festhalten an den symbolischen Büchern, die als der adäquate Ausdruck der reinen Schriftlehre zu betrachten seien und die zugleich in den Gemeinden, wo sie seit langer Zeit eingeführt sind, als zu recht bestehend dieselben rechtlich (juridisch) verbinden. Freilich kommt diese Richtung in Widerspruch mit der freien Schriftforschung und mit der durch den Glauben allein bewirkten Rechtfertigung und die Subjektivisten werden nicht müde, diesen Widerspruch aufzudecken. Jörg sagt von Hengstenberg, dem vorzüglichsten Vertreter dieser Ansichtung, sehr treffend in seiner Geschichte des Protestantismus²⁾: „Der Hengstenbergischen Richtung ist der eigentlich unprotestantische Zug eigen, die äußerlich juridische Haltung und Beweisführung nämlich, welche der ganzen Partei eigen ist und die sich zum Kultus des formellen Kirchenrechts ausgebildet hat, indem sie

¹⁾ Zwingl. Comment. de vera et falsa relig. opp. tom. II. Calv. Just. I. IV. c. 1. Conf. Helvet. I. c. XVII. Helv. II. art. XIV. Confessio Scotica art. XVI. Cf. Möhler Symbolik S. 438. Jörg Geschichte des Prot. 2. Bd. S. 42.

²⁾ S. 24. 1. Bd.

die religiöse Überzeugung auf juristische Kategorien, auf die Begriffe des zu Recht bestehenden, der historischen Rechtslehre zurückführt.“ Und in der That, müßte die religiöse Überzeugung auf juristische Kategorien, auf die Begriffe des zu Recht bestehenden, der historischen Rechtsbasis zurückgeführt werden, so wäre der Protestantismus im Prinzip unmöglich gewesen, da die Kirche, gegen welche er protestierte, bereits einen 13hundertjährigen Rechtsbestand für sich hatte.

Die Anhänger dieser Anschauung von der Kirche betrachten demnach ihre lutherische Kirche als die legitime Fortsetzung des Daseins Luthers,¹⁾ als eine Erbkirche, in die man hineingehoren, getauft und erzogen wird; doch ist ihnen diese Erbkirche eigentlich gar nicht die Kirche, sondern nur äußerliche Ordnung oder kirchliche Masse, sie wird als die Kirche behandelt, und ist doch an sich nur zufällig und gleichgiltiges Ding, durchaus nur *juris humani*,²⁾ zugleich halten sie nämlich beharrlich fest an der Heiligkeit der inwendigen Kirche und dem allgemeinen Priestertum, „in der Theorie nämlich, wie Jörg bemerkt; in der Praxis aber und sobald es darauf ankommt, die eigentlichen Amtsträger hervortreten und sich behaupten zu lassen, behandeln sie hinziederum die äußere uneigentlich sogenannte Kirche, die bloße kirchliche Masse als die Kirche, als die heilige Kirche, als einen anstaltlichen Organismus von objektiv gegebenen Instituten und Aemtern — ein Begriff von der Kirche, den sie in der Theorie als „papistisch“ voll „evangelischer“ Entrüstung verdammen.“³⁾

Auch tragen sie in sich selbst wieder verschiedene Schattirungen ihres Kirchenbegriffes; so betrachten die einen den kirchlichen Lehrinhalt mit den symbolischen Büchern als ein für allemal abgeschlossen, und das sind die Altlutheraner von der absoluten Stabilität, die andern lassen eine Fortbildung der

¹⁾ Hengstbg. E. A. 3. Ig. 1862. S. 65.

²⁾ Jörg Geschichte des Prot. 2. Bd. S. 4.

³⁾ l. c. 2. Bd. S. 10.

kirchlichen Lehre als möglich zu, nur muß dieselbe durch die Träger des Amtes, durch den Lehrstand oder auch durch unmittelbares Eingreifen Gottes vermittelt werden; die einen heben alle Gemeinschaft mit denen, die nicht vollkommen mit ihnen übereinstimmen, auf, die separirten Lutheraner; die andern halten Union mit andern Konfessionen zwar nicht prinzipiell, aber doch aus Noth unter Wahrung ihres Bekenntnisses, Lutheraner innerhalb der Union. Mit einem allgemeinen Namen bezeichnet man diese Richtung gewöhnlich als „Konfessionalismus“ gegenüber dem Subjektivismus und als die „Orthodoxen“ gegenüber der liberalen Fortschrittspartei, insofern sie nämlich mit mehr oder weniger Stabilität an den symbolischen Büchern festhält, die als normative Schriftauslegung oder doch als Zeugnisse für die in der Schrift enthaltene reine Lehre angenommen werden; auch meint und will sie ja die Anschauung Luthers von der Kirche und den symbolischen Kirchenbegriff festhalten, und sie kann dies um so mehr, als sich Luther selbst, wie wir unten sehen werden und selbst die symbolischen Bücher in den Widersprüchen bewegen, die derselben von subjektivistischer Seite stets vorgeworfen werden; so spricht unter andern auch die Augsburger Konfession von der Einsetzung eines Amtes zu lehren und die Sakramente auszuspenden, was doch wahrlich eine sichtbare Kirche als Heilsanstalt voraussetzte. Es darf daher uns auch nicht wundern, wenn uns auf protestantischem Gebiete auch noch solche begegnen, die es sich geradezu zur Aufgabe machen, den symbolmäßigen Kirchenbegriff zu verbessern; es sind das diejenigen, die noch einen Schritt weiter von der objektiven Christlichkeit, der Konfessionalität, zur eigentlichen Kirchlichkeit, zur Basileia gemacht haben.

An der Schwelle dieser neueren, eigentlich kirchlichen Richtung scheint uns der berühmte protestantische Gelehrte Dr. Stahl zu stehen, der seine kirchlichen Anschauungen in einem eigenen Werke, „die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestantent“ niedergelegt hat. Derselbe erklärt da vor

allein die im Artikel 7 der Augustana gegebene Definition der Kirche für unvollständig, für nicht erschöpfend, weil die organische Seite der Kirche — Amt und Regierung — darin ignorirt ist.¹⁾ Sodann definiert er die Kirche so, daß sie nicht bloß gesammelte Gemeinde (Gemeinde der Heiligen) sei, sondern auch sammelnde (Heilsanstalt); beides sei sie untrennbar, da die Gemeinde der Heiligen selbst zur Heilsanstalt geordnet ist, und die Wirksamkeit dieser Heilsanstalt das Band der Gläubigen enthalte; in dem Auftrage, das Evangelium zu verkünden und die Sakramente zu spenden, liegt der Auftrag der Seelsorge, der Sündenvergebung, der Zucht; die zur Ausrichtung dieses Auftrages erforderliche gliedliche Ordnung von Amt und Regierung ist ein Theil der göttlichen Stiftung der Kirche als des Leibes Christi, als des Reiches Gottes; es gehöre daher mit zu ihrem Wesen und Begriff.²⁾ „Kirche, sagt er an einer anderen Stelle, ist nicht die Gesamtheit der Einzelngemeinden, sondern die Gottesstiftung über den Menschen, während Gemeinde die im Glauben verbundenen Menschen bezeichnet. Die Kirche hat eine Macht über die Gemeinde, welche letztere nicht Herr ist über Bekenntniß, Amt, Verfassung. Es bindet die Gottesstiftung die Gemeinde der Menschen. Wenn die heilige Schrift den Ausdruck *εκκλησία* von Kahal Gemeinde bildet, so wird in ihr die Gemeinde doch nicht gedacht ohne Gegenwart und Wirksamkeit des Herrn, ohne seine Gaben und Wunder, ohne seine Aufträge, Gebete und Ordnungen, d. h. sie wird als Kirche gedacht. Man kann daher meistens *εκκλησία* sowohl durch Kirche als durch Gemeinde übersezzen, während „Reich Gottes“ und „Leib Christi“ die Kirche im Unterschied von der Gemeinde zu bezeichnen pflegen.“³⁾

Weiters weist er nach, wie vor Allen Melanchthon die sichtbare Kirche als das Erste, und die unsichtbare Kirche als

¹⁾ Hengstb. E. R. 3. Jg. 1863. S. 427.

²⁾ l. c. 429.

³⁾ l. c. 432.

ihre Wirkung bezeichnet, wie aber allerdings der schon gebaute Mangel in der Definition der Reformatoren von der Kirche Anlaß zu jenem Irrthum gegeben habe, indem unbezeugt geblieben, einmal, daß die sichtbare Kirche nicht bloß in der reinen Lehre, sondern auch in Amt und Gliederung bestehet, sodann, daß die reine Lehre ihren Ursprung in Christo selbst, in Seinem Wort und dem von ihm gegründeten Amt und nicht in dem Glauben der Menschen habe.¹⁾

Aus dem Angeführten geht demnach klar hervor, daß Stahl die Kirche wesentlich als sichtbare Anstalt, als anstaltlichen Organismus auffaßt. Doch scheint ihm dieses nur mehr das Ideal von einer Kirche zu sein, das in keiner der faktisch bestehenden Kirche wahrhaft realisiert wird. Denn er erklärt die lutherische Kirche wohl für die wahre legitime Kirche, der wir anzugehören das Gebot haben, weil sie die reine Lehre (?) bewahrt, fügt aber hinzu, daß sie doch nicht die katholische d. i. die ausschließliche, die Kirche schlechthin sei, der gegenüber alles andere als Sekte und Abfall erscheint, weil sie in anderen Stücken dem vollkommenen Wesen der Kirche nicht entspricht, ja hinter andern Kirchengemeinschaften zurücksteht; in der Kirchenverfassung und damit in der Verbürgung der reinen Lehre selbst, in der Kirchenzucht, in der Theordnung.²⁾ Wenn er sodann noch bemerkt, daß in der evangelischen Kirche das bindende Ansehen des Bekenntnisses die wesentliche Bedeutung eines Mittelpunktes ihres ganzen Bestandes habe, daß dieses die einzige Gemeinschaft erhaltende Macht, der einzige Wall für das Heilthum der evangelischen Wahrheit, die einzige Gewähr für Recht und Gerechtigkeit und kirchliche Ordnung ist;³⁾ wenn er sagt, es könne und dürfe die Kirche, welche durch Jahrhunderte die Kräfte der Seligkeit und der Heiligung aus dem Glauben, wie er in den Bekenntnisschriften dargelegt

¹⁾ l. c. 430.

²⁾ l. c. 430.

³⁾ l. c. 436.

ist, geschöpfst habe, siedürfe nicht ihre öffentliche Lehre von einer willkürlichen Forschung und deren möglichen anderen völlig entgegengesetzten Resultaten oder den abweichenden Meinungen der einzelnen Prediger abhängig machen: ¹⁾ so fällt er in Hinsicht auf die Wirklichkeit und Praxis mit der oben gekennzeichneten Richtung des Konfessionalismus so ziemlich zusammen.

Den letzten Schritt endlich zur objektiven Kirchlichkeit hat das sogenannte Neulutherthum gethan, als dessen vorzüglichster Repräsentant der mecklenburgische Oberkirchenrath Dr. Kliefoth angesehen werden kann. Dasselbe unterscheidet nämlich den Luther nach dem Jahre 1526 von dem Luther vor dem Jahre 1526,²⁾ insofern die Ereignisse, besonders des Jahres 1525, in den Ansichten Luthers über das Wesen der Kirche eine Wandlung herbeigeführt haben; früher habe derselbe mehr demokratisch die Kirche als die Gemeinde der Heiligen und wahrhaft Gläubigen aufgestellt; später als die Wirren der Bauernkriege und die Gräuel der Wiedertäufer ihm die Gemeinde der Heiligen und wahrhaft Gläubigen in ihrem wahren Lichte erscheinen ließen, habe er die Kirche als eine göttliche Heilsanstalt dargestellt, die den Beruf und die Aufgabe habe, die Menschen zur wahren Heiligkeit zu führen. Dieses Neulutherthum erklärt demnach die bestehende lutherische Kirche als diese göttliche Heilsanstalt und dieselbe ist ihm in ihrer ganzen äußereren Erscheinung geradezu juris divini, und es steht auch nicht an, die symbolmäßigen Mandatare des allgemeinen Priestertums gleichfalls als juris divini und die oberstbischöflichen Landesfürsten als vom heiligen Geiste gesetzte Regierer der Kirche zu erklären,³⁾ welch' letzteres um so merkwürdiger erscheint, da Stahl die Lehre vom Kirchenregiment der christlichen Obrigkeit nach späterer lutherischen Doktrin (Thomastus soll

¹⁾ I. c. 437.

²⁾ Jörg I. c. Bd. 1. S. 377.

³⁾ Jörg I. c. 2. Bd. S. 12.

sie zuerst aufgestellt haben) für einen Irrthum und mit der heiligen Schrift nicht übereinstimmend erklärt, und die Berichtigung dieser späteren Lehre über das Kirchenregiment eine Rückführung auf den Standpunkt der alten Kirche, der Kirche in den ersten Jahrhunderten und eine Rückführung auf den ursprünglichen Standpunkt der deutschen Reformation nennt.¹⁾

So bewegt sich demnach, wie wir gesehen, auf protestantischem Gebiete der Kirchenbegriff von der streng subjektivistischen Auffassung einer bloßen Gemeinde von durch den Glauben mit Christus Verbundenen durch den Konfessionalismus hindurch bis zum streng katholischen Kirchenbegriff von der Kirche als göttlicher Heilsanstalt, als göttlich geordnetem anstaltlichem Organismus.

Wenn aber hier das Neulutherthum über den symbolmäßigen Kirchenbegriff hinausgeht und offenbar katholisirt (so klagen wenigstens in einem fort selbst dessen protestantische Gegner), so setzt auf der entgegengesetzten Seite die sogenannte Schwärmerkirche an. Soll nämlich die Kirche die Gemeinde der Heiligen sein, so liegt nichts näher, als daß sich die äußere sichtbare Gemeinde der an Christus Glaubenden für die sichtbar gewordene Gemeinde der Heiligen erklärt, und so entstanden auf dem Gebiete des Protestantismus gestützt auf die Lehre vom allgemeinen Priesterthume einerseits die verschiedenen Schattirungen der Baptisten als gemeindliche Schwärmerkirche (sichtbar gewordene Gemeinde der Heiligen) und die anstaltliche Schwärmerkirche als der durch wiederholtes Pfingstwunder oder sonst große durch Gott herbeigeführte Ereignisse zum zweiten Male geschaffene kirchliche Organismus (Irvingianismus, Mormonismus und Hoffmannianismus); diese haben somit den Begriff von symbolmäßiger äußerer Erbkirche, d. i. der kirchlichen Masse, die alle begreift, die äußerlich an sie halten, in dieselbe hineingeboren und hineinerzogen werden, also auch mali und hypocritae, ganz abgeworfen und den subjektivistischen Kirchenbegriff vollständig und rein durchgeführt.

¹⁾ Hengstbg. E. K. 3. l. c. S. 467, 469.

Wenn nun aber auf dem protestantischen Gebiete eine so verschiedene, zwischen zwei vollkommenen Extremen sich bewegende Auffassung desselben Ausdrückes „Kirche“ sich darstellt, welcher Begriff sollte da als maßgebend mit dem Worte „Kirche“ verbunden werden? Oder stellt sich da nicht vielmehr vollkommen deutlich heraus, man sei sich protestantischerseits über den Ausdruck Kirche noch gar nicht klar geworden? Und wirklich fast bei jeder Konferenz protestantischer Pastoren, bei welcher diese Frage zur Verhandlung kommt, tritt dieses deutlich genug hervor. Beispielweise sei aus der Hengstenbergischen evangelischen Kirchenzeitung Folgendes aus einem über die Kämmerer Herbstkonferenz dafelbst erschienenen Berichte hier angeführt:¹⁾ „Es zeigte sich bald, daß auch unter den Pommern in diesem Artikel ein Gegensatz vorhanden ist. Die beiden Anschaulungen, ob das Sakrament oder die Rechtfertigung aus dem Glauben das kirchenbildende Moment sei, ob die Kirche zuerst Anstalt und dann erst Sammlung der Gläubigen sei, oder ob bei der Bestimmung des Begriffs der Kirche dieselbe mit den symbolischen Büchern und unsern Dogmatikern zuerst und vornehmlich als Versammlung der Gläubigen und dann erst und um deßwillen als Heilsanstalt zu fassen sei, ob auch die Ungläubigen als todte Glieder mit dem Haupte in organischer Verbindung stehen, oder ob man dieselben mit der Apologie verae ecclesiae admixti nennen dürfe, weil sie sonst nicht mehr, wie These 1 richtig sagt, der Leib Christi bleibe, oder ob sie durch die unio mystica d. i. die Vereinigung des dreieinigen Gottes mit den Gläubigen allein, gebildet werde — diese entgegengesetzten Anschaulungen rangen auch hier mit einander.“ Also unter den protestantischen u. z. selbst orthodoxen Theologen, solche waren nämlich auf jener Konferenz versammelt, ist man über die prinzipielle und fundamentelle Frage von dem Wesen der Kirche nichts weniger als im Klaren und in einheitlicher Übereinstimmung. Darum sagt auch Dr. Schenkel geradezu:

¹⁾ Jahrg. 1862. S. 1128.

„Wir haben es zu einer Kirche, die dieses Namens werth wäre, bis auf diesen Augenblick noch gar nicht gebracht, noch nicht einmal einen haltbaren Begriff derselben ermittelt.“¹⁾

Nachdem wir nun auf dem Gebiete des Protestantismus uns vergebens über den Begriff „Kirche“ zu orientiren gesucht haben, wollen wir weiter unsere Forschungen über den Sinn des Ausdruckes „evangelisch“ anstellen.

Da sagt uns denn vor allem der berühmte Stahl: Ge-
bundenheit des Geistes durch kirchliche Einheit und
Autorität der äusseren Glaubensnorm, das ist evangelisch.²⁾ Diese Definition ist aber offenbar zu weit und zu unklar, da ja zum mindesten die katholische Kirche und gerade sie eine kirch-
liche Einheit und eine Autorität der äusseren Glaubensnorm,
durch welche der Geist gebunden ist, besitzt, und man somit
nicht gerade ihr gegenüber den Namen „evangelisch“ für sich in
Besitz nehmen könnte. Auch nimmt sich gegenüber dieser De-
finition ganz sonderbar folgendes Geständniß der Hengsten-
bergischen evangelischen Kirchenzeitung aus: „Dass die evan-
gelische Kirche in Landeskirchen zersplittet ist, deren jede ihre
eigenen Wege geht und man sofort in eine fremde kirchliche
Atmosphäre tritt, sobald man die Grenze überschreitet; dass es,
wenn man das Gesamtgebiet der evangelischen Kirche ins
Auge fasst, an der rechten Einheit selbst in der Verkündigung
des Evangeliums fehlt, und man sogar in derselben Kirche von
ein und derselben Kanzel herab des Nachmittags das Gegentheil
von dem vernehmen kann, was Vormittags als christliche
Wahrheit gepredigt worden ist; dass je nach Umständen und
politischen Konjekturen die kirchlichen Richtungen wechseln: das
sind kaum zu ertragende Nebelstände, und sie sind wesentlich
mit veranlaßt durch den Mangel einer einheitlichen, selbststän-
digen Oberleitung der Kirche.“³⁾

¹⁾ Jörg, Geschichte des Prot. I. Bd. S. 129.

²⁾ Jörg l. c. S. 41.

³⁾ Jahrg. 1863. S. 283.

Da sagen denn wieder andere, das „evangelisch“ beziehe sich auf das Evangelium, d. i. die heilige Schrift zunächst des neuen und dann auch des alten Testamente, und evangelische Kirche sei die Kirche, die sich auf die Schrift als ihr Formalprinzip stützt. Alsdann sind aber alle die vielen Sekten des Protestantismus, die sich alle auf die Schrift als ihr Formalprinzip stützen, so z. B. die Baptisten „evangelisch“ und man müßte den Begriff „evangelische Kirche“ viel weiter fassen, als es von gewisser Seite beliebte.

Wieder andere verstehen das „evangelisch“ in dem Sinne von Schriftgemäßheit, wie diese in den symbolischen Büchern zum adäquaten Ausdruck gekommen ist; aber dann kann ja, um von Anderen hier nicht zu reden, und um namentlich nichts davon zu erwähnen, welch' ein hartnäckiger Kampf sich fortwährend gegen das bindende Ansehen der symbolischen Bücher auf protestantischem Gebiete geltend macht, die katholische Kirche zum Mindesten mit demselben Rechte das Prädikat „evangelisch“ für sich in Anspruch nehmen; denn mehr Autorität oder ein besonderes ausschließliches Privilegium wird doch wohl Niemand den Reformatoren gegenüber dem petro-apostolischen Lehramte der katholischen Kirche im Ernst zusprechen, so daß gerade ihre in den symbolischen Büchern niedergelegte Ansicht der adäquate Ausdruck des Schriftgemäßen sein sollte, während es die von der katholischen Kirche in ihren Bekenntnisschriften hinterlegte Ansicht nicht wäre.

Der Ausdruck paßt also wiederum nicht in einer exklusiven Anwendung. Wollte man aber, um vielleicht die von gewisser Seite beliebte Fassung zu erhalten, die Auffassung von dem Ausdruck „evangelisch“ als „das den symbolischen Büchern gemäße“ mit der früheren Ansicht von der heiligen Schrift als Formalprinzip verbinden und demnach unter der „evangelischen Kirche“ alle jene begreifen, die sich auf die heilige Schrift als ihr Formalprinzip stützen und zugleich die symbolischen Bücher für den adäquaten Schriftausdruck halten, so sieht jeder ver-

nünftige Mensch ein, daß eine derartige Anschauung von den symbolischen Büchern die heilige Schrift als Formalprinzip d. h. als die einzige Regel und Richtschnur für Glauben und Leben zum Mindesten in soweit nothwendig ausschließt, als eben die von einer bestimmten Auktorität gegebene und in den symbolischen Büchern hinterlegte Auslegung und Auffassung der heiligen Schrift die Regel und Richtschnur für Glauben und Leben sein sollte. Sollte demnach diese Auffassungsweise dennoch wirklich festgehalten werden, so müßte nothwendig das eine oder das andere eine bloße Phrase sein. Dazu kommt noch der Umstand, daß das Gebiet dieser „evangelischen Kirche“ gewaltig reduziert würde, wenn aus derselben alle jene ausgeschieden würden, die von einem bindenden Ansehen der symbolischen Bücher als des adäquaten Schriftausdruckes nichts wissen wollen. Auch stellt das Lutherthum einen „etwas andern“ adäquaten Schriftausdruck in seinen symbolischen Büchern dar, als der Calvinismus und Zwinglianismus, und es ist daher schwer einzusehen, wie dessenungeachtet die symbolischen Bücher beider Konfessionen gleichmäßig die Schranken der „evangelischen Kirche“ nach außen gegen die „nicht evangelische Kirche“ bilden sollten, so daß gerade diese beiden Konfessionen zusammen das eine Gebiet der „evangelischen Kirche“ darstellen sollten.

Noch andere sagen, daß „evangelisch“ beziehe sich auf die wesentliche Lehre des Evangeliums, auf die Rechtfertigung allein durch den Glauben, und somit haben alle auf den Namen „evangelisch“ Anspruch, die sich zu dieser Fundamentallehre des Evangeliums bekennen. Aber abgesehen davon, daß hier eben nur vorausgesetzt wird, die Rechtfertigung durch den Glauben allein sei überhaupt eine Lehre und noch dazu die Fundamentallehre des Evangeliums, so kann wieder eine Unzahl von Sekten auf dem Gebiete des Protestantismus unter diesen gemeinsamen Hut gebracht werden.

Theoretisch läßt sich demnach der Begriff „evangelisch“ nicht wohl bestimmen. Schauen wir uns daher um That-

sachen auf dem Gebiete des Protestantismus um; vielleicht werden wir da den gewünschten Aufschluß erhalten.

Da haben wir nun vor allem zu konstatiren, daß seit Einführung der sogenannten Union der Lutheraner und Reformirten in Preußen und anderen protestantischen Ländern für die unirten Gemeinde die Bezeichnung „evangelisch“ gebräuchlich, ja gewissermaßen offiziell wurde. Aber gegen diese Union hat sich seit dem Jahre 1848 eine große Reaktion von Seite der bekenntnißtreuen Lutheraner geltend gemacht; man suchte die Union zu sprengen oder in die lutherische Strömung hineinzuziehen; ja sehr Viele haben sich geradezu von der Union losgesagt und separirte Gemeinden gebildet. Die im Jahre 1856 aus der badischen Union ausgetretene Gemeinde des preußisch-unirten Pastors Rhode zu Isprungen erließ bei ihrem Austritte ein Programm, welches direkt heraussagt: „An der lutherischen Kirche ist das Wesentliche, was sie von der reformirten unterscheidet: den Christus, welchen wir haben, haben die Reformirten nicht.“¹⁾

Von da galt denn auch der Name „evangelisch“ als gleichbedeutend mit „unirt“ für verdächtig. „Dereinst, so schreiben die Stader Pastoren an die Göttinger Fakultät, habe der Name „evangelisch“ eine staatsrechtliche Bedeutung gehabt, seitdem aber das römische Reich deutscher Nation dahin war, gebrauchte man den Namen evangelisch, um mit kirchlicher Taschenspielerkunst etwas Nagelneues einzuschwärzen, die Union.“²⁾

In Bayern bildeten die „Evangelischen“ seit 1853 die Partei des positiven Unionismus gegenüber der lutherischen, evangelisch-lutherischen und freigemeindlichen Partei.

Eine andere Thatsache auf protestantischem Gebiete ist der Berliner-Kirchentag von 1853. Daselbst wurde durchgesetzt, daß, freilich mit den nöthigen Klauseln und Verwahrungen die Reformirten und Unirten die spezifisch-lutherische unveränderte Augsburger Konfession von 1530 als gemeinsames

¹⁾ Vörg l. c. 1. Bd. S. 97.

²⁾ Vörg l. c. 1. Bd. 1. S. 96.

Symbol annahmen, und daß die Lutheraner mit den Reformirten und Uniten eine Konföderation bilden sollten, der man den Namen „deutsch-evangelische Kirche“ gab.¹⁾ Doch schon im nächsten Jahre erklärten die Reformirten auf dem Frankfurter Kirchentag in einer Spezialkonferenz die Konföderation, zu der sich 1853 Reformirte und Lutheraner die Bruderschaft gegeben und die die Augustana als gemeinsames Symbol aufgestellt, als schlau eingerichtetes Instrument der lutherischen Strömung, und sie gründeten einen eigenen Verein zur Wahrung und Vertheidigung der Interessen der reformirten Konfession.²⁾ Die sogenannte streng orthodoxe Partei, wie z. B. die Lutheranischen und Evangelisch-Lutherischen hatten sich zuerst nicht an diese deutsch-evangelische Kirche angeschlossen.³⁾ So ging also die Konföderation der deutsch-evangelischen Kirche bald wieder in Trümmer, nachdem sie ohnehin nur einzelne Parteien umfaßt hatte.

Ein drittes Faktum endlich, das wir uns noch zur Orientierung in unserer fraglichen Sache ansehen wollen, ist die offizielle Berufung der evangelischen Allianz nach Berlin im Jahre 1857. Dieselbe hat ihren eigentlichen Geburtstag auf einer Versammlung zu London im Jahre 1846, wo man beschloß, eine Weltkonvention zu gründen, welche durch brüderliche Harmonie der Sekten die protestantische Kirche darstellen sollte. Auf streng subjektivistischem Standpunkte stehend waren derselben gleich vom Anfange an mit besonderer Vorliebe die Baptisten beigetreten. Diese evangelische Allianz wurde denn vom verstorbenen Könige von Preußen eingeladen, im Jahre 1857 ihre Jahresversammlung in Berlin abzuhalten, um da einen Anschluß der deutschen Protestanten an die Allianz zu Stande zu bringen. Doch das Ziel wurde nicht erreicht. Es schlossen sich an dieselbe nur jene Parteien an, welche mehr

¹⁾ Jörg Geschichte des Prot. 1. Bd. S. 89.

²⁾ Jörg l. o. S. 109.

³⁾ Jörg l. o. S. 190.

oder weniger auf dem subjektivistischen Standpunkte standen, so die positiven Unionisten; dagegen fand sie in den getreuen Anhängern des Konfessionalismus und des Neulutherthums entschiedene Gegner, die sich bestimmt gegen dieselbe verwahren, so daß es uns auch hier nicht erlaubt ist, eine evangelische Kirche im Sinne der evangelischen Allianz als die Gesamtheit der durch die Lehre von der sola fides und der clara et sufficiens scriptura Vereinigten anzunehmen.

So geben uns also auch die betrachteten Thatsachen auf dem Gebiete des Protestantismus keinen Aufschluß über die Bedeutung des Wortes „evangelisch“ und somit auch keinen über den Sinn des Ausdrückes „evangelische Kirche“ auf dem Gebiete des Protestantismus. Es erhebt demnach klar und deutlich, daß „evangelische Kirche“ eben nur ein Schlagwort unserer Zeit ist, das man gegenüber der katholischen Kirche im Munde zu führen beliebt, während es auf eigenem Grund und Boden nicht immer und nicht überall den besten Kredit hat; wenigstens entspricht demselben in Wahrheit nur ein negatives Verhältniß, d. i. der Gegensatz zur katholischen Kirche, nach einer wahren positiven Realität aber sucht man vergebens. So z. B. sagte, um nur auf das Hauptland des protestantischen Deutschland hinzuweisen, der Generalsuperintendent Hahn auf den November-Konferenzen in Berlin im J. 1856: „Die Union habe das gerade Gegentheil ihres Zweckes erreicht, denn man habe jetzt statt zwei Kirchen (lutherische und reformirte) drei (lutherische, reformirte und unita), ja sogar fünf (je nach der mehr positiven oder negativen, mehr oder weniger exklusiven Union) und noch dazu seien 50.000 Altlutheraner aus der Kirche hinausgedrängt.“¹⁾ Erwägt man nun noch, daß die evangelische Allianz auch die verschiedenen Schattirungen der Baptisten in sich begreift, so ist es klar, daß der Name „evangelische Kirche“ in Preußen wenig mehr als den Gegensatz zur katholischen Kirche ausdrückt.

¹⁾ Vörg l. c. Bd. 1, S. 304.

Da uns aber demnach durch den Sprachgebrauch des Protestantismus kein Aufschluß wird über den wahren Sinn des Ausdrückes „evangelische Kirche“, so sind wir schon genötigt, uns einfach an die Ethymologie zu halten, und da nun „Evangelium“ nichts anders sagen will als die frohe Heilsbotschaft, die uns Christus gebracht und die im alten Bunde vorbereitet war, und da man weiter mit dem Worte Evangelium die heilige Schrift zunächst des neuen Testamentes und im weiteren Sinne auch die des alten Testamentes bezeichnet, so wird jene Kirche mit Recht als die evangelische bezeichnet werden können, welche die frohe Heilsbotschaft Christi fortsetzt und als solche von der heiligen Schrift bezeugt wird. Mit dieser allgemeinen Definition wollen wir uns denn für jetzt begnügen; in einem weiteren folgenden Aufsätze soll dargethan werden, wie die Kirche beschaffen sein muß, welche in Wahrheit sollte „evangelisch“ genannt werden können. Dr. Sprinzl.

Gedanken über „Nationalität.“

„Was geht mich Politik an!“ sagt oft der Moralist. „Was kümmert mich Moral?!“ spricht der Politiker. Beide kehren sich den Rücken; ein jeder geht seinen Weg. Zu welchem Ziele führen solche Grundsätze?

Die Menschheit ist durch das Naturgesetz in Nationen, Familien und Individuen gegliedert; das positive Gesetz hat sie in Staaten, Gemeinden und Bürger gesondert. In und zwischen allen diesen Körpern muß Ordnung sein zur Erreichung ihrer Bestimmung. Die oberste Norm der sittlichen Weltordnung oder des zu ordnenden sittlichen Lebens der Menschheit ist der Wille Gottes. Moral und Politik haben Ein und dasselbe Objekt und Ein und denselben Zweck mit dem Willen Gottes; beide sind also Theile dieser obersten Norm, und dürfen

daher nie mit ihr noch untereinander in Widerspruch kommen. Eben so wenig dürfen die Subjekte der Moral und Politik im Widerspruch mit dem Subjekte der obersten Norm konträre Ziele verfolgen; vielmehr sollen Moralist und Politiker Hand in Hand einen und denselben Weg gehen; der Politiker soll seine Grundsätze stets mit der Wage des Moralisten und dieser hinwiederum seine Prinzipien mit jener des Politikers wägen.

Es sage also der Moralist nicht: „Was geht mich Politik an?“, wenn z. B. das Wort „Nationalität“ mit magischer Kraft die Köpfe der Politiker verrückt. Wohl sehe er sich nicht um die Waffen um, mit denen die Nationalitäts-Politiker gegen Kirche und Staat in den Kampf ziehen; aber er suche eifrigst die oberste Norm der nationalen und internationalen Weltordnung Gottes, um jenen die Köpfe wieder zurecht zu richten, und ihre Waffen unschädlich zu machen.

Was ist Nationalität? Welche sind die wahren nationalen und internationalen Grundsätze?

Halte ich Bücherschau, um mir den Begriff Nationalität klar zu machen, so sagt mir v. Moy im Kirchenlexikon von Weizer und Welte: „Nationalität ist, im objektiven Sinne aufgefaßt, der gesamte Bestand eines Volkes, im subjektiven Sinne ist es das Bewußtsein davon, d. h. das innige Durchdrungensein aller Einzelnen im Volke von dem Gedanken und Gefühle, daß sie einem so gearteten Ganzen mit Blut, Leben, Vortheil und Pflicht angehören. Nationalität setzt also in den Einzelnen, die sie umfaßt, voraus: Gemeinschaft des Blutes und der Abstammung, Gemeinschaft der Sprache, der Sitten und des Rechtes, Gemeinschaft der durch den Wohnort und Nahrungserwerb begründeten und bedingten Interessen, Gemeinschaft des politischen und des religiösen Verbandes. . . . Zur Begründung der Nationalität gehören also ursprünglich drei Dinge: 1. gemeinsame Religion; 2. Familienverband oder gemeinsame Abstammung und Sprache; 3. materielle Nothwendigkeit des Zusammenhaltens und Zusammenwirkens im Erwerb

und Austausch der Lebensbedürfnisse, zur gemeinsamen Vertheilung. Dieses letztere Moment, der materiellen Nothwendigkeit, ist so wesentlich und unerlässlich, daß da, wo es wegfällt, selbst eine schon begründete Nationalität sich nicht ferner zu erhalten vermag.“ So v. Moy.

Herders Konversations-Lexikon sagt, man verstehe unter Nationalität den „National-Charakter, die Volkseigenthümlichkeit, die Eigenschaften eines Volkes, denen gemäß es seine Einrichtungen und Sitten ausbildet, und zum Theil auch seine Schicksale bestimmt.“ Zu den konstitutiven Elementen zählen darin Sprache, Sitte und Religion. Ich suche noch bei Luigi Taparelli Rath. Dieser sagt in seinem Werke: „Theoretische Untersuchung des Naturrechtes,“ B. II. pag. 572, „Nationalität ist jene Eigenthümlichkeit, jener Charakter, nach welchem eine Vielheit von Personen Nation genannt wird,“ und kommt nach längerer Reduktion zu dem Schlusse: „Einheit des Blutes und der Sprache sind demnach die wesentlichen Merkmale der Nationalität.“

Ich habe oben gesagt: Die Menschheit ist nach dem Naturgesetze in Nationen, Familien und Individuen gegliedert. Diese Gliederung nehme ich zum Ausgangspunkte meiner Definition. Bei jedem menschlichen Individuum unterscheide ich das Wesen und die Form. Das Wesen, d. i. das allgemein Menschliche, hat Ein menschliches Individuum mit jedem andern menschlichen Individuum gemein, und es sind in dieser Hinsicht auch sämmtliche die Menschheit bildenden Familien und Nationen einander gleich. Durch die Form unterscheidet sich Ein menschliches Individuum von jedem anderen menschlichen Individuum. Die Form ist das Gepräge des Wesens eines Individuums, der Charakter desselben im eigentlichen Sinne des Wortes, das Eigenthümliche desselben, und dieses Gepräge, dieser Charakter, dieses Eigenthümliche eines Individuums ist es, was man Individualität nennt. So kann man auch in jeder Familie, welche eine durch die göttliche Vorsehung gemachte Kombination von wenigstens drei Individuen (Eines Mannes, Eines Weibes

und eines Kindes) ist, das Wesen und die Form unterscheiden. Diese Letztere ist der Inbegriff der Eigenthümlichkeiten der die Familie bildenden Individuen, ich möchte sie (man erlaube mir zur kurzer Bezeichnung den Ausdruck) Famillialität nennen. Zahlreiche durch eigenthümliche Bände sichtlich zu einem Ganzen verbundene Individuen und Familien bilden eine Nation.

Die Summe der Individuen- und Familien-Eigenthümlichkeiten nun, oder der Inbegriff der Individualitäten und Famillialitäten ist die Nationalität.

Jedes menschliche Individuum ist ein Doppelwesen, und da ein jedes dieser Wesen seine eigenthümliche Form hat, auch Doppelform. Die Eigenthümlichkeiten eines jeden menschlichen Individuums lassen sich daher in zwei Klassen theilen, in die geistigen und leiblichen. Jede dieser zwei Klassen läßt sich wieder verschiedenartig sondern. Die Sonder-Charaktere eines Individuums, welche die Elemente der Individualität sind, springen so in die Augen, daß ihre Aufzählung überflüssig ist. Schließt man nun von den Elementen der Individualität auf die Elemente der Famillialität und von beiderlei Elementen auf die der Nationalität, so kann man wohl mit gutem Grunde behaupten: Sitten, Sprache und Literatur, gemeinschaftliche Abstammung, nationale Blutsverwandtschaft, Farbe und Konstitution des Körpers, Gesichts-Typus, Lebensart, Gewohnheiten und Gebräuche in Nahrung, Kleidung und Wohnung sind die konstitutiven Elemente der Nationalität. Es versteht sich von selbst, daß die Nationalität, so oft von ihr gesprochen wird, ihren Träger, die Nation, zur Voraussetzung hat.

Bei nur oberflächlichem Vergleiche der oben zitierten Definitionen mit dieser meiner Definition findet der Leser, daß bei dieser unter den konstitutiven Elementen der Nationalität namentlich die Gemeinschaft der Religion und die Gemeinschaft des politischen Verbandes nicht auftauchen. Die Religion als solche, besonders die katholische, scheint mit um ihrer Göttlichkeit willen nicht geeignet, bei verschiedenen Nationen in einem anderen

Charakter aufzutreten, und sie kann in Folge ihres Wesens und ihrer Bestimmung, um ihrer Übernatürlichkeit und ihrer Katholizität willen nicht in den Grenzen der Nationalität eingeschränkt bleiben. Die Gemeinschaft des politischen Verbandes gehört nicht zu den konstitutiven Elementen der Nationalität, weil Staat und Nation verschiedene Körperschaften sind, die, wie die Geschichte beweist, selbstständig bestehen können.

Nach dieser Bildung des Begriffes „Nationalität“ erlaube ich mir einige nach meiner Meinung mit dem natürlichen und positiven göttlichen Gesetze harmonirende, die nationalen und internationalen Verhältnisse betreffende Grundsätze aufzustellen, die, wenn sie allgemeine und allseitige Anerkennung fänden, mächtig zur Pazifizirung der ganzen Völkerfamilie d. i. der gesamten Menschheit beitragen müßten.

1. Jede Nation ist eine moralische Person mit dem angeborenen Typus der Nationalität, deren oberste Lebensnorm die wahre Religion sein soll: „Euntes ergo docete omnes gentes... docentes eos servare omnia, quaecunque mandavi vobis.“ Matth. XXVIII. 19.

2. Jede Nationalität verdankt ihr Dasein dem Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt: „Quando dividebat Altissimus gentes, quando separabat filios Adam constituit terminos populum.“ Deut. XXXII. 8.

3. Hauptzweck Gottes bei Erhaltung der Nationalitäten ist in objektiver Beziehung unzweifelhaft Verhinderung einer allgemeinen Korruption der Menschheit: „Venite igitur, descendamus et confundamus ibi linquam eorum, ut non audiat unusquisque vocem proximi sui.“ Gen. XI. 7.

4. Jeder Versuch zur Ausrottung einer Nationalität ist ein Versuch, die Weltordnung Gottes zu alteriren: „Dicite in gentibus, quia Dominus regnavit.“ Ps. XCV. 10.

5. Jede Nation hat auf Grund des Naturgesetzes und des positiven Gesetzes der Liebe die Pflicht und das Recht der vollen Selbsterhaltung. „Diliges... te ipsum!“ Matth. XXII. 39.

6. Jede Nation besitzt nachahmungswürdige Tugenden und verabscheuungswürdige Laster; d'rüm ergeht an jede die Aufrichterung: „*Nosce te ipsum!*“

7. Jeder Nation gilt das natürliche und positive Gesetz: „*Perfice te ipsum!*“

8. Jede Sprache ist eine Sprache des heiligen Geistes, da er sich einer jeden bedient, um die „*Magnalia Dei*“ zu lehren. „*Repleti sunt omnes Spiritu sancto, et cooperunt loqui variis linguis, prout Spiritus sanctus dabat eloqui illis:*“ Act. II. 4.

9. Farbe und Konstitution des Körpers, Gesichts-Typus sind unmittelbar Naturprodukte, mittelbar Gebilde Gottes: „*Natura jussum Dei, quo res est, in quod est, agit, quod agere jussa est.*“ Van Helmont. „*Istenadta!*“ (wörtlich Gott hat sie gegeben) sagt der Magyar über eine häßliche Gestalt.

10. Form und Farbe der Kleidung ist ganz indifferent, wenn nur diese den moralischen, physischen, ästhetischen und sozialen Zwecken entspricht.

11. Die nationalen und internationalen Rechte und Pflichten sind, da die Nation eine durch die göttliche Vorsehung gemachte Kombination zahlreicher Individuen zu einer moralischen Person ist, den individuellen und interindividuellen ähnlich; man schließe daher in speziellen Fällen zum Behufe der Eruirung jener von den individuellen und interindividuellen Rechten und Pflichten auf die nationalen und internationalen.

12. Nationen- und Staaten-Systeme können in und neben einander bestehen und sich entwickeln; denn die strikten nationalen Rechte und Pflichten kollidiren ihrer Natur nach nicht mit den strikten politischen Pflichten und Rechten. Es kann, wie die Geschichte beweist, ein Staat mehrere Nationen ganz oder theilweise in sich schließen, und hinwiederum kann eine Nation in mehrere Staaten getheilt sein.

13. Jede Nation ist ein Theil der Kirche. „*Da das Evangelium nichts anders ist als die Berufung der Völker zur Einheit der Kirche, so verhalten sich Nation und Kirche im*

Herzen des Katholiken wie der Theil zum Ganzen; und wie der Theil zum Ganzen geordnet ist, so ist in der Idee des Katholizismus die Nation zur Kirche geordnet.“ Taparelli V. II. pag. 593.

Daher hat auch Pius IX. den Irrthum verworfen: „Institui possunt nationales Ecclesiae ab auctoritate Romani Pontificis seductae planeque divisae.“ Syllabus XXXVII.

14. Die Pflichten jeder Nationalität gegen Gott sind die Summe der Pflichten der dieselbe bildenden Individualitäten.

Neberhaupt nur dann wird der Welt der dauerhafte Friede werden, wenn die ewigen, unveränderlichen Prinzipien der Weltordnung Gottes allseitig zur Anerkennung und Durchführung gelangen.

Studium dieser Prinzipien, ohne welches eine Anerkennung derselben nicht möglich ist, und Studium der Nationalitäten, ohne deren Kenntniß eine gerechte Durchführung derselben stets eine Fiktion sein wird, thut daher in unserer friedelosen Zeit vor Allem noth. Die Kenntniß Beider aber wird ohne gegenseitige Liebe nichts nützen. Jedermann schreibe sich daher auch bezüglich der Nationalitäten das Gesez ins Herz: „Diliges proximum tuum sicut te ipsum!“ dann wird er bald mit dem Psalmisten David sagen können: „Mihi alienigenae amici facti sunt.“ Ps. CVII. 10.

H.

Pfarrkonkursfrage.

Wie hat der Pfarrer vorzugehen, wenn bei ihm auf Grund eines angeblichen Eheverslöbnisses eine Einsprache gegen eine Verehelichung erhoben wird?

Wenn zwei Personen bereits vor dem Pfarrer die nöthigen Schritte gethan haben, um sich zu ehelichen, vielleicht die Bekündigung der Ehe schon stattgefunden hat, und wenn dann von einer dritten Person gegen diese Verehelichung bei ihm

Einsprache auf Grund eines angeblichen Eheverlöbnisses erhoben wird, hat er folgenden Gang einzuhalten:

1. Sieht er, daß das angebliche Eheverlöbnis offenbar ungültig ist, z. B. weil das Hinderniß der Verwandtschaft vorhanden, oder weil das Eheversprechen nur ein einseitiges war, oder weil ohne Eheversprechen nur eine impregnatio oder copula carnalis stattgefunden hat, so wird er die Beteiligten belehren und die klagende Person mit ihrer Einsprache abweisen. Nur, wenn diese sich ausweisen, sie habe eine Klage gerichtlich anhängig gemacht, müßte der Pfarrer einstweilen die anderweitige Trauung verschieben.

2. Hält der Pfarrer das Verlöbnis, auf dessen Grund bei ihm Einsprache geschieht, offenbar für gültig, oder ist die Gültigkeit nur wahrscheinlich, so hat er zunächst zwischen den Parteien (dem klagenden und dem geklagten Theile) eine gütliche Ausgleichung zu versuchen. Den (wie hier vorausgesetzt wird, grundlos) zurücktretenden Theil wird er an seine heilige Pflicht erinnern. Helfen diese Ermahnungen nichts, so wird er den schuldlosen d. h. den klagenden Theil zum Rücktritte zu bewegen suchen, namentlich durch die Vorstellung, daß die Ehe mit dem verweigernden Spontenten kaum glücklich sein würde, und ein Zwang auf Eingehung der Ehe nicht stattfinden könne. Vielleicht verständigen sich beide Theile über einen Entschädigungsbetrag.

Wenn der Ausgleichungsversuch vergeblich ist, steht es den Parteien frei, die Sache an das Ehegericht zu geben. Pflicht des Pfarrers ist dieses nicht; wohl ist es aber gut, wenn er über den Ausgleichversuch mit den Parteien ein kurzes Protokoll aufgenommen hat. Denn wird die Klage beim Ehegerichte anhängig gemacht, so kann er dieses Protokoll einsenden. Sonst würde das Ehegericht nach §. 107 der Anweisung für die geistlichen Gerichte Oesterreichs ihn wieder anweisen, durch Vorstellungen und Ermahnungen väterlich einzuwirken. Inzwischen sifft der Pfarrer, wenn nicht das Aufgebot, doch gewiß die anderweitige Trauung.

Beim Ehegerichte kann nun entweder der gekränkte (oder flagende) Theil sein Klagegesuch anbringen, oder es kann der beklagte Theil um Auflösung der Sponsalien ansuchen.

3. Wenn aber der zurücktretende Theil behauptet, er habe das Recht vom gütig eingegangenen Verlöbnisse zurückzutreten? Hier ist zu unterscheiden:

a) Liegt eine Thatsache vor, die zuverlässig gewiß ist, z. B. Untreue des andern Spondenten, gänzliche Aenderung seiner Verhältnisse u. dgl., und die zugleich rechtlich genügend d. h. zum Rücktritt berechtigend ist, wird der Pfarrer den Einspruch Erhebenden belehren, daß seine Protestation ganz unnütz sei, wird die Verkündigungen fortsetzen, außer er erhielte ein Inhibitorium vom Ehegerichte.

b) Sind die Thatsachen, auf welche sich der zurücktretende Spondent beruft, nicht ganz gewiß, oder sind sie rechtlich nicht zureichend, muß die Sache untersucht werden, und ist an das Ehegericht zu leiten.

Auch in diesen Fällen ist es wieder zu wünschen, daß der Pfarrer über seine Verhandlung mit den Parteien ein Protokoll aufgenommen habe.

Wir knüpfen hierin einen, nicht mehr ganz in der Frage liegenden Kasus.

A will sich mit B verehelichen. Sie haben auch bereits vor dem Pfarrer und zwar vor Zeugen das Eheverlöbniß gemacht, sind auch schon zwei oder einmal verkündet worden. Da kommt am Vorabend vor der 2. oder 3. Verkündigung A zum Pfarrer, sagt, er trete zurück und sagt die weitere Verkündigung ab. Der wahre Grund, den er aber nicht angibt, ist, daß Verwandte aus pecuniären Rücksichten ihn, der etwas unbeständigen Charakters ist, von der Verehelichung mit B abgeredet haben; der ostensible Grund ist, weil B ihn nicht recht möge, indem sie so lange ihm nicht das Jawort zur Verehelichung habe geben wollen.

Frage:

1. Kann B, wenn sie will, ein Klaggesuch anbringen? Allerdings; denn aus dem gütigen Eheverlöbnisse entspringt die obligatio sponsalitia, die viel gewichtiger ist als die bloße obligatio moralis, und vermöge welcher der Spondent sein gegebenes Wort halten soll. Wie der heilige Alphonsus sagt: „Sponsalia obligant sub gravi ad contrahendum matrimonium.“ Uebrigens wie die Anweisung §. 109 sagt, ist auf jene, welche sich weigern, ihr im Eheverlöbnisse gegebenes Wort zu erfüllen, nicht sowohl durch Zwang als durch Ermahnung zu wirken.

2. Kann B auf Entschädigung klagen? Allerdings, nicht bloß auf damnum emergens, vielleicht auch auf lucrum cessans.

3. Kann B Einsprache erheben gegen des A anderweitige Verehelichung? Ja wohl; und nun käme es darauf an, ob A einen hinreichenden Grund zum Rücktritte beweisen könne; denn der vorgegebene wird wohl kaum ein rechtlich genügender sein.

4. Wenn gar nichts weiter in der Sache geschieht, und A kommt nach einigen Monaten oder nach 1—2 Jahren zum Pfarrer, um seine Verehelichung mit einer anderen Person C zu melden: hat der Pfarrer abzuwarten, ob B eine Einsprache erhebe? Nein. Der Pfarrer hat selber gleich dem A zu sagen, daß, wenn nicht auf irgend eine Weise das Eheverlöbniß gelöst wurde, seiner vorhabenden Ehe nach §. 57 der Anweisung das impedimentum impediens des Eheverlöbnisses im Wege stehe. Hier weiß der Pfarrer schon, daß es der Fall sei. Er hat ja in andern Fällen ohnehin beim Brautexamen auch zu erforschen, ob nicht einer der beiden Ehekontrahenten ein Eheverlöbniß früher bereits gehabt habe, das noch nicht gütig aufgelöst ist. In jedem solchen Falle muß der Spondent, der zu einer andern Ehe übergehen will, zeigen, daß er von der Verbindlichkeit des früheren Verlöbnisses entbunden sei.

5. Kann der ungetreue Spondent, der zu einer anderweitigen Ehe übergehen will, selber einschreiten, um das aus seinem bisherigen Verlöbnisse entspringende Eheverbot zu besei-

tigen? Ja wohl kann er selber die nöthigen gesetzlichen Einleitungen zur Hebung desselben thun, d. h. er kann um die gerichtliche Auflösung des bestehenden Sponsale nachsuchen und zu dem Behuße an das Chegericht sich wenden.

Gespräch über Missa de Sponso et Sponsa.

A. Nun Du hast ja heute schon wieder eine Kopulation gehabt!

B. Und noch dazu eine sehr noble. Bist Du mir etwa neidig?

A. O! ganz und gar nicht. Mir ist eine Kopulation eine der beschwerlichsten Funktionen in der Seelsorge. Lieber ein Versehgang um Mitternacht.

B. Warum nicht gar. Da könnt ich nicht einverstanden sein Aber, warum soll denn diese Funktion so beschwerlich sein?

A. Die Beschwerde wäre eben nicht so groß, aber die Unfälle, die dabei stattfinden, und die nun einmal nicht zu ändern sind, kann ich nicht vertragen.

B. Nun mit Klugheit lässt sich gar manches ändern, wenn auch nicht Alles auf Einmal.

Da hatten z. B. in meiner Pfarre die Ministranten die Gewohnheit, nach der Kopulation mit einem alten Missale Defunctorum eine Art Sammlung zu halten. Sie hielten den Brautleuten und Gästen das offene Buch hin, und diese legten nach vielfältig faden Neckereien und lautem Gelächter ein paar Kreuzer zuletzt hinein. Ich befahl ihnen einfach, mit einem Teller beim Einzug sich beim Altar aufzustellen, wenn die Hochzeitleute zum Opfer gehen, und sie bekommen jetzt mehr als früher, und anstatt des unschicklichen Scherzes im Hause Gottes, wird jetzt, bis die Einschreibung vollendet ist — Niemand in seiner Andacht gestört.

A. Ja, Du hast halt auch überhaupt besondere Sachen, auch bei Hochzeitämtern, die mir nicht recht passen. Diese Missa

de Sponsa macht mir zu viele Umstände. Die Leute werden verwirrt, auch der Schullehrer kennt sich nicht aus — bald Gloria, bald keines — bald Ite — bald Benedicamus. Dann diese Benediktionen! Wer kann es schüchternen Brautleuten zumuthen, mehreremal zum Altar zu gehen — ist Einmal schon eine Tortur. Und für den Priester, welche Verlegenheit! Wer soll ihm das Missale vorhalten, nach dem Pater noster — und Benedicamus! Unsere Ministranten sind zu ungeschickt. Darum laß ich das Alles bleiben — ist sonst allweil so gewesen — und lese die Missa de festo, wozu all diese Weitläufigkeiten?

A. Gerade so, lieber Mitbruder! hab' ich mehrere Jahre auch gedacht. Es gefiel mir diese Benediktion, aber ich konnte mich der vielen Gründe wegen, die Du eben vorbrachtest, nicht entschließen, die Missa de Sponsis genau nach den Rubriken zu persolviren. Da ich aber durch das Diöz. Blatt 1856 aufmerksam gemacht wurde, daß es im Interesse der Einheit sehr zu wünschen wäre, daß Hochzeitmessen nach den bestehenden Rubriken überall gleichmäßig gehalten würden, auch im Salzburger Kirchenblatt gelesen habe, daß an Tagen, wo diese Votiv-Messe stattfindet, und die Brautleute wirklich eleemosinam ad Mis. celebr. gegeben haben, die Missa pro spons. genommen werden müsse und zwar nach den im Directorium bemerkten Vorschriften, so dachte ich darüber nach, wie sich die Sache am leichtesten machen, und diese kirchliche Ordnung einführen ließe. — Um das öftere Hingehen der Brautleute zu erleichtern, ordnete ich an, daß alle Hochzeitgäste in den Kirchensitzen im Presbyterio Platz nehmen sollten; den Brautleuten sagte ich, sie sollten sich nahe am Speisegitter ihre Plätze wählen, und nach der Wandlung zu demselben hinkneien (wäre das nicht thunlich, so könnte man ihnen ehrenhalben einen Betschimmel bereiten, in der Nähe des Altares) und da sie ohnehin nach der heiligen Kommunion des Priesters das heilige Sakrament des Altares empfangen, bis zum Ende des Hochzeitsamtes dort knieen bleiben. Um keine Unannehmlichkeiten mit dem Missale zu haben, schrieb ich mir diese zwei

Benedictionen am Ende des kleinen Rituales in dasselbe hinein, lege sie mir nach der Kopulation — vor dem Amte auf die Epistelseite neben und hinter der Missale, nimm dasselbe, ohne nach der Wandlung Daumen und Zeigefinger zu trennen, und lese in tono feriali gegen die Brautleute gewendet. Dem Schulmeister erkläre ich einfach, heute ist Gloria, Credo, Ite oder nicht, aus diesem und jenem Grunde, und so ist alle Schwierigkeit gehoben; und die Leute sagen: Wenn's doch bei uns auch so wäre.

B. Nun, in Gottes Namen. Ich muß es doch auch probieren, um der lieben Einigkeit wegen.

Hieran mögen sich einige rubrizistische Bestimmungen der Kirche anreihen; eine eingehendere Erörterung dieser Materie wird einem späteren Artikel vorbehalten.

Nach dem Wunsche der Kirche sollte zur eigentlichen Eheschließung (Trauung) auch noch die feierliche Segnung (benedictio nuptiarum) und die Celebration der Votivmesse pro sponso et sponsa hinzukommen. Es gibt aber Fälle, in denen sowohl die feierliche Segnung als auch die Celebration der Votivmesse nicht zulässig sind, und es gibt Fälle, in welcher wohl die benedictio nuptiarum gegeben wird, aber die Celebration der Votivmesse unterbleibt. Sehen wir zuerst auf die feierliche Einsegnung.

I. Man versteht darunter jene Gebete, welche im Missale in der Votivmesse pro sponso et sponsa vorkommen.

Die Rituale einiger Diözesen geben aber einen besonderen Modus an für die Fälle, wo die benedictio nuptiarum nicht in Verbindung mit der heiligen Messe ertheilt wird, was aus genügenden Ursachen gestattet ist, da die Brautleute nicht gezwungen werden können, den Segen während der Messe zu empfangen. Es frägt sich nun, wann darf diese benedictio, sei es innerhalb, sei es außer der Messe nicht gegeben werden?

Die benedictio ist nicht gestattet:

1. Wenn die Braut Witwe ist und die Benediction schon empfangen hat; in dem Falle, daß ein Witwer eine bisher noch

Unverehelichte heirathet, ist die bestehende Gewohnheit zu beobachten. Wo die Gewohnheit besteht, die Ehe eines Witwers mit einer bisher noch Unverehelichten einzusegnen, kann dieselbe beibehalten werden, was auch der Natur der Sache entspricht, da die Segensworte vorzüglich die Braut angehen; hätte eine Witwe bei ihrer ersten Verheirathung die Benediktion nicht erhalten, z. B. wenn sie früher Protestantin gewesen, so wird die Benediktion ebenfalls gegeben.

2. Wenn die Eheschließung in verbotener Zeit stattfindet (*tempore clauso*), in diesem Falle soll die *benedictio nuptiarum* bis nach Ablauf der verbotenen Zeit verschoben werden.¹⁾

3. Wenn eine gemischte Ehe, obwohl mit päpstlicher Dispens geschlossen wird; denn die Kirche mißbilligt solche Ehen, wenn sie auch aus wichtigen Gründen und unter den nöthigen Garantien dispensirt.

II. Mit Ausnahme der erwähnten Fälle soll die Einsegnung immer vorgenommen werden, (*Cong. conc. 2. Oct. 1593*), und zwar, wo möglich in Verbindung mit der heiligen Messe (*Congr. conc. 13. Juli 1630*). Die Kirche hat zu diesem Behufe ein eigenes Messformular angeordnet, nämlich die *Votivmesse pro sposo et sponsa*, die vor andern Privativotivmessen sehr bevorzugt ist. Es frägt sich nun, wann darf diese *Missa pro sposo et sponsa* nicht genommen werden?

1. Sie darf ohne Rücksicht auf die Tagesfeier nicht genommen in allen Fällen, wo die *benedictio nuptiarum* verboten ist; vide I. In diesen Fällen unterbleibt auch die *Commemoratio* aus der Messe *pro sposo et sponsa*, und wenn eine Messe verlangt wird, so wird die Messe *de die* gelesen, oder auch, wenn der Tag für Privativotivmessen frei ist, nach der besonderen Devotion der Brautleute eine andere *Votivmesse* gelesen.

2. Durch die Tagesfeier ist die *Celebration* der *Votivmesse pro sposo* gehindert: a) an allen Sonn- und gebotenen Festtagen, b) an den Festen I. und II. Cl., c) in den Oktaven

¹⁾ *De Herdt* tom. 3. p. 299.

von Epiphaniä und Pfingsten, d) in die octava des Frohnleich-namfestes, e) in der Vigil von Pfingsten. An allen übrigen Tagen mit Ausnahme der geschlossenen Zeit ist sie erlaubt.

3. Der Priester ist nicht verpflichtet, die Votivmesse pro sponso et sponsa zu lesen, obwohl die Celebration derselben durch nichts gehindert wäre, wenn die Brautleute kein Meß-Stipendium gegeben haben; er kann in diesem Falle die Lages-messe oder, wenn kein dies impeditus ist, eine Votivmesse nach seiner Intention lesen. (Congr. R. 1. Sept. 1841.)

So oft nun das Meßformular pro sponso et sponsa nicht genommen wird, aber die feierliche Segnung der Ehe erlaubt ist, und in Verbindung mit der Meßfeier vorgenommen wird, muß mit der Messe die Kommemoration der Brautmesse sub distincta conclusione verbunden werden, auch an den Festen I. und II. Cl., und zwar nach den von den Rubriken vorgeschrie-benen Orationen, jedoch immer vor der etwa zu nehmenden oratio imperata. Nebst dieser Kommemoration der Brautmesse sollen unter obiger Voraussetzung auch die in letzterer enthaltenen Orationen pro benedictione nuptiarum, in welchen die Benediction der Ehe sich fortsetzt und vervollständigt, nämlich: „Propitiare“ — „Deus, qui potestate“ — „Deus Abraham“ am betreffenden Orte eingeschaltet werden. So verlangt es die Rubrik, welche im römischen Missale der Brautmesse vorangestellt ist.

„Si benedictio nuptiarum facienda sit die Dominica u. s. w. — et cum commemoratione sequentis missae pro sponso et sponsa et cum reliquis, quae pro communione et complemento bene-dictionis in ea habentur.“

III. Wenn weder die (in n. I.) erwähnten Umstände hindernd eintreten, noch die Lagesfeier (wie n. II.) die Celebration der Braut-messe ausschließt, und wenn von den Brautleuten ein Meßtipendium gegeben worden ist, so soll auch das Votivmeßformular genom-men und alles beobachtet werden, was dort vorgeschrieben ist; dieses ist zu entnehmen aus der Rubrik, die besagt: Si benedicenda sint nuptiae, parochus missam pro sponso et sponsa celebret.

Die Votivmesse ist immer, sie mag still gelesen oder als Amt gesungen werden, eine missa votiva privata, daher ohne Gloria und Credo.

IV. Wird der Brautsegen während der Messe ertheilt, sei es nun, daß die Votivmesse, sei es, daß eine andere Messe genommen werden muß, so ist, kurz angedeutet, folgendes zu beobachten: Nach dem Pater noster knieen sich die Brautleute vor dem Altare nieder, der Priester macht die Genusflexion, begibt sich auf die Epistelseite und spricht zu den Brautleuten hingewendet mit gefalteten Händen über sie die Orationen. Bei dem Worte „Iesum Christum“ verneigt er sich gegen das heiligste Sakrament, und wenn er von der Mitte des Altars weggeht oder wieder zurückkehrt, soll er Acht haben, daß er nicht den Rücken dem heiligsten Sakramente zuwende. Nach den Orationen gehen die Brautleute auf ihren Platz zurück und der Priester setzt die heilige Messe fort. Nach der Sumption des heiligen Blutes sollten die Brautleute kommuniziren; diese Kommunion ist zwar kein Gebot, und gehört nicht zum Wesen des Segens, sollte aber nicht leicht unterlassen werden. Nach dem Benedicamus Domino oder Ite missa est vor der oratio „Placeat tibi“ spricht der Priester, wieder auf der Epistelseite stehend, zu den Brautleuten gewendet, die Oration Deus Abraham ohne Oremus. Hat die Messe Ite missa est, so geht der Priester allsogleich auf die Epistelseite, ist aber Benedicamus, so macht er vor dem Kreuze die Inklination. Nach der Oration sollte eine kurze ernste Anrede folgen, eine Aufforderung zur Bewahrung der Treue u. s. w. Hierauf werden die Brautleute mit Weihwasser in Kreuzesform besprengt, der Priester kehrt in die Mitte des Altars zurück, betet das Placeat, gibt den Segen und liest das letzte Evangelium.

Nachruf.

Am 7. April d. J. war in St. Florian ein Leichenbegängniß, wie es wohl nur selten dort mit solcher Solemnität stattfindet. Neben den eben anwesenden Klerikern aus verschiedenen Stiften Oberösterreichs, die an der dortigen theologischen Hauslehranstalt den Studien obliegen, den Chorherren des Stiftes, Priestern der Umgegend und Priestern und Professoren aus Linz hatte auch der hochwürdigste Herr Bischof von Linz mit dem hochwürdigen Herrn Domdechante Dr. Schiedermayr sich eingefunden und dadurch der Anerkennung, welche Hochderselbe immer dem auf den Schultern der Stiftskleriker zu Grabe Getragenen gezollt hatte, das Abschiedssiegel für dieses Leben aufgedrückt. Es war das Leichenbegängniß des Anton Radner, regul. Chorherr von St. Florian, Kustos der Stiftskirche, Novizenmeister und Spiritual-Direktor der an der Lehranstalt studirenden Kleriker, außerordentlicher Beichtvater der Salesianerinnen zu Gleink, bis zum Herbste 1856 durch circa 12 Jahre Professor der Moraltheologie an der Hauslehranstalt, bischöflicher geistlicher Rat, welches letzten Titels er seit ungefähr einem Jahre durch die Huld seines Oberhirten sich erfreute.

Als das erste Heft der Quartalschrift dieses Jahres beinahe im Drucke schon fertig war, hatten wir Eile, einen kleinen Nachruf dem Kollegen Dr. Franz Waldeck zu widmen. Jetzt verhält es sich eben so mit Anton Radner für das zweite Heft. Waldeck hatte in seiner Krankheit sich öfters theilnehmend um Radner's Befinden erkundigt, und ist ihm noch gerade um 7 Wochen vorausgegangen ins bessere Jenseits. Wie Waldeck, hat auch Radner an einem Mittwoch seine Seele in die Hände seines Schöpfers übergeben und wurde wie jener am Samstag zur Erde bestattet. Dem Leichengottesdienste Beider hat der hochwürdigste Herr Bischof angewohnt. Beiden folgte tiefe Trauer nach ins Grab von Verwandten, von Freunden, von vielen christlichen Seelen. Die Liebe und Achtung aller seiner Ordens-

brüder begleitet Radner über das Grab, die Liebe und der Schmerz seiner armen Geschwister, deren eine eben an seinem Todestage mit den heiligen Sterbsakramenten verschenkt worden ist, die Liebe, der Dank und Schmerz vieler, vieler Seelen aus vielen Pfarrreien, denen er geistlicher Führer, Seelenarzt und Beichtvater oder Exerzitiengeber gewesen war, oder deren Verwandte er für den Gang in die Ewigkeit bereitet hatte, und namentlich trauerten auch die Kreuzschwestern um ihn, welchen er einige Jahre — um nur Eines zu erwähnen — die geistlichen Übungen gegeben hatte.

Anton Radner starb den 4. April um $\frac{3}{4}$ 6 Uhr Abends, da er eben am 13. Februar sein 43. Lebensjahr beendigt hatte. Er wurde geboren in Wels von armen fleißigen Eltern, denen Gott den Kindersegen beschieden hatte. Kein Elterntheil des Verstorbenen ist noch am Leben; man hätte aber aus seinen Gesinnungen gegen die noch lebende Mutter nicht erkannt, daß sie seine Stiefmutter sei. Sein Elternhaus wird dem Schreiber, der es nicht kannte, von verläßlichen Männern als ein echt christliches Haus geschildert. Der feste Glaube und die Ergebung in Gottes Willen erbte sich fort auf die Kinder.

Radner machte seine Studien durch 8 Jahre in Kremsmünster, und zwar mit ganz besonders gutem Erfolge. Er hing von Wohlthaten ab, daher er die ersten Studienjahre mit manchen Nahrungs- und Kleidungssorgen zu kämpfen hatte. Im Jahre 1843 den 28. August trat er in St. Florian ins Noviziat, absolvierte die 4 Jahre der Theologie in Linz. Im Jahre 1847 den 27. September legte er die feierliche Ordens-Profession ab. Im Jahre 1848 den 19. Juni wurde er vom hochwürdigsten Herrn Bischofe Gregorius Thomas zum Priester geweiht und brachte sein erstes, feierliches, heiliges Opfer dem Herrn in der Stiftskirche zu St. Florian den 29. Juni desselben Jahres dar. Er wurde zunächst als Kooperator nach Oberthalheim bei Vöcklabruck gestellt, aber nach ungefähr einem Jahre von seinem Propste Arneth ins Stift berufen, um allmählich

an der Stelle des Herrn Karl Ritter, nun Pfarrer in Wallern, die Leitung der Novizen und Kleriker zu übernehmen und an der Seelsorge sich zu betheiligen. Inzwischen, so viel Schreiber sich erinnert, war er noch ein paar Male auf inkorporirten Pfarreien in Aushilfe, z. B. als Provisor in Krenglbach.

Seit einigen Jahren merkte man, daß ein Nebel nage an seiner Gesundheit und an seinem Leben; nur an seiner immer gleichen vielseitigen, aufreibenden Thätigkeit konnte man dieses nicht wahrnehmen.

Schon vor einigen Jahren war Radner einmal zum Gebrauche des Bades in Gastein. Im Jahre 1864 gebrauchte er selbes wieder, aber sichtlich mit nicht günstigem Erfolge. Im Jahre 1865 war er im Franzensbade; aber auch dieses gab keine Heilung. Gleichwohl versah Radner noch bis zu seinem Lebensende seine übrigen Aemter, die Professor ausgenommen, wie schon gesagt. Er war in der letzten Quatemberzeit noch der Beichte wegen in Gleink. Am Dienstag in der Charnwoche ging er das letzte Mal aus und besuchte ein paar Kranke. Mit großer Freude erzählte er an diesem Tage, daß das Letzte, was er zur Ausschmückung der Marienkapelle in St. Florian, für die er mit solcher Liebe gesorgt hatte, gesichert sei, nämlich die Anfertigung zweier Statuen vom Bildhauer Rint in Linz.

Am Mittwoch in der Charnwoche hörte er noch Beichten von Klerikern und Priestern; alle aber sagten, daß sie ihm die Anstrengung anmerkten, mit der er dieses gethan. Am Gründonnerstag ging er noch in die Kirche zur heiligen Kommunion. Er wollte sich die Anstrengung, die ihn, was er that, kostete, nicht anmerken lassen. An beiden Tagen speiste er noch Mittags am gemeinschaftlichen Tische. Am Donnerstag Nachmittag und am Churfreitag klagte er über heftigen Schmerz im Fuße. Er ruhte meistentheils auf dem Sopha, befaßte sich aber noch mit Zubereitung der Gefäße für die Einfüllung der heiligen Oele, besprach sich auch mit Kandidaten, die sich zur Aufnahme meldeten, redete gerne mit denen, die ihn besuchten, und sprach, wie

Schreiber weiß, über wichtige Gegenstände noch mit seiner bestimmten Klarheit und seinem scharfen Urtheile. Als Schreiber dieser Zeilen und sein hochwürdiger Herr Propst ihn um 7 Uhr Abends verließen, war er außer Bette. Es war diesen Abend sein letzter Bettgang; denn am Samstag stand er nimmer auf und kam aus dem Bette nach 5 Tagen als Leiche. Am Osterdienstag Vormittag bat er, daß man ihm die heiligen Sterbsakramente reiche. Dem Diener, der an selbem Tage Oel in seine Lampe geben wollte, bedeutete er, er solle dieses lassen, er benötige keines mehr. Die Schmerzen, welche Radner möglichst zu verbergen bemüht war, steigerten sich seit dem Gründonnerstage täglich und erreichten am Dienstag einen gar hohen Grad. Am Nachmittage vor 3 Uhr trat ein sopor ein, in welchem er dahin lag bis zum Mittwoch Abends, wo er nochmals die Augen öffnete, um gleichsam dieser Welt den Abschied zu geben.

Radner war ein Mann, und Männer braucht unsere Zeit; er war ein entschiedener Charakter. Was er ergriff, wollte er ganz durchführen; darum versah er auch jedes ihm übertragene Amt mit höchster, anscheinend bisweilen gar strenger Genauigkeit. Dabei war er aber sehr milde in seinem Urtheile über Personen, leutselig und heiter im Umgange, voll Theilnahme für die Leiden Anderer, aufmerksam in Liebesdiensten und ordnungsliebend. Sein starker Wille schien schon seit einigen Jahren mit seinem körperlichen Nebel zu ringen. Ob Geschwüre in den Magendrüsen und Nieren- und Milzleiden allein oder auch ein Rückenmarkleiden seinen sonst nicht unkräftigen und Strapazen vertragenden Körper gebrochen haben, kann Schreiber nicht entscheiden. Radner hat bis in die letzte Zeit Vorträge gehalten und selbst in der Krankheit die ausgiebige Stimme beibehalten. Sowohl durch den Vortrag, als besonders durch die Gediegenheit des Inhaltes waren seine Predigten und Reden sehr gerne gehört. Ein Beweis seiner Selbstüberwindung ist noch, daß er gegen Ende des Schuljahres 1863, eben aus dem Franzensbade zurückgekehrt, das Schuljahr beschloß, die Prüfung aus der

Moraltheologie abhielt, und dann in Linz sich der Pfarrkonkurs-prüfung unterzog. Um von anderen Arbeiten nichts zu sagen, gab er noch den Kreuzschwestern der Linzer Diözese im September in zwei Abtheilungen die Exerzitien.

Wir glauben, es werde keiner Rechtfertigung bedürfen, warum wir des hingeschiedenen, theuren Freundes in dieser Quartalschrift eigens gedachten. Er hat wohl bei seinen vielen Berufsarbeiten an Arbeiten für die Quartalschrift sich wenig heiligen und nur ein paar Rezensionen liefern können. An Talent und Kenntnissen, mitzuarbeiten, hätte es ihm wahrlich nicht gefehlt, noch weniger am besten Willen. Er verfolgte mit Interesse alles, was die Quartalschrift anging, regte an, wußte von andern Artikel beizubringen, stand mit den Herausgebern und den Redakteuren in freundlichsten Verhältnissen, und das letzte Wort, welches er am Ostersonntag Morgens mit dem Schreiber dieser Zeilen gesprochen, war ein Gruß an einen der Redakteure mit der Bitte, er wolle ihm über einen für die Quartalschrift versprochenen Artikel bald Nachricht geben. Uebrigens wäre es gewiß schon Rechtfertigung genug, seiner hier gedacht zu haben, daß er würdiger Priester und Ordensmann war, der zur Ehre Gottes in der Diözese noch Vieles hätte leisten können und wollen, der mit vielen Priestern und Seelsorgern in der Diözese in naher Verbindung stand und der viele in der Seelsorge und im Lehramte wirkende Priester unter seiner Leitung hatte.

Die Katholiken-Vereine, namentlich in Vöcklabruck, St. Florian und mitunter auch in Linz, alle übrigen Vereine zu katholischen Zwecken, die Bündnisse der verschiedenen Stände, der 3. Orden des heiligen Franziskus, für den er eifrig gewirkt, die verschiedenen Bruderschaften bis herab zum Apostolate des Gebetes wissen zu erzählen von Radners Arbeiten auf ihren Gebieten. Doch wir schließen, da uns ferne lag, den bescheidenen und demüthigen Mann zu loben, und wir nur einfach berichten wollten. Mehr als hier niedergeschrieben wurde, wird aufgezeichnet sein im Buche des Lebens. R. J. P.

Literatur.

Selbsttäuschungen, ausgezeichnet und zur Beförderung der Selbsterkenntniß an's Licht gestellt von Dr. Johann Baptist Hirscher. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagshandlung 1865. S. 92.

Der allverehrte, nunmehr selig heimgegangene Herr Verfasser hat durch dieses nach Form und Inhalt gleich anziehende Büchlein gezeigt, daß er aus seinen reichen Studien auch passende Nutzanwendungen für's praktische Leben zu ziehen versteht. Es ist bezeichnend, daß Dr. Hirscher diese Druckschrift an seinem 78. Geburtstage veröffentlicht hat und damit gleichsam die Begründung seiner Rechtigkeit darstellt, daß er als ein durch Jahre und Erfahrung gereifster Mann der Welt ihre Selbsterblendung vorhalten dürfe. Er wollte darum nicht eine Theorie schreiben über die Notwendigkeit der Selbsterkenntniß oder über die Art und Weise, wie man zu derselben gelange; er will vielmehr auf einem durchaus praktischen Wege dem Leser zur Selbsterkenntniß verhelfen. Der Herr Verfasser führt nämlich in der Form kurzer Erzählungen die mannigfachsten Fälle an, in welchen sich sehr viele Menschen zu täuschen pflegen und will dadurch den Augen des Lesers einen Spiegel vorbehalten „in der Hoffnung, derselbe werde vielleicht da und dort sagen: diese Selbsttäuschung ist auch die meinige, das hier Gesagte trifft auch mich.“ S. 9. Das Büchlein könnte man einen Seelenspiegel nennen, welcher den Leser durch Vorführung von 112 „Selbsterblendungen“ in die innersten Regungen und Falten des Herzens einen Blick werfen läßt; oder eine kleine psychologische Kasuistik, welche sehr behilflich ist, sowohl zur Erkenntniß des eigenen Seelenzustandes, als auch zur richtigen Beurtheilung und Behandlung des Seelenzustandes Anderer zu gelangen. —

Im Eingange werden „die Pharisäer zur Zeit Jesu“ geschildert, als „ein merkwürdiges Beispiel von Selbsttäuschung.“ (S. 3—8.) Hierauf fährt der Herr Verfasser fort: „Glauben wir nun aber, das Geschlecht der Pharisäer und mit ihnen die Heuchelei der Menschen vor der Welt und vor sich selbst sei ausgestorben? Sie sind nicht ausgestorben. Sehe man nur die Sünde in der Welt! Wie alerverbreitet und allossenbar ist sie! Dennoch fühlen sich nur Wenige schuldig; fast alle, wenn man sie hört, haben und behalten in ihren Augen recht.“ (S. 8, 9.) Wie nun die allermeisten Sünder recht haben wollen in ihren Augen und darum nicht zur Selbsterkenntniß und Befehlung kommen, das ist nachgewiesen in den darauf folgenden 112 Fällen von Selbstverblendung. (S. 9—91.) Es erscheint unnöthig, über die gute Wahl und meisterhafte Zeichnung der verschiedenen Fälle etwas zu sagen. Statt aller weiterer Erörterung mögen ein paar Beispiele folgen:

83. „Es ist oft zu hören, wieemand im höchsten Pathos ausruft: „Unsterblichkeit, welch' ein Gedanke, welch' eine Wonne! Wir werden ewig leben: Wer mag dieses Wort fassen und fühlen? Irdisches sinkt in das Grab, Himmeliges geht aus demselben hervor. Wie wird uns sein an dem großen wonnereichen Tage unseres Erwachens!“ — Solcher Phrasen und Ausrufungen ist die Welt voll, allein der Tod spottet ihrer. Laßt mich, sagt er, nur erst herzukommen, so werdet ihr erstaunen über die Aufnahme, die der Beförderer zur Unsterblichkeit findet. Alles muß nach Hilfe rennen, um mich abzutreiben, angstvoll lauscht der Bedrohte dem Arzte, ob er Lebenshoffnung bringe, alle die Großthuereien zerschmelzen wie Schnee. — Wohl! Aber nun sage man, ob alle diese standes- und landesüblichen Redensarten, in welchen insgemein kein roth Wahrheit und Glaubenskraft ist, nicht eckelhaft seien? — Ach! nur Wenige erheben sich in dem entscheidenden Augenblicke zu dem Wort: Wo ist dein Stachel, o Tod? — Nebrigens verhält es sich mit einer Menge anderer religiöser und sittlicher Großsprechereien ganz so, wie

mit der in Rede stehenden. „Wir lieben es Komödie zu spielen und spielen insgemein, so lange wir leben.“ (S. 69, 70.)

96. „Eine Frau erforscht ihr Gewissen. Sie sagt: Ich sorge für gute Erziehung meiner Kinder. Sie sind brav. Es sind freilich noch Kinder. Ich habe zuweilen über meinen Nächsten geredet, wie man halt so redet; aber ich habe Niemand verleumdet. Den Armen habe ich manches Gute gethan; wenn sie es auch nur erkennen wollten, und immer kann man eben nicht geben. Ich habe mit meinem Gesinde oft Verdrüß gehabt; ach das Gesinde ist heut zu Tag gar zu schlimm. Ich lebe mit meiner zankfüchtigen Nachbarin in Feindschaft: es kommt Niemand mit ihr aus. Ich habe über das große Erbe meines Veters einen Neid gehabt. Ich dachte: jetzt wird sein hochmüthiges Weib recht einherstolziren. Ja, was ist sie denn mehr als Andere? — Mich däucht, leichter möge ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, als diese Frau zur Selbst- und Schuld-erkennniß kommen.“ (S. 77, 78.)

Diesen angeführten Nummern ließen sich noch gar viele eben so treffende Beispiele hinzufügen. Mögen recht viele von den verehrlichen Lesern durch Anschaffung des Büchleins sich selbst und die ihrer Obsorge Anvertrauten damit bekannt machen. Jeder, der das Buch liest, wird zu der nützlichen Überzeugung gelangen, welche der Herr Verfasser in der letzten Nummer (112) ausspricht mit den Worten: „Aus den bisher aufgezählten Selbsttäuschungen geht hervor, wie viel Krankhaftes in den Menschenseelen zu sein pflegt, ohne daß es wahrgenommen wird, obgleich es an zeitweiligen Gewissenserforschungen nicht fehlt. Aber nun, wie wird es da aussehen, wo man in der Welt und ihrer Lust aufgegangen ist, jahrelang keinen Blick in sein Inneres thut, ja solchen Blick scheut und gesließtlich meidet? In Löchern, in welche nie weder Lust noch Licht dringt, gedeihen Kröten und Rattmäuse und anderes giftige und häßliche Gethier.“ (S. 91.)

Lehrbuch der christkatholischen Religion für die reifere Jugend.

Von Emmanuel Schöbel, Doktor der Theologie, Religionslehrer an der Prager höheren Handelslehranstalt. Prag 1861—62—63.
Verlag von F. A. Credner.

Dieses Lehrbuch bietet einen vollständigen Unterricht in drei Bänden, von denen ein jeder über 200 Seiten stark ist.

Der erste Band enthält die Religionsgeschichte von der Erschaffung des Menschen bis auf unsere Tage.

So lange die heil. Quellen ihre dem Verfasser leicht zugänglichen Wasser spenden, wird uns ein möglichst vollständiges Bild aller jener Thatsachen vor Augen gestellt, worüber Gott entweder unmittelbar oder mittelbar dem Menschengeschlechte Aufschluß gegeben hat.

Ja, wenn Referent „die reifere Jugend“ berücksichtigt, für welche zunächst diese Religionsgeschichte bestimmt ist, so erscheint ihm manches zu weitläufig ausgeführt, z. B. die Erschaffung, der Sündenfall mit seinen Folgen, die Berufung und Prüfung Abrahams u. dgl. . . . weil denn doch mit gutem Grunde der Annahme Raum gegeben werden kann, daß „die reifere Jugend“ nicht all' dasjenige über Bord geworfen hat, worin sie Jahre lang ist unterrichtet worden.

Die Jugendgeschichte Jesu, seine Taufe im Jordan, seine Versuchung u. dgl. m. so ausführlich schildern, wie es der Verfasser gethan, heißt das Interesse der immer nach Neuem durstenden Jugend ermüden, oder auf den lapsus memoriae zu sehr sündigen.

Ganz am Platze ist dagegen die weniger bekannte Beschreibung der Schicksale der Kirche nach der getreuen Erzählung der Apostelgeschichte.

Bei kürzerer Benützung und Verwendung der heiligen Quellen wäre der nachapostolischen Kirchengeschichte ein weiteres Feld übrig geblieben, und der Verfasser dürfte nicht selbst eingestehen: „daß das Bild von dem Leben und der Wirksamkeit der Kirche nur in matten Umrissen gezeichnet eine schwache Skizze bleibt.“

Es ist das um so mehr zu bedauern, weil eben schon aus dem skizzenhaften Entwurfe abgenommen werden kann, wie an-

ziehend unter einer so fertigen Hand ein ausgeführtes, wenn auch kleines Bild geworden wäre.

Die Eintheilung des Stoffes ist logisch richtig, seine Aneinanderreihung ganz natürlich. Die sprachliche Darstellung ist dem Bildungsgrade solcher Zuhörer entsprechend. Zu wünschen wäre nur, wenn nicht einige Male der Prediger und fromme Betrachter den Geschichtschreiber verdrängen möchte.

Nebrigen galt von diesem Lehrbuche der Satz: In medio virtus. Der zweite Band, welcher von der Apologetik und Dogmatik handelt, zeigt uns in dem Verfasser einen Mann, welcher mit den Lehren der Schrift und Kirche und den Terminen der Schule und der Praxis aller Zeiten nicht weniger vertraut ist, als mit den wahren Bedürfnissen seiner Schüler. Referent kann mit gutem Gewissen die Sicherung abgeben, daß ihm noch keine Dogmatik zu Gesichte gekommen ist, welche mit solcher Kürze so viel Gehalt und Klarheit vereinigt.

Der dritte Band enthält die katholische Moral nach ihrer gewöhnlichen Abtheilung in die Tugend- und Tugendmittellehre.

In wissenschaftlicher, klarer und bündiger Darstellung werden die Lehren dem Verstände und den Herzen der Schüler praktisch anschaulich gemacht, und dadurch dem Gedächtnisse leichter eingeprägt und für's Leben fruchtbar.

Besonders der zweite und dritte Band dieses Lehrbuches dürfte beim Gebrauche an Ober-Gymnästen und Ober-Realschulen mit Nutzen verwendet werden.

E.

Katholische Religionslehre. Zum Gebrauche für die erste Klasse der Mittelschulen eingerichtet und bearbeitet von Franz Fischer, prov. Religionslehrer am Leopoldstädter Real-Gymnasium in Wien. Verlag von Mayer und Comp. 1866.

Wer die „Zeremonien der katholischen Kirche“ (s. d. 17. Jahrgang dieser Quartalschrift S. 233) näher kennt, und sich von ihrer großen Brauchbarkeit beim Unterrichte selbst überzeugt hat, der wird mit Freude ein Büchlein begrüßen, welches von einem Verfasser herrührt, der es in einem hohen Grade versteht, für

die Jugend ein Lehrbuch zu schreiben. Was den Werth der „katholischen Religionslehre“ erhöht und ihre Verwendbarkeit noch nützlicher macht, ist auch daraus erklärlich, weil ihr der in Oesterreich eingeführte Katechismus zu Grunde liegt.

Die Lehren sind durch sorgsam ausgewählte, kurze Sätze aus der heiligen Schrift bewiesen, die Begriffe sind dem Denk- und Fassungsvermögen der Schüler angemessen, kurz, vollständig und deutlich entwickelt, und ein Lehrsaß bedingt den andern.

Das Büchlein sei hiemit jedem Katecheten und besonders denen an Unterrealschulen und Untergymnasien auf's wärmste empfohlen. Als beste Empfehlung wurde jedoch der „Religionslehre“ die Genehmigung des hochw. f. e. Ordinariates zu Wien auf ihre Wanderschaft mitgegeben.

E.

Apologie des Christenthums, von Franz Hettinger, der Philosophie und Theologie Doktor, der letzteren Professor an der Hochschule zu Würzburg. 1. Band: Beweis des Christenthums, in 2 Abtheilungen. 2. vermehrte Auflage. 8. Zusammen 885 Seiten. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Buchhandlung 1865.

Daß es sich bei Besprechung vorliegenden Werkes nicht um ein Urtheil über dessen Gediegenheit handeln kann, versteht sich wohl von selbst; denn hierüber hat bereits die öffentliche Meinung durch den schnellen Absatz der ersten Auflage von 2000 Exemplaren gerichtet und hiefür bürgt ja auch der in der gelehrten Welt so rühmlichst bekannte Name des Herrn Verfassers. Es kann daher unsere Aufgabe nur sein, den Lesern dieser Zeitschrift im Folgenden einen kurzen Überblick des so reichen Materials zu geben, das da verarbeitet erscheint.

Der Verfasser behandelt seinen Gegenstand „Beweis des Christenthums“ in 18 zusammenhängenden Vorträgen, sowie er dieselben nämlich ursprünglich über diesen Gegenstand für Studirende aus allen Fakultäten der Würzburger Hochschule und einzelne auch vor einer größeren Versammlung gebildeter Laien gehalten hatte; gerade dadurch gewinnt aber die ganze Darstellungsweise ungemein an Frische und Lebendigkeit.

Da geht er denn aus von der tiefsten Wunde unserer Zeit, von der Zweifelsucht, und zeigt beredt und schlagend, wie der religiöse Zweifel seinen Grund vorzugsweise habe in einer falschen oder einseitigen Auffassung des Wesens der wahren Erkenntniß, die mit Verkennung der wahren Natur und Bedürfnisse des menschlichen Geistes den Zweifel als Ausgangspunkt jeder wissenschaftlichen Forschung aufstellt, wozu noch Unlust des Geistes zur Einkehr in sich selbst, Gleichgültigkeit gegen alles Höhere, Aufgehen in die Zerstreuungen des äußeren Lebens und die Leidenschaften das Thrigs beitragen. Nachdem der Verfasser dabei die Nichtigkeit und Thorheit eines solchen Zweifels in ein klares Licht gestellt, führt er das dreifache Gebiet der Wahrheit vor, das sinnliche, geistige und religiöse, auf welchem der denkende menschliche Geist Gewißheit seiner Erkenntniß haben kann, und zeigt sodann im religiösen Gebiete die Erkenntniß der Grundwahrheit, Gottes Dasein und Wesen nämlich, wobei die gottlosen Systeme des Materialismus und Pantheismus eine gründliche und zugleich klare Wiederlegung finden. Sehr treffend wird hier S. 238 von dem Materialismus bemerkt: „Der Materialismus ist der tiefste Fall des hyperidealischen Pantheismus, das trübe Erwachen aus dem Rausche einer hoffartstrunkenen Spekulation, der Materialist ist der verlorne Sohn, der sein Erbtheil verloren und nun in der Ferne die Schweine hütet und sie um ihre Nahrung beneidet.“

Sodann geht der Verfasser über zur Betrachtung des Menschen und seiner Natur und verscheucht mit glänzender Beredsamkeit die Nebel einer materialistischen Anschauungsweise, wodurch denn die Wahrheit einer vernünftigen und freien und unsterblichen Menschenseele ins helle Sonnenlicht gestellt wird. Mit Recht wird da S. 287 aufmerksam gemacht, daß der Materialismus eine gewisse Berechtigung habe gegenüber einem einseitigen psychologischen Idealismus und falschen Dualismus, insoferne derselbe das körperliche Moment im Menschen mehr betont, das der Spiritualismus ignorirt hat, und wir können

dem Verfasser nur bestimmen, wenn er S. 289 zeigt, wie eben nur die Lehre der Kirche von der Seele als der substanziellen Form des Körpers beide Momente, das körperliche und geistige, in der rechten Weise zur Geltung bringe.

Ist nun auf diese Weise über des Menschen Natur die rechte Ansicht gewonnen, so wird weiters eingegangen auf das Verhältniß des Menschen zu Gott und damit die Nothwendigkeit der Religion festgestellt, deren Grund und Wesen alsdann einer eingehenden Betrachtung unterzogen werden. Hierauf wird gezeigt, wie Glauben überhaupt, der Glaube an Gottes Offenbarung und an das Geheimniß des Menschen vollkommen würdig ist, und wie für den Menschen die Offenbarung geradezu Bedürfniß ist. Der wirklich gegebenen Offenbarung muß man aber mit vernünftigem Glauben sich hingeben und daher kennzeichnet der Verfasser den Weg des vernünftigen Glaubens, bespricht die Pflicht und Methode der wissenschaftlichen Prüfung der Offenbarung, und insbesonders als die Kennzeichen einer wahren Offenbarung Wunder und Weissagungen, deren Möglichkeit, Erkennbarkeit und Beweiskraft. Nachdem so die Lehre von einer übernatürlichen Offenbarung überhaupt abgehandelt worden, wird endlich auf die christliche Offenbarung selbst eingegangen und zuerst die historische Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte und sodann deren Göttlichkeit aus den Wundern und Weissagungen, aus Christi Wort und Werk und seiner Person nachgewiesen. So hat denn der gelehrte Verfasser an der Hand strenger logischer Konsequenz das Ziel erreicht, das er sich gesteckt, „der Beweis des Christenthums“ als die wahre, göttliche Offenbarung ist nicht nur fest begründet, sondern auch nach allen Seiten vollständig durchgeführt. Dabei ist das Ganze mit zahlreichen und sehr treffenden Zitaten gläubiger und ungläubiger Autoritäten durchflochten, wodurch die Sache um so anziehender und lebendiger erscheint. Kein Wunder, wenn der Leser mit Interesse dieses Werk durchgeht und mit wahrer Befriedigung aus der Hand legt, weshalb denn auch demselben mit Recht die Belobung und der Segen von Seite des apostolischen Stuhles zu Theil wurde.

Sp.

Die geistliche Verwandtschaft als Ehehinderniß.

„Die Erfahrung lehrt, daß wegen der Menge der Hindernisse oft und vielfach in verbotenen Fällen unwissentlich Ehen eingegangen werden, in welchen entweder nicht ohne große Sünde verharrt wird, oder welche nicht ohne großes Aergerniß aufgelöst werden. Daher beschließt der heil. Kirchenrath, gewillt, diesem Uebelstand zu steuern und von dem Hinderniß der geistlichen Verwandtschaft anfangend, daß nur Einer, entweder ein Mann oder eine Frau nach den Anordnungen der heiligen Kanones oder höchstens Einer und Eine den Täufling über die Taufe heben sollen, zwischen welchen und dem Täufling und dessen Vater und Mutter, ferner zwischen dem Taufenden und dem Getauften und des Täuflings Vater und Mutter, nur die geistliche Verwandtschaft begründet werden solle. Der Pfarrer soll, ehe er zur Ertheilung der Taufe schreitet, fleißig von Jenen welche es angehen wird, erfragen, wen oder welche sie gewählt haben, daß sie den Täufling über den heiligen Taufbronnen heben, und er soll nur Jenen oder Jene zu dessen Empfang zulassen und in ein Buch deren Namen eintragen und sie belehren, welche Verwandtschaft sie begründet, damit sie sich nicht mit Unkunde zu entschuldigen vermögen. Wenn noch Andere außer den Bezeichneten den Täufling berühren würden, so sollen sie durchaus keine geistliche Verwandtschaft gründen, und entgegengesetzte Konstitutionen sollen nicht entgegenstehen. Wenn durch Schuld oder Nachlässigkeit des Pfarrers es anders geschehen würde, so soll er nach Ermessen des Ordinarius gestraft werden. Auch jene Verwandtschaft, welche durch die Firmung gestiftet wird, soll den Firmenden und den Gefirmten und dessen Vater

und Mutter und den Haltenden nicht überschreiten, alle Ehehindernisse dieser geistlichen Verwandtschaft unter andern Personen sollen durchaus aufgehoben sein.“¹⁾

Auf Grund dieser Bestimmungen des Konzils von Trient²⁾ nun lautet §. 27 der Anweisung für die geistlichen Gerichte des Kaiserthums Oesterreich in Betreff der Ehesachen³⁾: „Die geistliche Verwandtschaft, welche durch die Taufe und Firmung begründet wird, hindert die Ehe zwischen dem Ausspender des Sakramentes und dem Täuflinge oder Firmlinge, sowie den Eltern desselben, dann zwischen dem Pathen und dem Täuflinge oder Firmlinge, sowie den Eltern desselben.“

Da der ordentliche Spender der Firmung der Bischof⁴⁾

¹⁾ Die Uebersetzung entlehnt aus: „Buß, Urkundliche Geschichte des National- und Territorialkirchenthums in der katholischen Kirche Deutschlands.“ Schaffhausen, Verlag der Hurter'schen Buchhandlung. 1851. S. 545.

²⁾ Sess. XXIV. De ref. matr. cap. 2.

³⁾ Deren juristischer Charakter nach Schulte, Erläuterung des Gesetzes über die Ehen der Katholiken im Kaiserthum Oesterreich; 2. Auflage, S. 33 einerseits darauf beruhet, daß sie eine Darstellung der Bestimmungen des gemeinen und des für Oesterreich zur Anwendung kommenden besonderen Kirchenrechtes in der Form eines Gesetzes enthält, andererseits darauf, daß dieselbe bei den Verhandlungen über das Konkordat als eine Rebaktion des Kirchenrechtes Seitens des einen Kontrahenten (Sr. f. f. Apost. Majestät, durch Se. Eminenz den Herrn Fürsterzbischof von Wien als Bevollmächtigten Sr. Majestät) vorgelegt worden ist und von dem andern Kontrahenten (Sr. Heiligkeit dem Papste) als solche zugelassen wurde, (ja in Nr. 1. des „Theologischen Literaturblattes“ S. 17 nennt sie Schulte „vom Papste abprobirt“) und endlich in dem Patente vom 8. Oktober 1856 mit dem Charakter eines Staatsgesetzes als gesetzlich anerkannter Anhang des kaiserlichen Patentes bekleidet wurde, wie §. 3 des Ehegesetzes ergibt. Hierauf sodann auf der Empfehlung und Erklärung des päpstlichen Pronuntius (cfr. Linzer Diözesanblatt, Jahrgang 1856, VIII. Stück, S. 62: Haud ambigo declarare, meo quidem judicio Episcopos imperii austriaci, omnia et quaecunque in praefata instructione continentur, tuta conscientia sequi posse) beruht ihre doppelte Bedeutung und Stellung für die Zivilgerichte und für die geistlichen Gerichte des Kaiserthums Oesterreich.

⁴⁾ Conc. trid. Sess. VII. c. 3. de conf. — Sess. XXIII. „c. 7. de sacr. ord. — Dr. Augusti“ Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie 7 Bd. S. 419 anerkennt: „Wenn die katholische Kirche die Forderung macht, daß die Konfirmation oder Firmung durch den Bischof ertheilt werde, so hat sie allerdings ie Regel und das Beispiel der alten Kirche für sich.“

ist und Priester nur mit Erlaubniß des Papstes⁵⁾ außerordentlicher Weise dieses Sakrament gütig verwalten können; da ferner gesetzmäßiger Spender⁶⁾ der Taufe der Pfarrer oder mit dessen Erlaubniß ein anderer Priester oder Diakon ist; sämtlich Personen, die wegen eines höheren Weihgrades durch Kirchengesetz⁷⁾ seit dem ersten Laterankonzil⁸⁾ unter Kalixtus II. im J. 1123 überhaupt keine gütige Ehe eingehen können — so wird die geistliche Verwandtschaft, als Ehehinderniß für den Spender eines Sakramentes nur praktisch werden, wenn die heilige Taufe im Falle der Noth⁹⁾ von einem Laien (und zwar dann nicht bloß gütig, sondern erlaubt¹⁰⁾ gespendet

⁵⁾ Beispiele führt an: Benedicti XIV. De synodo dioecesana. VII. n. 6. — Nach Porubsky, Jus ecclesiasticum catholicorum, Agriae 1858, p. 506 n. 47 ertheilte Pius IX. die gleiche Erlaubniß 1852 dem Probst zu St. Hedwig in Berlin und 1855 dem Erzabte von St. Martinsberg.

⁶⁾ cfr. Ferraris, Prompta Bibliotheca. Ed. Casin. 1844. t. I. p. 500 et 505. n. 46.

⁷⁾ cfr. Schulte, Handbuch des katholischen Eherechtes, Gießen 1855. S. 214.

⁸⁾ C. 8. D. XXVII. cfr. „Syllabus complectens praecipuos nostrae aetatis errores“ ddo. 8. Dec. 1864. n. 72. „Bonifacius VIII. votum castitatis in ordinatione emissum nuptias nullas reddere primus asseruit.“ Die hierzu im 1. Heft des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift gesetzte Anerkennung hätte, scheint mir, sagen sollen: Die Ordines majores sind bereits in der ersten Lateran-Synode 1123 für ein trennendes Ehehinderniß erklärt worden“ (statt wie sie sagt: in der zweiten Lateran-Synode 1139 [deren allerdings dasselbe anordnenden 7. c. Gratian gleichfalls in seine Sammlung aufgenommen hat als c. 40. C. XXVII. q. 1.])

⁹⁾ Und zwar ein Weib, wenn kein Mann; ein Mann, wenn kein Kleriker gegenwärtig wäre, es sei denn, daß mit Rücksicht auf die Schamhaftigkeit oder die bessere Kenntniß der Form und Art der Spendung der Taufe eine Frau einem Manne vorzuziehen wäre; nach dem rituale romanum „De ministro baptismi“, dessen Vorschriften bezüglich der Ordnung in Berechtigung zur Taufe nicht beachten, nach Ferraris 1. c. p. 503 eine Sünde wäre „mortale vel veniale juxta gravitatem vel levitatem injuriae alteri majori praesenti irrogatae“. cf. S. Ligori, De baptismo n. 117.

¹⁰⁾ Außer einem Nothfalle auch nur unfeierlich tauften, wäre für Laien und Kleriker bis zum Subdiacon einschließlich aufwärts eine schwere Sünde. Cfr. Ferraris 1. c. n. 28. — Gury 1. c. n. 1047 et 1048.

wird,¹¹⁾ der dadurch in geistliche Verwandtschaft tritt mit dem Täufling und dessen Eltern, weshalb keine dieser drei Personen von ihm geehelicht werden kann.¹²⁾

Weil aber die Kirche eine geistliche Verwandtschaft als Folge des Empfanges der heiligen Sakramente der Taufe und Firmung nur wegen der dadurch bewirkten begonnenen und vollendeten geistigen Wiedergeburt¹³⁾ anerkennet, eine solche aber nur erfolgt bei gültiger Spendung der Taufe oder Firmung, so ergibt sich von selbst, daß eine ungültige Taufe oder Firmung keine geistliche Verwandtschaft begründet,¹⁴⁾ aber auch, daß die bedingungsweise wiederholte Taufe¹⁵⁾ nur dann den Spender der Nothtaufe als nicht in geistliche Verwandtschaft zu seinem Täufling und dessen Eltern getreten zu halten berechtigt, wenn jene aus

¹¹⁾ Auf unsfeierliche Weise selbverständlich; doch scheint der Meinung des Ferraris l. c. p. 503. n. 27, daß der Laie, der sich anmaßen würde, feierlich zu taufen, ebenso wie ein Subdiacon oder niedererer Kleriker, irregulär würde bezüglich etwaigen Eintrittes in den Klerikalstand, die gegenheilige vorzuziehen, welche nebst Andern vertheidigt Gonzalez Tellez in op. I. tit. XXVIII. not. b. cfr. Gury, Compendium theologiae moralis, ed. in Germania altera: n. 1718.

¹²⁾ Sanchez, De sancto matrimonii sacramento: Lib. VII. D. 62. n. 10. Schmalzgrueber, Sponsalia et Matrimonium: Tit. XI. n. 51. — Unter den Neueren Schulte l. c. S. 196; Permaneder, Handbuch des gemeingültigen katholischen Kirchenrechtes sc. 4. Auslage, herausgegeben von J. Silbernagl, S. 702; Phillipps, Lehrbuch des Kirchenrechtes, S. 1041, Note 31. — Demnach wird es wohl nicht gewagt sein, für irrig zu erklären die Behauptung Helferts, Handbuch des Kirchenrechtes, 2. Ausl. S. 476: „Taust jemand im Nothfalle, so entsteht kein Ehehindernis“, wofür er sich mit Unrecht auf c. 7. CXXX q. 1 beruft, der den halb anzuführenden Fall der Taufe eines Kindes durch den ehemaligen Vater behandelt: um so weniger, da dagegen auch eine Entscheidung der C. C. 5. Mart. 1678 lautet, die anzieht Ferraris l. c. t. V. p. 216. n. 78.

¹³⁾ Schmalzgrueber, l. c. n. 3 & 5. — Schulte l. c. S. 188.

¹⁴⁾ Reg. jur. 42. in 6to „Accessorium (geistliche Verwandtschaft) naturam sequi congruit principalis (Taufe) cfr. Reg. 52“: Non praestat impedimentum, quod de jure non sortitur effectum.

¹⁵⁾ Davon handelt Benedikt XIV. l. c. ep. 6 und in der 8. und 84. der von ihm als Erzbischof von Bologna geschriebenen Institutionen, worin er sagt, mit Berufung auf eine Entscheidung der S. C. C. ddo. 29. Dec. 1682, nur im Falle vernünftiger, also hinlänglich begründeter Anzeisierung der Giltigkeit der von einer Hebammie ertheilten Taufe dürfe eine bedingungsweise Wie-

trifftigen Gründen¹⁶⁾ für Bezwifelung der Giltigkeit dieser für nothwendig erachtet wurde.¹⁷⁾

Wiederholung der Taufe stattfinden, wibrigenfalls würde der, wenn auch nur unter Beisezung der Bedingung, taufende Priester eine Irregularität sich zusiehen, wofür allerdings auch sprechen dürfte der Catechismus romanus unter dem Titel: „Baptismum sine sacrilegio iterari non posse“; dort heißt es nämlich: Nam ea baptismi forma (die bedingte) ex Alexandri III. Papae auctoritate (ep. 2. X. III. 42) in illis tantum permittitur, de quibus, re diligenter perquisita, dubium relinquitur, an Baptismum rite suscepient; aliter vero nunquam fas est, eliam cum adjectione, Baptismum alicui iterum administrare“ und von denen, die „quamvis exploratum habeant, domi Sacramentum administratum esse, tamen sacram ablutionem in Ecclesia, adhibita solemni caeremonia, cum adjunctione repetere non dubitant“; daß sie daß „sine sacrilegio facere non possunt et eam maculam suscipiunt, quam divinarum rerum scriptores Irregularitatem vocant.“ Gleichwohl erklärt der h. Vigori in seiner Theologia moralis. Lib. VII. n. 356: „Rebaptizans sub conditione (etsi temere et culpabiliter fiat) probabiliter non sit irregularis“ und ebenda auch, daß die durch Wiederholung der Taufe zugezogene Irregularität, die von den Rechtslehrern übereinstimmend abgeleitet wird aus dem ep. 2. X (V. 9.), nur die Wirkung habe „ne clericus ad altiorem Ordinem possit ascendere“, worin ihm folgt Porubsky l. c. p. 104 unter Berufung auf Zamboni (welcher römische Rechtsgelehrte im Anfange dieses Jahrhunderts einen alphabetischen Auszug aus dem thesaurus resolutionum s. C. C. anfertigte); aber gleichfalls wieder anderer Meinung ist Benedict XIV., nämlich: „ob hanc irregularitatem susceptos ordinis exerceri nequaquam posse.“

¹⁶⁾ B. B. wenn die Taufe vor vollendeter Geburt geschah und nicht am Kopfe geschehen könnte, cfr. Bened. XIV. De syn. dioec. l. c. cp. 5. — Der selbe führt auch l. c. ep. VI. n. 5 eine Entscheidung der S. C. C. dafür an, daß „gelegte Kinder, wenn auch ein etwa umgehängter Zettel sie als getauft angibt, doch bedingungsweise wieder zu taufen seien, wenn man nicht auf anderem Wege feststellen kann, daß sie wirklich schon gilftig getauft seien. Betreff der Frage, ob aus der bedingungsweise ertheilten Taufe eine geistliche Verwandtschaft entstanden sei, wird nach dem Gesagten zu folgen sein Sanchez l. c. n. 7, wo er schreibt: „si sint duae opiniones probables (opinio probabilis est judicium nitens motivo vere gravi, licet cum formidine de opposito. — Opinio vero improbabilis est judicium, quod omni motivo solido destituitur. Gury l. c. n. 51) quarum altera neget prioris baptisimi valorem: altera autem affirmet, poterit tuta conscientia quis piam utram harum eligere.“ Je nachdem er sich nun entscheidet, hat er dann eine geistliche Verwandtschaft abzuleiten aus der Privat- oder aus der feierlichen Taufe.

¹⁷⁾ Das Gleiche gilt bezüglich der Firmung. Porubsky l. c. p. 697 bemerkt, die S. C. C. habe am 4. April 1693 ad cautelam eine Dispens ertheilt

Auch ein selbst Ungetaufter kann geltig die heilige Tause spenden bei Anwendung der erforderlichen Materie und Form, wenn er die rechte Meinung hat, doch aber geht er dadurch keine geistliche Verwandtschaft ein mit dem Täufling oder dessen Eltern;¹⁸⁾ denn das kirchliche Recht, worauf allein die geistliche Verwandtschaft beruht,¹⁹⁾ hat keine Geltung für Ungetaufte.²⁰⁾ Deshalb stünde einer Ehe seinesseits, wenn er etwa später sich taufen ließe, mit der von ihm getauften Person, oder einem verwitweten Elterntheile derselben in dieser Hinsicht nichts entgegen.²¹⁾

Eben weil eine ungetaufte Person keine geistliche Verwandtschaft eingeht, so geht auch der ein Kind ungetaufter Eltern taufende Christ mit den letzteren keine geistliche Verwandtschaft ein; es stünde demnach seiner Ehe mit dem verwitweten Theile, wenn der sich taufen lässt, nichts im Wege auf Grund der von ihm vollzogenen Tause.²²⁾

wegen geistlicher Verwandtschaft, hergeleitet aus dem Empfange der h. Firmung, deren Giltigkeit bezwifelt wurde, weil dabei Oel war angewendet worden ohne beigemischten Balsam, der nach Binterim „die vorzüglichsten Denkwürdigkeiten der christkatholischen Kirche“ Bd. 1. Th. 1. S. 236 seit dem 6. Jahrhunderte in Anwendung ist, und aus dem Judenthume gebracht wurde, bis Paul III. und Pius IV. erlaubten, den von den Spaniern aus Indien überbrachten zu gebrauchen. Die Giltigkeit der Firmung, wobei die Salbung nur mit Oel war ertheilt worden, anerkannte auch Innocentius III. ep. 1. X (l. 16).

¹⁸⁾ Sanchez l. c. D. 60. n. 7. — Schmalzgrueber l. c. n. 29.

¹⁹⁾ Sanchez l. c. D. 54. n. 2. — Schmalzgrueber l. c. n. 2.

²⁰⁾ Cp. 8. X (IV. 19.) — Pirhing, Jus Canonicum lib. I. tit. II. n. 64.

²¹⁾ Sanchez l. c. D. 60. n. 11. — Schmalzgrueber l. c. n. 30. — Doch meint Ferraris l. c. t. 1. p. 519. n. 51 anrathen zu sollen „pro tutiori ad sanctam Sedem pro decisione et provisione recurrere“, weil „gravissimi doctores“ in solchem Falle das Ehehinderniß der geistlichen Verwandtschaft anerkennen.

²²⁾ Sanchez l. c. n. 16. — Schmalzgrueber l. c. n. 34, wiewohl Layman, theologia moralis l. V. tr. 10. p. 4. ep. 8. n. 3 das Gegentheil behauptet, aber wie mir scheint, im Widersprüche mit dem von ihm selbst n. 2 Gesagten.

Der Getaufte aber, wenn auch *Keizer*,²³⁾ tritt in geistliche Verwandtschaft zu seinem Täufling und dessen Eltern, die ein Hinderniß ist einer Ehe seinerseits mit einer dieser Personen und daran änderts nichts auch der etwa vorhandene Umstand, daß er etwa mit der Mutter des Kindes bereits verlobt sei, denn mit den außerehelichen Eltern des Getauften geht der Täuflende die geistliche Verwandtschaft ebenso wie mit den ehemaligen ein.²⁴⁾ Wenn also ein Verlobter das Kind seiner Verlobten, wenn auch im Falle der Noth tauft, sei dasselbe von ihm oder von einem andern erzeugt, so tritt dadurch seiner Ehe mit der Verlobten das Hinderniß der geistlichen Verwandtschaft²⁵⁾ entgegen.

²³⁾ Sanchez l. c. n. 2. — Schmalzgrueber l. c. n. 27. — cfr.: *Be-nebit XIV. „Singulare Nobis“ ddo. 9. Febr. 1749* (abgedruckt auch im Appendix zu der von Richter und Schulte besorgten Ausgabe der Trierter Beschlüsse p. 550) §. 14, wo der gelehrte Papst unter Berufung auf Gonzalez in ep. VIII (V. 7) n. 12 die *Keizer* der Gewalt und den Gesetzen der Kirche untergeben erklärt. Allerdings dürfte desjungeachtet nicht zu übersehen sein, was Porubszky l. c. p. 132. n. 3 bemerkt: „De cetero communis est fere opinio canonistarum, quod ecclesia nolit jurisdictionem suam in Acatholicos exercere. Neque principia sua ad illos adplicat, nisi quando vel ad sinum ecclesiae revertuntur, vel causam suam ipsimet ecclesiae catholicae subjiciunt e. g. cum persona catholica matrimonium inire volendo.“

²⁴⁾ Pirhing l. c. n. 32 Porro. — Sanchez l. c. D. LIV. n. 16.

²⁵⁾ Pirhing l. c. n. 39 Porro. — Schmalzgrueber l. c. n. 52, wofür sie als Grund angeben, daß die geistliche Verwandtschaft eben nicht als Strafe aufzufassen sei, sondern als ein Verhältniß zwischen zwei Personen, das auch ohne Schuld herbeigeführt, deren Ehe hindere, womit mir aber wenig vereinbart scheint die Ausnahme und Sonder-Beurtheilung des Falles, in dem der täuflende Verlobte das Kind seiner Verlobten tauft, ohne dieses Verhältniß zu kennen, wie denn auch Layman l. c. n. 6 sich dagegen erklärt hatte, mit der ganz guten Begründung „quia nihilominus vere baptizans est“. Eben derselbe sagt in diesem Falle: „solvuntur sponsalia, ratione supervenientis impedimenti“ in Uebereinstimmung mit Sanchez l. c. I. D. 56. n. 1, der sagt „satentur omnes“, während der spätere Schmalzgrueber l. c. tit. I. n. 212 sagt „obligationem sponsalitiam cessare ex parte innocentis, suspendi vero solum ex parte nocentis seu ejus, qui causa impedimenti extitit.“ Fragen wir weiter, ob für den durch die Taufe eines Kindes des andern verlobten Theiles zu diesem in geistliche Verwandtschaft Getretenen eine Verpflichtung besthe, die Dispens

Nur dann tritt der selbst getaufte Taufende in keine geistliche Verwandtschaft, wenn derselbe der eheliche Vater des Kindes ist, der demnach in seinen ehelichen Rechten gar keine Ein-

von diesem Hindernisse zu erwirken, um die Ehe zu ermöglichen? Hier müssen wir unterscheiden: Hat der Verlobte ein Kind seiner Verlobten, dessen Erzeuger nicht er ist, getauft, oder hat die Verlobte ein von ihrem Verlobten erzeugtes von einer andern Weibsperson gebornes Kind getauft: dann wird der Fall wohl zu beurtheilen sein nach den Meinungen der Kanonisten und Moralisten über die Wirkung des Bruches der Verlöbnistreue. Schmalzgrueber l. c. n. 162 et 163, und der h. Vigori l. c. l. VI. n. 860 sagen übereinstimmend: „per fornicationem sponsalia solvuntur solum ex parte innocentis“, sei es der männliche oder der weibliche; und der letztere erklärt n. 862 als „sententia probabilius et communis“, daß „utroque sponso fornicante, sponsum bene posse resilire non vero sponsam“, wobei vielleicht auch zu beachten das von ihm n. 860 Gesagte: „Si sponsa permittat se tangi impudice ab alio per oscula et amplexus, potest sponsus resilire a sponsalibus, sed non vice versa . . . nisi talia oscula et tactus sint ita frequentes, ut indicent valde propensum sponsi animum in alteram, ut merito timeri possit, ne sponsae non sit fidem servaturus.“ Für den Verlobten gilt die Verpflichtung des Verlöbnisses selbst dann als aufgehoben (der h. Vigori sagt: „communiter et verius“ l. c. n. 861, auch Schmalzgrueber ist dieser Meinung l. c. n. 171), wenn „sponsa vi corrupta est“; auch in dem Falle der Kenntnisnahme „fornicationis sponsae ante sponsalia“ nach Abschluß des Verlöbnisses; während in diesem letzteren Falle der Verlobten das Rücktrittsrecht nur zuerkannt wird „si vir prolem ex alia habuerit vel noscatur fuisse deditus huic vitio, cum pluribus feminis se commiscendo.“ Dem Gesagten zufolge wird also weder der Verlobte, der ein von einem Andern erzeugtes Kind seiner Verlobten, noch auch die Verlobte, die ein von dem Verlobten erzeugtes Kind einer andern Person tauft, verhalten werden können zur Erhaltung einer Dispens vom Ehehindernisse der geistlichen Verwandtschaft Schritte zu thun, höchstens dann, wenn der unschuldige Theil vor der Taufe um das Verbrechen des Andern und dessen Folgen wissend, beßungeachtet das Verlöbniß aufrechthalten zu wollen, erklärt hatte. — Hat aber der Verlobte das von ihm selbst erzeugte Kind seiner Verlobten getauft, dann ist er verschuldet, Dispens zu erhalten (Sanchez l. c. n. 4. — Schmalzgrueber l. c. n. 212), die in diesem Falle leicht gewährt wird, cfr. §. 80 der A. f. d. g. G. „die Bischöfe werden, wenn rechtmäßige Gründe nicht gebrechen, sich ihrer vom heiligen Stuhle erhaltenen Vollmachten (facultates quae a s. Congregatione de propaganda fide episcopis remotioribus ad quinquennium concedi solent: 6. Dispensandi in impedimentis cognitionis spiritualis, praeterquam inter levantem et levatum bei Aichner, Compendium juris ecclesiastici, ed. II. Appendix p. 52) willfährig bedienen: 2. in der geistlichen Verwandtschaft.“ Ebenso ist selbstverständlich zu urtheilen, wenn etwa die Verlobte selbst ihr vom Verlobten erzeugtes Kind getauft hätte.

buße erleidet, mag er nun im Falle wahrer Noth ²⁶⁾ oder außer einem solchen ²⁷⁾ die Taufe vollzogen haben, vielleicht gar in der bösen Absicht eben durch diese Handlung eine Störung im ehelichen Umgang herbeizuführen. ²⁸⁾

Die Bemerkung, daß ebenso die vom ehelichen Vater bei dem eigenen Kinde übernommene Tauf- oder Firmpathenstelle keines Falles eine geistliche Verwandtschaft begründe, mag uns hinüberführen zur Behandlung der geistlichen Verwandtschaft als Hindernis für den Pathen eine Ehe einzugehen mit seinem Täufling oder Firmling oder dessen Eltern.

Daß nur die Pathenschaft bei giltiger Spendung der Taufe oder Firmung eine geistliche Verwandtschaft begründe, braucht kaum nach dem früher Gesagten eigens hervorgehoben zu wer-

²⁶⁾ Uebereinstimmende Lehre der Kanonisten auf Grund des c. 7. C. XXX b. 1.

²⁷⁾ Auch gemeinsame Lehre der Kanonisten, vorausgesetzt, daß der taufende Vater entweder nicht wußte, daß er das Kind seiner Frau, beziehungsweise sein eigenes taufe, oder nichts wußte von dem Verbote der Kirche, daß Vater oder Mutter ihr eigenes Kind außer im Falle der Todesgefahr desselben nicht taufen sollen (das rituale romanum verordnet ausdrücklich: „Pater aut mater propriam prolem baptizare non debent, praeterquam in mortis periculo, quando alius non reperitur, qui baptizet); und Sanchez l. c. lib. IX. D. 32. n. 47 bemerkt bezüglich der ignorantia facti „qualisunque sit et quantumcumque crassa, modo non sit adeo crassa, ut sit ingens temeritas ignorare vel non sit affectata“ (letztere heißt auch eine direkt gewollte, erstere eine indirekt gewollte und ist dann vorhanden, wenn Jemand aus Scheu vor Anstrengung, vielleicht einer gar geringen vernachlässigt, sich über den Sachverhalt Kenntniß zu verschaffen efr. Freiburger Kirchen-Lexikon X. 505); Schmalzgrueber l. c. tit. XI. n. 48 sagt, fußend auf ep. II. h. t., auch im Falle der Wissenshaft des Kirchenverbotes und des Thatbestandes „non privari conjugem, qui extra necessitatem baptizat, jure petendi debitum“, welche Meinung der h. Eigori: de baptism. n. 130 „satis probabilis“ nennt, wiewohl er bemerkt, daß „graviter peccare parentes, qui ex industria et sine necessitate filios baptizant“, und die auch haben: Schulte l. c. p. 196. n. 34, Permaneder l. c. S. 703, während Binder, Praktisches Handbuch des katholischen Ehrechtes, 3. Hest, S. 116 sagt: „Uebrigens bleibt es für die seelsorgliche Praxis das Räthlichere, in einem solchen Falle auf geeignetem Wege den schuldigen Theil zur Erwirkung der Dispense zu vermögen.“

²⁸⁾ Reiffenstuel, Jus Canonicum, lib. IV. tit. XI. n. 15 & 30.

den; vielleicht aber ist es nicht überflüssig zu bemerken, daß, wenn Jemand den Willen hätte als Pathe bei Spendung der Nothtaufe zu fungiren, und als solcher sich benähme,²⁹⁾ er doch keine geistliche Verwandtschaft einginge,³⁰⁾ die nur eine Folge der Pathenschaft bei der feierlich gespendeten Taufe ist. Ist die Nothtaufe gültig gespendet, so tritt der etwa bei Nachtragung der Zeremonien im Falle des Fortlebens des Kindes anwesende Pathe in keine geistliche Verwandtschaft.³¹⁾ Die Frage, ob der bei bedingnißweise wiederholter Taufe funktionirende Pathe eine solche eingehet, kommt nach dem oben Gesagten zu beantworten, wie auch das früher bezüglich des selbst ungetauften Taufenden und der Beurtheilung des Verhältnisses des ein Kind ungetaufter Eltern Taufenden zu diesen seine volle Anwendung findet auf den Pathen. Der Pathe bei der Firmung geht eine geistliche Verwandtschaft nur ein, wenn er selbst gültig gesetzt³²⁾ und

²⁹⁾ Z. B. nicht bloß um dienstfertig zu sein, sondern in der Willensmeinung als Pathe das Kind hielte, während es getauft wird.

³⁰⁾ Sanchez, l. c. l. VII. D. 62. n. 14. — Phillipps l. c. Permaneder l. c. Anmerkung 10. — Loverschiner, Praktische Anleitung zum gesetzmäßigen Verfahren in Ehe-Angelegenheiten, 3. Aufl. S. 41; — 4. Aufl. S. 70. — Schulte l. c. S. 196. — Aichner l. c. p. 545, denen wir um so mehr berechtigt sind beizustimmen, da nach Ferraris l. c. p. 518 n. 20 auch die S. C. C. sich in dem Sinne geäußert, wenn auch Pirhing l. c. n. 36 — Reiffenstuel l. c. n. 22 — Schmalzgrueber l. c. n. 55 — Layman de baptismo op. IX. n. 5, II. und Porubszky entgegengesetzter Meinung sind.

³¹⁾ Vor dem Konzil zu Trient entstand in diesem Falle das Eheverbot des Katechismus (impedimentum cognitionis spiritualis ex catechismo) für den, der die vom Priester vor der Begießung resp. Untertauchung gestellten Fragen im Namen des Täuflings beantwortete, in Beziehung zu diesem, welches aber durch das erwähnte Konzil aufgehoben ist. cfr. Sanchez l. c. D. X: — Schmalzgrueber l. c. §. 2. — Auch die Entscheidung der S. C. C. in Tolentina 16. Maj. 1711 in der zit. Ausg. der Trient. Besch. p. 267.

³²⁾ Reiffenstuel l. c., der mit Recht hinweist auf die Bestimmung des pontificale romanum, Pars I. De confirmandis: „Nullus qui non sit confirmatus, potest esse in confirmatione patrinus“ (das 1858 in Wien gehaltene Provinzial-Konzil verordnet tit. III. ep. 2 wohl im Hinblick auf das rituale romanum, De sacramento baptismi: patrinos . . . sacramento confirmationis consignatos esse maxime convenient, von der Taufpathenschaft „confirmationis sacramento non muniti removeantur) und sich auch beruft auf eine Entscheidung

was auch von dem Taufpathen gilt, freiwillig ³³⁾ bei eben dieser Person ³⁴⁾ sein Amt übernommen und entweder persönlich oder durch einen Stellvertreter ³⁵⁾ geübt ³⁶⁾ hat, und zwar auch der der Kardinäle in una Liciens. 13. Jun. 1654, die auch angezogen wird zur Bestätigung der vom Auftor ausgesprochenen Ansicht in Ferraris l. c. t. II. p. 544 & 547.

³³⁾ Also kann nur eine Person, die freier Selbstbestimmung fähig ist, Pathenstelle übernehmen, wiewohl kein bestimmtes Alter vorgeschrieben ist (das rituale romanum sagt nur: patrinos saltem in aetate pubertatis esse maxime convenient); auch nicht notwendig ist, daß der Pathen älter sei als das Pathenkind. cfr. Sanchez l. c. D. LXI und Schulte l. c. S. 197. Anmkg. 38. Der Wille braucht aber durchaus nicht auf das Eingehen der geistlichen Verwandtschaft gerichtet zu sein, ja wer den Willen hat, wahrhaft als Pathen der Taufe oder Firmung anzuwohnen, und thut, was des Pathen ist bei der heiligen Handlung, der tritt in geistliche Verwandtschaft zu seinem Pathenkinde und dessen Eltern, wenn er selbst ausdrücklich gegen selbe sich verwahren würde. Cfr. Sanchez l. c. D. 58. n. 4 — Schmalzgrueber l. c. n. 36.

³⁴⁾ Würde der Pathen also bei dem Kinde A. als solcher fungiren wollen, man gäbe ihm aber z. B. bei der Taufe ein anderes Kind auf die Arme, so würde er weder mit dem einen noch dem anderen eine geistliche Verwandtschaft eingehen. Sanchez l. c. n. 6 & 7 — Schmalzgrueber l. c. n. 89 & 90, der nur den Fall ausnimmt, wenn Jemand überhaupt bei dem eben zu taufenden Kinde Pathenstelle übernehmen wollte, aber der irrgen Meinung ist, es sei dieses das Kind eines Gewissen.

³⁵⁾ Während Sanchez l. c. D. 59. n. 4 & 12 und noch Gonzalez in tit. XI. l. IV. op. 8. n. 9 meinten, bei Bestellung eines Prokuratoris für die Funktionen des Pathen entstehe weder für den, noch für den Vollmachtgeber eine geistliche Verwandtschaft, hat die S. C. C. in Nullius 15. Mart. 1631 Theatina 13. Sept. 1721 (bei Richter-Schulte, Canones et Decreta Concilii Tridentini p. 266) entschieden: „Procuratorem, qui nomine alterius suscepit vel ad confirmationem tenuit, non contrahere cognationem sibi, sed mandanti.“

³⁶⁾ Sanchez l. c. D. 56. n. 1 sagt: „Constat inter Doctores, desiderari ut patrinni cognitionem hanc spiritualem contrahant, ut baptizatum aut confirmatum teneant (bei Erwachsenen sagt das pontificale romanum „ponant pedem suum super pedem dextrum patrini sui“) dum haec sacramenta conferuntur) und n. 9 „verissima sententia docet, nullatenus ad id responcionem patrinorum desiderari“ cfr. Schmalzgrueber l. c. n. 38 & 39); wenn aber dieser übereinstimmend mit Ersterem sagt: „saltem immediate ex manibus baptizantis suscipiat“, so ist das wohl zu beschränken nach der Entscheidung der S. C. C. ddo. 18. Dec. 1688 (bei Ferraris l. c. t. V. p. 216. n. 77): „Cognitionis spiritualis contrahitur ab accipiente puerum ab obstetricie, neque est necesse, ut illum accipiat immediate a manu baptizantis“, was auf Reiffenstuel l. c. n. 26 meinte fordern zu müssen.

welcher durch die Kirchengesetze ausgeschlossen wäre³⁷⁾ von der Pathenschaft also z. B. ein Keßer³⁸⁾ oder eine Ordensperson.³⁹⁾

³⁷⁾ Permaneber l. c. S. 703, während Richter, wohl mit Unrecht, Lehrbuch des katholischen und evangelischen Kirchenrechtes, 4. Aufl. S. 544 sagt: „daß das Hinderniß dann nicht entsteht, wennemand ein Kind aus der Taufe gehoben hat, den die Gesetze an sich davon ausschließen.“ (Zu diesem gehören auch nach dem rit. rom. und pontificale rom. „qui ignorant rudimenta fidei“, wofür ersteres als Grund angibt: „Haec enim patrini spirituales filios suos ubi opus fuerit [quum pueri a parentibus et ludimagistris instrui soleant, hodie ab hac obligatione instruendi liberatus est patrinus“ sagt Pirhing l. c. n. 33 „ferme“ fest bei Layman l. c. n. 1] opportune docere tenentur.)

³⁸⁾ Rit. rom.: „Sciant parochi, ad hoc munus (patrinorum) non esse admittendos haereticos.“ Und wenn auch Pirhing l. c. n. 42 meint: „ex gravi causa potest permitti, ut, cum proles catholica a sacerdote catholico baptizatur, admittatur patrinus haereticus, ubi catholici permixti vivunt cum catholicis, ad vitanda alia gravia incommoda, quia alias . . . vel infantes baptizari deberent nullo adhibito patrino contra universalis ecclesiae consuetudinem“, dem Layman l. c. n. 7. II. bestimmt, aber bestellt: „Sacerdos ante baptismum palam edicere deberet: infantem in fide catholica baptizari in eaque instruendum fore, si ad usum rationis pervenerit: Quamobrem nec parentes nec patrinos hanc ejus instructionem impedituros esse; quin potius patrinos admitti, tamquam sponsores hujus fidei, in qua baptizatur“, so würde doch unter allen Umständen für das bindend sein die Vorschrift des Provinzial-Konzils l. c. „arceantur a fide seu communione catholica alieni“, um so mehr als die S. C. R. 1852 erklärte: der Zusatz zu der Stelle im Graner Rituale v. J. 1818: non admittendos infideles aut haereticos“; quoad ejus fieri potest: „haec verba hanc esse suo loco“, und in einem Erlass der S. C. de propaganda fide ddo. 14. Sept. 1851 an den apostolischen Vikar von Bukarest zu lesen „acatholicos ne tunc quidem esse vocandos pro patrinis, quando proles e mixto matrimonio nascitur“ efr. Porubszky l. c. p. 611. n. 28.

³⁹⁾ Conc. prov. vien. l. c. auf Grund des rit. rom.: „monachi vel sanctimoniales neque alii cuiusvis ordinis regulares a saeculo segregati.“ Wir werden also keine Geltung zugestehen dürfen der Bemerkung des Gonzalez l. c. n. 6 am Ende: Sed hodie religiosi, tam mendicantes quam alii, licite suscipiunt infantes in baptismō“, wenn auch c. 103 de cons. D. IV. (genommen aus dem 578 zu Auxerre gehaltenen Konzil) „Non licet abbati vel monacho de baptismō suspicere filios“ nicht immer genaue Beobachtung gefunden zu haben scheint; heißt es doch in den auch sonst interessanten „Statuta synodalia ecclesiae Cameracensis ab a. 1300—1310 (Concilia Germaniae t. IV. p. 67: „Ad levandum puerum de fontibus quatuor personae laicæ et saeculares, duo sc. masculi et duae foeminae in patrinos et matrinas sive pueri levandi sunt sive masculi sive feminæ admittantur. Et si praesentibus placuerit,

Das Eingangs abgedruckte Reformationstekret bestimmt auch die Zahl der Pathen, und setzt fest „nur Einer entweder ein Mann oder eine Frau nach den Anordnungen der heiligen Kanones⁴⁰⁾ oder höchstens Einer und Eine⁴¹⁾ sollen den Täufling

quatuor aliae saeculares in sacris ordinibus constitutae seu religiosae in religione adprobata professae cum supradictis assumantur. Wenn Porubszky sagt l. c. n. 30: „Juxta praxim excipiuntur Cardinales e monachis desumpti“, so erweitern diese Ausnahme zu Gunsten der aus den Regularen genommenen Bischöfe nebst Andern Pirhing l. c. n. 34 und Schmalzgrueber l. c. n. 74.

⁴⁰⁾ c. 101. D. IV. „Non plures ad suscipiendum de baptismo infantem accedant, quam unus sive vir sive mulier. In confirmatione quoque id ipsum fiat“, gegen den aber so manche Synodal-Statuten verstießen, z. B. von Köln 1281 (Conc. Germ. t. III. p. 661), das 2 oder 3 „qui intra quartum gradum parentibus pueri non sint juncti, nisi in necessitate, — von Lüttich 1548 (l. c. t. VII. p. 395), das 4, höchstens 5 erlaubt.

⁴¹⁾ Ob dieses Zugeständniß auch für die Firmung gilt? Schulte, der hierin Sanchez folgt l. c. D. 57. n. 9, welcher übrigens bemerkt: „Profecto negari non potest, rem hanc non esse claram, sed difficultatem habere“, sagt l. c. S. 194, Numfg. 28: „Ja“; ich kann ihm aber hierin nicht bestimmen, und bin mit Gonzalez l. c. n. 10, Pirhing l. c. n. 30. not. 2, Schmalzgrueber l. c. n. 22, Ferraris l. c. t. II. p. 543. n. 11. S. Lig. l. c. de conf. n. 185, Porubszky l. c. p. 616, Hayker, Praktische Anleitung zur christkatholischen Seelsorge, 3. Aufl. S. 239 der Meinung, es dürfe nur Ein Pathen zugezogen werden und das Konzil von Trient habe hierin das ältere Recht nicht abgeändert, wie denn auch das Provinzial-Konzil l. c. ep. 3 sagt: „Patrinus adhibetur unus“ und zwar in Übereinstimmung mit dem pontif. rom. „mas mari, foemina foeminae“, während bei der Taufe im Falle der Zuziehung nur Eines Pathen dieser nicht desselben Geschlechtes mit dem Täuflinge zu sein braucht (wenigstens bei der Kindertaufe) cfr. S. Lig. l. c. n. 155. Bei Zuziehung von 2 Pathen zur Taufe aber dürften es ohne päpstliche Genehmigung (cfr. Sanchez l. c. n. 7 und Schulte l. c. S. 195) nie 2 Männer oder 2 Frauen sein, ausgenommen es wäre der eine Mann z. B. im eigenen Namen, der andere als Prokurator einer Frau gekommen (cfr. Schmalzgrueber l. c. n. 81 Excipitur und Ferraris l. c. t. I. p. 518. 19, der sagt: „Sic declaravit s. C. C. in una Vermensi 29. Mart. 1582). Diese 2 Pathen können ohne weiters jetzt zwei Chaleute sein, da c. 6. C. q. 4 durch die gegenheilige Gewohnheit wohl abrogirt ist (cfr. Ferraris l. c. n. 25 und Sanchez l. c. n. 5). Keine Änderung hat aber das alte Recht erlitten in einer anderen Bestimmung (c. 100 de cons. D. IV.), die das Provinzial-Konzil in den Worten wiederholt hat: „Eundem in Baptismo et in Confirmatione sponsorem habere non licet.“

Vielleicht ist hier die Bemerkung nicht überflüssig, bei Zuziehung zweier Pathen zur Taufe gehen beide nur dann die geistliche Verwandtschaft ein, wenn

über die Taufe heben.“ Den oder die zwei Pathen⁴²⁾ zu bestimmen hat das Recht der Pfarrer⁴³⁾ nur dann, wenn die Eltern es nicht gelüstt haben, oder ihre Besugniß überschritten.⁴⁴⁾ Wie aber, wenn weder der Pfarrer noch die Eltern Pathen bestimmt hätten und mehr als zwei Personen zugleich bei der heiligen Handlung den Täufling berührten? Der Fall ist in dem Eingangs abgedruckten Dekret des Konzils nicht vorgesehen, also hat das frühere Recht⁴⁵⁾ seine volle Geltung behalten und wir antworten demnach, dann gehen alle⁴⁶⁾ die geistliche Ver-

beide das Kind während der Begießung mit Wasser halten, oder einer hält und der zweite wenigstens es zugleich berührt; würde aber der zweite nur dabei stehen, so könnte er nur als Taufzeuge, nicht eigentlicher Pathen gelten, wäre demnach ins Taufbuch entweder gar nicht einzuschreiben, oder zu bemerken, daß er nur Taufzeuge gewesen, der dann natürlich keine geistliche Verwandtschaft eingegangen hätte. So entschied die S. C. C. in una Cremonensi (Fagnani in t. XI. cp. 6. libri N.), wie überhaupt nach Ferraris (l. c. n. 18) für die Nothwendigkeit der Berührung des Täuflings vom Pathen zur Eingehung der geistlichen Verwandtschaft in una s. Marci 13. Febr. 1593 und in einem anderen Falle (bei Fagnani l. c. cp. III. 2), wo sie erklärte, daß ein Pathen, der nur die Kerze nach der Sitte der Gegend bei der Taufe gehalten (daß die Gewohnheit allein ein trennendes Ehehinderniß schaffen könne, wie Sanchez l. c. D. 4 n. 11 meint, bekämpft Fagnani l. c. cp. I. n. 12 et seqq.), keine geistliche Verwandtschaft eingegangen sei.

⁴²⁾ „Qui plures patrinos vel matrinas adhiberet, peccaret mortaliter“ Ferraris l. c. n. 11.

⁴³⁾ Ferraris l. c. n. 14. Schmalzgrueber l. c. n. 83.

⁴⁴⁾ Würde er einen Verstoß gegen das Konzil von Trient nicht verhindern „peccaret mortaliter“, wenn er mehr als zwei Pathen zuließe (S. Lig. de bapt. 154), auch mortaliter, wenn er zwei zuließe, die beide verschiedenen Geschlechtes, als der Täufling, venialiter, wenn zwei desselben mit diesem S. Lig. l. c. 155) — und in jedem Falle würde er nach cp. II. de ref. matr. „nach dem Ermessen des Bischofes gestraft werden“, was wohl auch zu gewährten hätte der Pfarrer, der ohne Pathen „solemniter“ tauft, der jedenfalls dadurch „graviter“ sündigte. (S. Lig. l. c. n. 159.)

⁴⁵⁾ Cp. 3 in 6to (IV. 3.)

⁴⁶⁾ Mit Fagnani l. c. in cp. VIII. n. 5. — Ferraris l. c. n. 15. — Pirhing l. c. n. 30. — S. Lig. l. c. n. 154, während Sanchez l. c. n. 12 sagt: „probabilis credo, neminem tune contrahere hanc cognitionem“ und Gonzalez l. c. in cp. VIII. n. 7 mit Schulte l. c. p. 194. Anm. 28 entschieden erklärt „nullus“.

wandtschaft ein, ebenso auch⁴⁷⁾ wenn gegen die Konzils-Verordnung mehr als zwei oder zwei desselben Geschlechtes Pathen zugezogen werden von den Eltern und zugelassen vom Pfarrer. Würden Pathen bestimmt worden sein, auch bei der heiligen Handlung gegenwärtig sein, das Kind aber nicht berühren und es geschähe, daß von einem nicht zur Pathenschaft gebetenen mit der Gestimung auch ungebeten die Pathenschaft zu übernehmen, so würde nur der, nicht aber jene, die geistliche Verwandtschaft eingehen.⁴⁸⁾

Soviel von dem Ehehinderniß der geistlichen Verwandtschaft nach dem seit dem Konzil von Trient geltenden Rechte, das auch die Eintragung der Namen der Pathen in ein Buch vorschreibt, die mit genauer Angabe, nach der Weisung des rituale rom., ob sie etwa nur bei Nachtragung der Ceremonien gegenwärtig waren und etwa sonst in Bezug auf die geistliche Verwandtschaft entscheidender Umstände vorzunehmen sein wird, da ja wohl vielfach nur auf Grund der im Taufbuch enthaltenen Angaben (unter denen wohl auch nicht fehlen soll die, wer etwa die Nothtaufe vollzogen) jene sichergestellt wird werden können.

⁴⁷⁾ So wieder in Uebereinstimmung mit Ferraris l. c. n. 12. — Auch Schmalzgrueber nennt diese Meinung „probabilis“ l. c. n. 87 und Sanchez l. c. n. 14 nennt sie „multo verius“ als die gegentheilige, daß in diesem Falle Niemand eine geistliche Verwandtschaft eingehet, welcher z. B. sind Gonzalez l. c. und Schulte l. c.

⁴⁸⁾ S. Lig. l. c. Unrichtig ist es aber, wenn Schulte l. c. sagt: Sanchez sei l. c. n. 20 dieser Meinung „in offenem Widerspruche mit sich selbst“, wie er ihm auch einen solchen wegen der in voriger Anmerkung sich findenden Äußerung vorwirft, wie mir scheint, mit Unrecht und wenn ich nicht irre, weil der gelehrte Herr Doktor übersehen hat, daß Sanchez für unerlässliche Bedingung zur wahren Pathenschaft, die eine geistliche Verwandtschaft herbeiführe, nach dem Konzil von Trient hält die Bezeichnung der Person von den dazu Berechtigten, wornach im ersten Falle allerdings durch die von Schulte ihm zugelegte Meinung Sanchez „mit sich in Widerspruch“ geriethe, aber er ist eben dieser Meinung nicht, sondern nennt sie nur „valde probabilis“ und stimmt mit dem hochverehrten Prager Rechtslehrer in dieser Frage überein, mit den Worten: „probabilis tamen existimo, illum non effici verum patrinum, nec contrahere cognationem.“

Gewiß ist es aber von nicht geringem Interesse, kurz zu verfolgen den Gang der kirchlichen Gesetzgebung in diesem Punkte. Zuerst finden wir es aufgestellt⁴⁹⁾ von Kaiser Justinian,⁵⁰⁾ der verbietet die Ehe des Täuflings mit dem Pathen.⁵¹⁾

Damals scheint demnach die Vorschrift der apostolischen Konstitutionen:⁵²⁾ „Virum suscipiat Diaconus, mulierem vera Diaconissa,“ nicht mehr genau beobachtet worden zu sein. Gegen Ausgang des nächsten Jahrhunderts, dann (692) verbot die sog. trullanische⁵³⁾ Synode⁵⁴⁾ auch die Ehe des Pathen mit der Mutter des Täuflings.

⁴⁹⁾ Sicherlich aber nicht als trennendes Ehehinderniß, denn die Meinung des vielzitierten Sanchez l. c. D. 4. n. 2 „posse principem saecularem ex genere et natura sua potestatis matrimonii impedimenta dirimentia fidelibus sibi subditis ex justa causa suis legibus indicere, eo pacto quo id pontifex summus potest, nisi sibi hanc potestatem reservasset“, welcher Vorbehalt aber nur die gläubigen, d. h. christlichen, nicht die ungläubigen Fürsten beschränkt; diese Meinung, sage ich, die Fagnani l. c. in ep. I. n. 19 et seqq. bekämpft, ist eine irrite. Cfr. Aichner l. c. §. 149. Porubszky l. c. §. 283.

⁵⁰⁾ C. 26. C. Just. V. 4.

⁵¹⁾ Ueber die verschiedenen Bezeichnungen derselben vergleiche man Winterim l. c. S. 188, wo als „älteste Urkunde für den Namen Patrinus die Charta Pipini aus dem Jahre 752 (Calmet. tom. I. histor. Lothar. col. 273)“ angegeben ist; auch Augusti „Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie“ 7. Bd. S. 324—327, oder desselben „Handbuch der christlichen Archäologie“ 2. Bd. S. 454—456.

⁵²⁾ Lib. III. ep. 16. Dieser Konstitutionen (abgedruckt in Cotelerii „S. S. Patrum qui temporibus apostolicis floruerunt opera vera et suppositicia“ ed. alt. Amstelaedami 1724. Vol. I. pp. 201—428) sind 8 Bücher, deren „6 erste diejenige Verfassung der Kirche enthalten, welche sich um und nach der Mitte des 3. Jahrhunderts gebilbet hatte“ cfr. v. Drey, im Freiburger Kirchenlexikon, Bd. II. S. 855—859. (Phillipps Kirchenrecht, Bd. I. S. 10 meint, die 2 weiteren Bücher „verschiedener Verfasser“ seien den 6 ersten „zu Anfang des vierten Jahrhunderts und zwar vielleicht schon vor dem Konzil von Nizaa beigefügt worden.“)

⁵³⁾ Weil es im Sekretarium des Kaiserlichen Palastes in Konstantinopel gehalten wurde, daß „wegen seines eirunden Kuppelgewölbes den Namen τρουλλος führte“ cfr. Hefele in der Freiburger Encyclopädie, B. 11. S. 304 und 305.

⁵⁴⁾ C. 53 (abgedruckt auch in Carranza, Summa Conciliorum, ed. P. Schram, Augustae Vindelicorum 1778 t. II. p. 176).

„Die erste erweiternde Bestimmung im Abendlande ist nach Schulte⁵⁵⁾ ein (4.) Kanon des unter Gregor II. gehaltenen römischen Konzils vom Jahre 721, der die Ehe des Pathen mit der Mutter des Täuflings verbietet.⁵⁶⁾ Etwas mehr als zwei Jahrzehnte später untersagte Papst Zacharias auch die Ehe des Täuflings mit einem leiblichen Kinde des Taufpathen.⁵⁷⁾ Ungefähr um dieselbe Zeit begegnet uns auch schon eine weltliche Sanktion dieser kirchlichen Bestimmungen in den Gesetzen des großen Longobarden Königs Luitgard, der eine Ehe des Pathen mit dem Täufling oder dessen Mutter oder eine Ehe des Täuflings mit einem leiblichen Kinde des Pathen bei Strafe der Güterkonfiszation und Erbunfähigkeit der Kinder aus solcher Ehe verbietet.⁵⁸⁾

Bemerkenswerth dürfte sein, daß dieses Hinderniß der Ehe dem heil. Bonifaz, der aber gerade in seinen Briefen Zeugniß ablegt, daß „sacerdotes per totam Franciam et Gallias nec non et Romani affirmant, maximi criminis reum esse hominem, qui in matrimonium acciperet illam viduam, cuius antefilium in baptismo adoptivum suscepit,“ in der ersten Zeit seiner Missionstätigkeit unbekannt war.⁵⁹⁾

Und kaum 2 Jahre nach dem glorreichen Martertode dieses größten „Wohlthäters“ Deutschlands finden wir auf dem Konzil zu Compiegne⁶⁰⁾ sogar verordnet, daß der Ehemann, der als Pathen sein Stießkind zur Firmung gehalten, von seiner Frau getrennt

⁵⁵⁾ l. c. S. 190.

⁵⁶⁾ Hardouin III. 1863: „Si quis commatrem spiritalem duxerit in conjugium, a. s.“

⁵⁷⁾ C. 2. C. XXX q. 3.

⁵⁸⁾ Cfr. Gonzalez l. c. in ep. VIII. n. 3.

⁵⁹⁾ Cfr. Maxima bibliotheca etc. Lugduni 1677. t. XIII. p. 74. ep. XI. Fethelmo; p. 75 ep. XV. Nothelmo und p. 80 ep. XXII. Duddo.

⁶⁰⁾ C. 12 (Carranza l. c. p. 244; wenn Schram dazu bemerkt: „Hodie juxta c. 2 de cogn. spir. non separatur, sed tantum privatur jure petendi debitum“, so ist das in der 28. Anmerkung über diesen Punkt Gesagte zu vergleichen).

werden solle; ja ungefähr ein Jahrhundert später schreibt Hrabanus Maurus an Bischof Heribald,⁶¹⁾ der ihn gefragt hatte, ob »qui filium suum baptizavit et eius uxor eum de fonte suscepit, postea in tali copulatione« bleiben könne, das sei ganz und gar unerlaubt, wofür er sich auf das Mainzer Konzil⁶²⁾ 813 beruft, wo aber nur verordnet worden war »nullus proprium filium aut filiam a fonte baptismatis suscipiat« woran übrigens unmittelbar einige Eheverbote auf Grund geistlicher Verwandtschaft gereiht sind mit der Schlussentenz: *ubi autem factum fuerit, separentur;* während im Jahre 813 gleichfalls eine Synode zu Châlons an der Saône in ihrem 31. Kanon, den auch Gratian seiner Sammlung⁶³⁾ einverleibte, bestimmte, wenn ein Weib, eben um getrennt zu werden von ihrem Manne, ihr Kind zur Firmung hielte, solle sie zeitlebens Buße thun, aber nicht getrennt werden, der große Papst Nikolaus I. ein halbes Jahrhundert später auch im Falle der Unwissenheit sich gegen die Trennung des Mannes, der sein Stieffind zur Firmung gehalten »licet sit peccatum« von seinem Weibe aussprach⁶⁴⁾ und drei Lustren darnach Johann VIII. für die Aufrechthaltung der ehelichen Gemeinschaft mit dem Weibe eines Mannes, der in Todesgefahr sein Kind getauft hatte, entschied.⁶⁵⁾

Im Verlaufe der Jahrhunderte sond dann das trennende Ehehinderniß der geistlichen Verwandtschaft eine noch größere Ausdehnung, so daß die Ehe nach dem Dekretalen-Rechte verboten war:⁶⁶⁾

Zwischen dem Spender des Sakramentes der Taufe oder Firmung und dessen Empfänger, sowie zwischen diesem und dem Pathen (paternitas directa);

⁶¹⁾ Reginonis, *Libri duo de synodalibus causis et disciplinis ecclesiasticis*. Ed. Wasserschleben. Lipsiae 1840. p. 290.

⁶²⁾ C. 55 (Carranza, l. c. p. 352).

⁶³⁾ C. 4. C. XXX. q. 1.

⁶⁴⁾ C. 6. C. q. cit.

⁶⁵⁾ Ibid. c. 7.

⁶⁶⁾ Cfr. Schmalzgrueber l. c. 9—11. — Binder l. c. S. 106.

zwischen dem Täufling oder Firmling und dem Gatten des Spenders des Sakramentes oder Pathen, wenn von diesen bei Empfang des Sakramentes von ersteren die Ehe schon vollzogen war (paternitas indirecta);

zwischen dem Spender des Sakramentes und dem Pathen oder des einen oder andern Gatten, mit dem die Ehe schon war vollzogen worden, einerseits und den Eltern des Empfängers anderseits (compaternitas directa vel indirecta);

zwischen dem Empfänger des Sakramentes und den leiblichen Kindern des Spenders oder Pathen (fraternitas spiritualis).⁶⁷⁾

Zur Rechtfertigung, wenn es einer solchen bedürfte, der Aufstellung dieses Hindernisses von der Kirche, mögen die Worte des gelehrten Professor Schulte hier stehen: ⁶⁸⁾ „Die Taufe ist nach der Lehre der Kirche die geistige Wiedergeburt, die Geburt des Menschen aus einem Knechte der Sünde zu einem Kinde Gottes. Sonst erscheint der Taufende als ein zweiter Vater des Getauften, der an Gottes Statt diese Wiedergeburt vornimmt, den Täufling gleichsam aufs Neue zeugt. Die Taufpathen stehen zu dem Täuflinge nicht bloß im Verhältnisse von Zeugen, durch welche nur der Beweis der geschehenen Taufe geführt wird, sondern übernehmen die Garantie, daß der Getauften die Verpflichtungen, welche er entweder selbst, oder jene für ihn eingehen, halten werde, vertreten also gegenüber der Kirche die Stelle von Eltern. Gleicherweise verhält es sich mit der Firmung. Hieraus erhellt, daß zwischen dem Taufenden, Firmenden, dem Pathen und dem Täufling oder Firmling ein dem zwischen leiblichen Eltern und Kindern analoges inniges Verhältniß entsteht, welches um so reiner und heiliger gehalten werden muß, als seine Quelle rein und erhaben ist. Wenn nun die Kirche, von diesen Gesichtspunkten aus annehmend, dieses geistige Verwandtschaftsband solle nicht durch sinnliche Neigungen entweicht werden, die Ehe zwischen den so Verbundenen unter-

⁶⁷⁾ Cp. 1. in 6to (N. 5).

⁶⁸⁾ L. c. p. 188.

sagte: wer möchte sie da tadeln? Nur wer ihren Standpunkt nicht zu würdigen vermag. Die Ausdehnung des Ehehindernisses mußte durch die Analogie der leiblichen Verwandtschaft und aus ähnlichen Gründen in Zeiten, wo religiöse Ideen praktischen Ausdruck gewannen, notwendig die Grenzen überschreiten, welche ihm etwa der kalte Verstand würde zugewiesen haben.

St. Fl.

Natur und Gnade.

(Fortsetzung. Siehe Heft I. 1866.)

§. 4.

Korollarien über die Eigenschaften und Folgen der Nebernatur.

Wenn der Verfasser im vorhergehenden Paragraph die Nebernatur in ihrem Wesen, in ihrem innersten Kerne bloßgelegt und aufgezeigt hat, so geht er nun daran, die Tragweite des gewöhnlichen Verständnisses von diesem Wesen in den Eigenschaften und Folgen der Nebernatur allseitig darzulegen.

Durch die tiefere Analyse der Eigenschaften der Nebernatur: Geistigkeit und Heiligkeit hofft er dann nicht mit Unrecht zur Förderung des tiefen Verständnisses der Gnadenlehre überhaupt etwas beizutragen. Hierbei findet er auch Gelegenheit, das Verhältniß der Nebernatur zur Person des heiligen Geistes eingehend zu erörtern.

Da die Nebernatur, sagt der Verfasser, nicht bloß moralische oder liebende Theilnahme an der göttlichen Natur, sondern auch intellektuelle und physische ist, und in ihrer Tiefe somit die reinsten Geistigkeiten, so

a) verstehen wir erst jetzt recht, wie wir Kinder Gottes sind, weil in gewisser Hinsicht durch Mittheilung seiner Natur gezeugt; wie wir Licht von seinem Lichte, dem Vater des Lichtes

find und somit nicht im natürlichen geistigen, sondern in seinem wunderbaren Lichte als Kinder dieses Lichts wandeln (nunc autem lux in Domino, ut filii lucis ambulate, Epheser 5, 8.); wie wir heilig sind gleich ihm, die wir aus ihm geboren (1. Joh. a. m. St.); wie wir geistig werden sollen gleich seiner reinsten Geistigkeit durch unser höheres Sein und nicht bloß durch höheres (geistiges) Streben; ja wir begreifen jetzt erst, daß wie er Gott, so auch wir gewisser Maßen Götter und göttlich genannt werden können. („Ihr seid Götter und Alle Söhne des Allerhöchsten. Joh. 10, 34.“)

b) Nun begreifen wir auch unsere Würde als Kinder Gottes im wahren Sinne, nicht bloß als äußere, sondern als innere, wornach wir vermöge Adoption nicht bloß berechtigt, sondern auch befähigt sind, die Erbschaft Gottes in Besitz zu nehmen.

c) Wir sehen dann ein, wie wir gerade durch diese Neben-natur in das innigste Verhältniß zu Gott treten, in wie ferne wir aus Knechten Gottes, was wir vermöge Natur sind, seine Kinder, seine Tischgenossen, seine Freunde werden; daß wir, die wir früher Fremdlinge waren, nun Bürger sind; daß wir, statt in knechtischer Unterwürfigkeit dem Herrn, nun in freier Liebe dem Vater zu Gefallen sind.

d) Ja, daß wir gerade durch diese Theilnahme an der göttlichen Natur in die innigste Gemeinschaft mit den göttlichen Personen selbst treten. Da nämlich die göttliche Natur als Sein vorzugsweise (per appropriationem) dem Vater zukommt, so sind wir vermöge der accidentellen Beschaffenheit unserer erhobenen Natur ebenso mit dem Vater in einer einheitlichen Verbindung, wie wir durch unsere intellektuelle Partizipation an derselben Natur in einheitlicher Verbindung sind mit dem Sohne, als dem unendlichen Wort und der ewigen Weisheit des Wortes; nicht minder aber mit dem heil. Geiste, als dessen Tempel, weil wir ebenso wie der göttliche Sohn durch ihn in Liebe zum Vater hinbewegt und in zärtlicher Anhänglichkeit an ihn erhalten werden.

So werden wir denn Mitbrüder des göttlichen Sohnes selbst, dieser zugleich der Bräutigam unserer Seele. „Dies drückt der heil. Bonaventura nach seinem großen Lehrer Alexander von Hales so aus: Die Seele werde durch die Gnade eine Tochter des ewigen Vaters, eine Braut des Sohnes, ein Tempel des heil. Geistes; eine Braut des Sohnes, insoferne sie diesem ähnlich wird und sein Bild annimmt, nicht durch Zeugung in Bezug auf ihn, sondern dadurch, daß er sie, die schon eine Tochter des Vaters und deswegen geadelt ist, sich auf's Innigste in heiliger Liebe verbindet, um sie seiner Schönheit und seiner Reichthümer in feuscher Umarmung theilhaftig zu machen.

Darin findet denn jene mystische Verbindung der Seelen mit Gott und namentlich mit dem ewigen Sohne, von der die heil. Schrift, die heil. Väter und die mystischen Theologen handeln, ihre Erklärung und Begründung.

e) Uebernaturliches Bild Gottes und der Trinität.

Aus dem Gesagten ergibt sich, fährt der Verfasser fort, wie gerade durch diese Gemeinschaft mit den göttlichen Personen erst unsere Seele ein vollständiges Bild Gottes und der Trinität sein könne, was sie von Natur aus nicht ist.

Von Natur ist zwar der Mensch auch Bild des Wesens Gottes und wohl auch der Trinität, aber höchst unvollkommen. Er ist Bild des göttlichen Wesens, in wie fern er ebenfalls Geist, Erkennen und Wollen ist; aber diese Aehnlichkeit ist allenfalls einem gemalten Bilde zu vergleichen, das mit fremden und leblosen Farben nur die Aehnlichkeit eines Gegenstandes wiedergibt, nicht aber jenem lebensvollen Bilde, wie es dem Beschauer aus dem Spiegel widerstrahlet.

Durch die Uebernatur aber wird die Seele jener Spiegel, in welchem durch das der Gottheit eigenthümliche Licht diese ihr Bild in der ihr eigenthümlichen Reinheit und Schönheit abdrückt und die Seele in diesem Lichte auch befähigt wird, dieses förmlich reflektirte Licht zu scheuen.

Diese beiden Arten der Aehnlichkeit mit Gott unterscheiden die Väter, namenlich die griechischen sehr oft, wenn sie dieselben schon in den Worten der Genesis, in welchen gesagt wird, daß Gott den Menschen schuf nach seinem Bild und Gleichniß, ausgesprochen finden, wornach Bild unsere Aehnlichkeit vermöge der Natur, Gleichniß jene vermöge der Nebernatur bezeichne, wornach der Mensch nicht mehr in seiner Natur verbleibe, sondern in das Bild der göttlichen verklärt werde, so daß er nicht mehr sein eignes Bild zurückwerfe, sondern Gottes Bild durch sich hindurch scheinen lasse.

Aehnlich verhält es sich auch mit dem Bilde der Dreifaltigkeit, nur daß dieses im eigentlichen Sinne doch nur in dem übernatürlich erhobenen Geiste sich vorfindet. Denn soll es sich auch in der Natur getreu wieder finden, so muß diese den Prozeß, nach welchem Gott als der Dreipersönliche erscheint, in sich selbst durchleben, die göttliche Wesenheit muß unmittelbar Objekt und Centrum derselben sein.

Entsteht aber dieser Prozeß „gemäß der sichern und nicht zu bezweifelnden Lehre der heil. Schrift, der Väter und fast aller bewährten Theologen dadurch, daß die zweite Person aus der ersten Person hervorgeht als das Wort, der Ausdruck, das Zeugniß und das Bild ihrer unendlichen Erkenntniß, in der dieselbe sich selbst anschaut; die dritte aber aus den beiden andern als die Blüthe und Frucht ihrer gegenseitigen, unendlichen Liebe, in der sie sich begegnen und gegenseitig umarmen: so stellt die Natur das Bild dieses Prozesses nur sehr unvollkommen dar, in wie ferne sie etwa auch im Erkennen und Lieben thätig ist oder allenfalls dieses ihr Leben selbst beschauend genießt. Auf diese Weise ist sie als potentia obedientialis dann geeignet in Folge übernatürlicher Einwirkung, diesen Prozeß selbst vorzustellen.“

„Wenn nämlich dann der Geist durch die innige Verbindung mit Gott gewisser Maßen zu göttlicher Geistigkeit erhoben, an der Geistigkeit Gottes partizipirt, leuchtet Gott der Vater mit dem ihm eigenen Lichte in ihn hinein und so kann er die Wesenheit des Vaters

unmittelbar in ihm selbst erkennen. Hierdurch erzeugt er dann in sich ein Wort, das dem substantiellen Worte in der Trinität nach seiner eigenen Art ähnlich ist, sich auf's Innigste an das-selbe anschließt und es nachspricht und abspiegelt; weshalb denn auch in der Sprache der Väter und Theologen gesagt wird, daß die Seligen in verbo, im göttlichen Worte, die Gottheit sehn. Wie nun aus dem ewigen, unendlichen Worte die göttliche, kind-liche Liebe zum Vater und wiederum als süße Frucht dieser Liebe der Geist der Liebe, der heil. Geist hervorgeht, um den Sohn mit dem Vater in untrennbarer Einheit zu verbinden: so geht auch aus dem Worte, das der geschaffene Geist jenem nach-stammelt, eine kindliche Liebe hervor, als das getreue Bild und der Abdruck von jener Liebe, welche zwischen Sohn und Vater besteht, deren Terminus der heil. Geist ist; eine Liebe, die un-mittelbar in die Wesenheit des Vaters sich versenkt, die unmittel-bar seine Schönheit und Süßigkeit verkostet, mit ihren kühnen Schwingen sich bis in den Schoß des Vaters an die Seite des Eingeborenen erhebt und so gewisser Maßen ein Feuer ist mit jenem Feuer göttlicher Liebe, dessen Flamme der heilige Geist ist.

So bewirkt die Nebernatur ein Bild, das gleich einem reinem Krystallspiegel die heil. Dreifaltigkeit förmlich (wenn auch nicht adäquat, da immer nur in endlicher und nicht in unend-licher Weise) abspiegelt und reflektirt.

f. Nebernaturliche Geistigkeit.

Die Darstellung des Verhältnisses, in welches unsere Natur in Folge ihrer übernatürlichen Erhebung zu den drei göttlichen Personen tritt, führt den Verfasser folgerichtig weiter dazu, die Art und Weise zu erörtern, in welcher die drei göttlichen Personen an der Rechtfertigung des Menschen secundum appropria-tionem, d. h. jede in der ihrer Persönlichkeit vorzüglich entspre-chenden Weise mitwirken und in dem Gerechtfertigten Wohnung nehmen.

Da nach der Lehre der hl. Schrift und der Väter insbesonders (sec. appropriationem) dem heil. Geiste die Verleihung, Erhaltung und Vollendung der Gnade zugeschrieben wird, so sieht sich der Verfasser veranlaßt, die beiden Begriffe, welche den Namen des heil. Geistes bestimmen: Geist und Heiligkeit in Betracht zu ziehen und einer genauern Analyse, als es von Theologen bisher geschehen ist, zu unterziehen. Auf diese Weise bietet sich die Gelegenheit, die beiden Haupteigenschaften der Nebernatur selbst: die wahre Geistigkeit und die göttliche Heiligkeit nach Gebühr zu erklären.

Diese Erklärung selbst ist sehr anziehend, voller Tiefe der Gedanken und gibt eine Menge neuer Gesichtspunkte, von denen aus die Lehre der Gnade selbst in eigenthümlicher, klarer und intensiver Beleuchtung erscheint. Wir müssen uns leider darauf beschränken, nur die Hauptgedanken hervorzuheben.

Die Entwicklung des Begriffs „Geistigkeit“ geht von der etymologischen Bedeutung des Wortes Geist aus, das zunächst „eine luftförmige Substanz (Gas, holl. Gost)“ bezeichnet. Das lateinische spiritus, wie das griechische $\pi\nu\sigma\mu\alpha$ haben dieselbe Bedeutung, nur mit der Schattirung, daß diese Substanz selbst in Bewegung sei und andere Körper bewege.

Auch unser „Geist“ nehme mitunter diese Schattirung an und bezeichnet dann auch den Hauch der Luft, der in lebenden Wesen stattfindet, ein Zeichen des Lebens und zugleich ein organisches Moment selbst ist. Dann bezeichnet es jedes gesteigerte Ein- und Ausathmen, wodurch eine stärkere innere Bewegung, Gemüthsaffekt, hervorgerufen wird, und dann diesen Affekt selbst, z. B. spiritus irae; ganz besonders wird dann das Wort zur Bezeichnung des stärksten Affektes, der Liebe, gebraucht. Deshalb wird es denn auch auf immaterielle Wesen, Engel, Gott, übertragen, um damit ihre innere Lebensbewegung auszudrücken.

In dieser Bedeutung kann das Wort „Geist“ nun allerdings nicht auf Sachen selbst, auf eine Natur oder Substanz angewendet werden; es bezeichnet streng nur eine Tendenz, ein

Streben nach einem gewissen Ziele, so daß darum zwei Menschen Eines Geistes sind, wenn sie nach demselben Ziele streben, ja vielmehr Ein Geist, wenn sie in gegenseitiger Liebe sich entgegenkommen. Und vermöge dieser Bedeutung von Zweck- beziehung wird mitunter bei leblosen Dingen von Geist gesprochen.

Nun hat aber spiritus nicht bloß die Bedeutung von Bewegung, sondern vorzüglich die des aktiven bewegenden Prinzipes selbst, wornach wir vom belebenden Geiste im Menschen sprechen; dann auch die Bedeutung des durch die Spiration in Bewegung Versetzten, des durch Bewegung Bewirkten, und in diesem Sinne wird die dritte Person in Gott Geist, und zwar im Unterschiede von Vater und Sohn genannt, weil sie ihm, dem spiratus, gegenüber das principium spirans sind. Der spiratus ist ja die Bewegung der Liebe in Gott, und wird somit das dem heil. Geiste zugeschrieben, was durch die Liebe Gottes gemacht und bewegt wird, daher bei der Schöpfung die Bewegung der Dinge nach ihrem Ziele (der Lebensimpuls), die Hinführung der Geschöpfe zu ihren Zielen, namentlich des Menschen zu Gott, und darum wieder wird ihm die Eingießung jener Liebe zu Gott, deren keine Kreatur aus sich fähig ist, zugeeignet.

Weiter aber bezeichnet das Wort »spiritus« dann nicht bloß Bewegung und Bewegtes, sondern geradezu auch die Substanz selbst, in wie ferne sie beweglich, elastisch ist und somit selbst wieder Bewegungskraft ausüben kann. In dem Maße, in welchem einer Substanz diese Eigenschaft zukommt, wird sie immer mehr im eigentlichen Sinne Geist genannt werden können, absolut also jene, in der die Substanz selbst Bewegung und Bewegtes zugleich ist.

Geist wird somit zunächst jede Substanz genannt, welche alles Schwere, Krasse von sich ausschließet und so vermöge ihrer Feinheit und Subtilität für unsere Sinne nicht mehr wahrnehmbar, empfänglich für das Licht und damit auch für intellektuelle Erkenntniß sind und

ungehemmte Freiheit der Bewegung und Thätigkeit besitzen. Da nun aber erfahrungsmäßig Bewegung, Thätigkeit, Intellektualität in Proportion mit der Subtilität des Wesens stehen, so wird Geist schlechtweg einfaches Wesen bezeichnen.

Die Geistigkeit eines Wesens kann daher je nach der Einfachheit und Gediegenheit desselben selbst eine größere oder geringere sein.

Der höchste und reinste Geist ist somit Gott; in ihm hört alles Materielle und auch alles quasi Materielle, alles Potenzielle auf.

So erklärt sich in Gott der spiritus spiratus dann als reinste und vollkommenste Bewegung aus der absoluten Einfachheit, weil reiner und vollkommener Subtilität des spiritus spirans.

Als sich ewig bewegender ist nun Gott als Geist ebenso Substanz wie Person und der Ausdruck: Ein Geist mit Gott werden, hat einen wohl doppelten, aber doch wieder verwandten Sinn; er sagt nämlich: einmal Gott ähnlich werden der Natur, der Einfachheit des Seins nach, in der Art, wie das Eisen, in Feuer gelegt, selbst Feuer und Ein Feuer mit ihm wird, also Eins werden in gewisser physischer Einheit; dann aber besagt er, sich mit Gott einigen in der Liebe, nach einem und demselben Zielen streben, also moralische Einheit mit Gott. Diese schließt aber nach früher Gesagtem selbstverständlich die physische schon in sich (in so fern nämlich der Geist für diese moralische Einheit in der innigen Vereinigung mit Gott und durch dieselbe auch befähigt erscheint), ein Umstand, den so viele Theologen übersehen, wenn sie Gnade eben nur als diese (moralische) Liebeseinheit definiren.

Hält man diese „Nüancen“ in dem Worte „Geist“ fest, so erklärt es sich weiter, wie dieses Wort auch für entgegengesetzte Begriffe gebraucht werden konnte und noch gebraucht wird. Weil nämlich Geist zunächst Bewegung bezeichnet, so kann man im Menschen von einem Geiste selbst der Unzucht, der Unmäßigkeit,

keit, der Lüsternheit des Fleisches sprechen, in wie ferne man darunter das Streben des Menschen nach dem Sinnlichen und Materiellen, zu welchem der animalische Theil im Menschen den geistigen hinunterzieht, versteht.

Andererseits wird ein solcher Mensch, in welchem diese Geister herrschen, doch wieder nicht ein geistiger (geistlicher) Mensch, homo spiritualis, genannt werden, vielmehr homo animalis mit Bezug auf die heil. Schrift und die Väter. Vom natürlichen Standpunkte aus ist nämlich homo animalis der Mensch, welcher zwar die geistige Natur an sich hat, aber doch nicht nach derselben lebt, vielmehr mit seinem Geiste seiner animalischen Natur sich hingibt, also der sinnliche, thierische, lasterhafte Mensch; homo spiritualis aber ist der, welcher seiner geistigen Natur gemäß lebt, nur das ihm Entsprechende begeht, die animalische ganz unterordnet, so daß nicht sie, sondern der Geist den Mittelpunkt des ganzen Lebens bildet, also der weise, tugendhafte Mensch.

Aber auch dieser Mensch wird in der heil. Schrift und von den Vätern so häufig nur homo animalis genannt, und unter spiritualis ein ganz anderer Mensch verstanden; wir begreifen nun schon, welcher und warum?

Bei den Vätern ist homo spiritualis „der vom Geiste Gottes erfüllte, von ihm durchglühte und getriebene, von ihm belebte und gehobene Mensch, der Kraft dieser göttlichen Bewegung nicht mehr nach seiner eigenen, geistigen Natur, sondern nach Art der mit ihm innig verbundenen göttlichen Natur lebt.“ Denn in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge soll ja unser Geist nicht nach seiner geistigen Natur leben, sondern nach der höheren Geistigkeit der göttlichen Natur, die ihm mitgetheilt worden ist. Diese seine Bewegung kann aber nicht von seinem kreatürlichen geistigen Prinzipie hervorgerufen sein, sie muß vielmehr vom Prinzipie der göttlichen Bewegung mitgetheilt, diese Bewegung des göttlichen Lebens selbst sein, die sich in dem heil. Geist erfüllt.

Dieß ist der Grund, warum „geistig sein in der Liebe und Begierde“, oder ein „geistiges (geistliches) Leben führen“ im christlichen Sinne etwas ganz anderes bedeutet, als den einfachen Gegensatz „unserer geistigen Triebe“ zu denen der Sinnlichkeit. Geistig sein in unserm Leben und Streben heißt im christlichen Sinne so viel als getrieben werden vom heil. Geiste selbst, erfüllt und bewegt werden von göttlicher Liebe, wie sie aus unserer nach göttlicher Art vergeistigten Natur entspringt.

Diese Geistigkeit stellt der Apostel im Briefe a. d. Röm. der Begierlichkeit des Fleisches gegenüber und bezeichnet sie als diejenige, welche uns als Kinder Gottes eigenthümlich ist. Hier wie auch namentlich im 1. Br. a. d. Kor. wird homo spiritualis „qui accipit spiritum Dei“, der den Geist Gottes, den Lebenshauch des Vaters und Sohnes empfängt), bald konträr, bald wieder kontradiktorsch dem homo animalis entgegensezt. So auch bei den Vätern z. B. Irenäus, Methodius, Justinus u. a., wenn sie den Menschen ohne den heiligen Geist nicht geistig (*πνευματικος*), sondern animalisch nennen. Nach ihrer Ansicht ist ja auch der Mensch, der dem eigenen geistigen Prinzip gemäß handelt und es nicht vom sinnlichen beherrscht sein lässt, doch immer noch einigermaßen in den Schwächen und Mängeln des animalischen Lebens, in der Schwäche des Fleisches befangen, dessen Folge die Begierlichkeit und endliche Auflösung, der Tod ist.

Die Beherrschung dieser sinnlichen Regung und die vollständige Befreiung davon kann ihm nur durch Verklärung seiner Natur zur göttlichen Immortalität gelingen. Ohne diese Verklärung ist den Vätern auch der reine Geist vermöge seiner Potenzialität gewissermaßen noch etwas Materielles, Finsterniß der Lichtfülle Gottes gegenüber, seine Einfachheit und Unsterblichkeit im Vergleiche zur göttlichen nur ein Schatten, wie sündhaft im Gegensatz zu seiner Heiligkeit, wiewohl animalisches Sein an sich selbst nicht eigentlich Böses ist, sondern nur Unvollkommenheit als Mangel höherer Vollkommenheit, was

Leibniz das malum metaphysicum nannte. Er ist ihnen im Verhältniß zur eminenten Geistigkeit der göttlichen Natur animalisches Wesen.

Diese Unvollkommenheiten des kreatürlichen Geistes aber werden aufgehoben durch seine in der Nebernatur stattfindende innige Vereinigung mit der göttlichen Natur. Diese verleiht ihm höhere Geistigkeit, d. h. Einfachheit und Unsterblichkeit im höhern Sinne, das ewige Leben, Licht und Klarheit, Freiheit und geistiges Streben in weit höherem, eminenterem Grade, als er sie von Natur aus besitzt.

Die Auswirkung dieser höhern Geistigkeit in uns wird nun in der heil. Schrift, wie auch von den Vätern secundum appropriationem dem heiligen Geiste zu geschrieben.

In welcher Weise geht das vor sich? Aus dem Begriffe von Geistigkeit, wie ihn der Verfasser entwickelt hat, ist leicht zu entnehmen, wie in doppelter Weise diese appropriatio dem heiligen Geiste zugeschrieben werden müsse. Ist nämlich Geistigkeit einmal das höhere, geistige Streben, der Liebeszug zu Gott hin, so wird diese dem heiligen Geiste zugelegt werden secundum similitudinem characteris hypostatici, da er ja diese Liebesbewegung, dieses geistige Leben in Gott selbst als Person ist; somit gibt er uns in diesem Hinstreben sich selbst, d. h. wir partizipiren an diesem Liebesleben Gottes in ihm, weil er das Prinzip dieses Leben in uns ist.

Ist aber Geistigkeit die absolute Einfachheit der Natur, so partizipiren wir daran zunächst in der Person des Vaters, da sie dieser besonders besitzt; aber da Gott nur aus Liebe uns daran Theil nehmen lässt, so ist wieder der heilige Geist, in dem wir daran partizipiren, der so die göttliche Natur des Vaters und das göttliche Licht des Sohnes in uns hineinleitet und wieder diese Natur und dieses Licht in uns zurückgehen und zurückstrahlen lässt.

In dieser Wirksamkeit ist somit, da die Ursache in der Wirkung ist, der heilige Geist selbst in uns, wie die heilige Schrift und die Väter es so oft aussprechen; der heilige Geist ist die formelle Ursache unserer reinen Geistigkeit, die Seele unseres geistlichen Lebens, er selbst, sagen sie, wird uns in der Rechtfertigung gegeben. Wie verstehen wir das?

Da Uebernatur und somit höhere Geistigkeit nicht Substanz, sondern adhārende Beschaffenheit ist, so ist gewiß, daß die göttliche Substanz zwar ihre Ursache, ja die innerste, unmittelbarste und vollständigste, aber nicht selbst die Uebernatur ist. Die Väter sprechen mitunter von einer mystischen Vereinigung der Seele mit dem heiligen Geiste in einer Art, daß man freilich verführt werden könnte, anzunehmen, sie hätten außer jener Verbindung in der Rechtfertigung noch eine besondere, substantielle im Auge, was wohl den berühmten Dogmatiker Petavius verleitet haben möchte, die merkwürdige Thesis aufzustellen, daß der Person des Gerechtfertigten die Person des heiligen Geistes selbst substantiell inne wohne.

Gewiß ist diese Verbindung ein hohes, erhabenes und süßes Geheimniß, das zu bezeichnen die Väter nicht Worte genug finden konnten; aber es erklärt sich die geheimnißvolle Erhabenheit dieser Verbindung auch dann, wenn wir die Auswirkung der übernatürlichen Geistigkeit und Heiligkeit dem heiligen Geiste in dem Sinne zuschreiben, daß er die *causa primo efficiens* als „*forma exemplaris et extrinseca, formans, sua virtute continens formam rei inhaerentem*“. Wie nämlich das Siegel sein Abstiegel, sein Bild durch seinen Eindruck hervorruft und zwar vermöge seiner natürlichen Kraft, in der es sich abdrückt: so siegelt uns der heilige Geist, sein vollkommenes Abbild uns eindrückend; aber er drückt uns sein Bild so ein, daß er diesen Abdruck (*imitatio, expressio*) auch immer in uns erhält und belebt, und unser Liebesleben mit dem seinigen verknüpfend, uns die Süßigkeit der Liebe, welche er selbst ist, genießen, und in ihr ruhen läßt.

Wenn nun auch die Kreatur an sich schon ein Bild ist, dessen Ideal Gott, so ist sie dieses nur nach ihrer Art, nicht nach seiner (Gottes) Art: in der Kreatur spiegeln sich die Vollkommenheiten Gottes, deren Reflex sie eigentlich ist, nicht aber sind diese selbst an ihr; die Dinge vielmehr sind: „Imitationes vi imaginis ab ipsa expressae.“ Vollkommene participatio, vollständigste imitatio des göttlichen Lebens ist nur die Nebernatur; in ihr sind uns die göttlichen Personen selbst gegeben, da uns Gott die Kraft und Thätigkeit des Sohnes und des heiligen Geistes selbst verleiht, damit aber wieder sich selbst als das unmittelbare Objekt uns zum Besitze und Genusse gibt. „Indem wir nun vereinst im Himmel die Erkenntniß des Wortes erhalten, schauen wir das Wort und schauen Alles in ihm und erfreuen uns durch das Licht, das wir von ihm empfangen, an ihm selbst. Ebenso, indem wir die Liebe des heiligen Geistes erhalten, empfangen wir ihn selbst in unsern Herzen, der unsere Liebe, wie er sie eingeßt, nährt und entflammt, so auch auf sich selbst hinlenkt, und sich selbst in ihr genießen läßt.“

So wie das Bild von Gott in der Nebernatur ein anderes ist als in der Kreatur, so müssen wir auch sagen, daß es anders in der Kreatur von Gott verursacht wird.

Das natürliche Leben als Bild Gottes ist zwar ebenfalls von Gott mitgetheilt und unterhalten, aber mehr mittelbar, insoferne es in der Substanz der Natur als dem natürlichen Lebensprinzipie ihre unmittelbare Ursache hat; das übernatürliche Leben wird unmittelbar vom heiligen Geiste als gleichsam der Seele desselben hervorgerufen und erhalten gleich einem von Außen auf einen Körper geworfenen Lichte, das so lange leuchtet und glüht, als der Quell seine Strahlen ausgießt.

So begreifen wir demnach, wie die Nebernatur wegen ihrer Eigenschaft der Geistigkeit zunächst (sec. appropri.) dem heiligen Geiste zugeschrieben werden müsse, nämlich in so ferne erstlich dieser die Bewegung der göttlichen Natur in der Liebe ist, und daher ihm die Überleitung derselben durch Theilnahme

nach Außen vorzüglich zukommt; zweitens in so ferne er uns der göttlichen Natur und Geistigkeit in dieser Hinsicht, als diese die göttliche substantielle Liebe ist, also auch seiner selbst theilhaftig mache.

Letzterer Grund gilt um so mehr, als die göttliche Natur und Geistigkeit, wie sie uns in diesem Leben mitgetheilt wird, nicht so sehr als Verklärung in das göttliche Licht erscheint, denn als Erfüllung mit göttlicher Liebe und Heiligkeit.

G. Die Heiligkeit in der Uebernatur.

Es handelt sich nun um die Darstellung dieser Eigenschaft.

Die Uebernatur wird in der heiligen Schrift und bei Vätern gerne Heiligkeit (*ἀγιότης*, *αγιασμα*, *sanctitas*) genannt und zwar, weil sie vom heiligen Geiste mitgetheilt und ihm selbst als hypostatischer Charakter zugeschrieben wird. Und wie nun die Geistigkeit des hl. Geistes im zweifachen Sinne verstanden werde, einmal als Geistigkeit der Bewegung in Liebe und dann als Geistigkeit der göttlichen Natur selbst, so müsse auch, sagt der Verfasser, Heiligkeit in zweifacher Beziehung dem heiligen Geiste zugeschrieben werden, einmal als charakteristisches Merkmal, wonach Heiligkeit die Liebe zur Heiligkeit ist und dann wieder, in wie ferne er die Heiligkeit der göttlichen Natur, wie sie der Vater und Sohn besitzt, offenbar macht.

Heilig überhaupt nennen wir nämlich das Gute aber mit der besonderen Nebenbeziehung der Festigkeit, Reinheit und Erhabenheit. Wie aber das Gute oder die Güte einmal die Vollkommenheit der Natur, welche Prinzip und Gegenstand der Liebe ist, dann aber die Liebe zu dieser selbst bezeichnet, so auch wird Heiligkeit bald als die Heiligkeit der absolut vollkommenen Natur und dann wieder als die absolut vollkommene Liebe zu dieser Natur genommen.

Heiligkeit als die Festigkeit und Erhabenheit des Guten erscheint uns zunächst als „die höchste Unvergleichlichkeit, als eine

moralische Macht und Würde, welche die tiefste und absolute Ehrfurcht gebietet und Liebe als einen Tribut der Ehrfurcht verlangt; in dieser Beziehung bezeichnen alle Völker die göttliche Natur als die höchste, allgebietende und unvergleichliche, als die absolut heilige, deren Erhabenheit so gesichert ist (sancita), daß es absolut ein Gräuel (nesas) und absolut böse ist, ihr zu widerstehen. Die Unvergleichlichkeit und Erhabenheit der göttlichen Güte nach Außen gründet sich aber auf ihre innere Festigkeit und Gediegenheit, welche daraus hervorgeht, daß sie nicht eine besondere Art Güte, sondern das Wesen der Güte, die Güte selbst ist, die alle Mängel und Unvollkommenheiten ausschließt und darum auch absolut liebenswürdig und achtungswert ist; die das Gute in seiner ganzen Reinheit und Gediegenheit besitzt und deshalb keine Besleckung, Minderung oder Schmälerung zuläßt."

Diese Heiligkeit seiner Natur umfaßt Gott mit jener unendlichen Fülle seiner Liebe, wie sie der Festigkeit, Erhabenheit und Reinheit derselben, ihrer absoluten Liebenswürdigkeit entspricht. Diese absolute Heiligkeit findet sich nur in Gott und in dieser Weise, daß wir sie als Natur dem Vater und Sohne als Liebe aber vorzugsweise dem heiligen Geiste als dem spiritus spiratus und somit dem terminus derselben, zuschreiben.

Wegen dieser Festigkeit, Erhabenheit und Reinheit ist diese Heiligkeit etwas Göttliches und darf somit nicht mit der Güte verwechselt und als solche der Kreatur beigelegt werden.

Wo die Heiligkeit in einer Kreatur sich findet, so kommt sie ihr nur wegen ihrer Beziehung zur Gottheit zu, vermöge welcher denn auch ihm eine gewisse Unvergleichlichkeit und Erhabenheit den andern Kreaturen gegenüber zuerkannt werden muß, wie das bei Personen und Sachen der Fall ist, die dem Dienste Gottes geweiht sind; in diesem Sinne sind bei allen Völkern die Priester, Tempel ic. heilig.

Auch wohl der Mensch vermöge seines (natürlich) moralischen Handels kann heilig genannt werden, wosfern Prinzip und Ziel desselben Gott in der Art ist, daß er dadurch Gottes Hei-

ligkeit in Liebe und Ehrfurcht anerkennt, eine Heiligkeit (σπείρη), welche die Heiden schon verehrten.

Aber diese natürliche Heiligkeit ist doch weit entfernt von der Idee der Heiligkeit, wie sie das Christenthum aufstellt. „Die christliche Heiligkeit ist wesentlich etwas Neubernaturliches, Wunderbares, Geheimnißvolles. Das sehen wir offenbar an den Personen, welche wir mit besonderer Auszeichnung heilig nennen. Wir geben ihnen diesen Namen wegen einer heroischen, wunderbaren, geheimnißvollen Verbindung mit Gott, die sich bei ihnen in vielen außerordentlichen Zeichen kund gibt und die so erhaben ist, daß die natürliche Vernunft keinen Begriff und keine Ahnung davon hat und sie gar nicht erklären kann.“

Zwar wurden von den Aposteln wohl auch alle Christen heilig genannt, nicht weil in allen das Wesen der Heiligkeit zu dieser Wunderblüthe sich entfalten soll, sondern weil dieses Wesen der Heiligkeit in allen jenen vorhanden ist, „welche die wesentliche Bestimmung des christlichen Gesetzes erfüllen;“ in diesem Falle erhalten sie ja die heilmachende Gnade oder die Heiligkeit schlechtweg nach dem Sprachgebrauche der Kirche. Durch diese Gnade werden wir Kinder Gottes durch Partizipation an seiner absolut heiligen Natur und wird dadurch unserer Natur jene Festigkeit, Erhabenheit und Reinheit der Güte zu Theil, wie sie nur in Gott ist.

Was ist dagegen die natürliche Erhabenheit und Würde, wie sie immerhin der Kreatur an sich schon zukommt? Was die Reinheit, Gediegenheit und Klarheit, wie sie schon dem kreatürlichen Geiste im Gegensatz zur Finsterniß der materiellen Dinge zukommt? Ist der kreatürliche Geist auch ein Spiegel, in dem das Bild Gottes sich abspiegelt, so gibt er es doch nicht in reiner Klarheit wieder, da sich der göttliche Strahl in der Potenzialität der Kreatur tausendsach bricht und verdunkelt. Ein reiner Spiegel, in dem das göttliche Licht aufgefangen wird, um den Spiegel selbst zu erleuchten, ist nur die Neubernatur; durch sie erfüllt die Seele jene mehr als eng-

lische Schönheit, deren Anblick die heilige Katharina in so großes Entzücken versetzte.

Von dieser Erhabenheit und Reinheit ist in der Heiligkeit dann jene Festigkeit unzertrennbar, „daß sie mit keinem ihr geradezu entgegengesetzten Fehler oder Defekte zusammen bestehen kann, vielmehr alle solche unbedingt und wesentlich ausschließt.“ Während nämlich der kreatürlichen Güte allerdings auch eine gewisse Festigkeit zuerkammt werden muß, vermög der Tendenz ihrer Kräfte zum Guten und ihres Wesens, in welchem diese wurzeln, so daß sie nie zerstört und vernichtet werden kann, aber anderseits doch wieder die Möglichkeit des Abfalles vom Guten wegen ihrer Endlichkeit, ja das gleichzeitige Vorhandensein eines Defektes mit der natürlich guten Tendenz, der wirkliche Irrthum neben dem Streben nach Wahrheit, die wirkliche Sünde neben dem guten Willen zugegeben werden muß: so ist dem entgegen die Uebernatur im unversöhnlichen Gegensatz zu allen Defekten, die der göttlichen Wahrheit und Güte formell widersprechen. Die Kraft der Uebernatur für die Liebe zum Guten und ihre Tendenz nach dem ihr eigenthümlich letzten Ziele (habitus supernaturalis caritatis) kann nicht mit einer ihr formell widerstrebenden Bewegung des Willens, einer Abweichung und Abwendung vom höchsten Ziele zusammen bestehen bleiben, und wird daher mit dieser aufgehoben. „Eine solche Abwendung hebt mit dem habitus caritatis auch die gratia habitualis oder die Uebernatur selbst auf; sie tödtet also das übernatürliche Lebensprinzip in der Seele und heißt deshalb Lodsünde.“

Ebenso wenig kann die Uebernatur als Heiligkeit mit einem förmlich widersprechenden Irrthum in der Erkenntniß (aktueller Häresie) bestehen; diese verlöscht ebenso das Licht des Glaubens, wie die Sünde das Feuer der Liebe.

Freilich muß hier die Uebernatur in statu termini, in der ewigen Seligkeit betrachtet werden; denn da erscheint die Seele ganz im Schoß Gottes aufgenommen, „gewissermaßen in die

Gluth der Gottheit eingetaucht, wie die griechischen Väter zu sagen pflegen, damit die Schläcken ihrer eigenen Unvollkommenheit und Mangelhaftigkeit verzehrt werden, und sie ist unter dem Einfluß der unendlichen Güte Gottes auf ähnliche Weise indefektibel, wie diese selbst. Die Intelligenz ganz von der Fülle des göttlichen Lichtes erleuchtet, auf daß auch sie nach göttlicher Art erkenne und unmittelbar die Quelle und den Inbegriff aller Wahrheit schaue, kann hier ebenso wenig irren als Gott selbst. Die Anschauung Gottes stellt ferner dem Willen die höchste, unendliche Güte, ohne die und gegen die Nichts als gut gedacht werden kann, unmittelbar in ihrem ganzen Reichthume und ihrer unergründlichen Süßigkeit vor. Da derselbe nun zugleich durch den heiligen Geist mit der himmlischen Gluth seiner göttlichen Liebe durchdrungen und erfüllt ist, kann er sich unmöglich auch vom wahren Guten, von der Güte selbst abwenden, um noch etwas zu lieben, das der Güte selbst widerspräche.“

Da aber in statu viae, im Zustande der Entwicklung die Natur von der Nebernatur noch nicht vollkommen durchdrungen und verklärt ist, so ist hier allerdings der Irrthum und die Sünde immer möglich; in diesem Falle wird dann die Nebernatur aufgehoben. Daß übrigens die läßliche Sünde, deren richtigen Begriff im Unterschiede von der Todsünde man nur durch das rechte Verständniß der Heiligkeit der Nebernatur nach der Bemerkung des Verfassers gewinnt, mit der Gnade im Menschen noch bestehen könne, erklärt sich daraus, daß der Mensch in dieser zwar die Richtung auf sein göttliches Ziel nicht fest einhält, aber das Ziel selbst, seine Verbindung mit Gott nicht aufgibt, während die Todsünde gerade die Verläugnung Gottes als sein Ziel ist. „Die läßliche Sünde ist eine violatio ordinis in finem, non ipsius finis.“

Die Nebernatur als Heiligkeit heißt darum mit Recht im höhern Sinne Gerechtigkeit und Unschuld, in wie ferne einmal kein Unrecht mit ihr zugleich bestehen kann, dann als nicht bloß keine aktuelle Schuld auf der Seele lastet, sondern

vielmehr ein Etwas in ihr ist, was eine Schuld gar nicht zuläßt.

Diese Heiligkeit als Natur in ihrer Erhabenheit, Reinheit und Festigkeit muß nun, wie sie in Gott das Prinzip und Objekt seiner Liebe zu sich ist, so auch in uns eine Heiligkeit des Strebens und der Liebe in uns begründen, wie sie ihrer Natur vollkommen entsprechend ist. Und daraus erklärt sich die christliche Liebe in ihrer Erhabenheit, Reinheit und Festigkeit, wie sie dem Wesen nach bei allen Christen gefordert wird, aber in den Heiligen zur vollen Entfaltung kommt, jene so innige, mystische Vereinigung zu Stande bringt, welche der bloß natürliche Mensch mit seiner Vernunft nicht begreift. Wie erhaben ist die Liebe des Heiligen über der des natürlichen guten Menschen, der sich Gott, dem geliebten Gegenstande zwar unterwirft, aber nicht in den göttlichen Schoß selbst sich aufzuschwingen, Gott unmittelbar zu umfangen vermag? Wie unendlich reiner diese Liebe als die natürliche, die ja Gott nur in und mit der Kreatur zu lieben vermag? Wie unendlich gediegener und fester diese, die im Anblöke der Erhabenheit ihres heiligen Gutes den tiefsten Abscheu vor der Sünde fassen, vor einer Trennung von diesem höchsten Gute ewig zurück-schrecken muß?

Diese Erhabenheit der christlichen Liebe, diese feusche, zarte Reinheit, dieser Abscheu vor der Sünde, dieses gänzliche Aufgeben und Hingeben seiner selbst erklärt sich nur aus der Weihe, Würde und Heiligkeit der Nebernatur. Wo man diese höhere Würde der übernatürlichen Heiligkeit nicht begreift, dort wird und muß nach und nach die Achtung und das Verständniß der spezifisch christlichen Moral und ihrer Repräsentanten in Wirklichkeit, der Heiligen sinken, wie das schon selbst bei sehr vielen Christen geschehen ist, um einer völligen Gleichgültigkeit Platz zu machen. Die Sprache der Heiligen ist ihnen ganz unverständlich und höchstens der Ausdruck eines schwärmerischen, exaltirten Gemüthes. Die christliche Heiligkeit mußte der sogenannten

menschlichen Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit weichen. „Bringen wir daher, ruft der Verfasser aus, jene Idee wieder zur vollen Geltung in Theorie und Praxis, so wird sie eine mächtige Triebfeder zu einem neuen begeisterten Aufschwunge des religiösen Lebens sein!“

Mit dieser Auffassung der Nebernatur als Heiligkeit der Natur, mit der kein Abfall „kompossibel“ ist, gewinnen wir eines Theils die wahre Erklärung verschiedener Stellen der heiligen Schrift, z. B. beim heiligen Johannes, wenn er so energisch es ausspricht, daß die, welche aus Gott geboren sind, nicht sündigen und nicht sündigen können, und anderseits das Verständniß des Ursprungs aller jener gnostischen, manichäischen und beguardischen Häresien, welche den Menschen für absolut unsägig jeglichen Irrthums und jeglicher Sünde erklärten. Diese Häretiker irrten nicht darin, daß sie den Menschen überhaupt für „unsündhaft“ ansahen, sondern weil sie diese Eigenschaft der menschlichen Natur als solcher schon zuschrieben, so daß es also nur nothwendige Folge in ihrem Systeme war, diese Natur selbst aus Gott emaniren zu lassen.

Und ist nicht in der Härente der sogenannten Reformatoren selbst damit durchaus Verwandtes? Und bezeugt nicht gerade wieder dieser Irrthum die Wahrheit unserer Auffassung? Sie nehmen nämlich von der katholischen Kirche den Satz, daß es im ersten Menschen ein Natur der Heiligkeit gegeben, Unschuld (innocentia) im höhern Sinne, behaupten aber mit den vorgenannten Häretikern, diese (höhere Natur) sei die wahre kreatürliche Natur des Menschen. Da sie dann im Gegensätze zu ihnen den Fall des ersten Menschen, somit eine Schuld annehmen, so muß diese folgerichtig in der Zerstörung und Vernichtung der geistigen Natur des Menschen gelegen sein, eine Behauptung, die vom philosophischen Standpunkt ganz unerklärlich, vom theologischen aber allerdings wahr ist, in wie ferne die Sünde die Vernichtung (Aufhebung) der Nebernatur ist.

In diesen beiden Eigenschaften der Geistigkeit und Heiligkeit leuchtet die Uebernatur, wie wir uns überzeugt haben, erst so recht hervor.

Mariologische Gedanken.

Mariens Größe. Maria sagt: „Große Dinge hat er an mir gethan, der da mächtig ist“ und von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter“ (Luk. 1, 48. 49). Christus der Herr antwortet dem Weibe, das jene selig pries, deren Leib ihn getragen: „Viel mehr noch sind selig, die Gottes Wort hören und es halten.“ (Luk. 11, 28.)

Maria stellt in den Vordergrund, was Gott gethan; der Herr betont, was Maria thun mußte, noch war ihre irdische Laufbahn nicht zu Ende. Gott erwählte die Jungfrau zur Mutter seines Sohnes und schmückte sie für diesen höchsten Beruf mit dem Vollmaße seiner Gnaden: Maria hatte in ihrem Leben sich auf dieser Höhe zu halten (und hielt sich auf derselben). Ihr Wollen fügte sich durchgängig dem göttlichen. Am Ende der Laufbahn steht sie da in einer Größe, die Gottes und ihr Werk ist; einen doppelten Grund haben die Geschlechter, sie selig zu preisen.

Die Mütter haben von Gott die Aufgabe, die Bestimmung erhalten, Kinder zu gebären; es ist dieß für sie ein Weg zur Seligkeit; aber sie müssen bleiben im Glauben, in der Liebe und in der Heiligung mit Züchtigkeit (I. Tim. 2, 15.).

Wer vermeinte, er brauchte nur die heilige Eucharistie zu genießen, um all' der Verheißungen theilhaft zu werden, die der Herr an sie knüpft, der irrete, denn der Geist ist's, der belebt (Joan. 6, 64).

Die Protestantenten legen einseitig nur Gewicht auf Christi Forderung (Luk. 11, 28) und suchen darzuthun, daß Maria ihr nicht durchwegs nachgekommen. Katholische Prediger und Ver-

fasser von Büchern hinwiederum heben zuweilen Mariens Mutterhaft in einer Weise heraus, als ob durch sie für alle Ewigkeit eine Art Abhängigkeit Christi von seiner Mutter begründet worden. Das heißt doch ein selbst für das Dießseits begrenztes Verhältniß auf die höchste Region des jenseitigen Lebens übertragen! Cf. Joan. 2, 4. („Quid tibi et mihi, mulier?“).

Mariens Macht. Der Größe der in diesem Leben erreichten Heiligkeit entspricht im jenseitigen das Maß der Seligkeit und Herrlichkeit. Alle schauen Gott, wie er ist, alle herrschen mit Christus, da er alle seiner Gottheit theilhaft macht (Praef. Ascens.): aber es obwaltet ein Gradunterschied. Da Maria nicht blos die höchste Bestimmung erhalten, sondern ihr auch ganz gemäß gelebt hat, so ragt sie an Heiligkeit vor allen Seligen hervor und somit auch an Herrlichkeit. Sie schaut Gott intensiver als die anderen, sie erkennt seinen Willen noch klarer, als jene, und da, was sie auf Erden ständig gewirkt, nun ein unveränderliches geworden, nämlich der Einklang mit dem göttlichen Willen, so ist auch ihre Theilnahme am göttlichen Wollen, ihr Mitherrschen größer, als das der andern Seligen; denn wo vollendete Willensharmonie, da hängt die Größe des Mitwollens von der des Erkennens ab. Wir haben es nicht mit einem quietistischen, sondern mit einem thätigen Wollen zu thun, was schon die Bezeichnung „Mitherrschen“ bekundet. Der göttliche Wille ist sich selber Quelle der Macht, der geschöpfliche (also auch der Mariens) hat sie hingegen nicht in sich, sondern in Gott. Er (der geschöpfliche) setzt somit, was er setzt, nicht aus sich, sondern erlangt es aus Gott. Daher wirkt Maria imperatorisch oder fürbittwise.

Fehlbitte gibt es im Himmel keine, denn jeder Wille ist dort im Einklange mit dem göttlichen, und der Umfang wie der Inhalt des Wollens richtet sich nach dem Maße des Schauens des göttlichen. Dieß ist aber ein verschiedenes, daher auch die Gradverschiedenheit an Macht, das Neberragen der Gottesmutter.

Willst du durch Maria was bei Gott erlangen, so setze deinen Willen in Einklang mit dem ihrigen, verzichte auf den Eigensinn. Ein Trachten zu Gott hin muß statt haben, um den als ihr Zentrum die Gemeinschaft der Heiligen kreist.

Maria hat schon auf Erden das Amt der Fürsprache geübt, eine eben so naturgemäße Erscheinung im Reiche der Liebe, wie die wechselseitige Anziehung in dem der physischen Nothwendigkeit. — Weil sie aber erst auf dem Boden des Glaubens und noch nicht auf dem des Schauens stand, so war ihr der göttliche Wille, mit dem der ihrige durch habituellen Gehorsam immer in Harmonie sich befunden, nicht schon im Einzelnen so lichthell, wie jetzt im Himmel, ihre Kenntniß desselben war pro singulari casu nicht so sicher wie dermalen. Daher konnte es kommen, daß ihr göttlicher Sohn sie zu Kana auf „seine Zeit“ verwies. Aber nur Hyperrigorismus hat der Mutter aus ihrer Fürbitte beim Sohne eine Sünde machen können.

Maria ehren heißt erkennen und anerkennen und dieses entsprechend zum Ausdrucke bringen, was Gott Großes an ihr gethan, wie sie mitgewirkt durch Gehorsam im zeitlichen Leben und nun mitwill und mitwirkt durch Theilnahme an der Herrschaft im ewigen. Von all' der Größe und Herrlichkeit Mariens scheint Gott als Ursprung und Geber wie als Endziel auf, sie ehren heißt somit Gott ehren. Als der Wahrhafte muß er dieß wollen (Ehre dem Ehre gebührt): der (rechte) Marienkult ist daher Gott gefällig, er will ihn. Mariens Wille geht ganz mit dem göttlichen, auch sie will also ihre (rechte) Verehrung. Wer Maria in wahrer Weise verehrt, schließt seinen Willen an den ihrigen und mit demselben an den göttlichen an; das hat aber von Seiten Gottes ein Entgegengekommen zur Folge („Convertimini ad me et ego convertar ad vos“). Was an Maria Gegenstand der Verehrung geworden, fängt an oder schreitet fort, sich an sie Ehrenden zu wiederholen. Gott thut an ihm Großes (fügt auch das Zeitliche dem entsprechend); will und wirkt der Maria-Ehrende mit, und harrt er aus bis an's Ende, so herrscht

er auch ewiglich mit. Wie er jenseits Theilnehmer der Herrlichkeit Mariens und all' der Seligen wird, so hat er dießseits sie als Theilnehmer seines Ringens, sich im Einklange mit dem göttlichen Willen zu erhalten. Sie wollen dieß und ihr Wille ist kein quietistischer sondern ein thätiger, und ihre Thätigkeit (Fürbitte) keine vergebliche. Das Maß ihrer Wirkung auf uns hängt ab von der Intensität unseres Anschlusses an sie.¹⁾

G.

Die Reformation Hauptquelle des neueren Rationalismus auf dem Gebiete der Theologie.

Historisch nachgewiesen von Prof. Franz X. Greil.

Die gegenwärtige Abhandlung, welche den neueren Rationalismus einer näheren Untersuchung unterziehen soll, hat es nicht mit jenem Vernunftglauben zu thun, welcher auf Grund der natürlichen Erkenntniß Gottes und des Verhältnisses des Menschen zu Gott entsteht, eines Vernunftglaubens, welcher, wie er einerseits in dem von dem Lichte der positiven Offenbarung nicht erleuchteten Geiste entsteht, so anderseits als Grundlage dienen kann, auf welche die positive Offenbarung den übernatürlichen Glauben baut, der also nicht in einem feindlichen Gegensatze gegen den übernatürlichen Glauben steht. Auch der blos philosophische Rationalismus, welche durch das Cartesianische Cogito, ergo sum, durch die Verwerfung jeder primitiven Gewissheit außer dem denkenden Ich seine Grundlage erhalten hat, ist nicht der eigentliche Gegenstand, um den es sich handelt.

¹⁾ Wenn der hochwürdigste Bischof von Linz schon öfter zur Beteiligung am Dombauvereine mit der Motivirung aufgesfordert, es werde Maria unsern Eifer für ihre Verherrlichung durch desto größeren Schutz lohnen, so hat dies, wie wir sehen, einen ganz guten dogmatischen Grund, es darf nur bezüglich unser und Mariens richtig ausgelegt werden.

Des Cartes wollte auch sein System nicht über das Gebiet der Philosophie hinaus gelten lassen¹⁾), wollte als aufrichtiger Katholik einen Zweifel an dem geoffenbarten Glauben nicht aufkommen lassen. Auf seinem Standpunkte konnte man also höchstens auf den absurden Satz des Pomponatius²⁾ kommen, daß etwas theologisch falsch und philosophisch wahr sein könne und umgekehrt, ein Satz, der von katholischen Philosophen in Wälde als irrthümlich erkannt und somit überwunden werden mußte.

Also nicht um den Nationalismus in diesen zwei Erscheinungsweisen handelt es sich, sondern um jenes Nationalismus genannte System, welches sich in Gegensatz gegen die positive göttliche Offenbarung setzt, bei welchem der Mensch, wenn er auch die Offenbarung kennt oder kennen kann, keine Neigung zeigt, dieselbe auf das Zeugniß einer außer ihm gelegenen Autorität hin anzunehmen, weil er über seiner Vernunft, die ihm das alleinige Prinzip alles Erkennens ist, keine Autorität anerkennen will.

Dieser Nationalismus nun, der sein eigentliches Gebiet auf dem religiösen Boden hat, verdankt hauptsächlich der Reformation sein Dasein. Nicht zwar, als ob Luther oder die übrigen Reformatoren den Nationalismus hätten einführen wollen; wie wenig sie die Geneigtheit zeigten, konsequent rationalistischen Bestrebungen Fortgang zu gewähren, zeigten sie zur Genüge. Luther zeigte dies durch seine starke Betonung des Glaubens, sowie durch seine Behandlung der Vernunft, von der er sagte, man müsse ihr als Christ den Hals umdrehen, ihr die Augen ausstechen, die Bestie erwürgen. Ebenso zeigte dies Calvin, als er nach seiner im September 1541 erfolgten Ankunft in Genf neber sonstiger Aufrichtung einer fast unumschränkten Gewalt

¹⁾ Kirchenlexikon von Welker und Welte. Bd. 11. S. 622.

²⁾ Ausgesprochen hat wohl Pomponatius diesen Satz nicht; man hat wohl nur aus seinem Verfahren auf eine solche Ansicht bei ihm geschlossen. Das Kezzergericht, mit dem er zu thun bekam, hat ihn auch ohne Strafe entlassen. Cf. Nixner, Geschichte der Philosophie 2, 203 ff.

ein Inquisitionskorps organisierte, durch welches, wie Allzog³⁾ bemerkte, Unzählige verbannt, Viele hingerichtet wurden, ein Verfahren, dem auch Melanchthon und Bucer zustimmten, welche, nachdem Michael Servede dem Magistrate von Genf als Ketzer denunzirt und am 27. Oktober 1553 verbrannt worden war, dem Calvin zu dieser That gratulirten.

Also es war nicht der Wille der Reformatoren, den rationalistischen Bestrebungen ihren Fortgang zu lassen; aber der Grund zu diesen Bestrebungen war durch ihr Auftreten gelegt. Denn indem Luther und die übrigen Reformatoren sich von der Autorität der Kirche und der Tradition lossagten, indem sie sich den religiösen Glauben nicht mehr von einer außer ihnen stehenden Lehrautorität bestimmen ließen, sondern denselben selbst aus der Bibel finden wollten, die sich bei Luther noch überdies theilweise nach seinem Gutdünken gestalten musste, hatten sie tatsächlich der Vernunft die oberste Entscheidung in Glaubenssachen eingeräumt, hatten prinzipiell jedem Beliebigen das Recht gegeben, sich seinen Glauben oder auch Unglauben nach eigenem Gutdünken zurechtzulegen, da sie ja doch den Beweis nicht liefern konnten, ihnen gerade sei ein Privilegium zu derartigem Vorgehen verliehen worden.

Da und dort machte sich das so entstandene Prinzip auch rasch praktisch geltend, indem in Deutschland, den Niederlanden und anderwärts die Sekte der Wiedertäufer auftauchte, in Polen, wo den Neuerern nach Sigismunds I. (1501—1548) Tode nicht jene Hindernisse, wie anderwärts entgegen gestellt wurden, nicht bloß das Lutherthum Eingang fand, sondern sich auch die Taboriten oder böhmischen Brüder, ferner Arianer, Wiedertäufer, Tritheisten, Antitrinitarier und andere Feinde Gottes verbreiteten.

Im westlichen Europa waren aber diesenigen, welche die weitere Lenkung des neuen Religionswesen in die Hände bekamen, nicht gesonnen, das begründete neue Prinzip zur wei-

³⁾ R. E. 2, 279.

teren Entwicklung kommen zu lassen. Nicht blos wurden die Wiedertäufer unter Thomas Münzer in Thüringen und dann unter Jan Marthiesen, Knipperdolling und Andern in Münster bekämpft, und vom Züricher Rath die Wiedertäuferei bei Todesstrafe verboten, sondern schon bei dem ersten Religionsfrieden in Deutschland, welcher 1532 in Nürnberg abgeschlossen wurde, war nur den Bekennern der Augsburgischen Konfession der einstweilige ruhige Bestand in Deutschland gesichert, jedes andere Bekenntniß ausgeschlossen, und es mußte noch mehr, als ein Jahrhundert vorübergehen, bis beim Abschluß des westphälischen Friedens auch den Reformirten ein gesetzlicher Bestand in Deutschland zugestichert wurde. Und auch jetzt war der religiösen Freiheit noch so wenig freier Spielraum gewährt, daß jeder Landesfürst berechtigt war, irgend eine neu auftauchende Sekte in seinem Lande nicht zu dulden. Und wie der Kurfürst August I. von Sachsen (1548—1586) den Kryptokalvinismus im Jahre 1574 durch Einkerkerung und Verbannung der Prediger desselben gewaltsam unterdrückt hatte, so verbot König Friedrich Wilhelm I. von Preußen noch im Jahre 1727 nicht blos den Druck und Verkauf von Büchern mit atheistischen Prinzipien bei lebenslänglicher Karrenstrafe, sondern einige Jahre später auch die Einbringung der Schriften Konrad Dippels, welcher das protestantische Lehrsystem als ein Chaos von Widersprüchen dargestellt hatte und ein eigenes System an dessen Stelle setzen wollte, bei einer Geldstrafe von 2000 Thalern, welche im Falle des Unvermögens mit Karren abverdient werden sollten. Daselbe Verbot traf die Schriften anderer Sekten. Lassen wir ferner Dänemark, Schweden und Norwegen als minder bedeutend bei Seite und ebenso die Niederlande, so sehen wir eine ähnliche Einschränkung des Geistes und eine ähnliche Verhinderung der freien Vernunftthätigkeit auf theologischem Gebiete in England. Heinrich VIII. (1509—1547), der, um eine ehebrecherische Ehe eingehen zu können, die englische Kirche von Rom losriß, ließ im Jahr 1535 vierzehn Wiedertäufer zum

Feuertode verurtheilen, und, etwa seit im Jahre 1539 sechs Punkte im Religionswesen zur allgemeinen Beobachtung festgesetzt wurden, wurde der Katholizismus als Hochverrath behandelt, wurden also Katholiken gehängt und geviertheilt, Protestanten als Ketzer dem Scheiterhaufen übergeben. Und als mit der Thronbesteigung Elisabeths (1558—1603) und der im Jahre 1562 erfolgten Aufstellung der 39 Artikel, welche den Inbegriff des Anglicanismus ausmachen, auch England bleibend der Reformation anheimfiel, wurde die Verfolgung anders Denkender, namentlich aber der Katholiken eine so gewaltige, daß nur die Christenverfolgung des heidnischen Römerreiches ein entsprechendes Gegenstück bietet. „15.000 Familien, sagt Höfler bei Besprechung der Regierung Karls II. (1660—1685)⁴⁾ waren, seit Parlament und anglikanische Kirche die Schonungssätze Karls II. zurückgewiesen, ein Opfer der Verfolgung geworden; an 4000 Menschen, welche ihres Glaubens wegen eingekerkert worden, waren im Gefängnisse gestorben. Von allen zivilisierten Völkern hat keines seine Annalen so mit Blut und Mord, mit Unrechtheit und Verfolgung erfüllt als England.“ Und was ist das Resultat all' dieser Verfolgung, all' dieser Einschränkung des menschlichen Geistes, all' dieses Ankämpfens nicht blos gegen die göttliche Offenbarung, sondern auch gegen eine freie Thätigkeit der Vernunft gewesen? Mit einem Worte: Ein um so stärkeres Hervorbrechen des Nationalismus.

Es verhält sich mit der Kraft der menschlichen Vernunft ähnlich, wie mit einer andern, einer in der Natur vorhandenen Kraft, der Kraft des Dampfes.

Der Dampf läßt sich nur bis zu einem gewissen Grade komprimiren, wann dieser Grad überschritten ist, dann bricht er sich Bahn, räumt aber nicht blos diesenigen Hindernisse weg, welche seiner segenspendenden Wirkung entgegenstanden, sondern zertrümmert mit unwiderstehlicher Kraft die Gefäße, in welche

⁴⁾ Höfler, Genesis der Revolution 132.

er eingeschlossen war, und richtet ringsum greuliche Verwirrung an. Ahnlich ging es, als die Vernunft jene Fesseln sprengte, welche ihr theils unberechtigter Symbolglaubenszwang, theils Herrscherwillkür angelegt hatte. Der Graf von Peterborough war es, welcher diesem Durchbrechen der Vernunft im englischen Parlamente (1721) mit den Worten Ausdruck gab: „Ich will wohl einen parlamentarischen König, aber von einem vom Parlamente auferlegten Gott oder einer von ihm auferlegten Religion will ich nichts.“

England war es nun auch, wo sich die Reaktion der geknechteten Vernunft zuerst in der ausgebrettesten Weise und mit großer Konsequenz geltend machte, wo der Nationalismus, welcher in der durch die Reformation eingetretenen Losreißung des religiösen Glaubens von der unfehlbaren Autorität der Kirche seine Grundlage verlor, offene Ausbildung erfuhr. Und zwar geschah dies auf zwei Wegen, einmal durch die freimaurerische Geheimbündelei, dann durch die Männer, welche unter dem Namen Deisten oder als Philosophen gegen den verknöcherten Anglicanismus auftraten.

Überdruß an den konfessionellen Streitigkeiten und namentlich auch Auflehnung gegen den Anglicanismus war es, was in England den Bund der Freimaurer ins Leben rief, welcher im Jahre 1717 zuerst sichtbar hervortrat. Daß die Freimaurerei Auflehnung gegen den Anglicanismus und Aufraffung der Vernunft gegen unberechtigten Zwang war, somit Anwendung der in der Reformation begründeten freien Vernunftthätigkeit zur Zurechtlegung eines beliebigen Glaubenssystems, kann aus dem erkannt werden, daß sie sich so gleich gegen den Anglicanismus kehrte, wobei sie freilich auch die vom Anglicanismus in seinem Bereiche zerstörte berechtigte Glaubensautorität nicht wieder ins Leben rief, sondern mit Abstreifung jedes konfessionellen im Deismus, welcher jede übernatürliche Offenbarung leugnet, ihr Heil suchte. Die Freimaurer sollten nur zu der Religion verpflichtet sein, in welcher alle

Menschen übereinstimmten, d. h. zu der Religion, gute und treue Männer von Ehre und Rechtschaffenheit zu sein und die allgemein anerkannten sittlichen Vernunftgebote zu beobachten. Und wenn auch den einzelnen Mitgliedern unbenommen blieb, bei ihrer besonderen Konfession und ihrer religiösen Meinung zu bleiben, so ist dennoch ein konfessioneller Dogmatismus in die Freimaurerei nicht aufgenommen; von der Annahme einer positiven Offenbarung ist nicht die Rede.

Was sich so in geheimbündlerischer Weise bildete, lehnte sich eigentlich nur an das an, was literarisch schon lange vorhanden war. „Die Wiedereinführung der alten Form der englischen Hierarchie bemerkte der Protestant Schlosser⁴⁾, welche unmittelbar der Wiedereinsetzung der Stuarts folgte, die Fortdauer der schreitenden mit der Hierarchie verbundenen Missbräuche, die Aufrechthaltung der politischen Religion unter Wilhelm III., also auch nach der Vertreibung Jakobs II., richtete hernach die Angriffe denkender und geistreicher Männer gegen das steife Kirchensystem. Gelegentlich trafen diese Angriffe auf dieselbe Weise, wie später in Frankreich, die christliche Religion selbst.“ Schon vor der Wiedereinsetzung der Stuarts, welche 1660 eintrat, war übrigens der Kampf begonnen worden. Herbert of Cherbury (1581—1648) war der erste namhafte englische Deist, der bereits mit der Behauptung auftrat, das Christenthum sei nicht beweisbar, sei unnütz, Recht thun die Hauptsache. Noch greller trat Hobbes auf (1588—1679). Er nannte Gott einen Körper, in dem außer den Körpern nichts wirklich vorhanden sei, und erlaubte sich in seiner Historia ecclesiastica viele spöttische Ausfälle auf das Christenthum. Charles Blount, geboren 1634, sprach bereits den Satz aus: „Mich für meinen Theil soll weder Sokrates, noch Aristoteles oder Plato überreden, so lange nicht mein Urtheil durch vernünftige Gründe von der Wahrheit dessen überzeugt wird, was sie sagen. Ver-

⁴⁾ Schlosser, Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts 1, 24.

nunst ist die einzige Gebieterin, der ich den Hof mache, ihr allein will ich meine Huldigung darbringen. Wenn man mit Glauben anfängt und mit Vernunft aufhört, so ist dieß ein Weg, der eben so gut zur falschen Religion führen kann. Was mit dem gesunden Menschenverstand übereinstimmt, davon allein wissen wir, daß es wahr ist, aber zwischen Glauben und Wissen gähnt eine weite Kluft. Ich will mich auch nicht auf Wunder verlassen, damit nicht der Magier Simon, die Zauberer Pharaos, Apollonius und Andere Anspruch auf meinen Glauben machen, nein, ich will ausschließlich auf meine Vernunft bauen!“⁶⁾

Hiemit ist dem Nationalismus offen das Wort geredet. Auch Locke (1632—1704) hat trotz der gesunden Ansichten, die er in einigen Punkten ausspricht, diesem System eine Stütze verschafft. Er thut dieß in dem Ausspruche: „Lehren der Offenbarung können nie der Vernunft widersprechen, weil sonst ein Zwiespalt in unsern Geist geworfen würde; wohl aber gibt es Dinge, von denen wir nur unvollkommene Begriffe haben, und wieder andere, von deren vergangenem, gegenwärtigem und künftigem Zustande wir gar nichts wissen. Solche Erkenntnisse sind über die Vernunft, und wenn sie geoffenbart werden, Gegenstand des Glaubens. Aber immer muß die Vernunft urtheilen, ob, was für Offenbarung ausgegeben wird, wirklich eine solche sei, und wie man sie zu verstehen habe.“ Auch hier ist die Vernunft als oberste Schiedsrichterin in Glaubenssachen aufgestellt.

Das genügt, um zu zeigen, daß in England der Nationalismus einerseits aus dem Anglikanismus, anderseits im Widerspruche gegen die von diesem ausgehende Geistes-Knechtung entstanden ist, und es können die Freidenker: Anthony Collins, Matthews Tindal, Thomas Worlston, Peter Annet, Thomas

⁶⁾ Gfrörer, Geschichte des 18. Jahrhunderts 1, 396. Auch die folgenden Auszüge aus englischen Freidenkern sind Gfrörer entnommen.

Morgan, Thomas Chubb, John Toland, Shaftesbury, Mandeville übergangen werden; nur Bolingbroke soll wegen seines Einflusses auf Voltaire noch besonders erwähnt werden. Bolingbroke, geboren 1672, gestorben 1751, stellte unter andern folgende Sätze auf: „Alle alten Religionsstifter gaben Umgang mit höheren Wesen vor; die ägyptische Weisheit soll durch Merkur gelehrt worden sein, Minos soll Offenbarungen von Jupiter, Numa Pompilius von Egeria, Pythagoras von Minerva erhalten haben. Wenn ich nicht fürchtete, fromme Ohren zu beleidigen, so würde ich diesem Verzeichnisse auch noch Moses beifügen . . . Ihre Behauptung war eine Lüge.“ An einer anderen Stelle sagt er: „Das ächte Christenthum, oder das einzige, das wir in dem Evangelium niedergelegt finden, ist der vollkommene Ausdruck der natürlichen Theologie und Gottes Wort. Das überlieferte Christenthum oder die kirchliche Theologie, zu der wir uns alle bekennen, ist Menschenwort und zwar Wort von Menschen, welche größtentheils sehr schwach, närrisch oder betrügerisch waren“ u. s. w.

So war also der Nationalismus in dem durch die Reformation neu gestalteten oder vielmehr verunstalteten England entstanden, und der Umstand, daß von Seite der Staatsgewalt der religiöse Glaube in eine bestimmte Form eingewängt werden wollte, hatte das Seinige hiezu beigetragen. Mag auch Holland hiebei einigen Einfluß geübt haben, indem Locke und Shaftesbury dort eine Zeit lang gelebt und studirt hatten, so ändert das in der Hauptsache nichts. Denn einerseits war dieser Einfluß nicht bedeutend, und es war Herbert of Cherbury schon vorher in England aufgetreten, anderseits gehörten die dort wirkenden Freidenker Bayle (1647—1706) und Leclerc (1657—1736) zu akatholischen Konfessionen.

Der englische Nationalismus wirkte auch auf Frankreich ein, fand aber dort bereits einen sehr empfänglichen Boden, ja hatte aus dem frivolen Wesen, welches sich in Frankreich fand, selbst theilweise Nahrung gezogen. Aber gerade dieses frivole

Wesen hängt wieder mit der Reformation zusammen, wie aus der Bemerkung Größerers entnommen werden kann⁷⁾: „Der Missbrauch, welcher in Folge der Kirchenspaltung während der Bürgerkriege zwischen Hugenotten und Katholiken von beiden Parteien mit der Religion getrieben ward, hat unter den denkenden Klassen der Gesellschaft den Glauben erschüttert oder gar zerstört. Der berühmte Kanzler de l'Hopital eröffnete 1560 die Versammlung der französischen Stände mit einer Rede, in welcher er unter anderen sagte: Lasset uns die Namen des Aufruhres und der Parteiung, Lutheraner, Hugenotten, Papisten ganz ablegen. Wir wollen bloß Christen heißen.“ Der Unglaube nahm dergestalt zu, daß Mersenne aus dem Orden der Minimen schon um das Jahr 1623 behauptete, es gebe in Paris wenigstens 50.000 Atheisten. Eine Zufluchtsstätte hatten die Atheisten Frankreichs bei der ausgelassenen Ninon de l'Enclos (1615—1706), in deren Zirkeln die Religion verhöhnt wurde, bei der unter Andern auch Voltaire und Rousseau Eingang fanden. Und dennoch war es hauptsächlich der in England entwickelte Nationalismus, der auch Frankreichs Aelterphilosophen nährte. „Während der Regentschaft des Herzogs von Orleans (1715—1723), bemerkte Kardinal Fleury, Premierminister Ludwigs XV., hat sich über ganz Frankreich ein Geist der Ausgelassenheit und Verachtung der Religion verbreitet . . . Schon vor dieser Zeit hatten in England Leute, welche den Unglauben in ein System brachten, Werke veröffentlicht, in denen vorsätzlich der Schein des Zweifels und der Ungewissheit über die sonst für fest begründet geltenden Wahrheiten des Christenthums ausgebreitet ward. Die Urheber dieser Bücher machten den Glauben an die heiligen Mysterien unserer Religion wankend, beriefen sich auf Rechte der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes und sprachen Säze voll Irrthum und Betrug aus. Während der Regentschaft kam eine Masse dieser Schriften

⁷⁾ Größerer I. 519.

übers Meer herüber und überschwemmte unser Land. Weil die Franzosen durch den Stolz unbeugsamen Geistes, der jede Unterwerfung verschmäht, gegen alles Bestehende eingenommen sind, ließ sich eine große Anzahl derselben durch den Reiz der Gottlosigkeit verführen.

Gerade unsere ausgezeichnetsten Schriftsteller, die durch ihre glücklichen Gaben unsere Literatur fast zum Ruhme der alten Griechen und Römer erhoben, studirten vorzugsweise jene englischen Bücher. Von nun an bestritten unsere sogenannten Philosophen bald unter diesem, bald unter jenem Vorwand, zuweilen auch unverhüllt, die Giltigkeit göttlicher und menschlicher Gesetze.

Aus englischem Vorne schöpfte namentlich derjenige französische Schriftsteller, welcher eine literarische Alleinherrschaft zu gründen und auszuüben verstand, wie kein anderer Schriftsteller vor ihm. Voltaire (1694—1778), der als der vorzüglichste unter den französischen Nationalisten allein erwähnt werden soll. Er benützte die Schriften der englischen Freidenker als Waffe, um seinen Groll gegen das Christenthum zu befriedigen. Hatte er auch diesen Groll schon vor seiner Reise nach England, wie sein Brief an Urania zeigt; in welchem er die Lehren vom Sündenfall, von der Erbsünde, der Genugthuung Christi, der Ewigkeit der Höllenstrafen für Hirngespinnste erklärte, so darf doch wohl auch schon hiebei aus den oben angeführten Gründen der Zusammenhang mit der Reformation behauptet werden. Als er sich aber 3 Jahre in England aufhielt (1726—1729), verlegte er sich mit Eifer auf das Studium der Philosophie Locke's und der Schriften der Freidenker. Nach seiner Rückkehr aus England legte er in den Dramen „Alzire“ und „Cäsars Tod“ eine solche Gestaltung an den Tag, daß die beiden Stücke wegen Widerstandes der Geistlichkeit längere Zeit nicht aufgeführt werden durften. Außerdem zog er in den „englischen Briefen“ mit Hilfe der Philosophie Locke's und der Freidenker die Lehrsätze der katholischen Kirche in den Roth herab, überbot

aber seine hier niedergelegte Gesinnung in der „das Weltkind“ betitelten Schrift, woran sich der Ausdruck einer noch gemeineren Gesinnung in dem „Mädchen von Orleans“ knüpfte. Dieser Mann nun, der seine antichristliche Gesinnung, seinen praktisch zum Atheismus gewordenen Nationalismus auch noch in andern Schriften darlegte, wie in seiner „orpheline de la Chine,“ seinem „Candide“ u. a., war es, welcher durch seine Uebersiedlung nach Berlin das Seinige zur Verpflanzung eines ähnlichen Unwesens auch nach Deutschland beitrug.

Aber war denn Deutschland bisher noch vom Nationalismus unangesteckt geblieben? Sollte das Land, in welchem der Hauptreformator Luther selbst gelebt und gewirkt hatte, die Konsequenzen des Auftretens Luthers nicht gezogen, nicht selbst zur Begründung des Nationalismus fortgeschritten sein? Man müßte sich in hohem Grade wundern, wenn das nicht geschehen wäre. Doch es ist wirklich geschehen und zwar ziemlich bald.

Schon Calixt, der Begründer der Helmstädtter Schule, geboren 1586, gestorben 1656, machte sich von dem Glaubensbann Luthers los, und kann insofern unter die Nationalisten eingereiht werden, als er durch Vernunftthätigkeit einen ihm besser zusagenden Glauben zu finden suchte, als das starre Lutherthum darbot. Doch ist sein Nationalismus ein guter, weil er sich nicht gegen die Offenbarung lehrte, sondern die Offenbarung kennen zu lernen suchte, weshalb denn Calixt dem Katholizismus sich annäherete, die von ihm gegründete Schule zu manchen Uebertritten zur katholischen Kirche führte. Doch die erste Bresche zum eigentlichen Sturze des alten Lutherthums und somit zur freien Bewegung der Geister in rationalistischer Weise machte die Lostrennung der Staatsgewalt von der Hoftheologie durch die Rückkehr des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen zur katholischen Kirche im Jahre 1697. So wenigstens faßt die Sache der Protestant Adolf Menzel auf, der in seiner Geschichte der Deutschen sagt⁸⁾: „Indem die Staatsgewalt von

⁸⁾ Menzel 9, 247.

der Hoftheologie sich schied, verloren die Bannstrahlen der letzteren ihre Kraft und die Träger des geistlichen Regiments das Gewicht, mit welchem sie seit dem Sturze des Kryptocalvinismus über ein volles Jahrhundert den Geist des sächsischen Volkes niedergedrückt hatten. Eine der ersten das Kirchenwesen betreffenden Handlungen des katholisch gewordenen Landesfürsten war, der Unduldsamkeit der lutherischen Landeskirche gegen die Reformirten Schranken zu setzen.“ „Das Lutherthum, sagt Höfler⁹⁾, hatte seine weltgeschichtliche Aufgabe erfüllt, als es die drohende Niederstürzung der Welt durch gegenchristliche Ideen aufhielt, die katholische Kirche zwang, sich innerlich zu kräftigen, äußerlich sich neu zu konstruiren. Aber rascher als der Arianismus eilte es dann auch seinem Ende zu und zwar, indem aus seinem Schoße als weitere Folge der großen Bewegung der Glaubensspaltung, die auf halbem Wege stehen geblieben war, mit innerer Notwendigkeit eine allmäßige Zersetzung des ganzen christlichen Ideenkreises entstand.“ Das heißt so viel, als: Der Nationalismus war das notwendige Ergebniß der Reformation. Doch suchen wir das an Beispielen näher zu zeigen.

Bereits ist Konrad Dippel erwähnt worden (1672—1734). Er war, wenn auch selbst Protestant, ein starker Bekämpfer des orthodoxen Lutherthums, kann also bereits unter die Nationalisten gerechnet werden. Unter dem Namen Christianus Demokritus ließ er zwischen 1697 und 1712 eine Reihe von Schriften erscheinen, in welchem er das protestantische Lehrsystem als ein Chaos von Widersprüchen darstellte.

Ganz entschieden trat ferner der Nationalismus hervor in der Bibelübersetzung des Johann Lorenz Schmidt, eines dem Philosophen Wolf befreundeten Mannes, gestorben 1749. In der von ihm herrührenden Bibelübersetzung, Wertheimer Bibel genannt, war der höhere Charakter des biblischen Textes möglichst wegrationalisiert, wie unter andern aus der Stelle Genes.

⁹⁾ Höfler l. c. 43—44.

3, 15 zu ersehen ist, welche in Schmidt's Uebersetzung lautet: „Und künftighin soll zwischen dir und der Frau und euer beider Nachkommen eine beständige Feindschaft sein, dergestalt, daß die Menschen den Schlangen auf den Kopf treten, und diese hingegen jene in den Fuß stechen werden.“ Als die Uebersetzung in Preußen und Sachsen verboten wurde, und ein Kaiserliches Patent vom 15. Jänner 1737 die Konfiskation aller noch vorhandenen Exemplare und die Verhaftung des Verfassers anordnete, unterließ Schmidt nicht, auf das Widersprechende aufmerksam zu machen, welches in dem gegen ihn eingehaltenen Verfahren und der den Protestantenten zustehenden Gewissensfreiheit lag; er war sich also des aus der Reformation fließenden Rechtes auf rationalistisches Verfahren mit der heiligen Schrift gar wohl bewußt. Selbst auch der Graf v. Zinsendorf, geboren 1700, an dessen Namen die Entstehung von Herrnhut (im Jahre 1722) geknüpft ist, kann von einem rationalistrenden Wesen nicht freigesprochen werden, da er sich willkürlich seine Dogmatik zurechtlegte und nur auf das Dogma von der Erlösung durch Christus Gewicht legte.

Aber schon war die Zeit gekommen, in welcher sich in Deutschland der Nationalismus durch Einwirkung fremder Triebkräfte in einem viel stärkeren Grade entwickeln sollte, durch die Ueberstiedlung der Freimaurerei nach Deutschland, deren erste Loge auf deutschem Boden im Jahre 1733 in Hamburg errichtet wurde, und durch Verpflanzung franzößischer Freidenkerei an den Hof Friedrichs II. (1740—1786).

Aus der Freimaurerei scheint die „allgemeine deutsche Bibliothek“ hervorgegangen zu sein, welche Nikolai im Jahre 1765 gründete, ein literarisches Unternehmen, welches für Deutschland bald das wurde, was für Frankreich die Encyclopädie geworden ist. Tendenz und Haltung wenigstens ist die der Freimaurer. Die Namen der Mitarbeiter wurden geheim gehalten. Lessing, der protestantische Propst Wilhelm Abraham Teller, die Prediger Eberhard und Lüdke, Semler, Kant, Fichte, der Jude

Moses Mendelssohn zählten zu denselben. Diese Bibliothek hatte den Naturalismus, die sogenannte Vernunftreligion, zum Maßstabe, mit einem unbeschreiblichen Entsetzen vor allem, was positiv war, und was, wenn es auch noch so berechtigt war, als Pfaffenwerk und Jesuitismus gebrandmarkt wurde. Und sollten die Freimaurer nicht gerade an der Entstehung betheiligt gewesen sein, so war das jedenfalls die Reformation gewesen, durch deren Kinder sie bedient wurde. Die Theilnahme eines Juden thut wenig zur Sache. Die Erfolge der bei dieser Bibliothek verwendeten Thätigkeit waren so bedeutend, daß Nikolai nicht mit Unrecht gesagt hat, die damalige Revolution in der Theologie und Philosophie in Deutschland sei eigentlich das Werk seiner „allgemeinen deutschen Bibliothek“.

Von den Mitarbeitern dieser Bibliothek traten mehre auch mit eigenen Arbeiten auf. So Lessing. Er hatte Ernesti (1707—1791) zum Lehrer gehabt, den Begründer des historisch-kritischen Nationalismus, „welcher den Grundsatz der klassischen Bildung, die Werke aus sich selbst zu erklären, ohne Rücksicht auf Geschichte, Tradition und Autorität, auch auf die heilige Schrift anwendete und darin das allgemeine Geltende von dem Lokalen und Temporellen, das Wesentliche von dem Unwesentlichen unterschied. Vollkommen wurde dieser Nationalismus ausgebildet durch Semler (1725—1791), welcher die Erbsünde und die Trinitätslehre zu beseitigen suchte und die Kluft zwischen der Bibel und der Privatinterpretation durch seine Unterscheidung zwischen dem Worte Gottes und der Bibel offen bekannte.“¹⁰⁾ Lessing selbst (1723—1781) war nicht minder literarisch thätig; und er, mit einer ungemeinen Schärfe des Verstandes begabt, war es vorzüglich, welcher den Bann brach, in welchen Luther die Denksphäre vieler Deutschen durch seine Autorität gelegt hatte, welcher das Recht der freien Forschung auf dem Gebiete

¹⁰⁾ Döschinger im K. S. 11, 629.

der Bibel mit siegreichem Nachdrucke zur Geltung brachte und somit das schuf, was man seither in Deutschland Protestantismus nannte.

Als der Reichshofrath gegen Dr. Karl Friedrich Bahrdt einschritt, ebenfalls Mitarbeiter der „allgemeinen deutschen Bibliothek“), welcher bei seiner Bibelübersetzung nach dem rationalistischen Grundsätze verfuhr, die wunderbare Seite der Lehre und Geschichte des Christenthums enthalte nur vernunftmäßige Wahrheiten und natürliche Begebenheiten, in die Vorstellung- und Ausdrucksweise des Zeitalters gekleidet, sprach er den charakteristischen, die Reformation als Quelle des Nationalismus bezeichnenden Satz aus: „Wenn es jetzt keinem Doktor der Theologie erlaubt sein soll, die Bibel auf's neue und so zu übersezen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann, so war es auch Luthern nicht erlaubt.“

Hatten diese Männer die „allgemeine deutsche Bibliothek“ gewissermaßen als ihren Sammel- und Mittelpunkt, so war das für andere König Friedrich II., der aus französischen Quellen geschöpft hatte. Zuerst gewann bei ihm der Zweifel durch Bayle's Bücher Eingang, und die Begeisterung für Voltaire's Schriften, und der mit diesem im Jahre 1736 eröffnete Briefwechsel rafften den früher eingeprägten Religionsunterricht als leichte Beute weg. Wie weit er in dieser Beziehung gekommen ist, zeigt das, was Onno Klopp aus Oeuv. VII. 133 mit folgenden Worten als Friedrichs II. Ausspruch aufführt: „Die Gründung der christlichen Religion hat, wie diejenige aller Herrschaften, einen zweifelhaften Anfang gehabt... Zwölf Fanatiker verbreiteten sie vom Oriente bis nach Italien, und wenn man einige Wunder ausnimmt, die geeignet sind, eine glühende Einbildungskraft aufzuregen, so lehrten sie nur den Deismus. Diese Religion begann sich zu verbreiten in der Zeit, wo das römische Reich unter der Thrannei einiger Ungeheuer seufzte, die nacheinander es beherrschten. Während dieser Blutherrschaft fanden die Bürger in steter Vorbereitung auf alles Unglück, welches

die Menschheit treffen kann, nur im Stoizismus Trost und Stütze gegen solche Leiden.

Die Moral des Christenthums ähnelte dieser Lehre, und dieß ist die einzige Ursache des raschen Fortschrittes derselben.¹¹⁾ Daß ein solches von Friedrich II. selbst gegebenes Beispiel des Unglaubens an die positive Offenbarung nicht wirkungslos bleiben konnte, begreift sich. Immer weiter verbreitete sich die Meinung, daß es mit den religiösen Gebräuchen, welche man feiere, nichts sei; auch in die Konsistorien, auf die Kanzeln und Katheder schlichen sich Ansichten, welche denen des Königs verwandt waren.

Das mag genügen, um zu zeigen, wie der theologische Nationalismus hauptsächlich Ergebniß der geschichtlichen Entwicklung der Reformation gewesen ist; ja man kann sagen, er sei als bleibende Erscheinung ganz das Produkt der Reformation, da diese einerseits den Grund zu seiner Entstehung gelegt hat, anderseits kein genügendes Gegenmittel gegen denselben bietet. Aber das gilt denn doch, Frankreich für jetzt außer Betracht lassen, eigentlich nur für die protestantischen Länder.

Wie steht es denn mit der Erscheinung des Nationalismus im katholischen Theile Deutschlands? Oder hat es vielleicht da keine Nationalisten gegeben?

Allerdings hat es deren gegeben, und ich möchte nicht gerade behaupten, daß ihr Nationalismus durchweg auf protestantische Quellen zurückgeführt werden müsse; aber das ist gewiß, daß der protestantische Nationalismus auf die Entstehung eines solchen im katholischen Deutschland einen wesentlichen, einen überwiegenden Einfluß ausgeübt habe. Nur wenige Erwägungen sind erforderlich, um dieses klar zu machen.

1) Es ist schon a priori klar, daß eine so gewaltige Bewegung der Geister, wie die in Rede stehende rationalistische, weit über die Grenzen ihres Entstehens hinansreichen

¹¹⁾ Onno Klopp, Friedrich II. S. 194—195.

und auch sonst einer anderen Richtung angehörige Geister mit in die schwindelnde Bewegung hineinziehen mußte, besonders wenn sie mit einer solchen maßgebenden Diktatur aufrat, wie das z. B. die „allgemeine deutsche Bibliothek“ that, vor deren Direktorium sich die Einen beugten, um durch das in derselben gespendete Lob eine Celebrität zu werden, die Andern, um der in Schimpf und Schande getauchten Feder der Rezessenten zu entgehen, die es in einer bisher in Deutschland noch nicht dagewesenen Weise verstanden, nach ihren Zwecken zu berüchtern oder zu beschimpfen.

2) Es blieb aber bei dem bloßen Beispiele nicht, sondern man suchte auch unmittelbar auf die Katholiken einzuwirken. Schon Nikolai suchte auf literarisches Leben Süddeutschlands Einfluß zu gewinnen, jene Katholiken, welche merken ließen, daß sie etwas freier dachten, als man bisher gewohnt war, wurden mit Lob überhäuft und sogar in irgend einem Lande im Porträt dargestellt, während entschiedene Katholiken und selbst Protestantenten übel wegkamen.¹²⁾ „Jene, sagt Theiner¹³⁾, wie Burscher, Jakobi, Döderlein, Schubert, Seiler, Tychser und Wolf, die ihre Zeitgenossen vor der gottlosen Tendenz eines solchen Strebens warnten, und noch einige Lehren des positiven Christenthums aufrecht erhalten wollten, wurden als Dummköpfe, Wahnsinnige, schändliche Andächtler, verkappte Jesuiten, Orthodoxenstieh und Offenbarungsknechte ausgeschrien und verlästert, mochten sie auch noch so biedere, tüchtige und achtbare Lehrte sein.“

Als dagegen Febronius, Nikolans v. Hontheim aufrat, um in die Lehrbegriffe der katholischen Kirche das Gift des Janzenismus und Protestantismus einzugießen, wurde er in der Berliner deutschen Bibliothek als Gegenstand der Bewunderung, als Held und Riese der katholischen Kirche, als Zierde des Jahrhunderts, als der Stolz Deutschlands dargestellt.

¹²⁾ Vergl. Dr. Schrödl im R. E. 7, 570—571.

¹³⁾ Theiner, Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten. S. 258—259.

Nikolai reiste durch Deutschland und stellte allenthalben eine Jesuitenjagd an; er war zu diesem Endzwecke Freimaurer und Rosenkreuzer, wozu ihm seine beiden Freunde, Gedike und Biester, und einige Beförderer der neuen Lehre behilflich waren.¹⁴⁾ Gedike und Biester gründeten im Jahre 1783 selbst eine kritische Monatschrift, welche den Nationalismus unter das größere Publikum verbreitete. Auch die „deutsche Union“, zu welcher Bahrdt den Plan entworfen hatte¹⁴⁾, wollte nach dem Geständniß eines Eingeweihten die Aufklärungsschriften bis in die Hütten des Volkes verbreiten. Und da es von ihr heißt, sie wollte den ganzen Buchhandel an sich ziehen, so daß Schriftsteller, die für den Überglauben (die Religion) schrieben, weder Verleger, noch Publikum erhalten könnten, so wird man wohl nicht zu viel behaupten, wenn man sagt, daß auch die Einwirkung auf das katholische Deutschland mit im Plane lag.

3) Sehen wir von dem Einfluß ab, welchen Göthe übte, der sich zum Mittelpunkte seiner Zeit zu machen wußte, der aber den Fragen, welche über die sichtbare Natur hinausgehen, sichtlich sehr aus dem Wege gegangen ist, so darf dagegen nicht übersehen werden, daß der Einfluß der Fürsten und Regierungen auf die Richtung der Geister ein bedeutender war. Nun hatte sich aber, wie Theiner sagt¹⁵⁾, der allgemeine Unglaube sogar zu den Regentenstühlen der katholischen Kirchenfürsten den Weg gebahnt, und auch das Reichsoberhaupt selbst war, durch fremden geistigen Einfluß verleitet, einer sehr verkehrten Richtung versessen und machte diese Richtung auch rücksichtslos in seinen Erbländern geltend. War er auch von seiner Mutter in den Grundsätzen der katholischen Religion erzogen worden, so huldigte er doch der französischen Literatur als der Quelle richtiger Erkenntniß und war mit Männern befreundet, welche in der Kirche nur Überglauben erblickten. Die Philosophie, erklärte er,

¹⁴⁾ Dr. Brück, die rationalistischen Bestrebungen &c.

¹⁵⁾ Theiner l. c. 262.

habe er zur Gesetzgeberin seiner Staaten genommen, Oesterreich werde eine andere Gestalt bekommen. Friedrich II. leuchtete ihm auch besonders als Muster vor. In welcher Weise von Joseph II. reformirt wurde, braucht nicht näher besprochen zu werden; nur das sei noch bemerkt, daß die Kantische Philosophie zu einer Art von kanonischer Philosophie erhoben wurde, weil sie sich angeblich nicht mit dem Übersinnlichen beschäftigte. Kant hatte aber den Rationalismus, der von des Cartes nur bei der Philosophie angewendet worden war, auch auf die Religion übertragen.

4) Endlich darf nicht vergessen werden, daß Süddeutschland an den Illuminaten etwas Ähnliches erhielt, wie Norddeutschland schon vorher an den Freimaurern erhalten hatte. Der Stifter des Illuminatenbundes aber, der Professor des kanonischen Rechtes an der Universität Ingolstadt, Adam Weisshaupt, der den Grund zu seinem Bau am 1. Mai 1776 legte, hatte sich an den atheistischen Schriften Frankreichs gebildet und suchte nun die dort niedergelegten Anschläge zum Sturze der Religion zur Ausführung zu bringen. Er fand nur zu viele Anhänger; Sonnenfels, Born, Pehem, Cybel und Stöger in Wien waren die eifrigsten Beförderer seiner Grundsätze. Wie tiefgehend die Wirkung des Illuminatenordens war, kann aus folgender Schilderung Theiners¹⁶⁾ entnommen werden: „Die Illuminaten bedienten sich aller Mittel, um ihre Herrschaft so viel wie möglich über ganz Deutschland auszubreiten. Sie suchten sich zu Meistern der Presse und der Schriftsteller zu machen; alles sollte in ihre Hände fallen. Gelehrte Gesellschaften, die Redaktionen der politischen, religiösen und gelehrten Blätter; — Akademien, Militärschulen, Buchdruckereien, Domkapitel und ähnliche kirchliche und weltliche Anstalten wollten sie unter ihre Leitung bringen. Auf diese Weise wünschte man, wie Knigge sich schmeichelte, dem Orden eine Macht zu ver-

¹⁶⁾ Theiner I. c. 274.

schaffen, die man nicht ahnen sollte, um alsdann die ganze Welt zu beherrschen. In Kurzem hatte er sich in der That so viel Einfluß erschlichen, daß, wie ein gut unterrichteter Augenzeuge schon dazumal sagte, er es unternehmen konnte, der Kirche Geistliche, den Fürsten Räthe, den Prinzen Erzieher, den Universitäten Lehrer, ja sogar den Reichsfestungen Kommandanten nach seinem Sinne zu geben.“

Das mag genügen, um den überwiegenden Einfluß zu bezeichnen, welchen der aus der Reformation hervorgegangene Rationalismus auf die Entstehung einer ähnlichen Geistesrichtung bei den Katholiken geübt hat. Ich unterlasse es, an einzelnen Männern der Aufklärungsperiode noch den speziellen Zusammenhang ihrer Verirrungen mit jener Hauptquelle der in dieses Gebiet gehörigen Irrthümer nachzuweisen, und verweise zu diesem Zweck auf das im vorigen Jahre in Mainz bei Franz Kirchheim erschienene Werkchen, welches den Titel führt: „Die rationalistischen Bestrebungen im katholischen Deutschland, besonders in den drei rheinischen Erzbistümern in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. (Mit Benutzung der Protokolle des ehemaligen erzbischöflichen Generalvikariats von Mainz.) Ein Beitrag zur Kirchengeschichte von Dr. H. Brück, Professor der Theologie am bischöflichen Seminar in Mainz.“

Als feststehend kann nach dem Vorstehenden angenommen werden, daß die Reformation, wenn auch nicht gerade die einzige, so doch die Hauptquelle und sehr überwiegend die Hauptquelle des religiösen Rationalismus der neuern Zeit ist.

Gedanken und Bemerkungen zur Frage, „wie hat der Seelsorger auf das Gediehen und den Erfolg des Gesammtunterrichtes in der Volksschule einzuwirken?“

„Nous avions à cœur, de vous entretenir d'un sujet qu'intéresse à un haut degré l'avenir de l'Église et de la société.“

„C'est dans les écoles et par les écoles qu'il faut préparer le retour à la foi, à la vie de famille, aux bonnes moeurs, c'est là qu'il faut saisir les générations, avant qu'elles soient asservies par les passions et les vices qui ravagent le monde.“

Instruction pastorale de Son Éminence le Cardinal-Archevêque de Bordeaux, Ferdinand François Auguste Donnet, sur la part que le Clergé doit prendre à l'enseignement primaire.*)

Wie in vielen andern sind auch in der Prager Erzbistum seit mehreren Jahren Pastoral-Konferenzen eingeführt. Bei der vorliegenden derselben wurde von dem Hochwürdigsten Ordinariat die in Rede stehende Frage vorgelegt. Mit der schriftlichen Beantwortung derselben betraut non rapinam arbitrii sumus, unsere allerdings unmaßgebende Ansicht über diesen besonders bei der gegenwärtigen Zeitströmung so höchst wichtigen Gegenstand in weitern Kreisen bekannt zu geben. Die Nachsicht des geneigten Lesers in Anspruch nehmend mit dem treffenden Worte des vortrefflichen De Maistre: „Ein gutes Buch ist nicht so sehr ein solches, welches alle Welt überzeugt, sonst gäbe es gar kein gutes Buch, als vielmehr dieses, welches vollständig einer gewissen Klasse von Lesern entspricht, an welche das Werk besonders gerichtet ist, und welches im übrigen Niemanden zweifeln lässt über den vollkommenen guten Glauben des Autors, noch über die unermüdliche Arbeit, welcher er sich unterzogen hat, seines Gegenstandes Herr zu werden, und selbst, wenn dies möglich ist, ihm eine neue Seite abzugewinnen.“

*) Bei Eugène Rendu: „De l'éducation populaire dans l'Allemagne du Nord et de ses rapports avec les doctrines philosophiques et religieuses.“

Gehen wir nun auf unsern Gegenstand des nähern ein, so möchte es uns bedünken, es wäre der Spieß umzukehren, und zuvörderst in Frage zu nehmen, hat auch der Seelsorger die Schule in der Hand, und was hat vor allem von ihm und für ihn zu geschehen, daß er thun könne, was er zu thun hat, um auf das Gedeihen und den Erfolg des Gesamt-Unterrichtes in der Volksschule einzuwirken?

Daß ein General, welcher die persönliche Bravour selbst ist, mit den tapfersten Truppen keinen Sieg erringen wird, wenn er sie nicht in der Hand hat, d. i. wenn nicht die Organisation des ganzen Heeres und der Heeresabtheilungen derart ist, daß er vor allem einen Überblick über das ganze und jede vorzunehmende Aufstellung und Bewegung von seinen Intentionen gänzlich abhängt, dieß weiß jeder, der sonst von der Kriegskunst nichts versteht. Aber angezweifelt sollte es werden, daß noch weniger auf die Schule, wo, was zu wissen freilich nicht Federmanns Sache ist, die Elemente noch widerstrebender sind als dort, der Seelsorger gedeihlich wird einwirken können, wenn er nicht in Bezug auf den Gesamtunterricht vollständig Herr der Situation ist, wenn er nicht nach jeder Richtung hin freie Hand hat? Dieß jedoch will nicht weniger besagen, als daß er, mit einem Worte, nicht bloß auf den moralischen Einfluß beschränkt werden darf, sondern daß auch eine zwingende Gewalt in seiner Hand gelegt sein muß.

Solches aber ist so conditio sine qua non, da die Volksschule als solche nur in enger Verbindung und Unterordnung unter die Kirche bestehen kann. Diesem Charakter gemäß ist sie weiter durchweg nicht Unterrichts- sondern durch und durch Erziehungs- und Bildungsanstalt.

„Der Unterricht allein wird nicht ausreichen, den honesten Menschen, den guten Bürger, den wahren Christen zu bilden. Für das Glück der Familien, für die Ruhe der Länder ist es wesentlich, die Jugend nicht bloß zu unterrichten, sondern sie gut zu erziehen, ihr Gewissen und ihre Sitten zu regeln, und zugleich

ihr jene Erleuchtung und Kraft zu vermitteln, welche sie mächtig unterstützen ihre Pflichten.“¹⁾

Gehen wir nun von diesem Hauptgesichtspunkte aus, so wird die Wirksamkeit des Seelsorgers eine noch mindere, als beschränkte sein, wenn er nicht, wie die Kirche, deren Organ er ist, die allüberall große Kreise nimmt, so auch thut in Bezug auf seine eigene Subjektivität.

Daß in dieser Hinsicht er, der andere zur Reife für den Himmel bringen soll, sein erstes und Hauptaugenmerk darauf zu richten habe, die Maturitätsprüfung für die Immatrikulation an der Universitas Sanctorum mit Ehren zu bestehen, bedarf erst keiner weiteren Erwähnung mehr.

Aber um eine andere Sache handelt es sich hier, die als so selbstverständlich allen doch nicht auff scheinen will. „Denket nicht lange,“ ist wohl manchem aus dem Herzen gesprochen. Allein daß damit nichts destoweniger parallel läuft, der Seelsorger habe sich wohl zu Gemüthe zu führen, daß die Wissenschaft eine von den sieben Charismata des heiligen Geistes sei, hat dieser und jener nicht zu vergessen gehabt, weil er es zu lernen in seinem Schulkompendium nicht gefunden hat. Und doch ist es ein schädlicher und schändlicher Überglaube, die paupertas in spiritu mit der Wissensarmuth zu verwechseln und auf einem Felde unter den kleinen Leuten zu stehen, wo es de praecepto ist, zu den Großgrundbesitzern zu zählen.

„Einige halten dafür, daß die Belehrung ein Werkzeug der Verkehrtheit und des Todes sei, die Quelle der verderbten Sitten der niedrigen und ohnmächtigen Eifersüchteleien, der ehrgeizigen Gehässigkeiten, der bedrohlichen Lüsternheiten, daß sie mit einem Worte der Ursprung der furchterlichen Nebel sei, welche die Welt erschreckt und erschüttert haben, und daß daher, nichts weniger als verschwenderisch damit zu sein, ja so viel als möglich sie zu beschränken, eine soziale Nothwendigkeit und gebieterische Pflicht des Staates sei.“

¹⁾ Kardinal Donnet, a. a. O.

„Diesen antworten wir, daß da Gott erkennen, ihn lieben und ihm dienen, der Zweck eines jeden Menschen ist, der auf die Welt gekommen, und der Mensch ihn nicht lieben kann ohne ihn zu kennen, die Wissenschaft von Gott unerlässlich sei. Je gründlicher in die Breite und Tiefe gehend jene Erkenntniß des Schöpfers ist, desto lebendiger, nachhaltiger und tiefer ist das Gefühl, welches sie einflößt. Aber es ist die Vernunft, welche auffaßt und urtheilt, es ist der Verstand, der begreift, es ist der Unterricht, welcher die Anlagen des Geistes entwickelt; er ist es, der das Licht verbreitet, das Instrument bietet, das Organ bildet. Die Kenntniß ist der wahre Schlüssel der Liebe: *nil amatum nisi praecognitum*, wie der heilige Augustin gesagt hat. Also will sie die Wissenschaft, empfiehlt sie den Unterricht, sanktionirt sie alles, was ihn fördert, und verdammt alles, was ihm hinderlich ist. Sie ist die Mutter und Lehrerin der Wissenschaften, weil Gott der Vater der Lichter ist, weil Jesus Christus nicht bloß der Weg und das Leben, sondern auch die Wahrheit ist, und will, daß sie leuchte mit ihrem ganzen Glanze. Ja die Kirche spricht sich zu Gunsten des Unterrichtes aus, weil er heilig ist in seinem Ursprung und Zweck, da er den Menschen zieht aus den Finsternissen und Schatten des Todes, das Evangelium verbreitet und so das Werkzeug des Heiles wird. Dagegen fürchtet, weist zurück und verpönt die Kirche einen Unterricht, welcher den Menschen der Unwissenheit entreißt, um ihn dem Irrthum zu überliefern, der ihn zum Bewußtsein seiner Kraft erhebt, nur um ihn zu unterweisen, selbe zu missbrauchen, der seinen Verstand entwickelt, nur um ihn zum Feind des Glaubens zu machen, zum Dolmetsch des Stolzes, Gegner der Autorität, zum Organ der Leidenschaften.“

Aber daraus folgern, daß der Unterricht an sich selber vom Nebel, die Pflege der intellektuellen Kräfte gefährlich sei, wäre einem Exzeß verfallen, der nicht minder zu verdammen ist, als die entgegengesetzte Übertreibung. Sie, meine Herren, die Sie wissen, daß Gott den Menschen nicht deswegen über

das unvernünftige Geschöpf erhoben, damit die Fähigkeiten, die ihn von jenem unterscheiden, unwirksam bleiben, Sie, die Sie lehren, daß er angebetet sein will im Geiste und in der Wahrheit, und daß die Huldigung, die er von uns fordert, die eines intelligenten Wesens ist, Sie werden den Unterricht verbreiten, wie es die Kirche alle Zeit gethan, mit Feuer, mit Ausdauer, und Sie werden die Wissenschaft, so aufgefaßt, nur anschauen, als einen getreuen Verbündeten, einen unentbehrlichen Mithelfer.“²⁾

Nun, das ist doch deutlich gesprochen.

Doch woher geben, wenn man vorher nicht selber hat, und woher viel haben, wenn man nicht früher viel gesammelt hat zumal da, wo der Aufwand, der zu machen ist, so immens ist?

Braucht es etwa wenig, auf dem Boden des Doctor gentium zu stehen, wie es bei dem Seelsorger der Volksschule gegenüber der Fall ist? Diese birgt ja Idioten, die von dem lieben Gott und der lieben Welt nichts wissen, und die erst zu christlichen Leuten, die Gott und die Welt gut brauchen kann, herangebildet werden müssen; Kinder, die nichts wissen, und noch alles zu lernen haben.

Daß doch so viele nicht ahnen, über welchen reichen Schatz von wissenschaftlicher Bildung und Lebenserfahrung der Seelsorger zu verfügen haben, und mit welcher Virtuosität er das Wechselgeschäft verstehen müsse, sein Großkapital in Scheidemünze umzusetzen, und ohne Schaden unter die Mignonmenschen, die so viel brauchen und so wenig tragen können, in Kurs zu bringen! Der Seelsorger hat nur die Elementarschule unter sich, und dazu, meint man da und dort, reiche auch elementares Wissen aus, und ist nur zu sehr der Abergläube verbreitet, in Bezug auf den Kuratklerus, absonderlich auf dem Lande, sei mit der lieben Mittelmäßigkeit am besten

²⁾ Kardinal Donnet, a. a. O.

vorgesehen. »Scientia inflat« muß da unschuldig die Bärenhaut abgeben, auf welcher die Stagnation bequem ihrer trägen Ruhe pflegt. Dabei läßt man sich natürlich nichts böses träumen, und streut doch schlafend eben so viel Verderben aus, wie der gewisse, nur zu vigilante feindselige Mensch, der sichs nicht verdriessen läßt munter zu wachen, während die Arbeiter schlafen, um ungestört sein Unkraut unter den Weizen säen zu können.

Indessen, die Zeit hat auch nicht Zeit zu schlafen auf einem Fuße stehend. Sie steht gar nicht stille mit ihren kategorischen Ansforderungen, und wird über sie zermalmend hinweggehen, oder eigentlicher gesagt über sie kommen, die so und so meinen. Eben weht der Wind stark von Süden, der aus einem Glühofen kommende Scirocco, der nichts Gutes, sondern allezeit Regenwetter bringt; daß nur der Regen nicht zur Sündfluth werde, in welcher großes und kleines Gethier ohne Unterschied ersäuft. Die Noe's aber, die alle Zeit gerechte Männer sind, stecken nicht erst, wie die Frösche, aus der Tiefe die Köpfe in die Höhe, wenn es schon regnet, die haben gute Witterung und längst schon gewußt, bei wem der gründliche Unterricht, der mit dem unermüdlichen Fleiße, welcher nie auslernt, auf gutem Fuße steht, beginnen muß, auf daß dieser auch in der Volkschule des Gedeihens und guten, gesegneten Erfolges sich zu erfreuen habe.

Nun, das ist im Grunde die Frage nicht. Die Frage könnte allenfalls für viele sein: woher die Mittel nehmen, das nöthige aurum ignitum sich zu verschaffen? »Dabitur vobis?« Wir wollen es hoffen. Kommt Zeit kommt Rath. Theuer aber ist der gute Rath, wie Auskunft geben: wo denn der Seelsorger, jene unbekannte Größe, die der Hauptfaktor ist, eigentlich anfängt?

Fängt der erst bei dem eigenen Herde, dem Pfarrer an; oder zählt das perpetuum mobile, der Nichtausgesessene, der Hilfspriester auch dazu?

Die Zeit haben wir allerdings so ziemlich glücklich hinter uns, wo das Verhältniß zwischen Pfarrer und Hilfspriester so aufgefaßt wurde, als stünden sie sich, wie Herr und Diener gegenüber. Bei alledem aber dürfte die Stellung des Nicht-pfarrer-Katecheten doch hie und da eine zu beengte, beschränkte und gebundene sein für das, was man von ihm fordert und mit Recht fordern kann, und für das, wofür er vor Gott nicht minder verantwortlich ist als der Pfarrer. In der Schule hat der Kooperator nicht weniger und nicht selten noch mehr seinen Mann zu stellen als der Pfarrer. Hier hat er wie einer ein Mehrer des Reiches zu sein und ist ein Verwüster, wenn er hierin einem nachsteht. Eine sonderbare Zumuthung aber wäre es schon überhaupt, verlangte man von einem, der eine Hand auf den Rücken gebunden hat, daß er ein schweres Stück Arbeit ordentlich vollbringen sollte; und der Hilfspriester ist, was die freie Bewegung betrifft, manchmal noch mehr eingeengt. Es muß wohl dem Pfarrer unbenommen bleiben, Rektor und Inspektor in allen pfarrlichen Angelegenheiten zu sein und die Arbeit im Weinberge des Herrn unter seine nächsten Mitarbeiter zu vertheilen; die Ueber- und Unterordnung ist die natürlichste Ordnung; überall soll Gedeihliches gefördert werden, und am allerdringlichsten ist es auf der hierarchischen Stufenleiter; hier wäre das Nivellirungssystem des modernen Liberalismus am allerschädlichsten. Aber sowie in andern wichtigen Wirkungssphären neben der gesetzlichen Unterordnung ganz gut Autonomie besteht, so auch in dieser Frage. So bleiben z. B. die Spitzen des ganzen Lehrkörpers, der Gesamthochschule der Rektor Magnifikus und der Dekan der Fakultät. Nichts desto weniger ist des Professors Hörsaal des Professors Burg, und sein Katheder sein Sanktuarium, wo er dominirend sich die freie Strömung der Inspirationen seines Kennens und Könnens nicht eindämmen läßt, und schiebt er weder Rektor Magnifikus noch Dekan bei Seite von der Stelle, wo sie berechtigt stehen, wenn er, so es die Umstände erheischen, als Fachmann mit

Autoritätsstellung die Interessen seines Faches unmittelbar vertritt. Und doch, wenn wir das Seelenheil der Gläubigen allein in Betracht ziehen, welche verschwindende Größe ist so ein Universitäts-Professor, sei er auch hundertmal eine Weltcelebrität gegen den Katecheten einer Dorfschule? Der ist Gottes Vertrauensmann. — »Nec quisquam sumit sibi honorem, sed qui vocatur a Deo, tamquam Aaron!³⁾ — wie denn auch das Heil der Welt weniger auf den akademischen Professoren, als auf den von Christo beordneten Organen beruht, von welchen eines selbstverständlich auch der Katechet sein muß, soll er seinem Namen Ehre machen. Soll aber der Katechet seiner Stellung genügen, so ist ihm innerhalb seines Wirkungskreises möglichst freie Hand zu lassen, unnöthige Bevormundung zu vermeiden, und in Angelegenheiten der Schule seine Ansichten und Erfahrungen nicht gering zu schätzen oder gänzlich zu ignoriren.

Dieß ist zu tief greifend, als daß eine eingehendere Auseinandersetzung hier nicht am Platze wäre.

Verständigen wir uns also, wenn es gefällig ist.

So unerlässlich es nämlich ist, daß der Hirt bei der rechten Thüre eingeht, und daß der Geistliche, der Einfluß auf den Gesammtunterricht nehmen soll, vor allem selber ein gründlich Unterrichteter sei, so wird doch alle Doktrin erst noch einen unpraktischen Doktrinär aus ihm machen, wenn er nicht seine Würde fühlt, d. i. wenn er nicht von priesterlich katholischem Bewußtsein durchdrungen ist, da das Alpha und Omega seiner Einflußnahme auf den Unterricht ist, katholisches Bewußtsein in der Schule zu erwecken bei Lehrern und Schülern. Natürlich wird er da kein Schöpfungswerk vollbringen sollen, daß alles da sei fix fertig und gut auf sein allmächtiges: „Es werde.“ Daß er von gewaltigerem Vermögen sei als Paulus, der den Erfolg seiner Wirksamkeit auf den Boden stellt: »Ego plantavi, Apollo rigavit, sed Deus incrementum dedit. Itaque necque

³⁾ Heb. 5, 4.

qui plantat, est aliquid, neque qui rigat, sed qui incrementum dat, Deus⁴⁾), wird keiner von ihm voraus sehen. Gott wird aber das Gediehen geben, wenn er mit ganzer vom lebendigen Glauben erfüllten Seele in seinen Beruf als Kätechet eintritt; es ist ein evangelisches Axiom, daß der Glaube ein galvanisirter Leichnam ist, wenn ihn nicht der eingehauchte Odem Gottes durchgeistet, wenn er der beseelten Lebendigkeit der Energie ermangelt: „Sic et fides, si non habeat opera, mortua est.“⁵⁾ Dieß ist so wesentlich, daß ein Korrolarium des Abganges dieser Wesenheit die Erscheinung ist, daß die Frage angeregt werden könnte: ob nicht der Unterricht in der Moral von dem Unterricht im Glauben zu trennen, und jener dem Ludimagister, dieser dagegen dem Geistlichen zu überlassen sei. Ein solches Vorkommniß ist freilich nur da möglich, wo die epistola catholica Jakobi als eine Stroherne aus dem evangelischen Kanon extirpirt wurde. Dagegen ist das Axiom der Union der Dogmatik und Moral Rechtsgrundſatz der katholischen Kirche vom Urfange her.

So hat es auch der heilige Franz Seraphikus verstanden, als er zu einem Bruder sagte: Komm, laß uns predigen gehen und ohne den Mund zu öffnen, mehrmal durch die Stadt ging. Seine Erscheinung war schon die eindringlichste Predigt. Desgleichen wird der erste und letzte Hauptpunkt des Thuns des Seelsorgers jedenfalls sein, wenn sein ganzes Leben, seine ganze Haltung eine Illustration aller seiner Maßnahmen ist, den Gesamtunterricht in der Schule fruchtbringend zu machen.

„Die Schule ist es, wo die Rückkehr zu dem Glauben, zu dem Familienleben und zu den guten Sitten vorbereitet werden muß, dort ist es, wo man die Generationen fassen muß, ehe sie unterjocht werden durch die Leidenschaften und die Laster, welche die Welt verheeren.“⁶⁾ Das kann nur von der intensiven Gläu-

⁴⁾ 1. Kor. 3, 6 et 7.

⁵⁾ Jak. 2, 17.

⁶⁾ Kardinal Donnet a. a. O.

bigkeit in der Schule ausgehen, deren Träger natus a priori der Katechet ist. Deshalb schon der Volksinstinkt den Katecheten als das belebende Element erkennt, indem er den Katecheten als die Seele der Schule bezeichnet. Und soll dieß nicht eine bloße Phrase sein, so muß der Katechet vor allem sein, wie einer, von dem eine Kraft ausgeht ad effugandam omnem potestatem inimici. Wie aber, wenn er einen inimicus in der Schule hat, über den er gar keine potestas besitzt?

Von dem Herrn ist eine Kraft ausgegangen, den Blutfluß jenes Weibes zu heilen, welches den Saum seines Kleides berührte in dem Glauben, es werde geheilt werden durch diese bloße Berühring; die verstockten Pharisäer heilte er nicht. Deswegen braucht es nicht als ein testimonium paupertatis für das Wollen und Können des Katecheten zu gelten, wenn er gegenüber einer etwa sich vorfindenden Schulmeisterverkommenheit mit seinem Latein zu Ende ist. Sei der Katechet von einer noch so heiligen Geistespotenz, der Schulmeisterverkommenheit wird er nicht Meister werden. In dieses Feld wirft er nicht nur seinen Weizen vergebens, und sei er noch so viliant, es wird ihm doch nichts fruchten, der feindselige Mensch wird ihm desungeachtet das Unkraut scheffelweise unter den Weizen streuen, die Saat durch das aufwuchernde Gestrüpp bis auf den letzten Keim ersticken. Wenn da nicht gewisse Balleitäten aufhören, daß bei der Besetzung der Lehrerstellen in den Volksschulen der Pater⁷⁾ nicht auch um Rath gefragt wird, daß er bei allem heiligen Eifer für die Schule etwa als Störefried bezeichnet wird und der Insolenz und Indolenz, den Machinationen des Dorfpestalozzi weichen muß; wenn die auf das Beste der Schule gerichteten Bestrebungen keine Hilfe finden, bleibt auch das Bestgesagte und Bestgeschriebene nur schätzbares Material, je eher je lieber in der Lust zu verschwinden, oder in der Pa-

⁷⁾ In der böhmischen Kirchenprovinz ist der Hilfspriester „der Pater“ κατεξον. Auch dieß dürfte charakteristisch sein.

permühle wieder eingestampft zu werden zur Neubereitung von Lösch- und Packpapier. Wahrlich, wahrlich nicht Cicero pro domo sua; nein, Cicero in Verrem und pro poëta Archia.

Innerhalb seiner Berussphäre frei, durch die Autorität seiner rechtmäßigen Obern geschützt, und nur der nothwendigen Kontrolle unterworfen muß die Stellung des Pater-Katecheten in der Schule sein, die doch zum größten Theil zum Ressort des Hilfspriesters gehört, soll seine Arbeit daselbst nicht eine todte, d. i. eine verlorene bleiben.

Das Ansehen und die Autorität des Kätecheten gegenüber der Schule muß aufrecht erhalten werden. Ist der Kätechet ein untaugliches Individuum, ist er seinem Amte nicht gewachsen oder ist er noch etwas Schlimmeres, so werde er entfernt, aber es werde alles vermieden, was dem Ansehen des Kätecheten unnothiger Weise Abbruch thun könnte; wenn die Seelen und das Seelenheil der Gläubigen dem unerfahrenen Neomisten auf der Kanzel, im Beichtstuhle, am Krankenbette auf die Garantie seiner Verantwortlichkeit vor Gott überlassen werden, so wird es geziemend sein, einem in Ehren grau gewordenen Kooperator hinsichtlich seiner Thätigkeit in der Schule volles Vertrauen zu schenken und nicht ohne sehr triftige Gründe und ohne zwingende Nothwendigkeit seine Maßnahmen umzuändern. — Wenn der Kätechet über einen Schüler eine Strafe verhängt, wenn er einen von dem Empfang eines Sakramentes zeitweilig ausschließt als nicht disponirt, unsäglich oder unwürdig, so soll es dabei sein Bewenden haben. Auf welchem Fuße steht denn das unveräußerliche Ansehen des Kätecheten, wenn ein Range, der nichts lernen will, jedmöglichen Unfug verführt, dem Kätecheten, der ihn von der Liste der Kommunikanten oder Firmlinge gestrichen, ein Schnippchen schlagen darf, weil ihm der Herr Pfarrer denn doch verhört, absolviert und zum Tische des Herrn zugelassen, und ihm den vom Kätecheten verweigerten Firmungszettel brei manu zwischen die Finger gesteckt, aus Motiven, die man nicht herühren kann.

Jenes vereinigt, wird jetzt das Nöthige in Bezug auf die Lehrer, die Kinder und die Eltern zu sagen sein.

Was den ersten, den Lehrer nämlich betrifft, wird es besonders bei gegenwärtiger Sachlage vor allem nothwendig sein, daß der Geistliche in die Schule einreitet, sattelfest den Fuß im Bügel habend unerschütterlich seinen Halt behauptet, und ohne den künstlichen Faltenwurf angenommener Grandezza, die nicht imponirt, die Illusion zerstöre, der Schwarzrock sei bei dem Schulwesen sehr supernumerär, und mit innerm Ingrimm als nicht abzuschüttelndes Nebel bis zum Eintritt besserer Zeiten der Emanzipation der Schule von der Kirche, zu tragen.

„Sie werden dieser Mißachtung ausgesetzt sein, vor allem in den Schulen, welche nicht der Gegenstand irgend einer Überwachung gewesen und die sogar durch eine gewisse Reihe von Jahren unter antireligiösem Einflusse gestanden. Wir haben dies mit Ihnen besuszt.“⁸⁾

Gegen diesen Wurm, der nie erstirbt in der Volksschule, gäbe es freilich ein radikales Mittel, die Einführung von Schulbrüdern, oder anderer geistlicher Korporationen. Da aber dieses jetzt mehr dem je ein pium desiderium bleiben wird, und Pfarrer wie Katechet zumal bei der Überzahl von Schulen, und sonst zu sehr in Anspruch genommen, nicht viel unmittelbar in den Unterricht eingreifen können, so wird es um so nothwendiger sein, bei Besetzung der Ober- und Unterlehrerstellen allen gesetzlichen Einfluß geltend zu machen.

Hier zeigt sich aber auch, wie viel auf die Persönlichkeit des Seelsorgers ankommt. Wie wird er seinen Mann stellen wollen, wie imponiren, was auch durchweg nicht gänzlich entbehrlieb ist, wie seine hohe Würde behaupten und geltend machen, wenn der Hochwürdige selber in puncto des Wissens in tiefstem

⁸⁾ Kardinal Donnet a. a. D.

Breitengrade ein gar winziges Samojedensubjekt ist. Wie wird er sich ausnehmen, wenn seine Pigmäenschaft das auch nicht gigantisch hochstämmig gewachsene Laienlehrpersonale ihm über den Kopf sehen kann, ohne sich erst auf die Zehenspitzen stellen zu müssen? Dann wird der Gute nicht erst für den Spott zu sorgen brauchen, da er den Schaden selbstverständlich schon auf der Hand hat. Aber ein Adept des Wissens und Kennens, wie und soweit es dem Priester ex officio zusteht, wird es ihm nicht schwer werden, selbst wenn er nicht aus dem Kreise der Katechese heraustritt, schon in der Art, in welcher er die Unmündigen mit der Milch des Glaubens äzt, dem Lehrer bemerkbar zu machen, wie er, der Lehrer nämlich, in Allem, auch in dem, wo er den Meisterbrief erhalten, und sich auch Meister dünkt, doch oft nur an der Schwelle stehen geblieben sei.

Das wäre an sich allerdings deprimirend und höchstens geeignet den Kleinrämer zu veranlassen, entmuthigt bei seinem Detailhandel zu bleiben, stehen zu bleiben, wo er eben steht, da einmal einer, der zum Karren geboren ist, bei aller Anstrengung nicht auf's Roß kommt. Also „ad quid perditio haec sich in Unkosten versetzen, die sich nicht rentiren. Ein solcher fatalistischer Prädestinationswahn wäre sehr fatal, und wirkte wie Mehlthau auf das Einwirken des Seelsorgers auf den Gesamtunterricht und nicht weniger sogar auf den Religionsunterricht.“ Welche glückliche Zukunft ahnen wir von dem harmonischen gegenseitigen Zusammenwirken des Priesters und des Lehrers, indem der Priester die Kinder anzieht zum Besuche der Schule, wo der Elementarunterricht sie vorbereitet, den guten Samen des Evangeliums in sich aufzunehmen, während der Lehrer der Jugend den Weg zur Kirche zeigt und sie in die Stimmung versetzt, das Wort des Priesters als das Wort Jesu Christi anzuhören.“⁹⁾ Wie aber wird dies geschehen, wenn der Lehrer vorbereitend das Feld nur verdrossen bestellt im unmuthigen Gefühle seiner

⁹⁾ Kardinal Donnet a. a. D.

nicht zu überwindenden Unzulänglichkeit, bei der trotz alles Mühens doch nichts Ordentliches herauskommen wird? Daher wird es nicht genügen, dem Lehrer bloß seine Superiorität zu zeigen, sondern es wird erforderlich durch die Lebensströmung beim Katechistren und der Evangeliumserklärung, welche der Katechet nie bei Seite liegen lassen, oder dem Lehrer überlassen wird, anfeuernd, anreisend und aufmunternd zu sein, und mit sich fortreißend den Lehrer anzuspornen durch selbstthätige Fortbildung die fühlbar gemachten Lücken im nothwendigen Wissen auszufüllen, und die Höhe zu erreichen, die für ihn zu erreichen ist, ohne in Wissensdunkel zu überschnappen. Gute Dienste zu diesem Zwecke können auch die Lehrerkonferenzen leisten, an welchen sich die Seelsorger leitend, die Anschauungen berichtigend, ihnen die rechte Richtung gebend, anregend zu heiligen nicht anstehen werden, weiter ein zu seiner Zeit wie absichtslos hingeworfenes Wort, ein zart gegebener Wink, freundliche Nachhilfe der Ungelenkigkeit, bereitwillige Aushilfe mit Mitteln zur weitern Fortentwicklung.

Überhaupt wird der Seelsorger den Lehrer so beeinflussen, und ihn entzünden, daß er con amore seines Amtes pflege und die Liebe wirkt bekanntlich Wunder. Ja wunderbar wird der Erfolg sein des in übernatürlicher Liebe erglühten Lehrers, die Kinder für den Unterricht empfänglich zu machen, und ihn in dem Geiste zu erheilen, daß er den naturwüchsigen Schößling geben wird, die Glaubenswahrheiten darauf zu pfropfen, und der Edling zu einem herrlich grünenden Prachtbaum in den Himmel hinein erwachse.

Um jedoch so Großes zu erzielen, wird der Seelsorger vor allem trachten müssen, durch Klugheit den Lehrer mit seinem die ganze Kraft des Mannes erfordern Stände, und seinen für die Gesellschaft so einflußreichen Stand mit dem Lehrer zu versöhnen, was wohl seine Klippen hat, über die hinwegzukommen wahrlich kein Kinderspiel ist. Denn unlängst hat hier und da das Licht, mit welchem das Schulmeisterthum in die

Welt hineinleuchtet, seine Eklypsen, die zunächst die Lehrer verdüstern und frostig machen, und in Folge dessen dem Geistlichen es rathsam erscheinen lassen, die Lehrer in respektvoller Entfernung von sich zu halten, und dagegen diese disponiren, daß sie an den Geistlichen sich nicht anschließen, ja denselben scheuen. Allein gerade deswegen wird der Geistliche, der mit dem Lehrer in der Schule an einem Joche zu ziehen hat, bei seinem einzuhalgenden Benehmen diesen seinen Antagonisten gegenüber das Beispiel des Herrn sich zu Gemüthe führen, der alle mit Liebe aufnahm und durch Liebe zu gewinnen suchte.

„Lassen Sie sich durchaus nicht von diesem Anschein der Kälte entmutigen, die kann häufig nur anhalten bei der Abwesenheit der Diskretion. Ihre Kundgebungen der Zuneigung und Achtung werden leicht den Eifer erregen. Man unterhält den bösen Willen, wenn man durchscheinen läßt, daß man glaubt, er sei vorhanden, und erzeugt den guten Willen, indem man ihn voraussetzt. Verdoppeln Sie also die Aufmunterungen, geben Sie unbesorgt Beweise Ihres Vertrauens; man wird sich angelegen sein lassen, Ihre Rathschläge zu folgen, wenn man an Ihnen ein Wohlwollen bemerken wird, welches sich in keinem Punkte verläugnet und eine liebevolle Geduld, die nie abstößt.“¹⁰⁾

Der Seelsorger wird also sich die Mühe nicht verdrießen lassen dürfen, den Eisbrecher zu machen. Das wird, wo die nöthigen Vorbedingungen nicht fehlen, kein so Wunderwerk sein. Vor der Wärme muß ja das Eis schmelzen, wie überhaupt jeder Gegenstand die Einwirkung des Feuers empfindet, der in dessen Nähe kommt; und wie wird von dem Priester des wahren Gottes nicht Wärme ausströmen, der unverlebt im Feuerofen der Charitas Gott in Hymnen preist? Freilich die Todten kann auch das höchst auflodernde Feuer nicht durchwärmen, höchstens allenfalls auf dem Scheiterhaufen zu Asche brennen. Nun mit den Erstorbenen, von welchen man durchaus versichert ist, daß

¹⁰⁾ Kardinal Donnet a. a. O.

sie nicht scheintodt sind, nachdem alle Wiederbelebungsversuche nichts gefruchtet haben, fort mit Schaden um jeden Preis. Tradere hujusmodi satanae in interitum carnis, ohne alle Nach- und Rücksicht. Die Schule ist keine Domäne für Belialssöhne. Vielleicht, daß ein solcher im Dienste Unverbesserlicher ausgetrieben, wenn gewaltig getreten von der bittern Lebensnoth, so weit sich bessert, ut spiritus salvus sit in die Domini nostri. Nur die Schule werde unter jeder Bedingung gereinigt von einem solchen, der allen Gözen Weihrauch gestreut. Bei den andern dagegen, mit denen man vorläufig noch zugleich im Zuche gehen kann, fange man damit an, daß man ihnen ein Kissen unter das Zoch schiebe, damit sie zuerst den Druck weniger empfinden, allmählich Erleichterung verspüren, und zuletzt gar sich gehoben fühlen, weil sie zur Erkenntniß gekommen, daß sie das Zoch Christi auf sich genommen, welches leicht und süß ist.

Somit wird der Seelsorger a priori nicht belieben jene zugekloppte Reserve, die auf dem Boden des voreingenommenen Mißtrauens steht, und die von der andern Seite als Mißachtung ausgelegt, jene grollende Verbissenheit erregt, welche den Antagonismus zwischen Geistlichen und Lehrern erzeugt. Daher die Reibungen, unter welchen der Unterricht in der Schule wie zwischen Hammer und Ambos liegend leidet, weil sie dem Lehrer seinen Stand verleiden, und ihn gegen die berufstreue Erfüllung seiner Standespflichten gleichgiltig machen. Der Lehrerstand ist schon ohne dieses an sich vielseitig ein sehr undankbar lohnender, daß etwa Überfluss vorhanden wäre an ausgesucht gutem Brennstoff unterzufeuern, den Eifer brennend zu erhalten und zu verhüten, daß er nicht allmählich erkalte. Oder, daß die Anerkennung, die dem Volkslehrerstande gezollt wird, sich rentire, und vermöge das Oel der Salbung wie aus dem Prophetenkrüglein ohne stille zu stehen fließend, ins Haus zu schaffen, die Augen aufgehend zu machen, das Herz zu erweitern und der Willens- und Thatkraft jene energische Elastizität zu geben, die allenfalls unter dem Drucke der Verhältnisse sich momentan biegen läßt, aber

nimmer, spröde geworden, bricht, kann eben auch nicht gesagt werden. Nimmt da der Herr nicht Einkehr bei dem kleinen Bachäus, der nur für fremde Rechnung wie angeschmiedet am Zolltische sitzt, wo für ihn die Möglichkeit nimmer vorhanden ist per fas und nefas reich zu werden, so dürfte es eher geschehen, daß der kleine Bachäus, der mit Gütern nicht beschwert ist, leichtfüßig dem Herrn davon — als vorläuft, auf den Siccomorus zu steigen, um ihn zu sehen. Sind aber die Konstellationen so, daß man von dem Volkslehrer billig verlangen könnte, er müsse von sich selber die Fonds in sich finden, alle Thäler auszufüllen, alle Berge abzutragen, was krumm ist zu ebuen, um dem Herrn die Wege zu bereiten? Vielmehr wird es mit dem Volkslehrer um und um so bestellt sein, daß es ein Wunder wäre, ließe ihm nicht täglich so vieles über die Leber, um ihn allgemach zum Sterben leberkrank zu machen. Wehe dann ihm und der Schule, wirft sich die Verhärtung von der Leber auf das noch edlere Lebensorgan, das Herz, daß der Sieche vollständig verstockt, nicht einmal einen Spatenstich machen möchte, dem Herrn die Bahn zu ebnen, damit er kommen, und dem Hause Heil widerfahre.

So mache denn, um solches Leid von vornehmerein zu verhüten, der Geistliche den Pionier durch sympathetische Kundgebungen. Lasse er zuvörderst bei ihm, wo er sie auch zuallererst zu hoffen berechtigt ist, den Lehrer die so vieles Herbe ausgleichende Theilnahme und Anerkennung finden, und gehe von unten nach oben vor, und suche den Creator Spiritus auf den Lehrer herabzubringen.

Dieß möge damit beginnen, daß der Geistliche bei seinem Vorhaben das Gewicht der Wahrnehmung nicht unterschätze, wie das gute Laienvolk beim Abeten des Vaterunser die Stimme am lautesten werden läßt, wenn die Bitte kommt: „Unser tägliches Brod gib uns heute.“ Nebrigens kommt ja so oft der Geistliche in seinem eigenen Interesse auf den Spruch zurück: Operarius mercede sua dignus est. Warum sollte es

ihm dann unangemessen erscheinen, ad captandam benevolentiam, auch die materiellen Interessen der Lehrer zu vertreten, und, wo er kann, ihnen ein Bene zuzuwenden? Dagegen wird freilich dies und jenes zu sagen sein, nur gewiß dies nicht, daß er sich damit in der Meinung des Lehrers schade, wenn dieser merkt, daß sein geistlicher Vorstand ihm das Leben gönnt, wenn nur nicht als hinkender Bote die Forderung einer Gegenleistung nachkommt. Die einzige Gegenleistung darf nur die sein, daß der Lehrer die Überzeugung gewinne, der Geistliche sehe nur deshalb so auf ihn, und der Grund alles Wohlwollens, welches er ihm entgegen trägt, liege darin, daß der Lehrer ein von der Kirche hoch beachtetes Amt versieht, da der Geistliche den würdigen Lehrer nicht anders denn als unentbehrlichen Mithelfer bei seiner Arbeit im Weinberge des Herrn hochwerth schätzen kann. Damit wird weiter ein mächtiger Vorsprung gewonnen sein, daß der Lehrer die ganze Tragweite seines Berufes fühle, und ja keine Mühe spare, daß er seinen Platz ausfülle, und die fühlbaren Schwächen allmählich besiege, die Stufe zu erklimmen: „Si non es vocatus, fac ut voceris,“ um vor Gott und der Welt zu Ehren zu kommen.

In dieser Region wird zweien Land und Leute verderbenden Dämonen der Boden entzogen.

Einerseits wird der Lehrer aufhören „wie der Lohn so die Arbeit,“ Taglöhnerarbeit zu verrichten, seinen Dienst mechanisch ohne Leid und ohne Freud versehend. Anderseits wird in die gehörige Schranken zurückgedrängt jene anspruchsvolle, nie zu befriedigende, besonders von der Gegenwart gehockte Sichwichtigmacherei der Lehrer, die sich als Archimedespunkt ansieht, von dem aus die Welt bewegt wird, ein spiritus satanae stimulans, der eher angethan ist, die Volksschullehrer in das Lager des Radikalismus zu treiben, als sie zu vermögen, gottesfürchtige Menschen durch den Unterricht zu bilden.

Doch dies alles ist erst der Anfang vom Ende, aber doch schon da von welchem Belange für das Gediehen des Gesammt-

Unterrichtes, wenn aus dem Stein in der Schule der Gottes-funke der Frömmigkeit herausgeschlagen wird! Und: „Ecce quantus ignis quam magnam silvam incendit.“¹¹⁾ Glimmt einmal der Funke, liegt es nur daran ihn nicht wieder verglimmen zu lassen, um die hochauf lodernde Flamme anzufachen, in welcher die Erzmassen schmelzen.

„Wenn so viele Seelen, die sich aus dem Schlamme der Laster herausgewunden, stationär bleiben bei der ersten Stufe der Tugend, kommt dies nicht daher, daß bei der geistigen Erziehung der Mensch zu sehr thätig ist, anstatt Gott einwirken zu lassen?“¹²⁾

Wenn der Priester, der den Lehrer beeinflussen will, zu dem Zwecke alles gethan hat, wird er den Lehrer doch nur bis zur Schwelle geführt haben, von wo aus dieser nicht weiter kommen wird, so er es versäumt, einen Akt aus der feierlichen Tause an ihm zu wiederholen. Es kann eben nicht umgangen werden, manchem Lehrer das Ohrläppchen zu berühren: „Ephpheta quod est Adaperire,“ öffne dich den Ruf Gottes aus dem Innern des Allerheiligsten des Tempels zu hören, und dann ihm die Zunge zu lösen, auf den Ruf zu gehorsamen, bereit zu erwiedern: „Sprich Herr! dein Diener hört.“ Mit Gott ehrfurchts- und doch vertrauungsvoll aus dem Innersten des Gemüthes zu konversiren, sich Gott in tiefster Demuth zu Füßen zu legen, daß er ihn aufhebe und trage, dahin zu bringen dies wird der Kulminationspunkt sein der Einwirkung des Geistlichen auf den Lehrer:

„Der Priester vergißt vielleicht zu sehr, daß das Ziel der Seelenleitung sei, die Seelen dahin zu bringen, sich mit Jesus Christus zu unterreden, und daß man wenig für selbe gethan, so lange man sie nicht gelehrt hat, mit dem Leiter par excellence zu konversiren.“¹³⁾

¹¹⁾ Ies. 3, 5.

¹²⁾ L'Emmanuel, ou le remède à tous nos maux par M. l'Abbé Martinet.

¹³⁾ Martinet a. a. O.

Nicht eine Flosse war den Aposteln, welche die ganze Nacht gearbeitet, ins Netz gegangen, welches sie regelgerecht ausgeworfen. Den reichen Fischzug machten sie erst, als Petrus auf das Wort des Herrn die Fischerarbeit wieder aufgenommen im Hellen zu fischen, was bei den Fischern, die sonst auf den Fang vortrefflich sich verstehen, eben nicht Brauch ist. „Es ist einmal nun Jesus Christus allein, der seine Diener das Fischen lehren kann.“) Was wird aber der Lehrer für ein Geselle sein in der Fischerzunft, der auch er affiliert ist, wenn ihm nicht der Leidsfaden zur Methodik auf der Kirchenkanzel aufgeschlagen liegt?

Steht denn nicht auch er, der bei all dem, daß er Magister ist, dennoch zur lernenden Kirche gehört, unter dem Gesetze: „Der Glaube ist aus dem Gehöre?“

Was soll nun dieser vernehmen, damit er vorerst ergriffen, gefangen und nachgezogen echtfärbig orthodox werde?

Aus allen Registern, die der Prediger zieht, soll sein an Musik gewöhntes Ohr eines Kanners heraushören, daß die mit der Salbung ungekünstelter Natürlichkeit vorgetragene Predigt weit entfernt ein Sammelsurium zu sein nach anektiend geplünderten Mustern aus aller Herren Ländern, vielmehr von dem erleuchteten Gottesmanne, nicht vom Blatt, sondern nur von einem Stück Brett, von dem Betschemmel herabgelesen, erbetet worden sei, im Bewußtsein und in der Gesinnung eines Petrus, der ganz zerknirscht nach dem reichen Fischzuge sich dem Herrn zu Füßen wirft und ausruft: Herr, gehe von mir weg, denn ich bin ein sündiger Mensch.

Geht doch der sachkundige Säemann, der vor der perfiden nachtschwärzenden Bosheit des feindseligen Menschen sicher gehen will, überhaupt nie ans Lesen und Schreiben ohne vorerst die Lampe anzuzünden, mit der die klugen Jungfrauen dem Bräutigam entgegen gegangen, ohne mit St. Augustin¹⁴⁾ das Stoß-

¹⁴⁾ Bei Dr. Alois Schlör: Geistesübungen nach der Weise des heiligen Ignatius von Loyola.

gebet zu verrichten: „Inspira in me opus sanctum, ut te cogitem; compelle, ut faciam; suade, ut te diligam; confirma, ut te teneam, custodi, ne te perdam.“ Wie ist es ihm erst recht angst und bange vor der Konzeption einer Predigt, in Hinblick auf die immense Verantwortlichkeit und menschliche Schwäche, und wird er sich nicht gedrungen fühlen bei einem Werke, von dem so viel abhängt, um Erleuchtung und Eingebung von Oben demüthigst zu flehen, gerade weil es oft Nacht um ihn her ist und trübe. Ist, bei Gott! Christum Jesum den Gekreuzigten und nicht sich zu predigen und zwar oft mit der unmenschlich schweren Aufgabe, aus Steinen Abraham Kinder zu erwecken, etwa ein Stück Arbeit, zu der die auf sich allein gestellte Kraft der Menschen-Weisheit und des Menschenkenners ausreichte? Nein, wenn nirgends, so wird hier, wo die im ausgefahrfen Gleise laufende Routine am wenigsten das Zeug hat einen gesegneten Erfolg zu erzielen, gerade der praktischste Seelsorger, der von dem Bewußtsein der Wichtigkeit seiner Aufgabe durchdrungen ist, am meisten seine Unzulänglichkeit lebhaft fühlen. „Cum clamore valido et lacrymis offerens“¹⁵⁾ wird der rechte Seelsorger, ehe er die Feder ansetzt, erst nach der Hilfe Christi verlangen, und nur auf das Wort Christi, unter Garantie des brennenden Herzens, das erweitert sich fühlt: „Exauditus pro sua reverentia, wird er opportune, importune, das Netz auswerfen und viele Fische ins Netz treiben, unter denen doch nicht nothwendig jüst der Lehrer der schlechteste sein muß, um wieder ins Wasser zurückgeworfen zu werden. Vielmehr wird auch er unwiderstehlich wie mit Zangen gepackt sich nicht loswinden können, er wird durchdrungen sein von der Nothwendigkeit, bei allem seinen Thun, wie das vor Augen habende Musterbild, welches unverkennbar in der Kraft des Gebetes aus dem Felsen Ströme lebendigen Wassers herausgeschlagen hat, sich vor allem ins Benehmen zu setzen mit dem allerhöchsten Meister, von dem alle lernen

¹⁵⁾ Hebr. 5, 7.

müssen. Diesen in seine Nähe herabzuziehen, die innigste Vereinigung mit ihm dem Kinderfreunde per eminentiam zu suchen, wird dem Jugendlehrer Lebensbedürfniß werden. Auf diesen, der vor und nach der Schule den Kindern die offiziellen Schulgebete hersagen läßt, wird der Eliasmantel des Gebetes herabfallen, daß aus dem Uckerknecht Elisäus der wahre Hungerleider nach der Gerechtigkeit sich entpuppe. Wird es ja die erste Wirkung des durch die Kuppel eingefallenen Oberlichtes gewesen sein, daß es da oben auf dem Chore in dem ganzen Kreis um die Orgel herum glänzend licht geworden darüber: warum denn der Lehrer in der Schule so oft hören und so oft vorsagen müsse: „Sechstens, daß die Gnade Gottes zur Seligkeit notwendig ist, und daß der Mensch ohne die Gnade nichts verdienstliches zum ewigen Leben wirken könne?“ Als wäre es nämlich eigenhändig von dem Finger des Herrn mit Flammenzügen geschrieben worden, wird es in die Augen leuchten: der Lehrer hat jenen Lebenssaß deswegen so oft zu hören, und so oft andern zu hören zu geben, damit er ihn sich selber unauslöschlich tief ins Herz einpräge aufs Nimmervergessen, und sein Leben darnach normire, die Gnade unablässlich auf den Wegen zu suchen, auf welchen allein sie zu finden ist. Aus dem Bewußtsein der Hilfs- und Gnadebedürftigkeit wird er sich mit dem Beten vertraut machen; ja noch mehr; es wird auch fallen die Pharisaerascetik, vermöge welcher so mancher, der so viele Unschuldige so oft zum Tische des Herrn geleitet und die Seelenfreude und das Verlangen der Kleinen nach dem Himmelssbrode sieht, sich selbst von diesem himmlischen Mahle ferne hält und ein mehreres über die einmalige Oster-Kommunion im Jahre für Luxus erklärt.

Wie ein Alp wird es aufs Herz drücken: ach, was soll es mir nutzen ohne Gott für Gott zu arbeiten, und wie ein blindes Ross in der Tretmühle rund herum zu gehen? Nein, von nun an wird man in den Lehrerkreisen nicht leben können, ohne jeden Tag mehrmals Gott aus der Falle des Herzens ein Wort im Vertrauen gesagt zu haben, weil es einen bedünken

würde: jeder Schweißtropfen, der in der Schule nur für die Schule vergossen worden, sei weiter nichts als Düngungsmittel für Dornen und Disteln, unter welchen der schönste aufgegängene Same erstickt, wenn die Aussaat nicht dem Schutz und Schirm Gottes dringend empfohlen wird.

Was jetzt noch weiter? Alles in allem mit einem Worte: „Verba movent, exempla trahunt.“ Lehre und Vorgang werden nie der Theil des guten Samens sein, der zwischen die Dornen fällt.

Wo die Leuchte mit intensivem Lichte brennt, wird der ganze Raum erhellt, wohin sie ihren Glanz ausstrahlt. Und lumen de lumine wird auch der Lehrer an seinem Orte im Feuer stehen, daß Alle seine guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen. Da wird, wenn auch nicht patentirt, die Musterschule blühen Allen zum Zeugniß, daß, wenn sonst die Volksschule noch viel zu wünschen übrig läßt, dieß weniger vom Mangel an weltlicher Geschicklichkeit als vom Mangel an christlichem Sinne herrührt, der den ganzen Unterricht durchsäuern soll.

Selbstverständlich, daß nur ein solcher zum klassischen Gottes-Ebenbilde gesformter christlicher Mentor getaufter Telemache der Volksschule das „humiliate capita“ versteht, den Kopf gar nicht hoch trägt, und nichts weiß von jenem lächerlichen Egedünkel genialer, thurmhoch gebildeter Weltmeister von seinen Kollegen, die auf durchgetretenen Sohlen Disterwegs düstere Wege laufen. Die brauchen ihn. Denn wie genug diese sich sonst sind, daß sie aus eigenem Vermögen eigenhändig sich ihre Monamente setzen, welche die zu ihren Größen nie hinaufragende Gegenwart den Großthaten, deren sie sich berühmen können, undankbar nicht zugestehen will, so werden sie doch giftig, wenn ihre kolossale dünkelhafte Eitelkeit nur mit einem Worte verlezt worden, und es schaut ihnen, den in sich und an sich überreichen der blasse, hungrige sich verzehrende Neid bei den hohlen Augen heraus, wenn einem andern auch Ehre und Lohn zu Theil wird.

Allein bei allem steht dem, der pauper in spiritu das Schulszepter führt, der Sinn doch über alles hoch, welcher viel angestrengt, dienstefrigst, mit wahrer Knechtestreue, die das geringste nicht verkommen läßt, um Gottes Lohn seine Arbeit thut, alles andere nur als Zugabe betrachtend. Auf diese Höhe gehoben kann es nicht anders sein, es muß das Selbstgefühl, aber das einzig berechtigte, mächtig durchschlagen; denn gerade die ungeheuchelt demütthige Nichtbeachtung seiner selbst, hat ihr Hochgefühl, welches sie bis zum Himmel erhebt. „Gaudete in Domino semper; Iterum dico gaudete! Auf den Flügeln eines solchen Freuden hochgefühls getragen, ist es doch eine Unmöglichkeit im Staube zu kriechen. Allerdings steht dabei unmittelbar und nicht ohne tiefen Grund: „Modestia vestra nota sit omnibus hominibus,“ wie auch die Gottseligkeit nur mit der Bescheidenheit gehen kann. Aber das ist ja eben gemeint, daß der unter das Kreuz gestellte Lehrer in der Volksschule sich bescheide: „Gratia autem Dei sum id, quod sum,“¹⁶⁾ sich zu fühlen als einen nicht zu verwerfenden Baustein in der die Welt umfassenden Kirchenökonomie, der aber nach Gottes Gebot und Vorschrift mit vielem Mühen, welches das endlich sich für fertig halten über alles scheut, sich selber behauen müsse, damit er gehörig an seinem Platz in den Bau eingefügt werden könne. So kann, so darf, so soll sich der Volkslehrer fühlen lernen durch priesterlichen Einfluß. Er soll sich nur fühlen, daß auch er ein Berufener ist, damit er seinem Berufe lebe, ein Mensch, der eines guten Willens ist auf Erden und den Frieden genießt, ruhend im Schatten seines Feigenbaumes und Weinstockes, mit Dank gegen den Geber aller guten Gaben, erkennend, daß auch er einer ist, der die Kleinen aufnehmend den Herrn aufnimmt, und nun von Ihm den Lohn seines Mühens erhalten wird als unendlich reiche Entschädigung für alles das, was ihm das Leben bitter machen kann, und gar oft tatsächlich das Leben

¹⁶⁾ I. Kor. 15, 10.

bitter macht: „Euge serve bone in modico fidelis intra in gaudium Domini tui!“

Und nun schließlich das Facit von allem dem?

Der Geistliche, der bei dem Lehrpersonale seiner Kirchgemeinde einen solchen mit dem Oele der Salbung geweihten Baustein hat, der ist vor Gott ein großer Priester, der den dünnen Aaronsstab wieder zum Grünen gebracht, daß an selbem der Gesamtunterricht in üppigster Blüthenpracht sich entfalte den reichsten Früchtezegen für Erde und Himmel versprechend, und mit Gott, der das Gedeihen geben wird, auch bringend.

Jetzt haben wir ins Zentrum einzudringen, vor dem Auditorium, den Kindern, stehend.

Hier wird es zunächst darauf ankommen, ein unter den Kindern verbreitetes Vorurtheil zu zerstreuen, es sei Schulgehen, ordentlich und Stillsitzen, Aufmerken und Lernen ein mühseliges Geschäft, und das Beste sei die zettliche Befreiung durch Schulschwänzen während der Zeit der Schulpflichtigkeit, die heißersehnte Emanzipation aus dem den Athem verlegenden Schulstaub und der Eintritt der chylastischen Zeit des der Schule Entwachseins. Diese falsche Ansicht muß den Kindern vor allem genommen werden; via rationis et pracepti, d. h. mit Vernunftgründen, die Nothwendigkeit des Schulbesuches zu demonstrieren sammt Einbeziehung des kantischen und kantigen kategorischen Imperativs nämlich mit dem Hinweis auf die Schuldigkeit, dem Gebote nachzukommen, welches geistliche und weltliche Obrigkeit haben ausgehen lassen, daß die Schule von den Kindern bis zu einem gewissen Alter ununterbrochen und täglich, ausgenommen die Fest- und Fiertage, zu frequentiren sei, wird hier blutwenig auszurichten sein.

Viel kommt hier auf die Subjektivität des Seelsorgers an. Hat er die Gnadengabe, eine persona grata bei den Kindern zu sein, so hat er auch alles gewonnen.

Dieß sieht einem Gemeinplätze sehr ähnlich; weil es selbstverständlich ist. Aber gerade weil es so ist, ist es erst recht ein Arkanum, über welches nicht jeder zu verfügen hat. Davon gibt schon der Umstand den schlagendsten Beweis, daß so viele in den Fehler fallen, den Kindern sich angenehm machen zu wollen ungefähr in der Weise, in welcher die Volksmänner bei den Erwachsenen sich populär zu machen suchen.

Mit Kurzweiligkeit und Späßemachen, mit nachsichtigem durch die Finger Sehen bei allen ihrem Muthwillen und Unarten, die Kinder für sich gewinnen wollen, ist der verkehrteste Weg. Gilt hier schon dem Lehrer, um so mehr den Kindern gegenüber. „Wolle Gott nicht, daß wir Sie dahin brächten, eine Stellung anzunehmen, die unverträglich ist mit der Würde Ihres Charakters.“¹⁷⁾ Der Herr hat mit den Kleinen, die er zu sich kommen ließ, nicht gespielt, sondern ihnen die Hände aufgelegt. Nicht weil es lustig ist, wenn der Herr Pfarrer oder der Pater in die Schule kommt, noch, was sich von selber versteht, weil es eine Seltenheit ist, muß ihr Erscheinen für die Kinder ein Ereigniß sein, sondern weil es freudig ist, so oft sie kommen. Der heitere Ernst und die ernste Heiterkeit als Abglanz des: Gaudete in Domino, die Flamme des Lebens, welches in allen seinen Abern pulsirt, muß schon beim Eintritte des Geistlichen seinen Schein in die Schule hineinwerfen, und das Lebensvolle verbreitet auch Leben um sich her, und Leben ist Freudigkeit. Von dem Abglanze seines Umganges mit Gott strahlte das Gesicht des Gottesmannes Moses einen solchen Wiederschein aus, daß er eine Decke über dasselbe nehmen mußte.

Von dem frei offenen Antlitz des seiner Würde sich bewußten und mit Gott auf das innigste geeinigten Priesters wird ein Lebensfunke aussprühen, der in die Herzen der Kleinen fallend sie beseelen wird, dem geistlichen Vater, der sie die Wege des Heiles führt, freudig entgegen zu schlagen. Jetzt ist der Himmel

¹⁷⁾ Kardinal Donnet, a. a. O.

offen. Und aus dem geöffneten Himmel steigt der Geist nieder, senkt sich in die für jeden Eindruck empfänglichen weichen Herzen der Kleinen, und es singt ihnen in die Ohren: den hört; was aus dem Munde dieses Dieners Gottes geht, hat er nicht von Fleisch und Blut, sondern euer Vater im Himmel hat es ihm geoffenbart. Wie wird dieß sie fesseln und ihre Aufmerksamkeit spannen, seiner Rede zu horchen! Damit ist für alles andere der Weg geebnet. Denn ist der Boden so geklärt, dann wird es gar keinen Aufwand von oratorischen Demonstrationen bedürfen, haarscharf zu beweisen, welche vom Bonsens anathematisirte Häresie es sei meinen zu wollen, der geistliche Führer und der Lehrer der exakten Wissenschaften seien zwei Sterne zweier verschiedener abgesonderter Systeme. Im Gegentheile die Kinder werden es auf dem Boden finden, wie verderblich der Irrthum sei, der sich an jene Heterodoxie hängt, daß alles was außer der Religion vorschriftsmäßig gelehrt wird, von den Schülern nur zu lernen sei, damit doch die Zeit ausgefüllt werde, da Müßiggang aller Laster Anfang, somit auch die Schulstunden nicht vertrödelt werden dürfen; übrigens werde das ganze Zeugs fürs Vergessen gelernt, daher es gleich am flügsten sei von vornehmerein gar nichts zu lernen, wobei man am sichersten gar nichts zu vergessen braucht.

Uebrigens ist ja schon a priori bei den Kindern insofern der Wahns abgeschnitten, der Lehrer sei in der Schule das fünfte Rad am Wagen, ist vielmehr das wechselseitige Ein- und Zusammengreifen des Geistlichen und Lehrers den Kindern dadurch vor die Augen gelegt, daß der Letztere mit ihnen fleißig wiederholt, was der Geistliche vorgetragen, und sich so viel als möglich an den Vortrag des Katecheten genau hält. Davon kann dieser den Ausgangspunkt nehmen, und es wird dieß um so weniger ohne wohlthätigen Einfluß auf die Empfänglichkeit der Kinder für den Gesamtunterricht bleiben, als es den Lehrer mit einem besonderen Nimbus umgibt, wenn den Kindern begreiflich gemacht wird, daß des Priesters Diaconus der Lehrer sei, der den Armen

Kleider und Essen austheilt, damit sie gut erwärmt und gut genährt zur Kirche gehen können und nicht auf dem Wege erliegen. Dieser Nimbus wird, absonderlich, wenn der Geistliche, nicht besorgend sich damit etwas zu vergeben, offen vor den Kindern es ausspricht, wie unentbehrlich ihm die Mitwirkung des Lehrers sei, kein blauer Dunst, kein eitel Phantom sein.

Weiß doch alle Welt, daß der Katechismus den Katechumenen nicht zugeworfen werden darf, wie die Bibelkolporteurs die Bibel als Dreingabe zu den andern Waaren den Chinesen zuwerfen. Das Prinzip der freien Forschung wenden selbst die über dem Wasser, die doch sonst in der Freiheit en gros machen, nicht auch auf den Katechismus an. Den spiritus familiaris, der dem Leser alles erklärt, bannen jene in ihrer wunderbaren Konsequenz nur in die Bibel hinein; dort kann er sein Wesen treiben.

Der Katechismus thut es einmal nicht anders, der bleibt hüben und drüber zu positiv, um sich das Autodidaktenthum so nahe kommen zu lassen, daß es ohne alle fremde Beihilfe mit vollem Verständniß alles heraus lesen könnte, was zur Seligkeit nothwendig ist; der besteht eben darauf, ohne nur haarbretig zu weichen: der Glaube ist aus dem Gehöre, als argumentum ad hominem, daß die Kirche Christi sich in die lehrende und lernende theilt.

Dies hindert freilich nicht, daß der und jener Praktikus auf das bloße Memoriren alles gebend, dafürhält: die Kinder haben ohne weiters nur den Katechismus ad verbum auswendig zu lernen. Diese meinen eben, das Eingebüffelte sei der zur Frühlingszeit in den Boden gelegte Same, den erst der Sommer zur Reife bringen müsse, das Verständniß der Glaubenslehren gehe doch bei allem Aufwand von Erklärung über das Begriffsvermögen der Kinder.

Der in den Boden gelegte Same! Vollkommen einverstanden. Aber was für einer? Einer, wie der in den Mumiengräbern gefundene Weizen, der da Jahrhunderte lang neben den Leichen gelegen ohne zu keinem. Nun, neben der Trocken-

heit liegt oft noch nicht aufgegangen, das klassisch herrliche Saatkorn: „Qui idoneos nos fecit ministros novi testamenti non littera sed spiritu; littera enim occidit, spiritus autem vivificat.“¹⁸⁾

Wie hoffnungsvoll vergleichen Schnitter sich in Christo rühmen dürfen: mea messis stat in gramine, davon bekommt man schon einen Vorgeschmack, sieht man die theilnahmslosen Gesichter der armen Kinder an, wenn sie das hineingewürzte Lesestück in einem Tone von sich geben. Was kann es widerlicheres geben? Den Schaden bemerkt man aber erst recht, wenn das junge Volk einmal flügge geworden, herangewachsen ist. „Wie hats dir heute in der Predigt gefallen?“ — „Recht schön“ — „Wovon hat er gepredigt?“ — „Kanns nicht sagen, hab mir nichts ermerken können.“ Aber das non plus ultra sind zu allerleicht die Antworten, die man beim Brautexamen bekommt, oder besser, nicht bekommt. Hätte man da nicht ein Einsehen, wäre es weit gefehlt. Supplet angustia, die die Aermsten ausgestanden. Wär's nicht von wegen diesem und jenem, daß man sie durchgelassen, von wegen ihrer gründlichen Durchbildung in dem, was zu wissen notthut, kämen die Guten all ihr Lebtag nimmer in das Ehejoch hinein.

Dieß sind die Früchte von dem mechanischen Einkeulen.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß nicht auswendig gelernt werden soll; gemeint ist nur, daß dem Gedächtnisse nichts anvertraut werden darf, was nicht erklärt, oder dessen Sinn nicht vorher erläutert worden ist. Das Gedächtniß, an sich die untergeordnete Facultas, ist nur das Reservoir, aber nicht der Inhalt, der ruht in der Intelligenz. Dieß gilt vornehmlich von dem Religionsunterrichte, der Diamantagraffe, die den Wissensmantel über die Brust zusammenhält, daß das Herz darunter warm hat, und der Kopf darüber klar bleibt.

Deshalb wird gefragt werden müssen, ist wohl die Anforderung: „Parati semper ad satisfactionem omni poscenti vos

¹⁸⁾ 1. Kor. 3, 6.

rationem de ea, quae in vobis est, spe“ nur an die gerichtet, die auf der cathedra Christi sitzen? ¹⁹⁾ Wie soll aber andern Aufschluß gegeben werden über das, was einem selber verschlossen, unklar ist? Somit heißt es von allem Anfang an besonders über die einzige wichtigen Lebensfragen Klarheit verbreiten, aufklären durch Erklären. „Man wird nimmer vermögen das Herz zu bilden, ohne zugleich den Verstand zu entwickeln; man wird nimmer vermögen, dem Gewissen des Menschen die Vorschriften seines Verhaltens einzuprägen, ohne ihn zu verständigen über die Grundsätze, welche seine Handlungen bestimmen, ohne seine Einsicht zu erhellen, den Kreis seiner Ideen zu erweitern.“ ²⁰⁾

Was ein rechter Haken werden soll, muß sich bald krümmern, insbesondere einer, der viel zu tragen haben wird.

Bei der Masse des zu wissen Nöthigen wird es keinen Aufschub erleiden, den kleinen Bürger der civitas Dei in alles einzuführen, was er einst braucht, wenn er sui juris geworden ist. Aber da entsteht die Besorgniß, wird der kleine Himmelsbürger bei der Unmasse dessen, was er braucht, um das zu verstehen, was im Katechismus steht, sich nicht die Augen reiben und einen horror bekommen vor dem Katechismus, um dessentwillen er sich so viel merken soll? Darum handelt es sich ja eben im Ganzen, darin besteht eben die Meisterschaft des Volkserziehers, daß er den Impuls gebe, daß das den Kleinen beigebrachte ihnen ein Sporn werde fortschreitend zu perzipieren, was ihnen zu wissen nothut.

Wollte man den Kindern etwa noch so einschmeichelnd sagen: Lernen ist eine Freude, so werden dieselben doch nicht davon überzeugt, auch dann nicht, wenn es ihnen der Katechet selbst sagt; aber „was können, das ist eine Freude,“ dieß ist ein anderes Korn. Für die Lust des Gescheidterseins ist auch der kleinste Knabe empfänglich, und diese empfindet er, wenn

¹⁹⁾ I. Petr. 3, 5.

²⁰⁾ Kardinal Donnet a. a. O.

ihn der Lehrsatz nach der Erklärung verständig anschaut, den er vor der Erklärung fremd wie ein böhmisches Dorf angegloßt. Die ihm gewordene Klarheit ist die entdeckte edle Metallader, in welcher selber der Reiz liegt, ihr weiter nachzugehen, und den Fund ganz auszubeuten. Die Kinder sind in der Regel nur neu- nicht wißbegierig. Die Wißbegierde muß in ihnen erst erregt werden. Der Apfel fällt nicht weit vom Baume. Die Vorauslage, die bestimmt ist einen auf der Hand liegenden Gewinn zu erzielen, oder für eine Meliorirung seiner Wirthschaft, will dem Bauer durchweg nicht zu Gemüthe gehen. Ist er aber dazu gedrängt worden, und klimpert ihm der wider Willen erzielte Vortheil im Sacke, dann hat er eine kannibalische Freude, und hazardirt sogar noch was um ein mehreres; wie die Alten so die Jungen.

Und gerade dieses schlägt in die Erklärung des dem Menschen zu wissen nöthigsten ein, daß schon die Kinder bei der Milch, die ihnen gereicht wird, inne werden, was es braucht, bis der Mund der Kinder mit halbweg Bewußtsein das Lob Gottes verkündigt. Liegt es ihnen ja schon vor den Füßen, und baut sich darauf alles auf, was sie noch weiter Nützliches für den Hausgebrauch des Lebens bedürfen.

So wie alle andern Nebel, so ist auch die Mühe des Lernens eine Folge der Erbsünde. Durch den Sündenfall ist der Verstand des Menschen verdunkelt worden; und darin liegt es, daß man sie so viele Stockwerke hinaufführt, und ihnen so viele Fenster aufmacht, damit sie durch die Wunder auf der Erde und am Himmel in die Geheimnisse im Himmel eine Einsicht bekommen. Wer kann helfen, daß Adam und Eva ungehorsam in den verbotenen süßen Apfel gebissen, und sie dafür nun in den saueren Apfel beißen und lernen müssen? So ergeben sie sich darein.

Uebrigens ist ja der Lehrer da, die Leiter zu halten, zur Nachhilfe für die Furchtsamen, und zum Schutze für die zu Raschen, daß sie sich nicht überstürzen. Vieles, was der Katechet in die Erklärung hineinzieht, setzt er als bekannt voraus, weil

es die Kinder bereits gehört und anderes wieder, was dem Lehrer selber neu war von dem, was der Religionslehrer zur Klärung der Begriffe entwickelt, hat jener fixirt, daß dieser weiter darauf fortbauen kann. Wenn nun der Katechet bei einem zeitgemäß gespendeten Worte des Lobes an die Schüler, womit er übrigens nicht zu freigebig sein wird, es dem Lehrer absonderlich in warmen Worten verdankt, daß er Ursache habe mit den Fortschritten der Kinder zufrieden zu sein, so wird dadurch das Ansehen des Lehrers bei den Schülern erhöht, diese disponirt nichts zu Boden fallen zu lassen von dem, was der Lehrer ihnen vorgetragen, und um Schüler und Lehrer ein Band geschlungen, welches nicht wie ein drückender Knoten, sondern wie eine liebliche Schleife der Zuthunlichkeit beide fester verknüpft, was zum Erfolge des Unterrichtes ungemein beiträgt:

„Zeigen Sie sich nicht als Tadler begierig, Ursachen der Zurechtweisung zu finden; zeigen Sie sich als einen Freund, der kommt, Rath und besonders Aufmunterung zu bringen. Suchen Sie alles herauszufinden, was gut ist; ergreifen Sie die Gelegenheit ein Wort des Lobes an Schüler und Lehrer zu richten. Das Lob erregt Macheiferung; es ist ein Lohn für den Lehrer, welchem es bekundet, daß seine Anstrengungen nicht unfruchtbar gewesen; es entschädigt viel für die Mühe und macht seine Arbeit leichter, indem es seinen Einfluß und seine Wirkung erhöht.“²¹⁾

Weiter berühren sich die Extreme auch in der Volksschule.

Wenn früher hie und da der schädliche Wahn herrschte, die unteren Schichten in Unwissenheit zu halten, was nie im Geiste der Kirche lag, welche von jeher den rechten Unterricht begünstigte und beförderte, so meint man dagegen jetzt nicht genug in die Kinder hineinstopfen zu können. Daher auch das Geschrei nach konfessionslosen Schulen, damit den Realien nur kein Augenblick entzogen werde. Wer die Theologie, wie

²¹⁾ Kardinal Donnet a. a. O.

der preußische König Friedrich II. die Philosophie zu seinem Privat-Bergnügen betreiben will,²²⁾ möge es ungehindert zu Hause thun, wenn er dazu die Muße findet. Wie sehr durch solches: ex omnibus aliquid, ex toto nihil der Oberflächlichkeit, Flüchtigkeit, Seichtigkeit und dünkelhafter, begriffsverwirrender Vielwisserei Thür und Thor geöffnet wird, läßt sich die Philosophie mancher Schulräthe à la Knie's.²³⁾ nichts träumen, weil sie selber nur Traum und Schaum ist; und es ist auch hier wieder in medio virtus.

Gegen die Zeitströmung, die einmal multa verlangt, wird der Seelenhirte nicht schwimmen können. Aber zu reaktioniren und auf das multum der Alten fest zu bestehen, wird er sich auch nicht abschrecken lassen. Darum wird er sich nicht genügen lassen, daß die Schüler nur den Sinn im ganzen von dem erfassen, was in der Schule gelehrt wird, das würde noch immer ein Halbdunkel, nach Umständen ein graues Dämmern sein. Nein, streng anhalten wird er sie, nichts lückenhaft zu lassen, kein Wort zu sprechen, kein Ding zu nennen, ohne sich darum zu bekümmern, daß sie auch wissen den rechten Begriff damit zu verbinden. Denn nur ein Wort in falscher Bedeutung genommen kann den Sinn des Satzes alteriren, ein ausgesallener Satz das Verständniß der ganzen Rede stören, und so zu einer das ganze Leben trübenden Irrung führen. So wird der Gründlichkeit, die überall nach Maßgabe der Umstände und Verhältnisse zur Festigung des Charakters so nützlich ist, eine Hütte gebaut, der verschwommenen Oberflächlichkeit, dem Leichtsinn und der unverlässlichen wie ein schwankes Rohr leicht zu brechenden Unselbstständigkeit ein Riegel vorgeschoben. Noch mehr, es wird der unausstehlich ekelhaften Suffisance, die schon vollgesättigt ist von dem in der Schule Aufgeklaubten, vorgebaut, und das Verlangen, den bei allem doch geringen Vorrath des in der

²²⁾ Historisch-politische Blätter, B. 55, §. 11, S. 872.

²³⁾ Schulreformation in Baden.

Schule erworbenen Wissens nach Thunlichkeit zu vermehren, genährt.

Bvor dem Tabernakel, in welchem das Allerheiligste aufbewahrt wird, brennt das ewige Licht, so ist auch der Glaube nicht gut geborgen in der Finsterniß grasser Unwissenheit. Je mehr Lichter, desto feierlicher, die Majestät Gottes ehrender ist der Gottesdienst. Je mehr gründliches Wissen in den Kopf hineinleuchtet, desto intensiver der Glaube im Herzen. Wer den ganzen Werth des Schatzes zu kennen, entweder nicht die Fähigkeit, oder nicht die Gelegenheit oder nicht Fleiß und Willen gehabt, wird ihn auch nicht sorgfältig bewahren, oder gar gegen Räuber und Diebe selbst mit Lebensgefahr vertheidigen. Und: Seio, cui credidi spricht wahrlich dem Idiotismus das Wort nicht. Dies soll den Schülern ans Herz gelegt werden, und ist übrigens besonders bei der Erklärung des Evangeliums an den Sonnabenden Gelegenheit genug geboten, sie darauf zu führen, über welche Unmasse von Stufen aus der Außenwelt zusammen getragen man zu steigen habe, um in die Tiefe des Wortes Gottes zu dringen, und wie das übernatürliche Erkennen durch das natürliche Wissen gefördert und erhöht wird, unbeschadet dessen, daß der Katechismus vollkommen im Rechte ist zu unterweisen: der Glaube eines katholischen Christen ist ein übernatürliches Licht, eine Gabe Gottes, eine von Gott eingegossene Tugend. Bekennet ja auch der Apostel und läugnet nicht, wie durch das Sichtbare zur Erkenntniß des Unsichtbaren aufgestiegen werden könne. „Was von Gott erkannt werden kann, liegt ihnen vor den Augen; Gott hat es ihnen sichtbar hingelegt. Denn das Unsichtbare von ihm, seine ewige Macht und Weisheit zeigt sich deutlich an jedem Geschöpfe der Welt, das er hervorgebracht, so daß man keine Entschuldigung haben kann.²⁴⁾ Sie wurden freilich unsinnig und es wurde ihr verfinstertes Herz ganz Thorheit; aber weil sie sich selbst dünkelhaft, als Weise

²⁴⁾ Röm. 1, 19 und 20.

priesen, als solche, die schon ausgelernt hätten, da sie kaum erst angefangen. Sie thaten eben nicht, wie die demüthigen Kinder thun vor jedem Schulansange, mag die Stundenordnung was immer für Gegenstände vorschreiben, nämlich beten: Komm heiliger Geist und mache uns geschickt, was tüchtiges zu lernen; alles und jegliches ist dienlich, deine Güte zu erkennen, daß wir nicht aufwachsen unwissend wie die Heiden, die Gott nicht ehrten und ihm nicht dankten, weil sie ungeschickt auf halbem Wege stehen geblieben, und statt vorwärts rückwärts kamen. So vorgegangen bekommt der Gesamtunterricht die Weihe, die ihm den Werth ertheilt, um den sich zu mühen es der Mühe lohnt.

Indessen darf nicht völlig übergegangen werden, daß die Volks- doch zu keiner Gelehrten-Schule zu potenziren sei, davon kann keine Rede sein, so wenig wie von eigentlicher Wissenschaft; nur um das nöthige Wissen handelt sich's. Allein den Blick nur auf den Dorfkirchthurm zu beschränken und gar nicht weiter darüber hinaussehen, wird auch nicht gut sein, weil es unter den Kindern welche geben kann, deren Geist über jenen Horizont hinausdrängen wird, den ihre Geburt um sie gezogen, auf welche auch sehr Bedacht genommen werden muß. Denn jedes Kind, auch das, welches in der Dorfschule die Bank wezt, ist ein versiegeltes Buch. Was wird wohl aus diesem Kinde werden? frägt sich's bei jedem. Die Antwort aber muß das Echo schuldig bleiben, weil die apodiktische Antwort nicht einmal die über ihre Kinder im Voraus disponirenden Eltern geben können.

Es steht eben keinem Kinde auf der Stirne geschrieben, welche Lebensgänge die göttliche Vorsehung dasselbe auch von seiner nächsten Umgebung unvorhergesehen führen werde. Und in letzter Linie haben noch jeder Doktor, Diplomat und jede auch die größte literarische Zelebrität vom A-B-C-Schützenthum ihre Anläufe genommen.

Das Talent ist an keinen Boden gebunden und in keinen Kreis gebammt. Es findet sich überall und findet aus der

Erdhöhle so gut wie aus dem Palaste seinen Weg bis in die höchsten Regionen. Darum muß die Dorfschule unter der Leitung des einzig echten Philosophen gestellt, der seine Weisheit aus dem Urquell der Weisheit schöpft, es muß eine Anstalt sein, wo der Geist des recta sapere waltet. Da muß der Felsengrund liegen, auf welchem das unerschütterliche Haus gebaut ist, dessen Fundus instructus es ist: den Punkt kennen zu lernen, wo es die höchste Weisheit ist, das „siste viator“ zu beachten und den Verstand gefangen zu geben. Hier steht die Säule, wo Simon Stylites sein ganzes Leben eingewurzelt unbeweglich fußt in seiner unüberwindlichen Glaubensstärke, und durch keine Gewalt und Macht zu bewegen ist, daß er herabsteige, weil er nur von da aus hinaufsteigen kann, wo der Glaube Schauen wird. Da muß der unverwitterliche Granitkern der Positivität eingelegt werden zum Schutze gegen die Bornirtheit jener Geistessträgheit, die jede Realität dessen negirt, was sie, weil augenlos, nicht mit ihren Fühlhörnern be- oder erfasten, oder mit dem kritischen Sezirmesser der reinen Vernunft nicht zu tranchiren vermag.

Pfarrkonkursfragen aus der Dogmatik.

I.

Quid intelligitur sub principio formalis religionis christiana, quomodo ceu tale demonstratur, quodnam nostris praesertim diebus tum pro scientia quum pro vita christiana habet momentum?

Unter Formalprinzip der christlichen Religion versteht man dasselbe, was die einzelnen Wahrheiten des Christenthums mit voller Gewißheit und Sicherheit als solche kennzeichnet, also den Grund, die Norm, die Regel und Richtschnur des christlichen Glaubens und des christlichen Lebens.

Dieses Formalprinzip aber, dieser Grund und diese Norm der christlichen Religion ist nichts anders als das petro-apostolische Lehramt oder die Gesamtheit der Bischöfe in ihrer Einheit und Unterordnung unter den Nachfolger des heiligen Petrus, den römischen Papst als den Primas der von Christus hier auf Erden zur Fortführung seines Erlösungswerkes gestifteten Kirche.

Christus, der eingeborene Sohn des ewigen Vaters, der, um die Menschheit vom Irrthume, der Sünde und der dadurch eingetretenen ewigen Verwerfung zu befreien und zu erlösen, in der Zeit als Mensch auf diese Erde kam, brachte den Menschen vom Himmel die vollkommene göttliche Wahrheit, die Worte des ewigen Lebens, die ihnen den wahren Weg zu Gott, ihrem Vater, zeigten und sie belehrten, was sie thun müßten, um zu demselben wiederum gelangen zu können. Unermüdet im ganzen Judenlande herumwandernd predigte er allenthalben mündlich die Worte der ewigen Wahrheit und sammelte zugleich einen auserlesenen Kreis von zwölf Männern um sich,¹⁾ denen er als seinen Aposteln theils schon selbst, theils durch den ihnen verheißenen und am Pfingstfeste gesandten heiligen Geist die Fülle der göttlichen Wahrheit mittheilte,²⁾ an ihre Spitze den heiligen Petrus setzend, der über diese den Aposteln anvertrauten Geheimnisse Gottes wachen und die Schwankenden und Schwachen im Glauben bestärken sollte.³⁾

Dieses Apostel-Kollegium mit dem heiligen Petrus an der Spitze erhielt denn auch von seinem göttlichen Meister und Stifter den Auftrag, in alle Welt hinauszugehen und da die Völker alles zu lehren, was er ihnen mitgetheilt, zu predigen das Evangelium allen Geschöpfen,⁴⁾ und damit sie diese ihre hohen und schwere Lehraufgabe in entsprechender Weise zu lösen im Stande wären, versprach er, bei ihnen sein zu wollen bis an das Ende der

¹⁾ Marc. 3, 13. 14. Luc. 6, 16. a. a. D.

²⁾ Joan. 14, 26.

³⁾ Matth. 16, 18. 19. Joan. 21, 1. fügd. Luc. 22, 31. 32.

⁴⁾ Matth. 28, 19. Marc. 16, 15.

Zeiten, verhieß er ihnen den Geist der Wahrheit, der bei ihnen bleiben sollte in alle Ewigkeit.¹⁾

So konnten demnach die Apostel als eine wahrhaft göttliche unfehlbare Autorität im Namen Christi und an seiner Stelle nach dessen Hingange zum Vater der Welt die ewigen Wahrheiten des christlichen Glaubens und Lebens verkündigen, und niemand anderer als sie war befähigt und berechtigt, für die christliche Wahrheit ein wahrhaft göttliches, zweifelloses Zeugniß abzulegen. Gemäß der erhaltenen Weisung verkündigten sie aber auch in der ganzen Welt diese christliche Wahrheit und zwar nach dem Beispiele ihres Herrn und Meisters überall und vor allem nur mündlich. Denn wie sollte man dem glauben, den man nicht gehört hat, wie aber sollte man den hören, der nicht predigt?²⁾ Nur gelegentlich und bei besonderen Veranlassungen haben einzelne von den Aposteln über einzelne, besonders praktische, Wahrheiten des Christenthums an einige christliche Gemeinden auch schriftliche Unterweisungen gegeben. Alles jedoch, was die Apostel im Namen Christi, sei es mündlich oder schriftlich, verkündigten, das empfahlen sie zur getreuen Bewahrung, das als ein kostbares hinterlegtes Gut zu bewahren und zu bewachen übertrugen sie speziell denselben, welche sie als ihre Nachfolger im Apostolate im Auftrage Christi mit der ordentlichen apostolischen Gewalt, der Lehr-, Weih- und Regierungsgewalt nämlich, welche als vom Heilszwecke nothwendig verlangt so lange bleiben muß, als es Menschen gibt, die zur Heiligkeit und Seligkeit zu führen sind, durch Auflegung der Hände bekleidet haben, und diese sollten weiter diesen hinterlegten und ihnen anvertrauten Glaubensschatz auch anderen passenden Männern zur Weiterverkündigung übergeben.³⁾

So ging also die Lehrgewalt und damit die Lehrautorität von den Aposteln auf ihre Nachfolger, die Bischöfe über, die in

¹⁾ Matth. 28, 18. fülgd. Joan. 14, 16. fülgd.

²⁾ Rom. 10, 14.

³⁾ 2. Thess. 2, 14. 2. Tim. 1, 13. 14. 2, 2.

ihrer Gesamtheit mit dem Nachfolger des heiligen Petrus im Primate, dem römischen Papste an der Spitze, als ihr Haupt und Zentrum in die Stelle des Apostel-Kollegiums als die fortlebende Stellvertretung Jesu Christi, als dessen lebendige Fortsetzung eingetreten sind, der denn auch der bis an das Ende der Zeiten verheißene Beistand Christi und des heiligen Geistes zur Seite steht, so daß dieselbe als eine wahrhaft göttliche Auktorität mittelst der christlichen Wahrheit den Heilszweck gegenüber den Menschen aller Zeiten und aller Orte an sich, d. i. so viel an ihr selbst gelegen ist, zu verwirklichen im Stande ist, daß Alle mit Ausschluß aller Irrthümer der falschen Lehre zum Einen wahren von Christus der Welt gebrachten göttlichen Glauben gelangen können,¹⁾ daß sich stets die Kirche des lebendigen Gottes als eine Säule und Grundfeste der Wahrheit zu erweisen vermag.²⁾ Nach dem Abtreten der Apostel von diesem irdischen Schauplatze hat man somit nirgends anders als dort die Wahrheit zu lernen, wo die kirchliche Sukzession von den Aposteln her ist, d. i. bei jenen, welche in ununterbrochener Reihenfolge ihre heilige Gewalt von den Aposteln herleiten können;³⁾ das allein ist als Wahrheit zu glauben, was in nichts von der kirchlichen und apostolischen Tradition abweicht, und es ist somit die kirchliche Predigt zu bewahren und festzuhalten, sowie sie durch die Reihe der Sukzession von den Aposteln her ist überliefert worden;⁴⁾ das ist das Zeugniß der Wahrheit, daß keiner der apostolischen Kirche eine verschiedene Lehre hat;⁵⁾ dem Evangelium ist nur deshalb zu glauben, weil die Auktorität der katholischen Kirche dasselbe als solches, als wahrhaft göttliches und unverfälschtes verbürgt.⁶⁾

¹⁾ Ephes. 4, 11 — 13.

²⁾ 1. Tim. 5, 14. s. l. g. d.

³⁾ Irenaeus adv. haeres. I. 4. c. 26.

⁴⁾ Origenes De princip. praef. n. 2.

⁵⁾ Tertullianus de praescript. c. 21.

⁶⁾ Augustinus Cont. Epist. fundam. c. 5.

Und es kann ja auch gar nicht anders sein. Die göttliche Wahrheit braucht ja zu ihrer Bezeugung eine göttliche Auktorität und zwar eine unfehlbare, so daß auf dieselbe sich ein wahrhaft göttlicher Glaube, wie er gegenüber Gott, der absoluten Wahrheit, erfordert wird, stützen kann, ein Glaube, der jeden Zweifel ausschließt; und sie braucht eine lebendige Auktorität, die allen Menschen jeden Standes, jeden Alters und jeder Bildung zugänglich ist, die mit warmer, lebendiger Ueberzeugung die Herzen fesselt und hinreißt. Nie und nimmermehr kann aber diese Bezeugung gegeben werden von der menschlichen Vernunft, dieser bloß menschlichen und dem Irrthume so sehr zugänglichen Auktorität, auch nicht von dem todten Buchstaben einer Schrift, den der Geist des berechtigten und befähigten Auslegers erst zum Leben erwecken muß, einer Schrift, die überdieß ihrer ganzen Entstehung und Anlage nach keineswegs die ganze von Christus der Menschheit geoffenbarte Wahrheit enthält und deren manche dunkle Stellen in der verschiedensten, widersprechendsten Weise verstanden werden können und wirklich verstanden worden sind, ja die selbst erst auf das Zeugniß einer göttlichen, unfehlbaren lebendigen Auktorität hin als heilige, inspirirte, die göttliche Wahrheit wirklich unverfälscht enthaltende Schrift mit hinreichender Sicherheit kann angenommen und festgehalten werden; und es kann diese Bezeugung auch nicht gegeben werden etwa durch eine besondere Privatinspiration, weil eine solche nirgends verbürgt ist, weil das der Stiftung und der ganzen Organisation der Kirche Christi widerspricht, der gemäß keineswegs in unmittelbarer, unsichtbarer Weise, sondern in durchaus mittelbarer und sichtbarer Weise, d. i. mittelst der sichtbaren von Christus gestifteten und mit der Fortführung und Vollendung seines Erlösungswerkes beauftragten Heilsanstalt der einzelne Mensch zum Heile geführt werden soll, und weil eine so außerordentliche Bezeugung der göttlichen Wahrheit einerseits durch den Heilszweck nicht bedingt, also nicht notwendig und dann für eine ordentliche Fortführung des Lehramtes Christi auch nicht entsprechend ist.

Der Grund, die Norm, die Regel und Richtschnur des christlichen Glaubens und Lebens, d. i. das, was die einzelnen Wahrheiten des Christenthums mit voller Gewißheit und Sicherheit als solche kennzeichnet, also das Formalprinzip der christlichen Religion ist demgemäß einzige und allein das petro-apostolische Lehramt, welches denn auch von jeher nach dem Zeugnisse der Geschichte theils in allgemeinen Kirchenversammlungen, von der ersten zu Jerusalem von den Aposteln gehaltenen bis zur letzten tridentinischen herab, theils in seiner Verstreitung und Verbreitung über die ganze Welt, theils in seinem obersten Haupte und intensivsten Repräsentanten, dem römischen Papste, sich als den kompetenten Richter des christlichen Glaubens und Lebens darstellte und als solcher vom gläubigen Volke angesehen und anerkannt wurde.

Diese Wahrheit ist nun aber von der größten Bedeutung und Wichtigkeit für die christliche Wissenschaft und das christliche Leben überhaupt und besonders in unseren Tagen.

Ist nämlich das petro-apostolische Lehramt das Formalprinzip der christlichen Religion, so ist dasselbe das einzige wahre und berechtigte Regulativ der christlichen Wissenschaft, und zwar muß sich die theologische Wissenschaft unmittelbar auf dieselbe stützen und von derselben getragen werden; aber auch für die sogenannte profane Wissenschaft ist sie ein indirektes Regulativ, insoferne nämlich dieselbe mit den von ihr bezeugten göttlichen Wahrheiten des Christenthums nicht in Widerspruch treten darf, was dieser nur zum Heile ist, indem dadurch vorgebeugt wird, daß sie nicht im Verfolgen von Phantomen ihre Kraft vergeude und von Irrthum zu Irrthum fortschreitend in einen immer tieferen Abgrund stürze.

Nicht minder als für die christliche Wissenschaft aber ist das petro-apostolische Lehramt das wahre und berechtigte Regulativ für das christliche Leben und zwar unmittelbar und direkt bezüglich des religiösen, sittlichen und kirchlichen Lebens, indirekt bezüglich der übrigen irdischen, weltlichen Momente des mensch-

lichen Lebens, insoferne dieselbe nie der göttlichen Wahrheit des Christenthums widersprechen dürfen, ja vielmehr mehr oder weniger im Geiste des Christenthums aufgefaßt und geheiligt werden sollen, und dieß gilt nicht etwa bloß vom Privatleben des Einzelnen, inwieweit er eine stiftliche Persönlichkeit ist und der Kirche angehört, sondern dasselbe hat auch in derselben Weise von dem sozialen Leben, von dem Staatsleben zu gelten, insoferne dasselbe ein christliches ist und sein will; auch da ist je nach den bezüglichen Momenten direkt oder indirekt das petro-apostolische Lehramt das Regulativ, indem es mit göttlicher unfehlbarer Autorität die göttlichen Wahrheiten des christlichen Lebens bezeugt.

Gilt nun dieses überhaupt und für jede Zeit, so ist es für unsere Zeit von besonderer Wichtigkeit und kann nie genug bestimmt festgehalten und geltend gemacht werden, indem besonders unsere Zeit eine höhere, über dem Einzelnen stehende Autorität so schwer verträgt und daher an jeder Autorität rüttelt und jede zu stürzen sucht; indem besonders in unserer Zeit die Wissenschaft sich von der kirchlichen Lehrautorität zu emanzipieren bemüht ist, indem man die Wirksamkeit und Thätigkeit der Kirche gar so gerne nur auf den Raum innerhalb der vier Kirchenwände beschränken möchte; da man besonders in unseren Tagen den Staat, das soziale Leben prinzipiell von seiner christlichen Grundlage losreißen will und überhaupt absolut freies Forschen auf dem Gebiete der Wissenschaft und völlige Unabhängigkeit des Privatlebens und des staatlichen Lebens von der kirchlichen Autorität zu den Schlagwörtern unserer Zeit gehören. Das ist denn auch das tiefere Moment, das dem päpstlichen Syllabus von 1864, in dem unter Anderem auch diese Wahrheiten wieder in Erinnerung gebracht werden,¹⁾ zu Grunde liegt und denselben eine so wichtige Bedeutung und weite Tragweite gibt, weshalb aber auch durch denselben die Weltschlange der modernen Prinzipien und Ideen sich auf den Kopf getreten

¹⁾ Cf. Syll. thes. 3. 4. 8. 10. 11. 14. 22. 33. 39. 45. 46. 48. 54. 57.
Siehe Jahrg. 1865, 1. Heft dieser Zeitschrift.

fühlte und sie daher laut aufzischte und ihren giftigen Geifer nach allen Seiten ausspie. Darum ist es denn auch Sache eines jeden Katholiken und umso mehr jedes katholischen Priesters und Seelsorgers, so viel an ihm liegt, die wahrhaft christlichen von der kirchlichen Lehrauktorität bezeugten Prinzipien wiederum zur Geltung und Anerkennung zu bringen.

II.

Comprobetur realis Jesu Christi praesentia in sanctissimo eucharistiae sacramento.

Der Mensch trägt in sich das Bedürfniß, der Gottheit nahe zu sein und zwar so gewiß, als der Mensch für Glückseligkeit geschaffen ist und das Menschenherz seine wahre Befriedigung, sein wahres Glück nur in Gott und bei Gott finden kann.¹⁾ Die sinnlich-geistige Natur des Menschen verlangt es aber, daß diese Gegenwart Gottes auch eine äußerlich für die Sinne irgendwie vermittelte sei, daher der mythologische Verkehr der Götter mit den Menschen in der Heidenwelt, daher die Theophanien im alten Testamente, daher die Gegenwart Jehovah's in der Wolken- und Feuersäule während des Zuges durch die Wüste und in der Wolke über der Bundeslade im Allerheiligsten. In die innigste Nähe, in die geheimnißvollste Verbindung wurde jedoch die Gottheit mit der Menschheit gebracht in Jesus Christus, dem menschgewordenen Sohne Gottes, der die göttliche Natur mit der menschlichen in der Einen göttlichen Person des Logos hypostatisch vereinigte und in sichtbarer Menschengestalt unter den Menschen hier auf Erden weilte. Nicht immer aber sollte und konnte der eingeborene Sohn Gottes auf diese Weise den Menschen nahe sein, er sollte ja am Kreuze sein Leben zur Rettung der Menschheit vom ewigen Verderben hingeben; anderseits konnte es seine Liebe zu den Menschen nicht zulassen, nach seinem Hingange zum himmlischen Vater nicht mehr in einer äußerem sinn-

¹⁾ Augustinus Confess. l. 1. c. 4.

fälligen Vermittlung bei den Menschen zu weilen und deren Herzen durch diese seine fortwährende Gegenwart zu beglücken und zu besetzen.

Da kam denn die göttliche Weisheit der unendlichen Liebe des göttlichen Herzens Jesu Christi zu Hilfe und ersann ein Mittel, wie der eingeborene Sohn Gottes auch in sichtbarer Vermittlung den Menschen nahe sein könne und zwar in einer höchst passenden und den Bedürfnissen des Menschen vollkommen entsprechenden Weise. Der Mensch braucht nämlich zur Erhaltung und Förderung seines geistigen Lebens nicht weniger einer geistigen Nahrung, als das leibliche Leben zu seiner Erhaltung und Förderung einer leiblichen Speise bedarf; würde ja sonst das Feuer der göttlichen Liebe, das in der Taufe in der Seele des Menschen entzündet und in der Firmung noch mehr angefacht wurde, nach und nach von dem Feuer der bösen Lust, von der wilden Flamme der Konkupiszenz erstickt werden, wenn nicht von Zeit zu Zeit dem Feuer der göttlichen Liebe neue Kräfte, neues Leben zugeführt würde. Zugleich sollten und konnten die Menschen im neuen Testamente des Opfers nicht entbehren, das als den thatfächlichen, äußeren und öffentlichen Ausdruck der Anerkennung Gottes als des höchsten Herrn über Leben und Tod die Stellung des Menschen gegenüber Gott, seinem Schöpfer, nothwendig verlangt und das daher bei Juden und Heiden sich findet; dieses Opfer im neuen Testamente konnte aber nicht wie im alten Testamente ein bloßer Typus, eine bloße symbolische Hinweisung auf das von Jesus Christus am Kreuze dargebrachte Opfer sein; denn der neue Bund sollte Wahrheit und Wirklichkeit sein, während der alte nur Schatten und Vorbild war; es mußte daher das Opfer des neuen Testamentes den am Kreuze geopferten Christus in Wahrheit und Wirklichkeit enthalten, auf daß er da fort und fort für die Menschen auch in sinnfälliger Weise interzedire und denselben von seinem himmlischen Vater die Zuwendung der Früchte des Kreuzopfers erlange, auf daß die Menschenherzen an diesem wahren und hochheiligen Opfer

erwärmen und erglühen und so zur Aufnahme der Erlösungsgnade einen günstigen, fruchtbaren Boden darbieten.

Demgemäß sorgte also Jesus Christus in seiner unendlichen Liebe zu den Menschenkindern, daß er stets in einer solchen Weise bei ihnen wäre, um einerseits ihre geistige Speise sein und ihre Seele zum ewigen Leben nähren zu können und damit anderseits sein Kreuzesopfer zu ihrem Heile und Segen real dargestellt und erneuert werden könnte, und zwar dadurch, daß er in der Eucharistie unter den Gestalten von Brod und Wein wesentlich, wahrhaft und wirklich zugegen sein wollte.

Sowie nun Christus überhaupt auf alle die größeren Geheimnisse und Wunder, die er zu wirken vorhatte, im voraus aufmerksam zu machen pflegte, so that er es auch nach dem Berichte des Evangelisten Johannes (Kap. 6) in Bezug auf das so hohe und wunderbare Geheimniß der Eucharistie.

Wie nämlich der Evangelist erzählt, so hatte Christus in der Wüste mit fünf Gerstenbroden und zwei Fischen eine Menschenmenge von ungefähr Fünftausend wunderbar gespeist, welche ihm sodann nach Kapharnaum, wohin sich Christus begeben hatte, nachzog. Da aber dieselbe nicht so sehr von der Liebe zu Christus, von der Sehnsucht nach dem ewigen Heile, sondern von der Begierde nach irdischer Speise getragen wurde, so tadelte sie darüber Christus und verwies sie auf eine andere Speise, die nicht zu Grunde gehe, die zum ewigen Leben bleibe, die der Menschensohn ihnen geben werde, eine Speise, die weit vorzüglicher sei, als das Manna, das ihre Väter in der Wüste bekommen haben. Als diese Leben bringende Speise bezeichnet er nun sich selbst, sein Fleisch und Blut und hebt wiederholt und mit besonderer Emphase die Wirkungen dieser Speise hervor, obwohl die Juden darüber murerten und selbst viele von den Jüngern an dieser Rede Anstoß nahmen. „Das Brod, das ich geben werde, sagte er unter anderm, ist mein Fleisch für das Leben der Welt.“¹⁾ „Wahrlich, wahrlich sage ich euch, wenn

¹⁾ Joann. 6, 52.

ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht essen und sein Blut nicht trinken werdet, werdet ihr das Leben nicht in euch haben. Wer mein Fleisch ist und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben und ich werde ihn am jüngsten Tage wieder auferwecken. Denn mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise und mein Blut ist wahrhaft ein Trank. Wer mein Fleisch ist und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm.“¹⁾

Daß nun aber da Christus von sich als einer wahren und wirklichen Speise spreche und er nicht etwa nur seine Lehre im Auge habe, und daß er dabei einen wirklichen Genuss dieses seines Fleisches und Blutes und nicht etwa bloß einen geistigen Genuss durch den Glauben an Christus meine, darüber kann kein Zweifel sein; dafür bürgt die Zusammenstellung mit dem Manna in der Wüste, die ganze Ausdrucksweise, die Emphase, mit der die Worte gesprochen und wiederholt werden, das Vergerniß, das die Juden, ja selbst viele der Jünger an diesen Worten nahmen und das keineswegs auf einem Mißverständniß beruhte, sonst hätte Christus darüber Aufklärung geben müssen; Christus nimmt aber seine Worte nicht zurück, sondern wiederholt sie in noch kräftigerer Weise und läßt eher seine Jünger von ihm abfallen, ja gibt auch den Aposteln die Erlaubniß ihn zu verlassen, wenn sie seine Worte nicht glauben wollten; dabei weist er sie zugleich auf das Wunder seiner Himmelfahrt zur Bekräftigung seiner Rede hin. Ferner spricht Christus von einem Brode, das er erst geben werde, unterscheidet genau zwischen „das Fleisch essen“ und „das Blut trinken“, sagt, daß das Fleisch, das er als Speise geben werde, sein Fleisch sei, welches am Kreuze gelitten hat. Auch fügt der Evangelist ganz gegen seine sonstige Gewohnheit kein Wörtlein zur Erklärung hinzu, ein Beweis, daß die Worte des Herrn eben im wörtlichen Sinne verstanden sein wollen und daß somit nur an eine reale Gegenwart Christi in der Eucharistie nach diesen Worten Christi zu denken ist.

¹⁾ Joann. 6, 54 — 57.

Was nun aber demnach Christus in der Weise, wie wir gesehen haben, verheißen hat, daß er nämlich als eine Speise und daher unter den Gestalten des Brodes und Weines wirklich gegenwärtig bei den Menschen bleiben wolle, das hat er beim letzten Abendmahle am Tage vor seinem Leiden wirklich ausgeführt.

Wie nämlich die Evangelisten Matthäus,¹⁾ Markus²⁾ und Lukas³⁾ und der Apostel Paulus⁴⁾ fast mit denselben Worten berichten, so nahm Christus beim letzten Abendmahle, nachdem er mit seinen Jüngern das Osterlamm gegessen und diesen die Füße gewaschen hatte, das Brod in seine Hände, segnete es unter Danksgung, brach es und gab es ihnen mit den Worten: „Nehmet hin und esset Alle davon: das ist mein Leib, der, wie Lukas beifügt, für euch hingegeben wird, oder wie Paulus sagt, der für euch wird hingegeben werden; das thut zu meinem Andenken.“ Desgleichen nahm er den Kelch, dankte und gab ihn den Aposteln mit den Worten: „Trinket Alle daraus: das ist mein Blut des neuen Testamentes, das für Viele wird vergossen werden zur Vergebung der Sünden.“ Mit diesen Worten hat es denn Christus klar und deutlich ausgesprochen, daß er in der Eucharistie unter den Gestalten des Brodes und Weines wesenhaft, wahrhaft und wirklich zugegen sei. Denn einerseits ist kein Grund vorhanden, um von dem wörtlichen Sinn abzugehen, was aber der Fall sein müßte, wenn dieses mit Recht geschehen dürfte; anderseits verlangen aber den wörtlichen Sinn alle die Umstände, unter denen jene Worte gesprochen worden, sie sind nämlich bei keiner geringeren Veranlassung vorgebracht, als daß Jesus von seinen Aposteln Abschied nahm, wo er einen neuen Bund stiftete, sein Testament machte und ein Sakrament einsetzte; da in einem so wichtigen und so heiligen Augenblicke, bei einer

¹⁾ c. 26.

²⁾ c. 14.

³⁾ c. 22.

⁴⁾ I. Cor. 11.

so wichtigen Sache mußte Christus klar und deutlich reden, um nicht mißverstanden zu werden und können daher seine Worte nicht im figürlichen, tropischen Sinne gedeutet werden, der übrigens, wie die Verlegenheit und Vielseitigkeit der Anhänger der figürlichen Deutung zeigt, gar nicht mit nur einiger Sicherheit bestimmt werden könnte. Zugleich sind die Worte Christi vollkommen analog mit den Worten, die Moses sprach, als er im Namen des Jehova den Bund mit dem israelitischen Volke schloß und mit dem Blute der geschlachteten Opferthiere das Volk besprengte; und auch Christus nennt sein Blut ausdrücklich ein Bundesblut; es ist daher gar nicht anders denkbar, als daß die Apostel bei Anhörung der Worte des Herrn an jene Worte des Moses sich erinnerten, und sie mußten daher, so gewiß Moses von einem wirklichen Blute redete und überhaupt ein Bund nur mit dem wirklichen Blute eines geschlachteten Opferthieres eingeweiht und geschlossen wurde, eben so gewiß und zweifellos die Worte Christi: „das ist mein Blut“ und demgemäß auch die Worte „das ist mein Leib“ im wörtlichen Sinne verstehen, und dieß umso mehr, als sie mit besonderer Emphase von Christus gesprochen wurden und zugleich ausdrücklich als der für uns hingeggebene Leib, als das zur Vergebung der Sünden vergossene Blut bezeichnet werden. Daher konnte denn auch der heilige Paulus im ersten Briefe an die Korinther den eucharistischen Kelch den „Kelch der Segnung, den wir segnen,“ die „Gemeinschaft des Blutes Christi“ nennen und das eucharistische Brod das „Brod, das wir brechen,“ die „Theilnahme am Leibe des Herrn“ und zwar im Gegensäze zu dem Genuss des den Götzen geopferten Opferfleisches, durch den eine Gemeinschaft und Theilnahme an den Dämonen herbeigeführt werde;¹⁾ und in Wahrheit konnte derselbe im selben Briefe von demjenigen, der unwürdig die Eucharistie genießt, sagen, daß er des Leibes und Blutes des Herrn schuldig sei, daß er sich das Gericht hinein-

¹⁾ 1 Cor. 10.

esse und hineintrinke, indem er den Leib des Herrn nicht unterscheide.¹⁾

So ist also der Glaube an die reale Gegenwart Christi in der Eucharistie durch die klarsten und deutlichsten Zeugnisse der Schrift verbürgt, so haben demnach die Apostel selbst diesen Glauben in der von ihnen gestifteten Kirche hinterlegt; kein Wunder daher, daß selbst nach dem Zugeständnisse der Gegner das ganze Alterthum diesen Glauben als ein heiliges Kleinod festhielt und bewahrte, wie dieß die vielen Aussprüche der Kirchenväter und Kirchenschriftsteller aller Jahrhunderte offen bezeugen; dazu kommt noch das Zeugniß aller Liturgien, die vor dem 16. Jahrhundert in der ganzen Kirche beim öffentlichen Gottesdienste im Gebrauche waren, die alle deutlich und offen den Glauben des gesamten Alterthumes an die reale Gegenwart Christi in der Eucharistie beurkunden; ferner geben für diesen Glauben selbst die Häretiker Zeugniß, die schon in den ältesten Zeiten sich von der Kirche getrennt haben, wie z. B. die Euthyianer, Nestorianer, Armenier u. s. w., welche alle diesen Glaubenssatz bei ihrem Scheiden aus dem Mutterhause, bei der Trennung von der katholischen Kirche mitgenommen haben; ja diesen Glauben der alten Kirche bezeugen selbst die Heiden, die ob dieses missverstandenen Glaubens der Christen an die reale Gegenwart Christi in der Eucharistie denselben den Vorwurf der sogenannten thyestischen Mahlzeiten machen konnten; und daher kommt es denn, daß von den Gegnern kein Zeitpunkt aufgefunden werden kann, in welchem zuerst dieser Glaube in die christliche Kirche sich eingeschlichen hätte. Mit Recht hat daher das kirchliche Lehramt im 11. Jahrhundert Berengar, der zuerst die reale Gegenwart Christi in der Eucharistie läugnete, zurückgewiesen und mit Recht hat dasselbe auf dem Konzil von Trient im 16. Jahrhundert gegenüber Karlstadt, Zwingli und Calvin und deren Nachbetern, den Socinianern und Nationalisten überhaupt, als geoffenbarte und kirchlich überlieferte Lehre feierlich

¹⁾ I. Cor. 11.

ausgesprochen und dogmatisch definiert: „Wenn jemand läugnet, daß im allerheiligsten Sakramente der Eucharistie der Leib und das Blut zugleich mit der Seele und Gottheit unsers Herrn Jesu Christi und somit der ganze Christus wahrhaft, wirklich und wesentlich enthalten sei; sondern sagt, derselbe sei da nur gleichwie im Zeichen oder Bilde (nach der Ansicht des Zwingli) oder in der Kraft (nach Meinung des Kalvin), der sei im Banne.“

Zweifellose unumstößliche Wahrheit ist es somit, daß Jesus Christus in der Eucharistie wirklich, wahrhaft und wesentlich gegenwärtig ist, und die unendliche Liebe Jesu Christi zu den Menschen hat demnach wirklich ein Mittel gefunden und uns gegeben, wodurch er immer auch in sinnlich vermittelter Weise uns nahe ist und wodurch er sich in Form einer Speise unserer Seele zur geistigen Nahrung gibt; indem er aber ferner unter den Gestalten des Brotes und Weines gegenwärtig ist, von denen jene das Symbol des todtenden Leibes Christi und diese das Symbol des vom Leibe getrennten Blutes darstellt, und indem Christus unter der Gestalt des Brotes zunächst und Kraft der Konsekrationsworte bezüglich seines Leibes und erst wegen der unzertrennlichen Verbindung seit der Auferstehung Christi, der nun nicht mehr wirklich stirbt, auch bezüglich des Blutes und der Seele und Gottheit, unter der Gestalt des Weines aber zunächst und Kraft der Konsekrationsworte bezüglich des Blutes gegenwärtig wird, so erscheint Christus in der Eucharistie gegenwärtig unter dem Bilde des Todes, also in mystischer Weise als der am Kreuze geschlachtete und geopferte, so daß wir somit in der Eucharistie auch eine reale Repräsentation und Kommemoration des Kreuzesopfers Christi und demnach immerfort ein wahres Opfer besitzen, das unseren Bedürfnissen entspricht, das uns die Zuwendung der Früchte des Kreuzesopfers fort und fort vermittelt.

Sp.

Aus der praktischen Seelsorge.

Pfarrer: Aber, geistlicher Herr! was treiben Sie denn? Ein Rorate-Amt ohne Gloria, Credo und mit Benedicamus ist ja doch was Unerhörtes. Ist's doch ein rechtes Kreuz mit euch jungen Herren!

Kooperator: Um Vergebung, Herr Pfarrer, wenn ich gefehlt haben soll; aber ich glaubte nicht irren zu können, wenn ich mich an unser Directorium halte, und hier finde ich, daß die Missa Votiva de B. M. V. sine Credo, und extra Sabbat. sine Gloria mit Benedicamus zu halten sei.

Pf. Da haben Sie aber nicht genau gelesen, guter Freund! es heißt dort ausdrücklich: in Missis privatis! Ein feierliches Rorate-Amt ist aber doch keine Missa privata!

Koop. Bei Gelegenheit einer Entscheidung betreff der Messe pro Sponsis finde ich in unserem Diözesanblatte (1856) die Bemerkung, daß nicht die äußere Solemnität, mit welcher eine Messe gehalten wird, diese zur Missa solemnis macht, sondern der Anlaß, aus welchem sie gefeiert wird. Als Beispiele sind angeführt: Konsekrationstag des Bischofes, die Königsfeste, das Erntedankfest u. s. w. Von den Roraten lese ich aber nichts, und meine, daß einzelne Pfarrkinder, welche diese Votivmessen persolviren lassen, eben keine res gravis oder causa publica sein sollen, daß daraus eine Missa votiva solemnis Kaufirt werde. Solange ich also nicht bestimmt weiß, daß Roraten zu den Miss. Solemn. gehören, werde ich mich wie bisher an die kirchliche Vorschrift halten.

Pf. Und ich halte mich an die allgemeine Praxis. Aber noch eines. Sie nehmen ja auch nicht alle Tage die Missa votiva: Rorate!

Koop. Freilich nicht. Die bischöfliche Konstistor.-Kurrende vom Jahre 1854 hierüber wird Ihnen bekannt sein, und nach dieser halte ich mich. Darum nehme ich in den dort bezeichneten Tagen und wenn ich das zweite heilige Amt zu halten habe, die Missa de Festo.

Pf. Wenn aber zwei oder drei Roraten an einem Tage verlangt und im Wochenbuche eingeschrieben und verkündet wurden?

Koop. Da mögen Herr Pfarrer die Leute belehren, daß dieses nicht erlaubt ist. Nebrigens glaube ich, daß die Leute unter Rorate ein feierliches Amt Expos. Sanctissimo verstehen, und nicht strikte die Missa de Rorate verlangen.

Pf. Aber jetzt bin ich schon so alt und habe schon als kleiner Bub von zwei und drei Roraten gehört, und wie die Leute den Pfarrer darum beneidet haben, und jetzt soll's auf Einmal nicht mehr recht sein! Ihr jungen Herren wollt alleweil was Neues. Ich glaube, wir lassens beim Alten.

Koop. Das heißtt: so, wie vom Anfang es die katholische Kirche angeordnet hat! Dann bin ich auch einverstanden.

Hieran mögen sich einige Verordnungen der katholischen Kirche über diesen Gegenstand anreihen; dieselben finden sich in den Rubriken des Missales und in den Entscheidungen der Kongregation für heilige Gebräuche und bestehen kurz in Folgendem:

1) An den neun Tagen, welche der heiligen Nacht unmittelbar vorhergehen, kann täglich eine (unica) Votivmesse de Beata („Rorate“) im Ritus der missa votiva solemnis, d. i. mit Gloria und Credo und mit einer Oration (sine com. festi occur. vel Dom.) gesungen werden und zwar an allen Orten, wo dieß eine alte Gewohnheit ist und das Volk sich zahlreich zur Feier versammelt. (S. R. C. 10. Dec. 1718.) — Die Celebration dieser einen feierlichen Votivmesse ist auch am Feste des heil. Thomas, sowie am dritten und vierten Adventsonntage gestattet. (S. R. C. 28. Sept. 1658.) Nur am Feste Exspectationis partus B. M. V. (18. Dec.) ist die Messe des Tages und zwar, wie sie im Directorium verzeichnet ist, nicht aber die Messe „Rorate“ aus den Votivmessen zu celebrieren.

2) Ferner darf eine Messe de Beata (die missa „Rorate“) und zwar nur eine missa votiva cantata¹⁾ an allen übrigen

¹⁾ Stille Votivmessen (missae secretae) sind nur in semid. et simpl. gestattet.

Tagen den ganzen Advent hindurch gefeiert werden, auch in fest. dupl. maj. et min. nur mit Ausnahme der Feste I. und II. Klasse und des ersten Adventsonntages. Diese gesungenen Votivmessen, welche gewöhnlich Rorateämter genannt werden, sind aber nach der ausdrücklichen Erklärung der Kongregation für heil. Gebräuche (29. Jänner 1752) für keine solemnen Votivmessen pro re gravi vel publica ecclesiae causa, sondern „ut mera populi devotio“ anzusehen und dürfen deshalb auch nicht im Ritus der solemnen Votivmessen celebriert werden, sondern sie werden immer (auch an Sonntagen) ohne Credo und nur an Samstagen mit Gloria und wenigstens mit drei Orationen¹⁾ gefeiert, wie alle Privat-Votivmessen.

3) Innerhalb der Oktav der unbefleckten Empfängniß wird — wenn das officium de die infra octavam gefeiert wird, — nicht die Votivmesse „Rorate“, sondern die Festmesse de Concept. immac. mit Gloria und Credo u. s. w. celebriert, ganz nach dem Direktorium. Wird aber innerhalb dieser Oktav das officium de alio semid. vel dupl. gefeiert, so ist für das Rorateamt die Festmesse de immac. Concept. wohl mit Gloria und Ite missa est, aber ohne Credo zu celebriren.

NB. In den Pfarrkirchen, wo täglich nur eine Messe celebriert wird, darf an Sonn- und Festtagen nicht das Rorateamt, sondern soll die missa diei gefeiert werden.

¹⁾ Die erste ist die Votivkollekte, die zweite die Oration des laufenden Tages oder Festes, worauf die anderen, durch die Rubriken oder sonst vorgeschriebenen Orationen folgen.

Literatur.

Jugendblätter für christliche Unterhaltung und Belehrung. Unter

Mitwirkung von mehreren Jugendfreunden herausgegeben von Isabella Braun. Mit 6 fein kolorirten Bildern. Jahrgang 1864. Stuttgart, Gebrüder Scheitlin. 8. — VI und 570 Seiten.

Da Referent bereits den Jahrgang 1861 dieses höchst verdienstlichen pädagogisch-belletristischen Unternehmens für Söhne und Töchter der gebildeten Stände im Alter von 12—15 Jahren in diesen Blättern (Jahrg. 1864, II. Heft, S. 229—30) und den von 1863 ebendaselbst (Jahrg. 1865, II. Heft, S. 267—68) rühmend besprochen hat, so glaubt er nur darauf hinweisen zu sollen, daß auch der vorliegende Jahrgang 1864 Eltern, Lehrern und Erziehern der heranreifenden Jugend beiderlei Geschlechtes nicht genug empfohlen werden kann, wenn es sich darum handelt, ihr eine zugleich belehrende und unschuldig unterhaltende, also geistig anregende, und doch nicht aufregende Lektüre an die Hand zu geben.

K. B.

Anleitung zur Ertheilung des Erstkommunikanten-Unterrichtes.

Von J. Schmitt. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlags-handlung 1865.

Veda Weber schildert uns in den „Cartons aus dem deutschen Kirchenleben“ die erste Kommunion daselbst mit folgenden Worten: „Unter den schädlichen Einflüssen, welche in gemischten Gegenden wie die Ansiedlung verdorbener Lüste dem Katholiken schädlich werden, nimmt die hier übliche erste Kommunion der

Kinder einen vorzüglichen Platz ein, weil sie durch die protestantische Auffassung aus ihrer heiligen Stille und Einfalt ganz in den Bereich weltlicher Eitelkeit gezogen wird.“ — Diese schädlichen Einflüsse in Rücksicht auf die erste Kommunion zu beseitigen, haben sich in neuer und neuester Zeit kirchliche Tagesblätter und selbst das Kölner Provinzial-Konzil vom Jahre 1860 auf's wärmste angelegen sein lassen, wie dieses aus dem ersten Abschnitte der uns vorliegenden „Anleitung“ ersichtlich ist. Daß die „Anleitung“ gewiß in einem hohen Grade das Ihrige zum Besten der Sache beitragen werde, wird Jeder gestehen müssen, welcher den reichhaltigen, vielseitig und deutlich dargestellten, durch eingeflochtene Beispiele und Erzählungen erläuterten Unterricht in's Auge faßt, wie solcher im zweiten Abschnitte vom allerheiligsten Sakramente des Altars von Seite 29 bis 168 erheilt wird. Recht praktisch ist ferner der im dritten Abschnitte von Seite 169 bis 200 enthaltene Beichtunterricht und ganz dem Kinderleben entnommen der beigegebene Beichtspiegel. Wer aber nach Art des heiligen Karl Borromäus mit den Worten der „Anleitung“ seine Beichtkinder zur Reue bewegen will: gewiß, der hat nicht umsonst zu den Herzen der Kleinen gesprochen. Die der „Anleitung“ von Seite 200 bis 258 beigegebenen Anreden sind voll kindlicher Einfalt und Herzlichkeit, welche Eigenchaften wohl im Stande sind, daß die Reden trotz ihrer Länge nicht ermüdend auf die Kinder einwirken. Besser kann Niemand den Werth und die Brauchbarkeit der „Anleitung“ kennzeichnen, als solches der hochwürdigste Herr Erzbischof von Freiburg in der „mit Freuden“ erheilten Approbation gethan, wo er „diese vor treffliche Arbeit auf's wärmste dem hochw. Kuratklerus empfiehlt, welchem sie bei einer seiner wichtigsten und einflußreichsten Amtshandlungen die ersprießlichsten Dienste zum Frommen der lieben Kleinen leisten wird.“

E.

Die heilige Elisabeth. Ein Buch für Christen. Von Alban Stolz.
(Erlös zu wohlthätigem Zweck.) Freiburg im Breisgau, Herder'sche
Verlagsbuchhandlung 1865.

Alban Stolz gehört unstreitig zu jenen reichbegabten, genialen Menschen, welchen überraschende Gedankenfülle und herzliche Darstellungsgabe in gleichem Maße zu Gebote stehen. — Wie nun der vielgewandte Verfasser dazu gekommen ist, das Leben der heiligen Elisabeth umständlich zu beschreiben, erzählt er uns Seite 2 mit der Bemerkung, daß er nach Vollendung seiner Legende den geistigen Umgang mit den Heiligen nicht aufgeben möchte, weshalb er den Entschluß gefaßt habe, unter den vielen hundert heiligen Personen, deren Geschichte vorhanden ist, eine auszulesen. — „Wie nun kein Stern lieblicher scheint, als der Abendstern, so ist mir auch unter allen Heiligen keine lieblicher und schöner vorgekommen, als die heilige Elisabeth.“ Und recht lieblich und schön hat uns der Verfasser die heilige Elisabeth als Mädchen von Seite 3 bis 37, als Frau von Seite 38 bis 117, als Witwe von Seite 118 bis 232 und als Heilige von Seite 233 bis 312 gezeichnet, so daß Referent bei Betrachtung des Bildes der heiligen Elisabeth mit den Rosen im Schurze unwillkürlich an jenes schöne und wunderbare „Mädchen aus der Fremde“ dachte, von welchem der Dichter singt:

„Und theilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Hause.“

Die einzelnen Ereignisse im Leben der Heiligen schließen ganz treffend mit beigesetzten Stellen der heiligen Schrift, und wenn Alban Stolz seiner Erzählung Abwechslung und ganz eigenthümlichen Reiz verleihen will, so gebraucht er die Sprache einer alten Legende, welche an unser Ohr klingt wie ein frommer, biederer Gruß aus schöner vergangener Zeit.

Der Schulzwang, ein Stück moderner Thrannei. Von Jos. Lukas.
Landshut 1865. Jos. Thomman'sche Buchhandlung.

Kann man auch im Interesse der universalen Bildung und vom Standpunkte der gemachten Erfahrung nicht immer den Ansichten des Verfassers beipflichten, so wird man doch einem Manne seine Achtung nicht versagen können, welcher mit solchen Waffen gerüstet gegen das vom modernen Staate an sich gebrachte Unterrichts-Monopol, sowie gegen den von selbem eingeführten Schulzwang zu Felde zieht. Den Schulzwang aber als allgemeinen Sündenbock an den Pranger stellen und nach dem Satze: „Hilf, was helfen kann,“ seine Schattenseiten bloßlegen wollen, heißt sich selbst und der guten Sache schaden. — Druck und Papier machen der Firma alle Ehre, und die hie und da nur wenig vorkommenden Druckfehler verleidet dem Leser keineswegs die genaue Durchsicht dieser äußerst originellen, zeitgemäßen, mit vielem Fleiße und großer theoretischer Bildung geschriebenen Arbeit.

E.

Das kirchliche Leben in Wien in der letzten Periode. Wien 1865,
bei C. Sartory.

„Der Zweck dieser Blätter ist eine einfache und objektive Darstellung alles dessen, was in Wien seit dem Jahre 1832 auf kirchlichem Gebiete geschehen ist.“ Man erwarte aber kein Gesamtbild des kirchlichen Lebens in Wien, obschon der anonyme Verfasser den vorigen Worten dieses Ergebniß verheißt. Aus den kirchlichen Einrichtungen und Vereinen, wenn man sie aufzählt, gewinnt man wohl einigen Einblick in die Bestrebungen, kirchliches Leben pulsiren zu machen, aber man lernt noch nicht kennen, ob und wie umfangreich es gelungen. Niemand wünscht mehr denn ich, daß die Absichten Seiner Eminenz des Herrn Erzbischofes und die Bemühungen so vieler bestgesinnter Männer und Frauen den Sieg erringen über die Christenfeindlichen Machinationen, die gerade Wien sich auserkoren, aber

noch ist er nicht errungen; in den Massen der katholischen Bevölkerung hat sich die Kirchliche Wiedergeburt noch nicht vollzogen. Ich weiß nicht, warum man nicht auch über das „Leben der Heerde“ sich soll wahrheitsgetreu äußern dürfen. Erst wenn dies geschildert ist, bekommt man „ein getreues Gesamtbild des Kirchlichen Lebens der Kaiserstadt“, sonst bleibt die Ergänzung dem etwa mit Wien unbekannten Leser vorbehalten und fällt leicht zu rostig aus.

G.

Theoretisch-praktische Anweisung zur Erlernung des gregorianischen oder Choral-Gesanges. Von Theod. Wollersheim, Pastor zu Jüchen. Paderborn, Verlag von Ferd. Schöningh, 1865.

So wie mit dem Wiedererwachen des Kirchlichen Geistes ein neues Leben auf dem Gebiete der Kirchlichen Kunst erstand, so wurde auch dem heiligen liturgischen Gesange der Kirche eine besondere Sorgfalt und Pflege zu Theil. Davon geben Zeugniß der auf die Wiederherstellung der richtigen Leseart in den Choralbüchern verwendete Fleiß und Eifer, die von mehreren Kirchenfürsten Deutschlands und Belgien veranlaßten Ausgaben der liturgischen Gesangsbücher, der in den Klerikal-Seminarien Süd- und Norddeutschlands von tüchtigen Meistern ertheilte Unterricht in dem gregorianischen Choralgesange und die in kurzer Zeit sich mehrenden Anleitungen zur Erlernung desselben von denen die oben angezeigte vom Pfarrer Wollersheim gewiß nicht den letzten Platz einnimmt.

Wollersheim hat sich schon durch sein treffliches Buch: „Die Reform des gregorianischen Gesanges“ (Paderborn bei Schöningh 1861) als einen der gründlichsten und umfassendsten Kenner und Forscher auf dem Gebiete des liturgischen Gesanges erwiesen. In seiner theoretisch-praktischen Anweisung zur Erlernung des Choralgesanges finden wir dieselbe Klarheit, Gründlichkeit in der Behandlung seines Gegenstandes gepaart mit einer genauen Kenntniß der Kirchengesänge.

Wie schon der Titel besagt, zerfällt das Buch in zwei Theile, in den theoretischen und praktischen. Ersterer enthält in dreißig Abschnitten fasslich und bündig alles, was zum Verständniß und zur Ausführung des Choralgesanges zu wissen nothwendig ist. Mit besonderem Fleiße und großer Gründlichkeit sind die Kirchentonarten behandelt, welche der Verfasser nach Guido von Arezzo, „dem größten Gesangmeister des klassischen Zeitalters,“ auf 14 normirt. Es wird wohl nicht leicht eine Choral-schule geben, auch jene von Janssen nicht ausgenommen, wo der Unterricht über das Wesen und den Charakter der Kirchentonarten so umfassend dargestellt ist, als in jener Wollersheim's. Zwar zählt Wollersheim zu den eifrigen Vertheidigern der diësis (Erhöhungszeichen) und auch in der vorliegenden Anleitung wird ihr ein Recht vindizirt; daß aber hiedurch seine Chorallehre an Werth nicht verliere, beweiset theils der Umstand, daß in neuester Zeit die Vertheidiger der diësis sich mehren, theils weil nach des Referenten unmaßgeblicher Meinung mit der Zeit der Gebrauch derselben allgemein zur Geltung kommen wird, besonders da sie auch zu Rom seit unvordenflicher Zeit im Gebrauche ist, wie aus einem Schreiben des römischen Choralgesang-Lehrers Petrus Aranci an das fürstbischöfliche Ordinariat Brixen hervorgeht. Nebrigens gibt Wollersheim bestimmte Regeln über die Anwendung der verhängnißvollen diësis.

Leider ist der zweite praktische Theil der Wollersheim'schen Chorallehre für uns in Oesterreich nicht recht brauchbar. Denn Wollersheim gibt in demselben die liturgischen Gesänge größtentheils nach den neu edirten kölnischen Gesangsbüchern an, die, wie hinlänglich bekannt, von den römischen Melodien, an die unsere Ohren gewöhnt sind, bedeutend abweichen. Desungeachtet wird die Chorallehre Wollersheim's in Verbindung mit dessen „Reform“ z. demjenigen, dem es darum zu thun ist, einen tieferen Einblick in das Wesen des Choralgesanges zu thun und sich nicht bloß für das trockene Herab singen der heiligen Gesänge der Kirche, sondern für einen seelenvollen Vortrag derselben die

nöthige Kenntniß zu verschaffen, die besten Dienste leisten, besonders da die römische Gesangsweise in so vielen anderen Choral-lehren enthalten ist.

Mit der eben besprochenen Chorallehre tragen wir nach die Anzeige eines anderen sehr interessanten Büchleins:

„Die katholische Kirchenmusik nach ihrer Bestimmung und ihrer dermaligen Beschaffenheit.“ Dargestellt von Albert Gereon Stein, Pfarrer zur heiligen Ursula, gewesener Gesangslehrer am erzbischöflichen Klerikal-Seminar in Köln. — Köln 1864. Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Ein wahrhaft goldenes Büchlein, das bei seinem mäßigen Umfange zur Orientirung auf dem Gebiete der katholischen Kirchenmusik ungemein viel des Belehrenden und Berichtigenden enthält, so daß kein Kirchenkomponist und kein ausübender im Dienste der Kirche stehender Musiker dasselbe wird ignoriren können, wenn sie anders ihrer Pflicht vollends genügen wollen. — Treffend bemerkt der Verfasser sogleich im ersten Abschnitte, daß es bei Beurtheilung der Kirchenmusik einen doppelten Standpunkt gebe, den Kirchlichen und den künstlerischen. Der Verfasser stellt sich ganz auf den ersten als den einzigen richtigen und von diesem aus verlangt er von der Tonkunst, „daß sie sowohl nach ihrem geistigen Gehalte wie nach den angewandten Formen und Kunstmitteln sich mit dem Kultus der Kirche zu einem Ganzen organisch verbinde.“ Um dies klarer zu machen, verbreitet er sich in den folgenden Abschnitten des weiteren über religiöse Musik und Kirchenmusik, über kirchliche Melodie und Harmonie, kirchlichen Rhythmus und richtige Auffassung der Kirchenmusik seitens der Komponisten, über Instrumental-Begleitung bei der Kirchenmusik, über kirchliche Sänger und kirchliche Tonsetzer, gibt dann einen geschichtlichen Überblick über die moderne Kirchenmusik und deren Ausartung, erhärtet die Abirrung der kirchlichen Tonkunst von ihrer wahren Bestimmung: eine Dienerin der Kirche zu sein, durch die Zeugnisse der höchsten kirchlichen Autoritäten und vieler

Profan-Schriftsteller und steht dann, nachdem er den kirchlichen Werken der drei Heroen der Tonkunst, Haydn, Mozart und Beethoven, einen eigenen Abschnitt gewidmet hat, vor der Frage: was nun zu geschehen habe, nachdem es unlängst sei, daß unsere jetzige Kirchenmusik von dem kirchlichen Kultus nicht durchdrungen ist? — Stein antwortet: „Wir müssen zurückkehren bis zu jenem Punkte in der Entwicklung der Kirchenmusik, wo dieselbe anerkanntermaßen sich noch in der ihrer Bestimmung entsprechenden Richtung befand. Diesen Punkt finden wir in der Kirchenmusik des 16. und 17. Jahrhunderts, besonders in den Musikwerken, deren Ursprung zwischen 1550 und 1680 fällt. In diesen Tonwerken treffen wir kirchlichen Geist und kirchliche Formen an; an ihnen müssen wir diesen Geist wieder aufzufassen und eine wahrhaft kirchliche Modulationsweise und Harmonieführung wieder kennen zu lernen suchen.“ Jedoch dürfen wir bei dieser alten Kirchenmusik nicht stehen bleiben. Im Gegentheile „bedarf die alte Kirchenmusik zur größeren Einfachheit und Klarheit in der Stimmführung und zu einem etwas klareren Hervortreten des musikalischen Rhythmus für unsere Zeit einer weiteren Ausbildung, um vollkommen wirksam zu sein, wenn auch ihre Modulationsweise und ihre Harmonie für uns im Allgemeinen maßgebend bleiben müssen. Die weitere Entwicklung der Kirchenmusik muß den melodischen Charakter der schönsten Stücke des gregorianischen Choralgesanges und den harmonischen Charakter des späteren Figuralgesanges bewahren, muß aber mit Beibehaltung dieses Charakters im Technischen sich weiter ausbilden und sich mit den Kunstmitteln der neueren Zeit bereichern, insoferne diese dem vorbezeichneten Charakter nicht hinderlich erscheinen und dem einzigen Zwecke der Kirchenmusik, der kirchlichen Erbauung, entsprechen. Wenn der Tonsetzer der rechte Mann ist, wird er das rechte Maß hier zu treffen wissen.“

Was die Instrumental-Begleitung bei der Kirchenmusik anbelangt, so will Stein außer dem Streichquartett und dem Fagott bei größeren Chören nur der Trompete und Posaune, bei bedeu-

tenden Männerchören aber der Posaune und dem Waldhorne einen Platz gönnen. Referent meint, es komme auch hierin auf die Art und Weise an, wie man die Instrumente gebrauche. Denn es kann nicht geläugnet werden, daß durch einen weisen und abgemessenen Gebrauch der Instrumente die Wirkung des Gesanges erhöhet und der Gesang selbst gestützt und gekräftigt werde. Wenn nur der Komponist den Geist der kirchlichen Tonkunst recht erfaßt und in sich aufgenommen hat, dann wird er auch nach den eigenen Worten des Verfassers denselben am besten in den Formen und mit den Kunstmitteln unserer Zeit zum Ausdrucke bringen. — Mit einem Aufrufe an den Klerus, daß er „als der Hausherr in der Kirche“ sich die Beförderung der kirchlichen Tonkunst angelegen seïn lasse, weil ja hauptsächlich durch seine Gleichgiltigkeit und Indolenz in der Aneignung einer entsprechenden musikalischen Bildung selbe so tief gesunken ist, schließt das interessante Büchlein, das gewiß jeder, der nur einigen Sinn für den behandelten Gegenstand hat, mit hohem Interesse und vielseitigem Nutzen lesen wird und das wir somit allen hiebei Beteiligten, Klerikern und Laien, auf das wärmste empfehlen. —

J. T.

Das Leben des heiligen Franz von Sales mit einem Anhange.
Wien 1866. Verlag von Mayer u. Komp.

Die Feier des zweiten Säkulums der Kanonization dieses heiligen Bischofes gab die Veranlassung zur Herausgabe seiner Lebensgeschichte, welche, wie der Herr Verfasser selbst in seiner Vorrede erwähnt, eigentlich ein Auszug des großen, in Paris in 2 Bänden erschienenen Werkes ist.

Es enthält die Hauptmomente aus dem thatenreichen Leben dieses hochgefeierten Helden des katholischen Episkopates, und gewährt durch die kurze, einfache und zugleich anmuthige Erzählungsweise eine ebenso anmuthige wie durch den Stoff erbauungsvolle Lektüre.

Der Anhang zerfällt in drei Abtheilungen: die Lebensregeln — eine Auswahl von frommen Sprüchen des Heiligen — und eine kurzgefaßte Andachtsübung zu Ehren des heiligen Franz von Sales. Den frommen Verehrern dieses großen Kirchenfürsten wird gewiß dieses Büchlein eine willkommene Erscheinung sein, und wünschen auch wir demselben ausgedehnte Verbreitung.

At. 3.

Der heilige Franz von Assisi, von J. M. S. Daurignac S. J., übersetzt von Ludwig Clarus, mit Guttheißung des fürstbischöflichen Ordinariates Brixen. Herausgegeben von der marianischen Gesellschaft zur Verbreitung guter Schriften. Innsbruck, Vereins-Buchhandlung und Buchdruckerei, 1865.

Wohl nichts Neues, sondern eine seit sechs Jahrhunderten vielfach bearbeitete Lebensgeschichte, die aber nie ihren Reiz verloren, bietet uns der Herr Verfasser, indem er das Leben des seraphischen Stifters der minderen Brüder in einem neuen Kleide uns vorführt. Die ungeschmückte von jeder gesuchten Gelehrsamkeit fern gehaltene Darstellung paßt ganz zu der schlichten, apostolischen Lebensweise unsers Heiligen.

Die Mängel der Uebersetzung abgerechnet, ist das Werkchen gewiß empfehlenswerth, und wäre zu wünschen, daß es keinem Mitgliede des dritten Ordens fehle. Wir wünschen demselben die verdiente freundliche Aufnahme.

At. 3.

Studien über die Honorius-Frage von G. Schneemann, Priester der Gesellschaft Jesu. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagsbuchhandlung 1864.

Eine beachtenswerthe Schrift in wissenschaftlich ruhiger Sprache, wenn auch in kleinem Umfange, große Kenntnisse des H. H. Verfassers zeigend. Derselbe gibt auf den ersten 15 Seiten eine Geschichte des Pontifikates Honorius des Ersten, dessen „Eiser, Wissenschaft, Klugheit und Sanftmuth seine Zeitgenossen

das größte Lob spendeten.“ Auf den folgenden 22 Seiten wird uns vorgeführt das „Urtheil der katholischen Wissenschaft über Honorius“ und zwar in den drei Perioden: vor dem Konzil von Konstantinopel 680, nach demselben bis zur Reformation und seither besonders im 17. und 18. Jahrhundert. Aufrichtig gestanden befriedigt uns die Darstellung der zwei ersten Perioden weniger und scheint uns im fraglichen Falle die Johann IV. zugesprochene „authentische Erklärung der Dekrete seines Vorgängers“ nicht völlig zulässig. Gerne stimmen wir aber dem H. H. Verfasser bei, daß er „durch Zeugnisse genugsam dargethan, daß in den zwei Jahrhunderten, wo die Frage des Honorius so lebhaft diskutirt wurde, die katholischen Gelehrten insgemein mit geringer Ausnahme die Orthodoxie des Honorius vertheidigten und durch die Zitate Hefele's und Döllinger's von dem gewöhnlichen Resultate nicht abgezogen werde.“ Nach Feststellung, „daß die katholischen Gelehrten bei jenem Urtheile durch kein System gefangen waren“ und der motivirten Bemerkung, daß bezug der zwei Briefe des Honorius „der Interpretation Raum gegeben“ sei, geht die Schrift an die wohl gelungene „Exegese der beiden Briefe des Honorius“, der 20 Seiten gewidmet sind. Hier wird behauptet und bewiesen: „Honorius habe mit den Worten: Confitemur unam voluntatem Christi nicht den menschlichen Willen überhaupt, sondern nur die Konkupiszenz und den aus ihr hervorgehenden, dem göttlichen entgegengesetzten Willen von Christus ausschließen wollen und demnach, indem er Einen Willen behauptete, entweder nur an die menschliche Natur in Christus gedacht oder eine moralische Einheit, die Konformität des menschlichen Willens mit dem göttlichen gemeint.“ Dann wird die Auseinandersetzung des Honorius bezüglich der zwei Schriftstellen Marcus XIV. 36 und Joannis VI. 38, worin von einem Unterschiede zwischen dem göttlichen und menschlichen Willen die Rede ist: Non sunt haec diversae voluntatis, sed dispensationis humanitatis assumptae, vorgenommen und nachgewiesen, daß ihr Sinn der sei: „die Stellen der heil. Schrift, in denen der Wille Christi dem Willen

des Vaters entgegengesetzt wird, weisen nicht auf einen dem göttlichen widerstrebenden Willen hin, sondern auf eine Akkomodation der angenommenen menschlichen Natur, d. h. auf eine ganz freiwillige Herablässung zu unserer Schwäche, in Folge derer die angenommene (menschliche) Natur Christi jene Willensbewegungen der Traurigkeit und Furcht vor dem vom himmlischen Vater gewollten Leiden hatte.“ — Honorius demnach vollkommen in Übereinstimmung mit den Vätern vor ihm gelehrt habe, namentlich auch mit dem heil. Augustin, dessen Werk contra Maximum „Honorius bei Absfassung seines Schreibens vor Augen gehabt“ zu haben, wenigstens sehr wahrscheinlich gemacht wird. Weiter wird gegen Hefele gezeigt, „daß mit Unrecht dem Papste vorgeworfen wird, er habe die Energie nur von der Person ausgehen lassen“ und zuletzt, „daß selbst ein Genie, wie Bossuet, nur Nichtiges gegen die Orthodoxie des Honorius in einem 20jährigen Studium auffinden konnte.“ Der Rest der 64 Seiten der ganzen Schrift handelt von der „Bedeutung des Anathems über Honorius“. Nach kurzer aber genügender Grörterung glaubt der H. H. Verfasser „an der allgemeinen Meinung der Theologen festhalten zu müssen, daß nämlich Honorius keine Häresie gelehrt habe, noch auch deshalb von der Synode verurtheilt wurde, sondern daß er durch unkluges Verfahren der Häresie mächtigen Vorschub leistete und deshalb dem Anathem verfiel“; bemerkt aber: „Da Honorius die monotheletische Frage nicht durch eine definitio ex cathedra entscheiden wollte, so folgt gar nichts gegen die Unfehlbarkeit des Papstes, auch wenn man die Orthodoxie des Honorius läugnen zu müssen glaubt.“

St. Fl.

Gedanken und Bemerkungen zur Frage, „wie hat der Seelsorger auf das Gedeihen und den Erfolg des Gesamtunterrichtes in der Volksschule einzuwirken?“

(Schluß.)

Es wurden im Vorausgehenden (III. Heft, S. 332 u. s. w.) einige Momente angedeutet, welche der Seelsorger, der auf den Unterricht gedeihlich einwirken will, nicht unbeachtet lassen kann. Nur im innigen Anschluß an die Kirche, mit Befolgung jener Grundsätze, die aus dem Urquell aller Weisheit fließen, wird der Unterricht die Kinder für ihre zeitliche und ewige Bestimmung bilden. Ist der Seelsorger wahrhaft ein geistlicher Vater der Kleinen, versteht er es, das Lehrpersonale für die hohe Aufgabe zu begeistern, und wirkt er mit demselben in voller Harmonie, dringt er überall auf das rechte Verständniß, weiß er das multa, was unsere Zeit verlangt, mit dem multum der Alten zu vermitteln, so werden die Kinder nicht bloß in der christlichen Heilslehre, sondern auch in den anderen wissenswerthen Gegenständen gute Fortschritte machen, es werden da denkende Gläubige gebildet, die später, da sie unterscheiden gelernt haben, sich nicht von jedem Winde hin- und hertreiben lassen.

Von dieser seiner Thätigkeit in der Schule darf ferner der Seelsorger Niemanden ausschließen; er ist ja Stellvertreter desjenigen, vor dem kein Ansehen der Person gilt und der der Weg, die Wahrheit und das Leben für alle ist; der Hirtenbube ist so gut ein Kind Gottes, wie der Purpurgeborene; er pflichtet ihm so gut seine ganze Sorgfalt und herzliche Vaterzärtlichkeit wie demjenigen, dem sein Talent den Doktorhut in den Schulranzen eingelegt; auch diesem armen Lazarus muß er der Engel

ein, der ihn in den Schoß Abrahams trägt; auf solche muß der Seelsorger doch zumeist sehen, weil sie das panis quotidianus sind, ohne daß hier gelte, quotidiana vilescent. Wie könnte dieses auch sein! Wie könnten vilescent diejenigen, deren Engel im Himmel allezeit das Angesicht des Vaters sehen! Und gewiß ein Werk, das den Meister lobt, ist es, diejenigen zu bilden, die bei der niederen Kaste, wie man sagt, bleiben; diejenigen, deren Lebensweg sehr uneben ist und nichts haben, zu bereichern, ist etwas, wodurch ein sich reich lohnendes Vergelt's-Gott zu holen ist. Da heißt's: sursum corda! die Herzen gehoben zu stimmen, die glebae adscripti zu freien Gottes Mannen zu nobilitiren, diejenigen, die mit des Lebens Noth ringen, zu Strebenden zu machen nach dem Einen, was Noth thut. Ja, ja mit der Lebensnoth; fürwahr schwere Noth hat's mit dem Leben in der Gegenwart, das wird der Seelsorger nicht aus der Rechnung lassen, der auch der Zeitströmung Rechnung tragen muß. Was das Leben des Volkes nun vergiftet, dem kann der Seelsorger nicht aus dem Wege gehen, auf die Sodomsäpfel, die ihm zugeworfen werden, damit durch ihren Genuß ihm erst die Augen aufgehen sollen, muß er, weil er ihnen den Weg zum Volke nicht versperren kann, schon in der Schule Bedacht nehmen. Der spiritus discretionis muß da besonders zur Herrschaft gebracht werden. Das, was in der Schule gelehrt wird, müssen die Kinder so werth schätzen lernen, daß sie gar nicht versucht werden, nach den Erzeugnissen der schlechten Presse, die unvermeidlich einst in ihre Hände gerathen werden, die Echtheit und Gediegenheit des Goldgehaltes in dem in der Schule Erlerten zu erproben. Umgekehrt, dieses muß ihnen der lapis lydius bleiben, um daran dasjenige zu prüfen, was ihnen zum Kaufe ausgetragen wird. Das soll sie bewahren vor geistiger Verarmung durch den Schund des literarischen Industrialismus, der seine Waare um einen Spottpreis ins Haus schleppt. Bewahrt müssen sie werden, daß sie sich nicht berücken lassen, faule Fische zu kaufen, deren Verwesung-Todesgeruch die darüber ge-

gossene Würzbrühe deckt; befähigt müssen sie werden, nur das zu erkaufen, was gesunde Nahrung bietet. Damit die Kinder für die Zukunft gestählt und gewaffnet werden, müssen sie auf kluge Weise mit so manchem jetzt schon bekannt gemacht werden, was, an sich genommen, ihnen besser noch verborgen bliebe. — Darum ist der Fortschrittsdrang nicht zu hemmen, sondern ihm nur die rechte Richtung zu geben. Mehr wissen lassen die Kinder als zur Zeit, da der Großvater die Großmutter gefreit, ist unvermeidlich, und ihr Gesichtskreis muß erweitert werden, da hilft einmal nichts. Doch sie dahin bringen, daß Predigt und Christenlehre bei allen dem die lauterste und unerschöpflichste Quelle bleiben muß, den Wissensdurst zu stillen, das ist die Sache. Sie vorsichtig zu machen, auf daß die Weltsuperflugheit sie nicht verlocke, sich in solche Spekulationen einzulassen, welche sie dahin bringen könnten, mutwillig anzugreifen und schmählich leichtsinnig jenen Schatz zu vergeuden, der ihnen der sorgsam geschonte Nothpfennig für alle nicht vorzusehende Vorkommnisse des Lebens und für jene Tage, die den Menschen nicht gefallen, bleiben soll, das bleibt immer der Hauptpunkt.

Zu vergessen ist auch um alles nicht der *morbus temporis*, der grassrende Materialismus. Hat doch, wenn man genau zu sieht, selbst das Volk der Denker seinen Idealismus zur Maßung eingestellt in das Stallfütterungsparadies des Güterlebens, an dem sein ganzes Herz hängt. Deswegen ist tief einzugehen in den Inhalt der vierten Bitte und ihre ganze Tiefe, Breite und Tragweite zu durchmessen. Bei jedem Anlaß ist wieder und wieder auf den bösen Lügengeist zurückzukommen, der jetzt besonders mit so großem Erfolge für seine dämonische Bosheit alle Hoffart der Welt im versünderischesten Glanze zeigt, um die Verblendeten zu dem Höllengötzendienste der Anbetung des goldenen Kalbes zu verführen, und die Seelen auf ewig zu verderben. Anhaltspunkte können dazu nicht fehlen. Jedes Nechenexempel kann dazu Anlaß geben, zu zeigen, wie die Weltklugheit, der Weltstum und jenes *summum bonum*, „in träger Ruhe bei

den Fleischköpfen Aegyptens zu lottern," sich so leicht verrechnen, und wie nur jene Lebensrechnung wie keine andere sicher sei, wo mit dem Faktor multipliziert worden: „Der Anfang aller Weisheit ist die Furcht des Herrn.“ Da geht gewiß nichts in die Brüche.

„Denselben Charakter der Einfachheit wünschten wir bei dem Unterrichte in der Arithmetik zu finden. Jeder Lehrer, welcher nicht Parade machen will mit seiner Wissenschaft, wird sich Mühe geben, das Rechnenlernen interessant zu machen durch seine Anwendung. Er wird sich zum Ziele vorsetzen, in der Wahl der Beispiele zu zeigen die Vortheile der Ordnung, der Sparsamkeit, der Arbeit, oder die Schäden der Unmäßigkeit und Faulheit, die schlechten Konsequenzen der Laster und der Leidenschaften, die traurigen Folgen der noch an verschiedenen Orten verbreiteten gewissen Angewöhnungen und gewisser Vorurtheile.“²⁵⁾

Es wird mit Recht die Musik als vorzügliches Bildungsmittel gerühmt und es begreift sich leicht, warum der Kardinal Donnet so warm den Gesangsunterricht in den Schulen befürwortet in solch zu beherzigender Rede, die, weil auch in unsern Gegenstand stark einschlagend, hier in ihrer ganzen Ausdehnung wohl eine Stelle verdient.

„Es ist von diesem moralischen Gesichtspunkte aus, daß wir den Gesangsunterricht als ein anderes Hilfsmittel betrachten, um den Geschmack der arbeitenden Klasse zu reinigen und ihnen zugleich eine edle Zerstreuung zu gewähren in Mitte ihrer Arbeiten und ein mächtiges Mittel der Erbauung während der Andachtsübungen. Dem Volke Harmonie lehren, heißt es verfeinern, es zivilisiren und es wirksam vorbereiten auf den Gottesdienst. Es ist einleuchtend, daß wir hier sprechen von einem praktischen Gesang, von einer einfachen Angewöhnung, die anzunehmen man die Kinder anleiten soll von ihrem frühesten Alter an durch Übungen, welche ihr Ohr bilden und ihre Stimme

²⁵⁾ Kardinal Donnet a. a. O.

geschmeidig machen: Man muß die Kinder singen lassen, wie man sie sprechen läßt, indem man ihnen einfache Arien vorlegt, leichte und angenehme Melodien, und nicht aufhört, sie dieselben wiederholen zu lassen. Man wird dieses Ziel erreichen, indem man in allen Schulen die Grundbegriffe des vollstimmigen Gesanges lehrt. Wenn die Lehrer unter ihren Schülern welche unterscheiden, die eine besondere Fähigkeit und ein besonders gutes Gehör und eine weitertragende Stimme haben, so muntern Sie jene auf, diese einige Stücke zu lehren, welche sie in den Klassen executiren, wo ihr Beispiel andere nach sich ziehen wird. Jeder Lehrer, der ein Ohr und eine Stimme hat, wird auf diese Weise ausgezeichnete Erfolge erzielen. Wird es wohl nothwendig sein, hier noch hinzuzufügen, daß, wie bei den Lesungen, es auch wichtig sei, diese Gesänge zu überwachen, welche die reinst Sittlichkeit athmen müssen und keine andere Idee ausdrücken dürfen als die, welche von der Ehrbarkeit gebilligt wird. Welchen Dienst wird man nicht den Schulen und Familien erweisen, wenn man Melodien bei ihnen einführt von einem zugleich einfachen und erhabenen Charakter und von einem Wesen, in den verschiedenen Lagen des Lebens der Ausdruck des Gefühles eines Christen und eines Menschen, der sich achtet, zu werden. Welch einen glücklichen Einfluß wird man dadurch nicht üben auf die Sittlichkeit der Bevölkerung und die Heiterkeit des häuslichen Herdes! Dieser Unterricht empfiehlt sich auch Ihrem Interesse durch den Nutzen, den Sie daraus ziehen werden für die Zeremonien der Kirche und als natürliche Vorbereitung für den liturgischen Gesang.

Wachen Sie also darüber, daß die Jugend gehörig geübt werde im Kirchengesange. Bilden Sie nach und nach Kinderchöre, welche einen ganz besonderen Reiz verbreiten werden über die religiösen Festlichkeiten. Diese Zulassung bei den gottesdienstlichen Übungen, welche Sie darstellen werden als eine Ehre und eine Belohnung, wird den Eisern entflammen und eine nützliche Nachfeuerung erwecken. Noch mehr, dies wird sein wie

eine heilige Lockspeise, welche Sie den Eltern darbieten. Gleichgültig bei Ihren Worten, werden sie angezogen werden durch die Stimme ihrer Kinder, das, was Sie durch Ihren wiederholten Rath, durch Ihre wirksamsten Ermahnungen nicht erlangen konnten, werden die heiligen Melodien bewirken. Die elterliche Neugierde wird jene zur Kirche führen, welche taub geblieben waren auf Ihren Ruf. Und weil sie zu Gott gelangt sind, wird sich ihr Herz erfreuen. Und die Schrift? spricht sie nicht von heiligen Kunstbemühungen des Eislers? Und wie rein und unschuldig ist nicht jene, die wir ihnen anempfehlen! Ein dritter Vortheil endlich ist dieser, daß Sie durch das Vergnügen, welches diese aus dem Gesange schöpfen, viele junge Leute bei der Kirche zurückhalten werden, welche sich gleich nach der ersten Kommunion von derselben entfernt hätten. Dieß kann die Wirkung sein eines wohlverstandenen, gut durchgeföhrten und wohlgeleiteten Gesangsunterrichtes in den Primärschulen. Dieß lohnt der Mühe, daß Sie ernstlich daran denken, den Lehrern ihre Mitwirkung und nöthige Leitung angedeihen zu lassen.“

Mit dem allem sind wir um so mehr einverstanden, als ja die Nothwendigkeit von selbst einleuchtet, alle Saiten des Gemüthes zu dem rechten Akkord zu stimmen und alles Verlangen dahin zu lenken, von woher allein die rechte Befriedigung werden kann, nämlich auf das Kreuz und die rechte Nachfolge desselben. Es ist um so nothwendiger, auf die ewig wahren Worte hinzuweisen: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet?“ oder: „suchet zuerst das Reich Gottes und seine Rechtigkeit, und dieses alles wird euch dazu gegeben werden!“ als ja besonders in unseren Tagen so viele dem Volke eine grundfalsche Glückseligkeit predigen.

Die Herolde der falschen Propheten nämlich rufen aus: Sie erbarme das Volk und sie seien just in der besten Arbeit, die Brotvermehrung, ohne Wunder, auf natürlichem Wege für das Volk in Szene zu setzen. Dieß möge sich nur ungenirt

ihnen zu Füßen auf dem Divan, den ihnen Mutter Natur tapeziert, auf dem Grassteppich lagern; eine Weile noch und es werde ihnen für immer werden, wie es dem Israeliten-Volke bei dem Opferdienste vor dem Altare des goldenen Kalbes allemal ist: „das Volk setzte sich nieder, zu essen und zu trinken und stand auf, zu spielen.“ Dazu schüttelt jedoch das Leben nur ironisch den Kopf, weil es seine Praxis besser kennt, die darin besteht, seine Früchte, ohne daß sie sich selber darum zu bemühen brauchen, höchstens einigen Sonntagskindern in den Schoß zu schütteln. Sonntagskinder aber sind wohl Glückskinder, die Glückskinder indessen selten die gerathensten Kinder, und es ist schon deshalb gut, daß es zum Glücke ihrer nur wenige gibt. Die anderen alle nimmt das Leben, welches jedem Tage seine Plage anzuweisen weiß, schonungslos in die Zwangarbeit. Das läßt sich in seinem Gange nicht irre machen von jenem Charlatan, die, den lieben Gott bei Seite setzend, für alle Welt ein „Tischchen deck' dich“ ohne Mühe und Sorgen bereit halten.

Wie unwahr sind diese prahlerischen Verheißungen! Fragt nur die so eilig und weit fortgeschrittene Zeit, wie viel es denn eigentlich an der Uhr sei, ob sie sich nur auch darüber dokumentarisch ausweisen könne, daß sie mit ihren Eisenbahnen und unterseeischen Kabeln den Bann: „Im Schweiße des Angesichtes sollst du dein Brod essen,“ zum Lande hinaus expedirt und in den Meeresgrund hinabgeleitet? Wird sie „ja“ sagen wollen? Nun, der Brand der sozialen und Arbeiterfragen macht wohl der Welt mit einer anderen Temperatur heiß, als daß diese unverschämte handgreifliche Lüge ihr Kühlung zufächeln könnte. Ja diese, die Menschheit von allen ihren Nöthen erlösenden Bahnschienen, Telegraphendräthe und Dampfkessel haben die Brust der Menschheit in einen Eisenpanzer eingeschnürt, ihr Herz in einen Herzbeutel aus Grzfäden gehäkelt gezwängt, ihre Augen umdunstet, daß die Charitas verrostet, das Gefühl oxydiren, die Menschlichkeit verdampfen muß, und das Mitleid von dem bei-zenden Kohlenrauch triefäugig geworden das ihm zu Füßen

wimmernde Elend nicht mehr erkennen kann, um ihm helfend die Hand hinzureichen, daß es sich erhebe. Ist es da zu verwundern, daß der Welt vor lauter kannibalischem Wohlbehagen die kalten Angstschweißtropfen wie einem Sterbenden auf der Stirne stehen, und ihr die Zähne klappern, wie einem vom Fieberfroste Gerüttelten? Doch, das thut alles nichts. Wenn nur die Börsenkönige, hochselig, à la Jupiter im Olympe, erhaben auf ihren Stößen von Industrie- und Werthpapieren allmächtig thronen! Den kleinen Leuten, die mit dem alles absorbirenden erbarmungslosen Großkapital nicht konkurriren können, ist in der Zeit des absolut herrschend gewordenen universell autokratisch schaltenden Liberalismus, herzlos mit glühendem Stampf die Sklavennummer eingebrennt: „Pauper ubique jacet“, die vom Hause Habenichts zählen nicht mehr als die Hunde, und die Hunde haben nur zu kouschen, dafür und für alle anderen harten Entbehrungen, selbst oft des Allernothwendigsten, hat die butterweiche Humanität nur diesen labenden Trost zu bieten: „Was man nicht bezahlen kann, soll man auch nicht begehrn.“²⁶⁾ Der Zeiger der Zeituhr weist einmal auf die Stunde, daß Christi großes Gebot der Liebe im System des liberalen Dekonomismus förmlich aufgehoben sei. Das die Volksarbeit allein regelnde Naturgesetz von Angebot und Nachfrage, die Lehre von der freien Konkurrenz setzt einerseits eine Summe von zügellos zusammenraffenden Ichs voraus, andererseits eine Menge armer Nebenmenschen, die mit ihrer Arbeitskraft nur wie todte Waare auf dem Markt erscheinen. Man kauft sie heute zu möglichst niedrigen Preis und wirft sie morgen als nicht mehr preiswürdig weg. Der volkswirthschaftliche Grundsatz der christlichen Zeit lautete: „Leben und leben lassen.“ Der oberste Grundsatz der modernen Dekonomie lautet: „Ich oder Du.“ Die Unternehmer führen unter sich den permanenten Vertilzungskrieg und sie führen ihn ebenso mit ihren armen Arbeitern; denn sie können

²⁶⁾ Historisch-politische Blätter 56. B. 5. H. S. 414.

nur durch möglichst wohlfeile Arbeitskräfte den Sieg übereinander erringen. So versteinern sich die Herzen, die der Heiland weich und mitleidig haben wollte, und darum ist ein hervorstechender Zug an der vom liberalen Dekonomismus beherrschten Zeit ihre kalte Mitleidlosigkeit. Neben der Vergötterung der Genies, oder des erfolgreichen Ich, sehen wir die grausamste Menschenverachtung um sich greifen, die einst auch die Signatur des antiken Heidenthums war. — Das System schätzt und werthet die Einzelnen und die Völker nur nach ihrer Fähigkeit der Kapitalbildung. Seitdem wuchs die Kluft zwischen Armut und Reichtum ins Ungeheuere; wie auf dem Gebiete des Gewerbs der Mittelstand verschwand, so verschwindet in den Besitzverhältnissen das Durchschnittsvermögen. Es gibt unter der liberalen Dekonomie nur mehr etliche Krösuse mit mehr oder minder „skandalösem“ Vermögen und die große Masse bettelhaften Volkes, das von der Hand in den Mund lebt.“ — Darum war die Armut nie unglücklicher, als in dieser Zeit der Eisenbahnen und anderer Wunder des Dampfes; denn das Unvermögen ist nie so tief und so häufig durch Entbehrungen fühlbar gemacht worden, wie heute. Ich möchte sagen: die Armut ist heute etwas anderes und viel grausameres, als sie jemals war. Unter anderem ist sie jetzt wirklich eine — Schande geworden.²⁷⁾

Unter solchen Konstellationen dreimal beati possidentes. Die lassen sich darüber, was die Schwarzen sagen, und über alles andere, was über den Geldsack hinausgeht (die vier letzten Dinge mit einbegriffen), kein graues Haar wachsen. Was auch weiter, daß Christus jetzt sogar mehr denn je gegen die weltbeglückenden Plusmacher doch Recht behält mit seinem Worte: „Arme werdet ihr immer unter euch haben?“ Das verdirt ihnen den Appetit nicht. Weltfatum, daß alles hinausläuft auf eine allgemeine Blutsündfluth der großen Börsenschlägerei, wo Milliarden damit verdient werden, daß die Todten ihre Todten

²⁷⁾ Historisch-politische Blätter. a. a. O.

begraben, wie die verlebten Altgläubigen sagen möchten. Wen's trifft, den trifft's. Après nous le déluge.

Wie lange noch? Doch schau! Röthet sich's im Osten nicht glühend von dem Feuerkreis des in den Wolken erscheinenden Zeichen des Menschensohnes, das vorausleuchtet dem drohenden heraufziehenden Ungewitter des nahenden Gottesgerichtes? Wie viele christliche Liebeskraft ist noch vorhanden und über wie große Mittel gebietet sie? Und wenn sie mit leeren Händen kommt — wo findet sie Anknüpfungspunkte im Großen? Das ist die schwere Frage und wie sie jetzt noch liegt, so scheint sie unlösbar. Erst muß das Weltgericht entscheiden zwischen den zwei streitenden Parteien und über den liberalen Oekonomismus. Dann, wenn die Welt noch nicht verworfen sein soll vor den Augen Gottes, werden die gedemüthigten Herzen wieder empfänglich sein für die Gnade von oben. Jetzt sind sie verhärtet sowohl in der Armut als im Reichtum, sie kleben — so weit hat der liberale Oekonomismus das Werk vollbracht — auf beiden Seiten nur an der Materie in jedem Sinne des Wortes.²⁸⁾

Darum liegt die Welt unter lauter Jubel doch in den Wehen. Und weil es so ist, wird sich die Welt doch noch gern auf die Schulbank setzen: „bajulare crucem“ lautiren zu lernen. Was noch kommen wird? weiß nur Gott allein. Die Gewißheit aber, die schon da ist, ist die: „In hoc signo vinces,“ wird zuletzt doch alles schließen, und auch den seit dem glorreichen Jahre 89 ihre Kinder verschlingenden offenen Schlund der Revolution, die der Magen, mehr noch die Fress- als die Ehrsucht, macht.

Dahin zu wirken, daß um der Guten willen die böse, böse Zeit abgekürzt werde, darin muß durch die Bemühungen des Seelsorgers der Erfolg und das Gedeihen des Gesamtunterrichtes in der Volksschule gipfeln; wo nicht, taugt der Beste keinen Deut.

²⁸⁾ Historisch-politische Blätter a. a. O.

Zuletzt haben wir noch, wobei man freilich mit dem Verfassungsstaate Verdruß bekommen könnte, eine Haussuchung vorzunehmen. Wir müssen noch den Eltern vielleicht etwas ungelogen in's Haus kommen.

Hat es früher gegolten, bei den Kindern und Lehrern Illusionen und Vorurtheile zu zerstreuen, werden wir uns jetzt auf den Exorzismus zu verlegen haben. Wir werden einen Dämon bannen müssen, den Geizteufel austreiben. Kommen wir zu den Eltern, werden wir ihnen aus dem Traume helfen müssen, daß Geiz Wirthschaftlichkeit sei, und sie mit dem „avarus bis solvit“ schrecken.

„Bekämpfen Sie zugleich die Vorurtheile und den Geiz der Familien.“²⁹⁾

Der alte Napoleon hat jedem seiner Soldaten den Marschallsstab in die Patronetasche gesteckt. Von dort herausholen mußte ihn natürlich jeder selber, der zu diesem Kraftstück die Hand lang genug hatte. Unsere Zeit ist noch splendider als der alte Kaiser. Die legt jedem Jungen ein Ministerportefeuille und jedem auf gänseledernem Schuhwerke laufenden Mädchen eine goldene Medaille für literarische und künstlerische Leistungen in den Schulranzen. Wohlwollender aber, gütiger und barmherziger als alle, und keinen Unterschied machend, ist Gott. Er legt jedem Kinde christlicher Eltern die unverweikliche Krone unter das Kopfkissen in der Wiege.

Darüber wird ein Wort mit den Eltern, die uns schon ohne Schulstreit „schulkrank“ machen und nach Umständen ihnen auch scharf ins Gewissen zu reden sein.

Über das siebente Gebot muß den Eltern zumeist die Hölle heiß gemacht werden; für das, wie sie den lieben Herrgott und ihre eigenen Kinder bestehlen, was sie oft für Kinder-

²⁹⁾ Kardinal Donnet a. a. D.

mörderische Herodisse seien, und dabei leider nichts weniger als die Zahl der unschuldigen Kindlein vermehren, müssen sie streng verantwortlich gemacht werden.

Freilich, die armen Zöllner, die den bessern Theil erwählt, und mit dem Schulzwange, für den auch wir so unbedingt nicht eine Lanze brechen möchten, auf gespanntem Fuß lebend, ihre Kinder gänzlich der Schule entziehen, werden vorerst noch zu schonen sein. Diese meinen dadurch ihre Gestinnungstüchtigkeit bekunden zu können. Bewahren sie doch so die von Gott ihnen anvertrauten Pfänder vor der Todesgefahr, wie die Holländer, an der Theologie zu sterben,³⁰⁾ da in der konfessionellen Volkschule so viel Katechismus getrieben wird, der als Sauerteig die ganze Masse des Gesammtunterrichtes mit seinem Ferment durchdringen solle. Die leben in einem error invincibilis. Deshalb wird sie Gott schon justifizirt heimischicken, die kann man unbirrt gehen lassen. Für diese gibt die Therapie an: „Quod medicina non sanat ferrum sanat, quod ferrum non sanat, ignis sanat, quod ignis non sanat, mors sanat.“ Anders ist es mit den Pharisäern, den Legaten, die sich vor den Altar hinstellen und Gott danken, daß er sie nicht gemacht wie jene Zöllner, die ihrer Brut die Übung des Schulunterrichtes unterschlagen. Thun sie nicht ihre Schuldigkeit? Schicken sie nicht die Kinder fleißig zur Schule, und behalten sie nur an den Normatagen zu Hause, wenn ein Familienfest gefeiert wird, das Mastschwein abgethan wird, und höchstens noch, wenn eine Hauptstaatsaktion vorgeht, der Ochse auf den Markt zu treiben ist, die Heumaht einfällt, oder der Acker abgeräumt werden muß, wobei der Junge nicht entbehrt werden kann? Was kann man diesen nachsagen, wenn man sie über eine gewisse reservatio mentalis wegschlüpfen läßt? Denn davon sagen sie weißlich nichts, daß, wenn sie auch die Kinder zur Schule schicken, sie lange noch, ehe diese aus der Schule kommen, auf selbe die häusliche Beschäftigung warten

³⁰⁾ B. Döllinger, Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat. S. 282.

lassen, die Schul- und Gangmüden, wenn die Schule etwas entlegener ist, mit Arbeit überbürden, die über die Kräfte der Kleinen geht? Wie es da zu Hause mit der Wiederholung des in der Schule Gelernten aussieht, die doch so geboten ist, wenn den Kindern nicht eine Minute von Zeitaufwand gegönnt wird für eine Hausaufgabe, was geht das die Alten an? Für was werden denn die Kinder in die Schule geschickt, wenn sie noch sollen zu Hause lernen müssen? Wird Zeit genug vertragen mit dem Schulgehen. Welcher Widerwille, die geringsten Ausgaben für Herbeischaffung des Schulzeugs zu machen! Ein Blatt Papier darüber oder gar ein noch so warm empfohlenes nützliches Buch anzuschaffen, das gäbe einen Miß durch's Herz. Das ist nicht zu erschwingen, was die Rangen kosten! Da ist nun ersichtlich, daß noch mehr als Lehrer und Kinder die Eltern zu hobeln sind, und gar nicht mit einem feinen Kunstfischler, sondern einem groben Zimmermannshobel. Vielleicht wird es gut sein, die Eltern, welche aus Selbstsucht ihren Kindern die nöthige Schulbildung nicht angedeihen lassen, darauf hinzuweisen, wie sehr sie nicht wissen, was sie thun. Vielleicht, daß sie an die Brust schlagen und ihres sündigen Unverständes sich schämen, zeigt man ihnen, wie schlecht sie ihr eigenes Interesse wahren, wenn sie die Taube in der Hand fliegen lassen, um den Sperling auf dem Dache zu fangen, wenn sie die Kinder zu früh in die Arbeit einstellen oder aus Knickerei nichts auf dieselben verwenden wollen. Welchen Gewinn werden etwa die Eltern herauschlagen, wenn die Kinder aufwachsen wie die Kohlköpfe auf dem Felde, die man abzuraupen unterlassen hat, wenn sie aufwachsen wie die Waldbäume. Solches wurmstichiges Holz, wie ungezogene Kinder sind, wie soll das besseres liefern können durch schlechte Aufführung, als einen Nagel zum Sarge der zu Tod gequälten Eltern? Wenn sie die Augen offen haben, kann ihnen die immer mehr um sich greifende Verwildderung der Jugend nicht entgehen. Wenn sie gut horchen können, werden sie auch hören von herangewachsenen Kindern, denen die Eltern,

seien dieß Auszügler oder noch Besitzer des Anwesens, die schlecht erbaut von der kindlichen Dankbarkeit, vom Uebergeben nichts wissen wollen, zu lange leben. Und heute mir, morgen dir. Was für Bäume ihnen möglicherweise aus dem unter ihrer Hand stehenden Unterholze erwachsen dürfte, geht ihnen somit unter den Augen herum. „Thier sein mit dem Vermögen, es nicht zu sein, das ist mehr Thier sein, als das Thier selber.“³¹⁾ Das ist nicht schwer zu erweisen. Dazu, um dieß zu sehen, braucht man eben keine Lupe. Denn trotz unzähliger Schulen und ununterbrochener Predigt und täglicher Katechese ist im Schliff des Lebens und der Sitteneinfalt der ländlichen Bevölkerung, wo die Unverdorbenheit am ersten zu suchen sein sollte, nicht bloß ein Haar zu finden, nein, ein dickes Haar sei zu greifen, so dick wie ein Schiffstau. Es würde zum verwundern sein, wenn es anders wäre. Das Wunder des heil. Franz Xaver, der Hörern von verschiedenen Volksstämmen in einer Sprache predigte und doch von allen so verstanden wurde, als predigte er jedem in seiner Mundart, wiederholt sich nicht alle Tage, und so muß der Erfolg der Predigt bei vielen der sein, als wäre ihnen gar nicht gepredigt worden. Denn das Kanzeldeutsch klingt dem jungen Geschlechte von Tag zu Tag fremder, und somit natürlich unverständlicher.³²⁾ Und doch ist die Predigt für Gelehrte und Ungelehrte die Taube, welche den Oelzweig vom wilden Grundwasser des Außenlebens in die Arche der Innerlichkeit trägt. Nach dem Erklärungsgrund aber des so ungünstigen Erfolges der Predigt wird nicht weit zu suchen sein. Er liegt in den Worten, die ein heiliger Kirchenvater bei einer andern Veranlassung sprach: „Der gepflanzte junge Baum bedarf in der ersten Zeit, daß die Erde um die Wurzel öfter ge-

³¹⁾ Solution de grands problèmes mise à la portée de tous les esprits par l'auteur de Platon-Policinelle.

³²⁾ Ein viel erfahrener Mann, der besonders das Volk gründlich kannte, nahm nicht Anstand, in einer an Weihkandidaten gehaltenen Rede zu sagen: „Ihre Predigt wird sehr oft von dem Volke gar nicht verstanden werden.“

lockert und begossen werde; ist der Baum einmal erstarkt, erfordert er solche Sorgfalt nicht mehr.“ Gilt dies etwa nicht von der jungen Saat des Schulunterrichtes? Soll diese nicht die sorgfältigste häusliche Pflege des Privatsleibes der Kinder und der Nachhilfe der Eltern heißen, damit sie ordentlich Wurzel fasse, stocke, schosse, blühe und hundertfältige Früchte trage, da überhaupt das landläufige Sprichwort mit Recht meint: man lerne nie aus? Wie schnell aber ist ausgelernt für das ganze Leben, wenn die kurze Zeit des bloßen Schulunterrichtes die ganze Summe des Lernens ist. Fällt, wenn die Wiederholung und das Nachlesen ausfällt, nicht der herrlichste Same zwischen die Dornen der Distraction der häuslichen Arbeit und Plage und Verkümmерung, um dann von der den Boden aussaugenden Distel der Vergessenheit überwuchert zu werden? Jetzt zumal, wenn noch obendrein der Schulbesuch öfter unterbrochen ist, daß selbst die Belehrung nur lückenhaft sein kann, wie soll da das Wissen anders werden, als ein Buch mit ausgerissenem Anfang und Ende, wo natürlich in der Mitte sitzt — der Unverstand? Was soll unter solchen Umständen auch der Erfolg der Predigt sein, die sich an geistig mündig Gewordene wendet?³³⁾ d. i. durch Katechese und den andern Unterricht aufgeklärt, wohl vorbereitet und reif an Verständniß Gewordene? Muß so nicht die Unwissenheit in dem Einen, was noththut, immer allgemeiner werden, die Unwissenheit den Unglauben erzeugen, und der Unglaube den schauderhaftesten Gräuel der Verwüstung, die roheste Unsitte und die unsittlichste Roheit hecken und die Welt mit Ungeheuern füllen? „Wollen wir dies beweisen; denn die Unwissenheit glaubt uns nicht, und die Unwissenheit in Glaubenssachen ist verbreiteter als man denkt.“³⁴⁾ Denn die im Wissen selber nicht starken Eltern werden gewiß, um uns abzuspeisen, uns mit dem faulen Fisch kommen: „Unsere Voreltern sind gar nicht in

³³⁾ Liturgik oder wissenschaftliche Darstellung des katholischen Kultus von Dr. Joh. Bapt. Lüft. 2. Bd. §. 177.

³⁴⁾ Solution de grands problèmes.

die Schule gegangen, aus dem einen plausibeln Grunde, der die anderen sechzig triftigen Beweisgründe überflüssig macht, weil sie keine hatten, und sind doch hoffentlich in den Himmel gekommen.“ Das wollen wir hoffen, können es aber nicht verbriezen; die in den Himmel eingegangen, haben sich's müssen was kosten lassen, das ist gewiß. Auch für sie war der Himmel nicht wohlfeiler, als für andere; der erleidet Gewalt und reißen ihn nur die an sich, welche Gewalt brauchen. Wer die Kosten nicht spart, rechtschaffen gewaltthätig zu sein, der kann ihn haben. Eltern aber, die es für keinen Raub erachten, auf Kosten der Kinder leben zu wollen, indem sie ihnen das entziehen, was ihnen rechtmäßig gebührt, die üben wohl auch Gewalt; ob sie jedoch dabei den Himmel zu kosten bekommen werden, mögen sie selber zusehen. Und der Kostenpunkt ist es just, um den es sich handelt. Nebrigens steht geschrieben, daß die Israeliten auf ihrer vierzigjährigen Wüsten-Kreuz- und Querfahrt weder geackert, noch gesäet, noch geerntet, weil dort so wenig gewachsen wäre, wie auf des Bauers trockener schwieliger Hand, und doch zu leben hatten. Auch, was noch wunderbarer scheinen dürfte, sie hatten, was weiter erzählt wird, das Bene, daß auf dem langen, langen Marsche durch den heißen Wüstensand die Kleider auf dem Leibe und das Lederwerk an den Füßen nicht zerrissen, bis sie in das gelobte Land eingezogen. Hätten sie aber dort den Boden nicht bearbeitet, nicht gesponnen, gewirkt und genäht, wäre es mit dem Fließen von Milch und Honig bald alle geworden, und was das Kostüm betrifft, wäre für die Papierfabrikation am besten gesorgt gewesen. Ganz einfach. Die Noth, die der liebe Herrgott macht, aus der hilft er wunderbar; allein, in der Noth, die der Mensch, um Gott zu versuchen, sich ohne Noth selber macht, in dieser läßt er ihn ersticken, wie der in der Gefahr umkommt, welcher sich muthwillig in die Gefahr begibt. Davon ist die Anwendung leicht zu machen. Die mehr primitiven Zustände unserer Vorfahren sind nicht zu vergleichen mit den wahrlich nicht zu ihren Gunsten veränderten Verhältnissen

der Gegenwart. Auch unseren Voreltern konnte Gott, der für die Israeliten die Gewässer des rothen Meeres und des Jordans getheilt, daß sie, zu Mauern aufgestaut, das Volk wie durch einen Engpaß trocknen Fußes seinen Weg ziehen ließen, leichter über das Wasser helfen. Sie waren nun einmal bessere Schwimmer, weil sie nicht so sehr mit solch nichtsnutzgtem Zeuge beschwert waren, wie es die Leute von heutzutage sind, welchen eben durch den entsprechenden Unterricht erst ein Mühlstein nach dem andern, der sie in die Tiefe zieht, abgenommen werden muß. Wohl war auch für sie die letzte Bitte im Vater unser nicht überflüssig. Die vielen und reichen frommen Stiftungen, die sie machten für ihrer Seelen Ruhe vorzusorgen, schreiben sich daher. Ein Beweis, daß sie selber bei weitem sich nicht schmeichelten, so wohlfeil und so schnell in den Himmel zu kommen, wie sie ihre Epigonen so freigebig hinein spiediren, um an ihren Füßen sich anhaltend ihr eigen werthes Ich von jenen ins Schlepptau genommen hinein zu schmuggeln, ohne früher den tarifmäßigen Eingangszoll entrichtet zu haben. — Man weiß schon, woher der Wind bläst, der den Verstorbenen „die Erde leicht sein“ läßt, daß sie von der „in Frieden ruhenden Asche“ unbeschwert wie ein Blatt Papier, dem kein Brieffräherer das flatterhafte Schwärmen verleidet, das leiseste Zephyrsäuseln in eine der vielen Wohnungen in des Vaters Hause hineinweht. — Allein, wenn der Versucher auch bei ihnen es auf alle mögliche Weise versuchen durste und konnte, und auch sie genug zu thun hatten, den Unhold sich vom Halse zu schaffen, in dem alten Balg: „Ihr werdet sein wie die Götter,“ durste er es doch nicht wagen, sich vor ihnen sehn zu lassen. Da hätten sie ihm schon bei dem ersten Gruße das „Apape“ gar unsanft genug zugerufen. Ihre Herzenseinfalt und schlichter, demüthiger Sinn, der nicht zuließ, daß sie sich überhoben, und sie vor der ins ungemeinste ausschreitenden Begierlichkeit bewahrte, war ihre Gelehrtheit. Deshalb waren sie auch gelehrig, denen gut predigen war, wenn sie auch mindere Vorbildung aus der Schule her hatten. Da-

gegen schwimmt sich's jetzt so schwer, und fruchtet der An- und Zuruf: wie und wo durchzukommen, so wenig, daß eine Unzahl jämmerlich rettungslos unterstinkt, weil was anderes in der Lust schwimmt, nämlich die Hoffart, der Hochmuth, der Stolz, die Aufgeblasenheit und die Begierlichkeit, von denen der ganze Dunstkreis infizirt ist und schon den Kindern die Respirationsorgane lädirt. Hält sich ja jeder Gauch und Schlauch für den Atlas, der die Welt auf seinen Schultern trägt. Gerade der Nihilismus spreizt sich jetzt am meisten, und weiß nicht, was er alles prätendiren soll. Daher die Folge zu Tage tritt, daß, was nach altem Wissen gegolten hat: „Das Auge ist weiter als der Magen,“ jetzt sein Recht verloren hat. Zur Stunde streiten sich das Auge und der Magen darum, wer von ihnen beiden mehr giert, und sind zwei Streitende, von welchen jeder zugleich recht und unrecht hat, und die Entscheidung unmöglich machen. Was das Auge sieht, begehrt das Herz, und was das Herz verlangt, darnach streckt sich die Hand aus, es in den gefräßigen weiten Rachen der Unersättlichkeit der Genussucht zu stopfen. Wie viele Aeltern wissen ein Lied zu singen von der Unbändigkeit der Kinder und ihren Gelüsten. Wie nun solche Wildfänge bändigen und sänftigen durch Lehre und Predigt? Steht denn nicht geschrieben: „Der Glaube ist aus dem Gehöre,“ und: „Wenn aber dein Auge schalkhaft ist, so wird dein ganzer Leib finster sein?“³⁵⁾ Wie sollen aber die hören und im Lichte wandeln, auf welchen der schwerste Fluch lastet, der Fluch: Ohren zu haben und nicht zu hören, Augen zu haben und nicht zu sehen? Das Gehör jedoch ist dem Nachwuchse vielfach verlegt von dem dichtesten Schmuze, welcher sie für das Wort des Lebens mehr taub macht, als der allerdickste in die Ohren gestopfte Knollen Baumwolle. Da sind die Untreue, die Unverlässlichkeit, die schon in den jugendlichen Herzen frühreif gährende Unlauterkeit in Folge der ungezügeltesten Vergnü-

³⁵⁾ Röm. 10, 17. — Matth. 6, 23.

gungssucht, zu deren Befriedigung den Kindern die Mittel zu verweigern, die Eltern, vieler Umstände wegen, oft nur zu schwach sind. Solche Ohren zur Aufnahme der Wahrheiten geeignet zu machen, solchen Augen den Starr zu stechen, wäre eine wahre Herkulesarbeit. Dagegen hilft nur eines, nämlich, daß alle Eltern wissen, daß der erste Thaler schwerer zu ersparen ist als die Million, und daß der von der Pike auf Dienende, welcher den Ehrgeiz hat, es zum General zu bringen, im Avancement beim Korporal anfangen müsse. Nur wer den Anfang gemacht, hat auch die Aussicht, zu Ende zu kommen; und der Anfang vom guten Ende ist der tüchtige Jugendunterricht. Dieser ist der erste ehrlich erworbene um den Hals gehängte Hecke-Thaler, der noch andere nachzieht. Dieser, und nur dieser, ist wie der auf eine glühende Platte gesprengte Gesundheitssüssig; er reinigt die Luft, erhält die Ohren offen und das Herz weich und empfänglich. Er ist das pikante Boreffen, welches den Appetit reizt nach den noch aufzutragenden köstlichen Speisen. Von dieser Seite möge man den Eltern kommen.

Doch noch von einer andern Seite können die Eltern gefaßt werden, wenn man sie erinnert, welche wichtige Keule St. Paulus pflichtvergessenen Eltern nachschleudert: „Wenn aberemand keine Sorge für die Seinigen, besonders für seine Hausgenossen hat: so hat er den Glauben verläugnet und ist ärger, als ein Ungläubiger!“³⁶⁾ Auf diesen Punkt jetzt eingehend, hinsichtlich der Verpflichtung der Familienväter auf die Versorgung der Ihrigen bedacht zu sein, ist es unschwer den Eltern vor die Augen zu halten, wie bei den Anforderungen, welche die Zeitzeit stellt, mancher ausgedehnte Hof von der Unwissenheit und Rohheit seines Eigners aufgezehrt worden sei. Namentlich werden in Bezug auf diese wunde Stelle sogar die exempla nicht odiosa sein hinzuweisen, wie dieser und jener von Haus und Hof gekommen, der in die Hände je dieses oder jenes Schelm von

³⁶⁾ 1. Tim. 5, 8.

ränkesüchtigen, rabulistischen, hungrigen Winkelgeschreibers gerathen, welcher seine Unwissenheit auf's Eis geführt und ausgebeutet. Und der Stolz auf seinen angeerbten Hof, der schon so und so lange bei der Familie sei und der gewiß, wenn er die Grenze nicht überschreitet, seine Berechtigung hat, wird auch zu benützen sein. Für dieß werden sie doch vielleicht nicht unempfindlich sein, wenn die Zukunft ihrer Kinder, von der Perspektive aufgenommen, so aufgerollt wird, daß es mehr ihre böse Nachbarn, die ihnen den Besitz neiden, erfreuen, als ihrem Besitzerbewußtsein schmeicheln könnte. Ein Appell an ihr Selbstgefühl, daß sie erwägen möchten, ob sie es einst werde im Grabe ruhen lassen, wenn ihre Kinder vagabundirend nicht haben werden, wohin sie ihr Haupt legen; ob es ihr Andenken ehren werde, wenn auf die heimatlosen Kinder mit Fingern hingewiesen werden wird, wie sie von der Gasse aus hinein sehen werden in die Fenster des in fremde Hände gekommenen väterlichen Hauses, so herabgekommen durch die Schuld des schüdden Geizes der Eltern, die nichts auf ihre christliche Erziehung verwenden wollten, dieß dürfte doch etwas mit Widerhaken ihnen ans Herz greifen. Und solche Anwendung der Tortur, als Mittel zum Zwecke, möchte erst nur weniger läblich aussehen, als sie in der That ist. Deum dummodo praedicetur. Hat man nur einmal die Kinder in der Schule, so ist doch die Möglichkeit vorhanden, auf diese so ein- und durch sie auf die Eltern so rückzuwirken, daß letztere noch die Stunde segnen werden, in welcher ihnen dermaßen der Feuerofen geheizt worden. Sie können, wenn sie sehen, wie gut ihren Kindern die gute Schulbildung bekommt, aus der anfänglichen Furcht und dem Vorurtheil allmählich zur Liebe in dieser Sache gelangen. Warum sollte nicht auch hier, wie an vielen anderen Orten der Erfolg Meister sein können? Wenn sie an ihren durch die Schule gutgesitteten Kindern Freude erleben, wie sollten sie nicht Lust an der Sache bekommen, und zur Einsicht gelangen, daß St. Paulus doch wahrhaft ein Gottesmann, vollkommen recht habe, Eltern als apostatisch und heidnisch zu

bannen, die mit so geringen Mitteln einen solchen Hausschätz erwerben können, und es dennoch versäumen. Ja, die Erfahrung, wie leicht man mit wenigem, gut angewandt, so viel erwuchern könne, wenn die Liebe das Geschäft treibt, könnte sie überhaupt mild stimmen und freigebig machen.

Anderen wird leicht zu zeigen sein, wie jetzt, prinzipiell wenigstens, keinem der Zugang zu Amt und Würde, oder doch einer besseren Lebensstellung verschlossen ist, der das Talent und die erforderliche Bildung dazu hat, und wie manche aus armem Stande auf diesem Wege zu etwas gekommen. Werden nun Kinder, denen mit gleichen Anlagen, die aber vernachlässigt worden, nur die Knechts- oder Taglöhner-Arbeit in Aussicht steht, es den Eltern so leicht verzeihen können, daß diese für ihr besseres Fortkommen so gar nichts haben thun wollen, da sie nicht einmal vorsorgten, daß sie wenigstens die Elemente des Können und Wissen in der unteren Schule sich aneignen könnten, um dann selber auf diesem einmal gelegten Grunde weiter zu bauen? Werden sie nicht mit einem vom Neide über das bessere Loos anderer ihnen sonst Gleichgestellter angenagten und vergifteten Herzen den Eltern grollen, deren selbstsüchtige Lieblosigkeit nur allein es gewesen, die sie an die Galeerenruderbank der Armut geschmiedet, und ihnen noch ins Grab hinein fluchen? Dies ist freilich auch auf jeden Fall heidnisch, aber noch immer nicht so heidnisch, wie die Versündigung der Eltern an den Kindern, die solches Heidenthum der Kinder verschuldet durch den argen Mißbrauch ihrer Gewalt über die Kinder. Die Heiden haben erst in ihrer auf die Spitze getriebenen Entartung die Ordnung der Natur umgekehrt, wogegen christliche Eltern bona fide es in bester Ordnung finden, verkehrte Welt zu spielen. Der Apostel will den Korinthern auch bei seinem zweiten Besuche wieder nicht beschwerlich fallen, „denn er sucht nicht das Jhrige, weil nicht Kinder den Eltern, sondern Eltern den Kindern Schätze sammeln.“³⁷⁾ Respektiren nun Eltern diese Welt

³⁷⁾ II. Kor. 12, 14.

ordnung, welche die intellektuellen Fähigkeiten ihrer Kinder schmählich brach liegen lassen, weil sie es vortheilhaft finden, aus den Kräften ihrer Sprößlinge Kapital zu machen für sich selber? Erweisen sich solche Eltern durch solches Verderben der Zukunft ihrer Kinder, in deren jungen Gegenwart sie auf Raub bauen, daß für die Folge nichts als todes Gestein bleibt, nicht noch heidnischer als die Heiden? Begehen sie nicht an den Kindern durch jenen Raubbau einen Weltraub? Allerdings. Denn sie rauben ihnen oft nicht bloß die Möglichkeit eines guten zeitlichen Fortkommens, sondern gefährden auch deren Seelenheil. Sie haben ja die armen Würmlein, denen ihre ganze Sorge hätte gewidmet sein sollen, um deren Heil besorgt sie sich hätten vom Mund absparen sollen, was für ihre Versorgung für Zeit und Ewigkeit erforderlich war, zu doppelt armen Lazarus' geknechtet, die ringen mußten mit des Lebens Noth, ohne äußern und innern Frieden, versunken im Schlamme des Materialismus, daß Abraham sich im vorhinein verbitten müßte, je solche verkommene Subjekte in seinen Schoß aufzunehmen. Daß Gott erbarme!

Wie werden solche pflichtvergessene Eltern, welche das Schulhaus für ein Zuchthaus ansehen, wo sie ihre Kinder nicht einpferchen wollen, und sie lieber in freier Lust bei Knechtesarbeit, oder im mephitischen Dunstkreise der Fabrikhäle bei den Spindeln um ihr Lebensglück bringen, der bürgerlichen Gesellschaft Restitution leisten können? Sind ja sie es, die das meiste Holz zutragen zu dem Feuer, welches derzeit den um das Volkswohl so besorgten Volksrepräsentanten über alles heiß macht, die noch mehr als die Arbeiter- brennende Gefängnißfrage. Wer arbeitet mehr daran als sie, daß jenen Großmächtigen, die allein das Gras wachsen hören, und welchen deshalb der liebe Gott höchst zu Dank verpflichtet sein muß, daß sie so zartfühlend ihm die Sorge des Weltregimentes von den Schultern genommen, nicht bloß das Leben sauer gemacht wird, woher nämlich all das Geld und all den Raum schaffen, welche der täglich stärker wachsende Bedarf von Detentionsörtern in Anspruch nimmt, sondern daß

diese noch obendrein sich genöthigt sehen, sich die Zähne zu verderben an dem Aufknacken der harten Nuß: ob Zellen- oder gemeinschaftliches Gefängnißsystem den Vorzug verdient? Denn das wird doch nicht in Abrede zu stellen sein, daß aus den Häusern solcher Eltern, die so wenig wegen der christlichen Gerechtigkeit zu leiden haben, daß sie nicht einmal ihrem eigenen Fleisch und Blute gerecht werden, das stärkste Kontingent ausgeht zu jenen Verwahrlosten, denen die Humanität ihre Pritanäen zu bauen sich bemüßt sieht. Dort ist die Vorschule für die Eleven, welche die Staatslevana³⁸⁾ in ihre Pflege nimmt, ihnen die richtigen Begriffe von Mein und Dein beizubringen, und deren Zahl Legion ist. Keine Frage daher, daß solche Eltern eine große Verantwortung auf sich laden und harte Strafe verdienen. — Wo werden sich solche Eltern und Kinder vereinst bei der Abrechnung begegnen?

Wahrlich, in Anbetracht dieser Materie wird es dem Seelsorger noththun, ein Laumaturgos zu sein. Hier ist nicht ein Berg, nein, eine ganze himmelshohe Gebirgskette zurückzuschieben, um die Kirche bauen zu können. Darum wird er sich auch diesen Rück nicht ersparen können, und (um mit dem Apostel zu sprechen) mit dem vollen Milchnapf zu diesen kommen müssen, welchen der Zeit nach schon längst feste Nahrung zustünde, aber nun soweit herabgekommen sind, daß sie das Bedürfniß nach Milch, nicht nach konsistenten Speisen haben.³⁹⁾ Es wird ihnen nochmals der Katechismus etwas sanft um den harten Kopf zu schlagen sein. Verrathen doch die Eltern selber durch ihr Klagen: Kein Kind will jetzt mehr ein Gedächtniß haben für das vierte Gebot, daß sie Plage genug mit den Kindern haben und ihnen diese heiß genug machen. Nun, daß sie leiden ohne Märtyrerthum, weil nur sie selber sich auf solche Rosen gebettet, muß ihnen dargethan werden. Es ist daran nur ihre Halbheit schuld,

³⁸⁾ „Levana“ ist bekanntlich ein Werk über Erziehung von Jean Paul.

³⁹⁾ Heb. 5, 12. und 13.

denn auch sie haben nur halb gemerkt, nämlich bloß dieß, was den Kindern im vierten Gebote eingebunden ist, um ihre Ansprüche an die Kinder darauf zu gründen, was aber ihnen da-selbst im Vertrauen gesagt ist, gut anzuschauen, soweit sind sie nicht gekommen. Was dort steht, ist so deutlich, daß man nur mit dem Finger darauf hinzudeuten braucht; es macht keine weiteren Erörterungen nöthig. Was jedoch nicht so in die Augen springt, weil nur zwischen den Zeilen zu lesen, ist dieß, daß, wenn die Eltern von ihren Kindern geehrt sein wollen, wie es diesen vorgeschrieben ist, sie sich vorerst den Kindern ehrwürdig zeigen müssen. Doch nimmer können sie sich bei den Kindern Ehre einlegen, wenn sie so wenig Selbstachtung haben, nicht mehr zu erröthen, wenn ihnen ihr eigenes Gewissen, das Murren der erbitterten Kinder und auch die Nachrede fremder Leute den allerhöchsten Witz des Kaisers Augustus: „Ich möchte lieber das Schwein des Königs Herodes als dessen Sohn sein.“ travestiren in den platten Satz: „Solcher Eltern Zuchtkalb ist mehr zu beneiden, als ihre Kinder es sind.“ Soll es etwa das Herz der Kinder erweitern, wenn sie sehen, wie bevorzugt vor ihnen das junge Thier wird? Diesem wird reichlich Futter vorgelegt, und es wird nicht minder verschont in der Furche gehen zu müssen, bevor es gehörig ausgewachsen und ordentlich zu zu Kräften gekommen ist. Was genießen dagegen die Kinder? Kaum aus den Windeln geschält, müssen diese schon das Brod verdienen helfen, wobei ihnen nicht nur die geistige Nahrung entzogen, sondern auch der selbst erworbene Bissen vergällt wird durch das bei jeder Mahlzeit vorwurfsvoll Gehörte, wie groß der Aufwand im Hause sei der Kinder wegen, die so viel verschlingen. So sollen die Kinder zu Engeln aufwachsen, welche die Eltern auf den Händen tragen! In welchem Rechenbuche haben doch die Eltern, die so gesinnt sind, in ihrer Jugend, wenn sie ja manchmal in der Schule durch ihre „ kostbare Anwesenheit“ glänzten, ein solches Rechenerempel gefunden? So was könnte man höchstens in einem Räthsel- oder Traumbuch lesen. Aber

diese Nummer in die Zahlenlotterie zu setzen, könnte ihnen nur ihr Feind rathe. Das auf diese Zahl gewagte Geld wäre jedenfalls verloren. Unter allen neunzig Nummern liegt keine solche in dem Glückshafen, daß ein Terno oder nur ein Ambo darauf zu machen wäre.

Ferner mögen die Eltern weiter noch erinnert werden, wie sie weit längere Zeit gehabt haben, als die Kinder, sich ihre Pflichten öfter zu wiederholen, und reisern Verstand haben als diese, über den ganzen Inhalt ihrer Obliegenheiten reislich nachzudenken. Dieß um so mehr, als ihrem Gedächtnisse noch von einer andern Seite stark zu Hilfe gekommen wird. Außerdem nämlich, daß sie schon im vierten Gebote finden können, es sei die Schuldigkeit der Eltern, ihre Kinder in dem wahren Glauben und anderen nöthigen und nützlichen Kenntnissen entweder selber oder durch andere zu unterrichten, wird ihnen im Sakrament der Ehe noch zweimal wiederholt, daß es ihre Aufgabe sei, die Kinder christlich zu erziehen. Die Ehe also, die ein großes Sakrament in Christo und in der Kirche ist, ist demnach nicht eingesetzt und von Christo mit dem sakramentalischen Charakter bekleidet worden, daß die Welt mit rohen, unwissenden, sich und Anderen zur Last fallenden Taugenichtsen angefüllt werde, sondern die Eltern zu wahren und wirklichen Mehrern des Reiches Gottes hoch zu adeln. Wie schmählich aber degradiren sich selber solche zu Sklavenerzeugern, welche sich hinter jene Heidin Kornelia zurückstellen, die den Freundinnen, die sie bei sich zum Besuche hatte, und welche ihre Kostbarkeiten auskramten, die aus der Schule heimkehrenden Knaben als ihren alle Juwelen überstrahlenden Schmuck mit edlem Mutterstolze vorstellte! Das ist so zu verstehen. Es werden nämlich christliche Eheleute gleich den Geistlichen Mehrer des Reiches genannt, weil, wie diese für die Erweiterung der Kirche wirken durch Lehren, Sakramentespenden und Darbringung des unblutigen Opfers, jene in Kraft des „Crescite et multiplicamini, et replete terram,“ und auch coelum durch den Gnadenstand der

zum Sakrament erhobenen Ehe, und durch die Aufnahme der neugebornen Kinder in den Schoß der Kirche mittelst der ihnen ertheilten Taufe das Reich sich erweitern machen. Denn wenn Kaiser Karl V. sagen konnte: ein Mensch zählt gerade für so viele Menschen, als er Sprachen spricht, so ist diese Rechnung gewiß noch richtiger: christliche Eheleute sind so viele Glieder an dem mystischen Leibe Christi werth, als ihre Ehe mit Kindern gesegnet ist, welche sie als die gebornen Hauskatecheten und Präparanden- und Repetenten-Hausschulmeister christlich erziehen. Pflegen sie aber dieses letztere Amt nicht so, wie es ihnen zu steht, legen sie im Hause nicht so den Grund, und helfen sie später nicht nach, so daß sie sich mit ihren aus der Schule heimgekehrten Kindern als wahrhaft schöne Kostbarkeiten vor Freunden und Bekannten können sehen lassen, wie schauen sie dann selber aus? Sind sie dann nicht eher die Satane ihrer Kinder, welche sie ärgern, als deren Schützengel, welche selbe hüten sollen, daß sie nicht nur nicht Schaden nehmen, sondern daß sie in der Gnade Gottes wandelnd zunehmen an Weisheit, Alter und Liebenswürdigkeit vor Gott und den Menschen? wie und wo stehen dann solche Eheleute? Zwischen diesen pflichtvergessenen und jenen gottesfürchtigen Eheleuten, die den auch nach christlichem Begriffe! edlen Ehrgeiz haben, einst neben einer Felicitas Platz nehmen zu dürfen mit Kindern, welche die Freude Gottes und ihre Krone sind, ist eine Kluft, die nicht überstiegen werden kann. Denn auch dieß darf gar nicht verhehlt werden, daß in der Luft, welche jetzt über die Welt streift, die Kinder unverdorben und an Leib und Seele gesund zu erhalten, ein Stück Marthrium ist, welches auch seiner Palme würdig ist. Nun aber schicken doch manche Eltern ihre Kinder, noch ehe diese schulpflichtig sind, in die Schule, nur um die kleinen Plagegeister aus dem Hause zu entfernen, wo sie sich sehr unnuß machen. Warum nicht auch die Kinder in die Schule schicken, um sie aus ungesunder in reine Luft zu bringen, und sie die Kur gebrauchen zu lassen, welche sie sowohl gegen zu besorgende

Nebel präservirt, als auch ihre Geisteskonstitution kräftigt? Dabei machen ja die Eltern sogar noch ein gutes ökonomisches Geschäft. Wie theuer bezahlt machen sich doch die im Hause gezogenen Knechte und Dirnen, denen in der Jugend ihr Liedlohn, nämlich die Schulbildung, die ihnen die Eltern hätten angedeihen lassen sollen, gewissenlos entzogen worden ist! Was verzehrt und verbrennt nicht die Verschleppung, Veruntreuung, Achtlosigkeit, Liederlichkeit, Schlemmerei und Hoffahrt? Und wer trägt die Kosten als die Eltern? Was wollen diese sagen, wenn die Jungen, denen die Flügel gewachsen sind, ihnen den Strohsack vor die Thüre werfen mit den Worten: „Es muß nicht sein, ich suche mir einen Dienst, da bin ich besser dabei?“ Nicht den hundertsten Theil trägt es dagegen aus, was die ordentliche Erziehung der Kinder in der Schule kostet, wo sie Zucht, Votmäßigkeit, Treue, Ehrlichkeit, Selbstbeherrschung und auch Mäßigkeit, Sparsamkeit, Fleiß und Arbeitsamkeit als Gott wohlgefällige Tugenden hochschätzen und üben lernen. Und trägt das etwa gar nichts aus, wie Gott die Wirthschaft segnet solcher Josephs wegen, die im Hause treu walten, nicht aus Menschen-, sondern aus Gottesfurcht? So die Sache von allen Seiten beleuchtet, könnte es einerseits ihnen klar werden, wie Eltern selbst den Ast durchsägen, auf welchem sie sitzen, zumeist selbst bankrott werden, wenn sie die Kinder um ihr Bestes bestehlen. Andererseits wird es ihnen einleuchten, daß sie ein immenses, große Zinsen tragendes Kapital in die Sparkasse gelegt, für die der treue Gott garantirt, wenn sie ihre Abkömmlinge mit Schätzen bereichern, die weder geraubt, noch gestohlen, noch von den Motten zerfressen werden können, und deren erste edle Metallader von der gut geleiteten Schule ausgeht. Und ist dem Seelsorger der große Wurf gelungen, diese Steine zu Quadern zu meißeln für den Schul- und Kirchenbau, hat er nicht blos Stützen für die Außenwände gefunden, sondern den Grund fest gelegt und dem ganzen Baue den Prachtgiebel aufgesetzt, dann

ist ihm der Erfolg und das Gedeihen des Gesamtunterrichtes in der Volksschule so ziemlich gesichert.

Aber der langen Rede kürzester Sinn wird zuletzt doch der sein: Der Hofmeister wird vielleicht bei allem dem weniger ausrichten; jedenfalls wird noch mehr von dem Vater zu erwarten sein. „Nam si decem millia paedagogorum habeatis in Christo sed non multos patres“ ist eine alte Wahrheit, die ewig neu bleibt. Und die Korinther waren erst gewiß nicht mit so vielen Mentoren gesegnet wie heut zu Tage das Volk, zumal das liebe deutsche Volk. Da, wo die Blüthe der Erziehungskunde absonderlich überwuchert, dürfte das Hofmeistern doch schon etwas zu viel werden, und wird es wohl kein Wunder sein, daß der Zögling bereits ein Bischchen verzogen ist. Viele Köche versalzen eben die Suppe, zumal die Mundköche, welche das gute deutsche Volk bedienen. Die einen machen dem Volke den Hof, die andern wieder meistern, maßregeln es. Was kommt nun dabei heraus? Das erstere verdirbt das Volk in Grund und Boden, daß es sich Dinge in den Kopf setzt, die wider Gott und jede gute Ordnung sind. Das andere ist ihm, weil das erstere ihm gar so warm ums Herz macht, um so mehr ganz und gar nicht nach seinem Geschmacke, weil es das Volk aufsässig und noch mehr mißtrauisch macht, als es ohnehin von Haus aus ist. Denn es braucht erst eben nicht das Ministerium „Eisen und Blut“ über es zu kommen, daß das Volk bei allen guten Weltverbesserungs-Intentionen in allen Gliedern spürt, es bleibe doch immer jenes Ding, welches zwischen Hammer und Ambos liegt. Selbst seine selbstgewählten Hofmeister, die so freigebig sind, ihm goldene Berge zu versprechen, haben immer einen mit der Spitze gegen das Volk, wo es am empfindlichsten ist, gekehrten Pfeil im Köcher: „Die Freiheit ist theuer.“ Dies ist natürlich auch wieder nicht nach dem Geschmacke des Volkes. Sorgen wir, so viel an uns liegt, daß das Volk zu uns ein

besseres Vertrauen haben könne, als auf die Volksbeglücke, welche mit schönen Redensarten dasselbe behören; Vertrauen ist uns nothwendig; wenn das Volk nicht so zu uns steht, daß es für alle Fälle zu uns sagt: „Ad quem ibimus, verba vitae aeternae habes?“ dann werden wir auch bei aller Anstrengung auf keinem Gebiete was ausrichten. Quid faciemus viri fratres? Ganz einfach. Bringen wir die uns Anvertrauten unter einen Verschluß, wo nicht leicht eines austkommen kann. Da es einmal nicht anders thut, als daß das christliche Volk gut geschult werde, so wollen wir ihm ein feuerfestes Synedrium bauen, und schließen wir tutti quanti Lehrer, Schüler und Eltern fest in unser geistliches und geistiges Vaterherz ein. Welche Sorgen und Kümmernisse eine so zahlreiche Familie, wie es eine ganze Kirchengemeinde ist, dem Seelsorger auch immer bereiten möge, freudig wird sie der übernehmen, der ein echter Jünger des Heilandes ist, welcher auf seine Jünger hindeutend gesprochen hat: „Siehe, das ist meine Mutter und meine Brüder.“ (Matthäus 12, 19.) Ein solcher trägt die ihm anvertrauten Kleinen in seinem väterlichen Herzen und opfert sich für sie; und wenn nun diese im Hause Gottes, der Kirche, sich wohl befinden, sich so gut versorgt und aufgehoben seien und ein so gutes Sein haben, werden sie sich wohl aus dem Hause wegsehn? Welche Stimme wird vermögen, sie herauszulocken und in die Irre zu führen, daß sie die Stimme des Vaters und zärtlich väterlichen Hirten, die sie so wohl kennen, nicht mehr hören und ihrem Rufe folgen? Nein, diese Stimme stets zu hören und ihrem Rufe zu folgen, wird immerdar die einzige Freude ihres Lebens sein. Und eben das, daß die Schäflein hören und folgen, ist die Hauptsache bei der plenitudo sollicitudinis des seelsorglichen Einwirkens auf das Gedeihen und den Erfolg des Gesamtunterrichtes in der Volksschule. Und wahrlich, hoch noththut es, daß der Seelsorger solch ein ängstlich besorgter Kinderwärter sei, und die Kinder nie aus den Augen, geschweige aus dem Herzen lasse. Ist es denn nicht geschehen, daß während der

Mann Gottes, Moses, nur vierzig Tage von dem Volke entfernt und vor Gott stand, das Volk, weil es nicht wußte, wo sein Moses hingekommen, mittlerweile das Kalb sich goß, wobei des Mannes Gottes eigener und einziger Bruder stark mitthat? On revient toujours à ses premières amours. Alte Liebe rostet nicht, und die Neigung zu allerhand Götzendienst sitzt seit den Zeiten des Babelthurmbaues dem Volke tiefer im Herzen als man glaubt, so daß gar nicht genug aufgeschaut werden kann. Was aber kann alles im Hause geschehen, während der Paterfamilias, mehr als billig ist, sich auf Ferien- und Vergnügungsreisen herumtreibt? Welche Inzidenzfälle können eintreten, wendet er nur einen Augenblick seine Aufmerksamkeit von den Seinigen ab, seine persönlichen Angelegenheiten zu besorgen, und läßt er nicht die Sorge um sich selber seine letzte Sorge sein? Was aber erst, wenn er selber ein solcher wäre, bei dem die anderen Lektion nehmen könnten im Abwarten des Dienstes des goldenen Kalbes, ein solcher, der einem Leonardo da Vinci als Modell sitzen könnte zum Porträt des Unglücksmannes, der bei dem Abendmahle sitzt, den Geldbeutel in der Hand haltend? Wo haben solche nicht Seel-, sondern Geldsorger die Augen, und wo sollte sie der wahre Seelsorger haben? „So erhebe deine Augen und schaue über dich und in dich und um dich, damit du erfassest die Höhe wahrer Wissenschaft, in dich, damit du erkennst, wie diese Höhe dir noch in solcher Ferne liege, um dich, damit es dir zu Herzen gehe, wenn du die Feinde siehst, welche die Kirche bekämpfen, und die Seelen, welche im Unglauben und Unwissenheit schmachten, und die Hungernden, welche nach dem Brode des Lebens verlangen, und die Tausende, welche dem Untergange zueilen. Wirst du nicht erglühen in thätiger Liebe zur Wissenschaft?“⁴⁰⁾

Wie, wirst du nicht erglühen in thätiger Liebe zur Wissenschaft? Ist doch Hausgesetz: „Scrutamini scripturas,“ so emsig

⁴⁰⁾ Pastoratheologie durch Dr. Jos. Amberger. I. Band. Zweite Ausgabe. S. 420.

und fleißig nach Angabe des heiligen Hieronymus, bis das Haupt auf das Buch niedersinkt. Daß es doch auf diesem Kopfkissen ein Josephsschlaf sei mit der Engelserscheinung uns die Wege und Mittel zu offenbaren, das Recht der Erstgeburt wieder an uns zu bringen, welches wohl oft leider schmählich um ein Linsengericht verschleudert worden. Muß es einem nicht blutige Thränen auspressen, zu wissen, welche weltbezwingende Macht in unsere Hände gelegt worden, und doch sehn zu müssen, wie gegen den Löwen der Nihilismus es wagt, den Huf zum Fußtritt aufzuheben? Sind wir durch unsere und unserer Väter Sünden etwa schon da, wo Gott an die neue Schöpfung wird gehen müssen, aus den Steinen Kinder Abrahams zu erwecken? Mit nichts. Nur Muth und Ausdauer und Gebrauch der rechten Mittel. Der Wille ist viel böser, als die Kraft stark ist, zu schaden. Aber wenn sich der Starke, in einer Anwandlung von Schwäche, selber furchtsam an die Wand drückt, bekommt natürlich auch der Poltron, der diese Zaghastigkeit sieht, Muth, frech gegen ihn zu werden. Wirst du nicht erglühen in thätiger Liebe zur Wissenschaft? Wollen wir nicht die Regesten unserer heiligen großen apostolischen Vorfahren studiren, die im Namen Jesu die widerstrebende Welt überwunden haben. Wir werden es sehr, sehr brauchen, darauf zu sehn, wie wir es ihnen nachzuthun und auf die Wege zu kommen haben, die sie gewandelt. Denn die Welt ist ein Kranker, dem schwer nur Händeauslegen helfen kann; ein Phreneticus, der gegen die Wüthet, die ihm Gott zum Heil gesandt. Selbst das, worauf sie selber ihren schwersten Fluch gelegt, scheut sie nicht, wo es gilt, uns zu schädigen, uns gegenüber erlaubt sie sich auch stockreaktionär zu sein. Hat sie nicht in der Schulfrage bis auf Julian zurück reagirt, und auf's neue das versucht, womit der Urapostat⁴¹⁾ jämmerlich Fiasco gemacht? Weiß aber die Anti-

⁴¹⁾ Darüber ist nachzulesen: *L'Eglise en l'empire romain au IV. siècle* par Albert de Broglie, ein klassisches, nicht genug zu preisendes Werk.

kirchlichkeit, welche uns alles Einflusses auf die Schule entkleiden möchte, um ihre perversen Zwecke zu erreichen, welches Gewicht auf der Schule liegt, so ist unser Wissen noch ältern Datums und gründlicher. Unser höchstes Interesse im Dienste Gottes wird es daher sein, alle Kräfte aufzubieten, daß jene Heidenreaktion an unserer Gott gewidmeten Aktion zu Schanden werde. Wir müssen die größten Anstrengungen machen, durch unser Einwirken auf die Schule eine solche Position zu gewinnen bei dem Volke, welches zu der Erkenntniß gekommen, was ihm zum Heil gereicht, daß selbst eine Kirchenfeindliche Regierung, wenn nicht aus Furcht vor Gott, doch aus Furcht für ihre eigene Existenz, weil das Volk durch eine solche himmelschreiende Tyrannie sich ins Herz getroffen fühlte und bedenklich Miene mache, eher alles andere als dieß dulden zu wollen, nicht wage, an dieser Säule zu rütteln, besorgend, sie könnte unter dem Einsturze sie selber begraben. Haben wir auf diese Weise die Schulfrage, die noch viel Staub aufregen wird, gelöst, dann haben wir auch dem Vaterlande einen Patriotendienst geleistet, dem kein anderer sich gleichstellen kann. „Erwägen Sie es wohl, meine Herren! das Geschick des Vaterlandes ist gewissermaßen in unsere Hände gelegt. Wenn unsere Bemühungen, eine Geduld tragende Liebe, eine kluge Nachgiebigkeit erreichte, die Einigkeit zwischen dem Presbyterium und der Schule zu richten, wenn der Priester und der Lehrer sich verständigen, die junge Generation zu bilden, wenn der Lehrer, während er den wissenschaftlichen Unterricht ertheilt, zugleich durch sein Beispiel und seine Lehren sich zum Verbreiter des christlichen Glaubens macht, wenn der Seelsorgsgeistliche die Liebe zur Wissenschaft ermutigt, alle guten Streubungen der Gegenwart begünstigt, während er den Samen des Wortes Gottes aussstreut; wenn aus den Händen des Lehrers wohl unterrichtete und religiöse Kinder hervorgehen, aus den Händen des Priesters fromme und aufgeklärte Pfarrkinder, haben wir nicht dann, frage ich Sie, dem Lande und der Kirche unsere

Schuld abgetragen, den Abgrund der Revolution geschlossen, die Gesellschaft auf ihren Grundlagen befestigt, das Reich Gottes auf Erden wieder hergestellt? ⁴²⁾

Natur und Gnade.

(Fortsetzung.)

Die Kräfte und Akte der Neubernatur.

Von den Eigenschaften der Neubernatur geht der Verfasser zur Darstellung ihrer Akte und der ihnen zu Grunde liegenden Kräfte über. Er handelt zunächst von ihnen im Allgemeinen und dann im Besondern, in wieferne sie sich im Zustande der Entwicklung (*in statu viae*), in diesem Leben als Glaube, Hoffnung und Liebe äußern.

In diesen Akten besteht das eigentliche mystische Leben, und man kann dieses in seinem tiefen Grunde ebenso wenig begreifen als erklären, so lange man nicht in der Neubernatur selbst die ontologische Grundlage für dasselbe gefunden hat, so wenig als es ohne diese eine Wissenschaft der christlichen Mystik geben kann. Beweis dafür sind jene Theologen, welche, wie z. B. Duns Scotus, nur einen akzidentellen, nicht aber einen spezifischen Unterschied zwischen den natürlichen und übernatürlichen Akten ansehen. Diese müssen es allerdings dann für Spitzfindigkeit erklären, wenn diesen Akten eigenthümliche Gegenstände und Motive zugewiesen werden und müssen behaupten, daß der gewöhnliche Geist nichts davon verstehet, und daß es ihm aber auch nichts nützen würde, da er diese Akte als über seiner Sphäre gelegen, doch nicht nach seinem Willen würde hervorrufen können.

⁴²⁾ Kardinal Donnet a. a. D.

Daran ist nun allerdings etwas Wahres; aber man solle sich nur nicht fürchten, scherzt der Verfasser, daß man kein übernatürliches Leben führen könne, wenn man etwa seine hier dargestellte Theorie selbst nicht begreife. Man sei nur willig, und das wahre „übernatürliche“ Leben kommt dann schon zum Vorschein, denn „nicht unser Verstand und unsere Ueberlegung,“ sondern die Salbung des heiligen Geistes belehret uns über dieses Alles (Uncio ejus docet vos de omnibus), was nöthig ist, um ein übernatürliches Leben zu führen. Diese Akte können und müssen vielmehr für uns geheimnißvoll bleiben; die Kraft und der Antrieb dazu wird uns ja nach dem, was früher über Uebernatur gesagt worden ist, vom heil. Geiste gegeben, der Wille braucht bloß dem inneren Lichte des heiligen Geistes und seinem Zuge zu folgen und das übernatürliche Leben entwickelt sich von selbst aus der Uebernatur, die ja für uns immer geheimnißvoll bleiben wird.

Eigentlich müßte somit jeder Christ, der das übernatürliche Leben des Glaubens lebt, selbst Mystiker genannt werden; jedoch wird das Wort Mystik und Mystiker nur auf gewisse Erscheinungen und Personen des christlichen Lebens angewendet. Mystiker wird nämlich vorzugsweise jener Christ genannt, in welchem das übernatürliche Leben zum eigentlichen Durchbruch gekommen, wo es in ganz besonders hohem Grade durch das Licht des Glaubens, durch die Gluth der Liebe und Stärke der Hoffnung sich offenbart, und so die sonst allen wahren Christen gemeinschaftliche Grundlage der Uebernatur dadurch mehr in die Empfindung und Erscheinung übertritt und von größerer Klarheit in den begnadigten Seelen begleitet ist. Das Leben ist mitunter wie bei den Heiligen dann mit Wundern durchwebt, nicht weil sie etwa nothwendig mit der Uebernatur gegeben wären, sondern weil Gott einerseits dadurch die Verbindung der Heiligen mit ihm bezeugen, andererseits gerade wieder einladen will, daß Andere diese Verbindung suchen und sich aneignen sollen.

Ein Leben in uns, das über unsere Kräfte und Anlagen weit hinausgeht, ein Leben, das mit Christus in Gott verborgen ist, ein solches Leben wird allerdings mit ahnungsvollem Schauder uns erfassen und uns geheimnisvoll bleiben; aber es ist nicht ohne Analogie in der natürlichen Lebensordnung, aus der wir seine Erscheinungen erklären können. Auch in dieser geschieht es sehr häufig, daß das natürliche Leben der Erkenntniß und Liebe sich entwickelt, ohne daß das Subjekt sich reflex der Natur dieser Akte bewußt würde; ja selbst dann, wenn es sich über die Akte sogar falsche Ansichten gebildet hätte, vermag es doch recht zu handeln. Wie viele Menschen z. B. lieben, und wissen nicht, was die Liebe ist, lieben mit geistiger Liebe, und wissen nicht zu sagen, wie diese sich von der sinnlichen unterscheidet.

Der Grund davon liegt darin, daß in den natürlichen, selbst in den rationellen Kräften ein spontaner Trieb zu der ihnen eigenthümlichen Thätigkeit liegt, der sich nach Umständen mit oder ohne Anschluß des Willens kund gibt. Im Anschluß an diesen Trieb folgt der Wille auch der natürlichen und unmittelbaren Erkenntniß der Gegenstände und bleibt insofern von einem reflexen Bewußtsein über dieselben unberührt.

Und was in der Natur geschieht, das ist in der Neben-natur, wo der Impuls zur Bewegung und Thätigkeit geradezu von Oben ausgeht, um so mehr der Fall.

Wenn dies Gesagte indeß von allen Akten des Menschen gilt, so findet es doch ganz vorzüglich Anwendung auf jene, welche das innerste und tiefste Seelenleben bilden im Unterschiede von den sogenannten moralischen (äußeren) Akten, welche jene zu ihrer Grundlage und zum Ausgangspunkte haben. Während bei diesen, die vom Willen ausgehen, dem eigentlichen Handeln, das durch die Anordnung und Bestimmung des Willens getragen wird, die Reflexion vorherrschend ist, tritt sie in den Grundbewegungen der Seele, der Erkenntniß und Liebe, vor der Natur zurück. Denn die natürliche Liebe

wird nicht eigentlich vom freien Willen erzeugt, sondern nur, wie sie als Neigung aus der Natur hervorgeht, angenommen und zum Gesetz des Handelns gemacht.

Da aber auch die moralischen Akte, welche sich auf die Achtung der äußeren moralischen Verhältnisse beziehen, und somit nicht ohne Reflexion vollzogen werden, auf jenen inneren basiren, so sind sie doch auch zuletzt geheimnißvoll. Sie sind somit die eigentliche Offenbarung der seelischen Natur, und nur dann, wenn diese in Erkenntniß und Liebe mit ihrem Objekte sich verbunden hat und als Besitz es festhält, kann sie zum äußeren Handeln übergehen.

Dennach sehen wir, wie die Natur bei aller Reflexion doch keinen einzigen moralischen Akt hervorzurufen vermag, wie sie beschaffen sein sollen „sicut oportet“ nach der Lehre der Kirche, da ja jene innersten Akte nicht in ihrer Macht stehen.

Allerdings fallen die moralischen Verhältnisse der natürlichen und übernatürlichen Ordnung in Eins zusammen; so z. B. ist in jener die Anbetung Gottes, die Unterwerfung gegen ihn nicht minder Pflicht, wie in diesem; ebenso die Anerkennung der Gleichheit und Gleichberechtigung des Nächsten, die Beherrschung des Fleisches und seiner Neigungen durch den Geist; aber diese Gleichheit in beiden Ordnungen ist nur materiell; denn formal in ihren Grundlagen sind sie himmelweit von einander unterschieden. Die Unterwerfung gegen Gott kann nämlich die eines Knechtes unter seinen Herrn, aber auch wie die eines Kindes unter seinen Vater sein; die Gleichheit und Gleichberechtigung in Beziehung auf den Nächsten kann sein die zweier vernünftiger Kreaturen als natürliches Ebenbild Gottes, oder zweier in übernatürlicher Weise zum Ebenbild Gottes umgeschaffener Wesen, zweier Bürger des irdischen, oder zweier Bürger des himmlischen Reiches Gottes (cives sanctorum et domestici Dei). Die Herrschaft über das Fleisch kann dann entweder auf der natürlichen oder übernatürlichen Geistigkeit unserer Seele beruhen.

Wir sehen, der Grund hiefür, daß wir diese übernatürlichen Akte nicht selbst hervorrufen können, liegt in ihrer spezifischen und substantiellen Verschiedenheit von den natürlichen Akten. Dieser Unterschied läßt sich an den Grundakten des Seelenlebens, welche ja die Grundlagen des moralischen Lebens sind, dem Glauben, der Liebe und der Hoffnung leicht nachweisen. Wir brauchen uns nur an früher Gesagtes zu erinnern, als nämlich die Akte der natürlichen Lebensordnung dargestellt wurden. Dort wurde bemerkt, daß jeder Natur eine Kraft und Tendenz zur Erkenntniß und Liebe Gottes inne wohne; doch könne diese selbst noch nicht Tugend genannt werden, da sie vom Willen selbst erst sich angeeignet werden, dieser darauf eingehen müsse.

Wenn nun dieses aber wirklich geschieht, so bleibt die Erkenntniß und Liebe selbst immer noch inner der Schranken der Natur und entspricht dem Maßstabe der Verbindung, welche die geschaffene Natur an sich mit dem Schöpfer hat. Und wie diese Verbindung eine durch die eigene Natur vermittelte ist, so kann auch die Erkenntniß und Liebe nur eine durch die Natur vermittelte, also mittelbare, nicht aber eine unmittelbare, sein. Mit anderen Worten: Der Mensch erkennt von Natur Gott nur aus seinen Geschöpfen, die der Spiegel sind, in dem der Schöpfer sein Bild abbildet; er erkennt ihn daher nicht auf die vollkommenste Weise, weil nicht in sich, sondern nur nach Beschaffenheit der Kreatur.

Ebenso ist die Liebe keine unmittelbare innige, weil die Natur in ihrer Liebe sich zunächst in sich selbst bewegt und nur zu Gott aufsteigt, nicht weil er gleicher Natur mit uns, sondern weil er in seiner höheren Natur die Ursache unserer eigenen ist.

Dasselbe muß von der Hoffnung, als dem festen Vertrauen, Gott zu erringen und festzuhalten, gesagt werden; auch dieses stützt sich nicht zunächst auf eine höhere Kraft in uns, sondern unmittelbar auf unsere eigene Kraft unserer Natur und

nur insofern auf Gott, als er von uns als der Urheber dieser Kraft erkannt ist.

Anders ist es aber, wenn wir durch die Nebernatur der göttlichen Natur selbst, so zu sagen, theilhaftig werden. Während wir von Natur Gott nur durch das natürliche Licht (der Vernunft) erkennen, durch natürliche Neigung lieben, auf denselben vermöge natürlicher Kraft vertrauen: erkennen wir in Folge der Nebernatur Gott in der Weise, daß wir durch seine eigene Gegenwart von seinem eigenen Lichte erleuchtet sind; da lieben wir ihn von seinem eigensten Liebesfeuer durchglüht — unmittelbar in ihm selbst, nicht als Schöpfer unserer Natur, sondern als den, der sich selbst mitheilt; wir vertrauen dann in betreff des Besitzes seiner selbst, d. h. die Erlangung unserer Seligkeit mit einer Ruhe und Sicherheit, die unmittelbar auf göttliche Macht, der Alles möglich ist, und der nichts hindernd entgegentreten kann, sich stützt; wir vertrauen da wie das Kind, das im Schooße des Vaters ruht. Kurz, da jede Natur sich zunächst und unmittelbar in sich selbst in ihrem eigenen Kreise bewegt, so daß in der natürlichen Lebensordnung die Natur selbst wie Ursprung, so auch Objekt und Motiv ihrer Thätigkeit die eigentliche Lebenswurzel und das Zentrum aller Bewegung. Gott aber dieses in uns nur mittelbar ist, hingegen in der göttlichen Lebenssphäre die Wesenheit Gottes in gleicher Weise unmittelbar selbst Objekt und Motiv aller Thätigkeit, das Zentrum und die Wurzel alles Lebens ist, so begreift es sich, daß, wenn wir der göttlichen Natur gewisser Maßen theilhaftig werden, auch „unser Leben, unsre Thätigkeit der göttlichen spezifisch ähnlich sein müsse. Zu dem Ende muß sie dasselbe spezifische, formelle, charakteristische Objekt haben, welches die göttliche Thätigkeit hat; folglich muß die göttliche Wesenheit das unmittelbar bestimmende Objekt und Motiv der übernatürlichen Lebensthätigkeit in uns sein;“ unser Leben muß, so zu sagen, in's göttliche aufgenommen, in

dasselbe hinein verschlungen sein, so daß der göttliche Lebensprozeß gewisser Maßen auch der unserer Natur wird.

Daraus begreifen wir nun, wie die Akte des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung ganz vorzüglich die göttlichen Tugenden genannt werden, nicht bloß, weil sie sich etwa im Gegensatz zu den moralischen, z. B. den Kardinaltugenden, zunächst auf Gott beziehen, sondern weil sie vermöge der Art ihrer Thätigkeit auf die Gottheit sich beziehen, weil sie sich nämlich mit dieser nach ihrem eigenen Wesen und nach ihrer eigenen Erhabenheit unmittelbar vereinigen, weil die Gottheit als Gottheit in ihrer Unmittelbarkeit ihr Gegenstand ist.

Der spezifische Charakter der übernatürlichen Thätigkeit wird also vorzüglich dadurch bestimmt, daß sie nicht wie die natürliche von der Natur ausgeht, darum auch nicht wieder zunächst auf dieselbe zurückgeht, um sich durch sie erst zu jenem Wesen, von dem sie selbst abhängt, zu erheben; sondern, daß sie vielmehr unmittelbar, nicht durch das geschaffene Wesen, von Gott ausgeht, darum auch unmittelbar, nicht durch ein geschaffenes Wesen, auf ihn zurückgeht und so sich unmittelbar und nach der Eigenthümlichkeit der Gottheit mit Gott einiget.

Diese Thätigkeit der Übernatur begreifen wir freilich leichter in *statu termini*, wenn wir sie im Zustand der Seligkeit als *das lumen gloriae* uns vorstellen; da ist sie vollkommen Partizipation der göttlichen Natur, so daß diese unmittelbar ihr Objekt und Motiv ist, während sie in *statu vitae* als *lumen gratiae* nur unvollkommene Theilnahme an der göttlichen Natur ist, in wie ferne diese selbst als Objekt von uns in Erkenntniß und Vertrauen zunächst durch Vermittlung der göttlichen Thätigkeit erst angeeignet werden soll, mit Ausnahme der Liebe, die schon in *statu viae substantiell* vollkommen sein kann.

Gewiß im Zustande der Vollendung offenbart sich erst Gottes Wesenheit in ihrer über alle anderen Naturen erhabenen

Besonderheit als Quelle, Gegenstand und als das den Akt selbst unmittelbar und zunächst bestimmende Objekt oder Motiv aller übernatürlichen Akte in uns. Denn durch die Verwandtschaft und Nähe, in die wir dadurch zur Gottheit kommen, „ist unser Geist Licht geworden im Herrn,“ von Gottes eigenem Lichte erleuchtet, und die Wesenheit Gottes wird ihm selbst so gegenwärtig, daß er sie in ihr selbst schaut, daß sie nicht nur der ihm gegenüber stehende Gegenstand ist, sondern auch als das die Erkenntniß bestimmende Prinzip ihm entgegenstrahlt.“ Ja, gerade in diesem Akt des Erkennens, der unmittelbaren Anschauung Gottes ohne Spiegel und Dunkelheit, „durch die wir erkennen, wie wir erkannt werden,“ zeigt sich so recht die ganze Innigkeit, in der uns Gott durch die Nebernatur verbunden ist. Diese unsere Umwandlung in das volle Licht Gottes, welches und in welchem wir erkennen, begründet und bedingt unsere Liebesvereinigung mit Gott, ist der Mittelpunkt der übernatürlichen Thätigkeit, die Krone und Blüthe der Nebernatur, wie auch deshalb das Erbe der aus Gott gezeugten Kinder und die Substanz aller Seligkeit, weshalb diese Thätigkeit der Anschauung geradezu die übernatürliche Thätigkeit per excellentiam genannt, und deshalb von pantheistisch gesinnten Häretikern der Natur als solcher zugeschrieben wird.

Wenn daher die Seele mit göttlicher Gluth durchdrungen, wie von magnetischer Kraft durchströmt, ganz zu Gott hingezogen und fest gehalten wird durch die ganze übernatürliche göttliche Kraft, in der Gott sich der Kreatur, die in seinem Vaterschoße ruht, als Besitz zum ewig wonnigen Besitz hingibt, so begreifen wir, wie das übernatürliche Leben der Kreatur das mit dem göttlichen vollkommen parallele und ähnliche ist.

Aber so lange die Seele noch nicht bis zum vollkommenen Besitz Gottes und zur gänzlichen Vereinigung mit ihm vorgedrungen ist, so lange sie noch nicht die volle Kraft erlangt, die göttliche Thätigkeit in sich nachzubilden, muß sie sich um nach dieser Vollkommenheit zu streben, an die göttliche

Thätigkeit selbst anlehn, auf diese sich stützen, d. h. sich von dieser erst anfassen und umfassen lassen, um dadurch weiter entfaltet und in sie selbst erst gänzlich umgebildet zu werden.

Dies geschieht denn zunächst im Glauben und Hoffen oder Vertrauen, denn so lange jene Vereinigung noch nicht herbeigeführt ist, wird uns die Wesenheit Gottes erst durch ihre Thätigkeit, mit der sie auf uns einwirkt, zugemittelt, und in der Weise vermittelt, daß wir uns zunächst an die Erkenntniß, die Gott von sich hat, im Glauben anschließen und so vermöge dieser ihm anhangen, bis sein Wesen selbst Objekt unsrer Anschauung wird; und daß durch die göttliche Macht, die wir wahrnehmen, das Vertrauen und Hoffen auf den einstigen und vollen Besitz Gottes in uns wachgerufen und unterhalten wird! Beides geschieht in der historischen Offenbarung; in dem Worte erhalten wir die Erkenntniß, in der That derselben, die ein Wunder ist, erfahren wir seine Macht!

So lange also die übernatürliche Thätigkeit in uns noch unvollkommen und potentiel ist, wird sie durch die göttliche Thätigkeit ergänzt und im Anschluß an sie erst vollkommen entwickelt.

Das Gesagte gilt indeß nicht auch in Bezug auf die Liebe; die Natur dieser bringt es mit sich, daß sie auch hier schon substantiell vollkommen ist; denn sie ist nicht durch die Gegenwart des geliebten Gegenstandes, als wie vielmehr durch dessen innere Güte, mit der ihre eigene Natur verwandt sein muß, bedingt. Und darum begreift es sich, sagt der Verfasser, daß die caritas viae und die caritas patriae der Substanz nach ganz und gar dieselbe sei, da wir ja in der Kindschaft Gottes jene Verwandtschaft schon besitzen und nur der Beschaffenheit nach jene von dieser in so weit verschieden ist, als die Kindschaft Gottes selbst in diesem Leben noch nicht in ihrem vollen Glanze hervortritt und darum auch die volle, innige, ungehörte Vereinigung in der ganzen Süßigkeit des Genusses noch

nicht stattfindet. Und darum sagt auch der Apostel: die Liebe bleibt (wird nicht aufgehoben, sondern nur vollendet); der Glaube aber und die Hoffnung werden aufgehoben.

So ergibt sich dem Verfasser schließlich als Resultat seiner Betrachtung der übernatürlichen Thätigkeit im Allgemeinen, daß sie in *statu patriae* eine vollkommene ist, „welche die Thätigkeit Gottes ganz in sich nachbildet und daher mit ihr ein Motiv hat,“ in *statu viae* aber eine unvollkommene, welche sich noch an diese Thätigkeit Gottes anlehnt, von ihr getragen wird und sie selbst zum Motiv hat.“

a. Der Glaube.

Nun geht der Verfasser zur Darstellung der übernatürlichen Akte im Besonderen über und handelt zuerst vom Glauben.

Von diesem wird in der heiligen Schrift und bei den Vätern, sowie in der Kirche stets in der erhabensten Sprache geredet; er wird das kostbarste Geschenk des Himmels für den Menschen, eine neue Schöpfung auf Grund der alten, ein wunderbares Licht in der Finsterniß dieses Lebens, er wird geradezu eine *anticipatio* der *visio beatifica*, durch die wir zu der Gott eignethümlichen Erkenntniß selbst erhoben werden, genannt.

Unserer Zeit sei solche Ausdrucksweise unverständlich, meint der Verfasser, und sieht den Grund zum Theile in der herrschenden rationalistischen Anschauung und dann im Mangel an scharfer Bestimmung des Begriffes von Glaube. Darum ist ihm zunächst um diese genaue Bestimmung zu thun, was allerdings seine Schwierigkeiten habe, weil das *Übernatürliche* des Glaubens erst recht begriffen wird, wenn er sich im Zustande der Vollendung als Anschauung darstellt; in diesem Leben ist nämlich die übernatürliche Erkenntniß, die wir durch ihn erhalten, durch die Natur noch zu sehr verdunkelt.

Glaube wird im mehrfachen Sinne verstanden. Der Etymologie nach bezeichnet er — denn das lateinische fides hängt mit fidere, trauen, sich stützen auf etwas, wie das deutsche Trauen zusammen — im Allgemeinen die Ruhe und Sicherheit in irgend einer Erkenntniß, namentlich in wie ferne diese Erkenntniß die Stütze von einer andern, aus ihr abgeleiteten und auf ihr ruhenden Erkenntniß ist; näher dann bezeichnet Glaube „jene Ruhe und Sicherheit im Erkennen, die ein Geist gewinnt, wenn er sich auf die Erkenntniß eines andern Geistes stützt, sich ihm anvertraut (ei se credit) und so sein eignes Licht durch das Licht eines Andern gewissermaßen ergänzt und ersetzt.“

Und dies kann in doppelter Weise geschehen, einmal, daß das Licht des Einen, dem er sich anvertraut, niemals auf ihn selbst übergeht, während es ihn erleuchtet, oder daß auch dieses nach und nach, wie es zwischen Lehrer und Schüler der Fall ist, auf den Glaubenden übergeht; dann wird der Schüler, der anfangs die Wahrheit nur auf das Wort des Lehrers annimmt, ohne selbst noch einen Einblick in sie zu haben, ganz in die Erkenntniß des Lehrers eingeführt und nimmt sie selbst in sich auf. „In diesem letzteren Sinne ist der Glaube, durch den wir Gott (Deo) glauben und uns ihm gläubig hingeben, um unsre Erkenntniß mit der seinigen zu vereinigen, an sie anzuschließen und dadurch derselben einstens vollständig theilhaftig zu werden, die theologische und absolut übernatürliche Tugend.“

Als diese theologische Tugend ist der Glaube dann nicht mehr bloß einfache Gewissheit in Betreff einer Erkenntniß durch Unterwürfigkeit unter irgend eine Autorität (per assensum), er ist vielmehr die Vereinigung der Intelligenz des Glaubenden mit jener der Autorität durch den consensum, durch Einstimmen in deren Erkenntniß, wodurch der Glaubende zu dieser Erkenntniß selbst erhoben wird.

Durch dieses Moment (den consensum) unterscheidet sich der christliche Glaube von dem eines Teufels, der zwar einen

Glauben, aber nicht mehr als übernatürlichen *Act* zu erzeugen vermag. Der Dämon nimmt eben nur die Thatsache der Offenbarung als nicht wegzuläugnende Prämisse für die Wahrheit ihres Inhaltes an, wie wir die Strahlen der Sonne als Zeugen ihres Aufganges betrachten; aber es findet kein eigentlicher Anschluß der Intelligenz des Dämon an die des offenbarenden Gottes statt; es fehlt eben der *consensus*.

Diesen vermag der Mensch aus eigener Kraft nicht zu setzen, und darum bleibt ohne diese Einstimmung der Glaube nur menschlicher. Wenn er auch „nach natürlichen Gesetzen den Entschluß fassen muß,“ sich dem Urtheile Gottes zu konformiren und anzuschließen und die Vernunft zur Unterwerfung zu zwingen, aus Thatsachen der Offenbarung ihre Wahrheit anzuerkennen: es ist das doch kein Glauben „sicut oportet ad vitam aeternam;“ denn sein Glauben ist immer bloß die Unterwerfung der Kreatur ihrem Schöpfer, des Knechtes seinem Herrn gegenüber, nicht aber „die Vereinigung und der immer engere Anschluß seiner Erkenntniß an die göttliche, wodurch die Kreatur unmittelbar und unbeschränkt sich mit der göttlichen Erkenntniß verbindet und so in dieselbe eingeführt würde, daß sie bald dieselbe auch in ihrer eigenthümlichen Klarheit aufnehmen soll.“

Während der menschliche Glaube immerhin Einstimmung in die göttliche Wahrheit ist, durch diese hervorgerufen, aber so, daß er sich dabei doch nur auf seine natürliche Erkenntnißkraft, auf das natürliche Licht der Vernunft stützt, aber dabei der Gottheit nicht näher tritt, sondern nur ihre Erhabenheit unserer Natur gegenüber, ohne sie zur eigenen zu machen, anerkennt: ist der göttliche Glaube vielmehr Theilnahme an dem spezifisch göttlichen Lichte, welches ihm mitgetheilt wird, um in ihm die göttliche Wahrheit zu erkennen, damit diese dann gewissermaßen als spezifisches Motiv und als die bestimmende Ursache den Geist zu der ihm eigenen Erhabenheit und lichtvollen

Klarheit emporhebt. Er ist von der unmittelbaren Anschauung etwa so unterschieden, wie die Morgenröthe der Sonne von ihrem vollen Mittagsglanze, zu dem er sich im Jenseits entfalten wird.

Darum genügt aber zum theologischen Glauben die äußere Offenbarung nicht allein, vielmehr ist eine innere Offenbarung als mystischer Akt nothwendig erforderlich; diesen aber kann die Natur aus sich absolut nicht leisten, weil bei der Einstimmung in die göttliche Wahrheit diese selbst als unmittelbar und ausschließlich wirkendes Motiv gefordert wird; denn die göttliche Erkenntniß (objektiv) kann nur in so ferne von der Seele aufgenommen werden, als sie selbst schon im Lichte dieser Erkenntniß erkennet und schauet, zunächst im lumen fidei, wo es gilt, sich vorbereitend auf die Stufe des göttlichen Wissens zu erheben, bis es dann in das lumen gloriae übergeht, das nichts anders als die Gegenwart der Wesenheit Gottes selbst ist, in welcher die Seele diesen schaut.

Man fürchte nicht, daß durch diese innere Offenbarung (internus quasi auditus Dei loquentis in auribus cordis a Deo apertis) etwa die äußere Offenbarung überflüssig gemacht oder das reflexive Bewußtsein der erhaltenen inneren Offenbarung im Subjekte verhindert werde, jenes nicht, weil das lumen internum gerade die Bestimmung hat, die äußere Offenbarung innerlich verständlich zu machen; dieses nicht, weil der Glaubensakt vom Menschen nur mit Freiheit vollzogen werden kann und dieser sich über seine Pflicht, die Offenbarung im gegebenen Falle anzunehmen, klar sein muß.

Der Glaubensakt als die innige Vereinigung unsrer Seele mit der göttlichen Erkenntniß vollzieht sich hiemit in drei Momenten, die in der heiligen Schrift: auditus, revelatio interna und tractio patris genannt werden; denn erstlich „gibt sich Gott durch das lumen fidei einmal in der Seele unmittelbar kund als der, der zu ihr spricht, dann zieht er sie durch dasselbe zu

sich hinauf, um seine eigene Ruhe und Unfehlbarkeit mitzutheilen, und so endlich seine Wahrheit ihr in höherer Weise verständlich zu machen.“

Und so ist im Glauben der Grund (Formalobjekt) und Motiv die göttliche Erkenntniß selbst; sie ist das Ziel, nach welchem er sich hinbewegt, und zugleich selbst das treibende Moment darnach.

Darum kommt dem Glauben auch Unfehlbarkeit zu, weil er wirklich und unmittelbar auf die göttliche Wahrheit als solche sich gründet; das will sagen, es kann keinen Akt geben, der nicht wesentlich wahr ist, während jener Glaube, von dem wir sagten, daß er aus der Natur hervorgehen könne, nicht wesentlich wahr und unfehlbar sein muß. Hier ist ja Grund und Motiv zunächst das Urtheil der Vernunft, diese aber kann irren. Anders aber beim Glauben, in welchem der Geist nicht seinem eigenen Lichte, sondern dem Lichte und Zuge der göttlichen Wahrheit selbst folget, die nicht irret und darum auch den Glauben nicht irre führen kann.

Die Gewißheit des Glaubens ist demnach eine solche, daß sie nicht nur die Gewißheit der durch die Vernunft erkannten Zeichen der äußeren Offenbarung himmelweit übersteigt, sondern selbst die der evidentesten und ersten Wahrheiten der Vernunft ohne Vergleich übersteigt. Doch ist diese Gewißheit begreiflich nur eine objektive, nicht aber auch eine subjektive, d. h. der einzelne Mensch, welcher den Glauben hat, kann allerdings an den Glaubenswahrheiten selbst zweifeln oder daran irren (bona fide und deshalb salva fide divina); im letzteren Falle wirkt dann das Licht des Glaubens nicht mit, und durch den Zweifel wird es sogar ausgelöscht. Der Grund dieser Möglichkeit liegt darin, daß in statu viae die Natur von der Nebernatur noch nicht gänzlich durchdrungen ist und sie sich dieser gegenüber immer noch selbst geltend machen kann.

Aus dieser Darstellung des Glaubens ergibt sich dem Verfasser schließlich, daß der Glaube mit der visio beatifica sowohl

den Hauptgegenstand der Erkenntniß, nämlich Gott, wie auch die Art und Weise dieser Erkenntniß, (objectum materiale und ratio formalis, sub qua objectum cognoscitur) gemein hat. Auch das Natürliche kann für den Glauben Objekt übernatürlicher Erkenntniß werden, in wie ferne wir es nicht mehr dann in seiner Erscheinung, sondern in seinem Ursprunge und Ziele, in seinem Hervorgehen aus Gott und der Verbindung mit Gott erkennen.

So werden dem Menschen durch den Glauben die übernatürlichen Gegenstände ebenso ähnlich und verwandt, wie die natürlichen Gegenstände durch das Licht der Vernunft uns ein- und nachgebildet, somit ähnlich und verwandt werden.

Und so ist der Glaube also übernatürlich in seinem Ursprunge aus dem göttlichen Lichte, übernatürlich in seinem inneren Motive, der göttlichen Wahrheit, der er sich in ihrer eigenthümlichen Erhabenheit und Unfehlbarkeit anschließt, übernatürlich in seiner Vollendung, nach der er strebt, welche nichts anderes ist, als die *visio beatifica*; übernatürlich wie diese und darum göttlich, eine Theilnahme an der Gott eigenthümlichen Erkenntniß.“

(Fortsetzung folgt.)

Welche Kirche kann in Wahrheit „evangelisch“ genannt werden?

Wir haben bereits in einem früheren Aufsäze¹⁾ nachgewiesen, wie der Name „evangelische Kirche“, den man von gewisser Seite in unseren Tagen so sehr im Munde zu führen beliebt, auf dem Gebiete des Protestantismus wenig mehr als

¹⁾ 19. Jahrgang. 2. Heft. S. 222—248.

den Gegensatz zur katholischen Kirche ausdrückt, ohne einen bestimmten positiven Begriff in sich zu schließen und wir haben daselbst gleichfalls der Etymologie gemäß im Allgemeinen jene Kirche als die evangelische bezeichnet, welche die frohe Heilsbotschaft Christi fortsetzt und als solche von der heiligen Schrift bezeugt wird. Im gegenwärtigen Aufsatz wollen wir nun näher auf die Sache eingehen und darzuthun suchen, wie die Kirche beschaffen sein müsse, welche in Wahrheit sollte „evangelisch“ genannt werden können.

Das Adjektiv „evangelisch“ stammt von dem Substantiv „Evangelium,“ dieses aber, das seiner Etymologie nach (εὐ α γγέλλω) gute Nachricht, frohe Botschaft bezeichnet, wird in den neutestamentlichen Schriften, in denen es 75 Mal vorkommt, besonders gebraucht zur Bezeichnung der frohen Botschaft κατ’ ε γονον, nämlich der durch Christus bewirkten Erlösung der Menschheit, des durch Christus dem Menscheneschlechte erworbenen ewigen Heiles. So spricht z. B. der Apostel Paulus von einem *evangelium gratiae Dei*,¹⁾ *evangelium salutis vestrae*,²⁾ *evangelium pacis*.³⁾ Petrus bezeichnet speziell als das *verbum evangelii*: „per gratiam Domini Jesu Christi credimus salvari.“⁴⁾ Und eben diese Grundlehre hebt Paulus besonders im Briefe an die Galater⁵⁾ der Doctrin der Judäisten gegenüber als die „*veritas evangelii*“ hervor.

Sodann wird jedoch im Allgemeinen alles, was Christus zum Heile der Menschheit gelehrt und gethan hat, also die ganze Offenbarung und Thätigkeit Christi, und insbesonders sein Tod und seine Auferstehung, unter dem Ausdruck „*Evangelium*“ inbegriffen, und dies mit vollem Rechte, da ja alles, was Christus gelehrt und gethan, und insbesonders sein Tod am Kreuze und seine Auferstehung auf die Verwirklichung

¹⁾ *Akt. 20, 24.* ²⁾ *Eph. 1, 13.* ³⁾ *Eph. 6, 15.* ⁴⁾ *Akt. 15, 7. 11.*

⁵⁾ 2, 5. 14. cf. Neithmayr, Kommentar zum Galaterbriefe ad hunc locum.

des Heiles der Menschen abzielte und somit alle Lehren und Thaten Christi und besonders sein Kreuzestod und seine Auferstehung von den Todten für die Menschen eine frohe Botschaft, ein Evangelium waren und fort und fort sein werden. So bezeichnet Christus selbst seinen Tod als „dieses Evangelium,“ das in der ganzen Welt wird verkündet werden;⁶⁾ desgleichen nennt Christus selbst die eschatologische Prophetie, die er eben gemacht hatte und die einen wesentlichen Theil des Evangeliums bildet, „evangelium hoc.“⁷⁾ Ebenso hebt Paulus im ersten Briefe an die Korinther⁸⁾ als das „evangelium quod praedicavit et quod notum facit,“ das Dogma von der Auferstehung Christi und der damit zusammenhängenden allgemeinen Auferstehung hervor, und ist auch öfter⁹⁾ die Rede von dem „evangelium regni (Dei),“ welches alles in sich begreift, was Christus in seinem von ihm gestifteten Reiche hinterlegt hat.¹⁰⁾ In eben diesem Sinne gibt ferner Christus den Aposteln den Auftrag, das Evangelium allen Kreaturen zu verkünden¹¹⁾ welcher Auftrag nach Matthäus¹²⁾ sich auf alles bezieht, was er ihnen mitgetheilt hatte, und so meint es wohl auch der Apostel, wenn er sagt, er sei berufen zur Verkündigung des Evangeliums Gottes,¹³⁾ wenn er redet von seinem Evange-

⁶⁾ Matth. 26, 13.

⁷⁾ Matth. 24, 14. Cf. Bisping comment. in Matth. ad hunc locum.

⁸⁾ cap. 15.

⁹⁾ Matth. 4, 23. 9, 15, Mar. 9, 14.

¹⁰⁾ Patricius bemerkt in seinem Kommentar in Marc. zu 1, 14: praedicans evangelium regni Dei, hoc est bonum nuntium afferens instare jam regum Dei simulque ea praecipiens ac docens, quae ad hujus regni constitutionem perlinerent quaeque servanda agendaque ab iis essent, qui sub hoc regno futuri erant.

¹¹⁾ Mar. 16, 15. Patricius bemerkt l. c. dazu: Ea videl. quae credere atque agere necesse est ad aeternam salutem consequendam eaque quae ipse Christus docuerat atque egerat.

¹²⁾ 28, 20.

¹³⁾ Röm. 1, 1. Neithmayr bemerkt in seinem Kommentar zum Römerbriefe z. d. St.: „εὐαγγέλιον, eigentlich das Botenlohn für eine Freudennachricht“

lium,¹⁴⁾ das er von Christus erhalten und das er verkündet, wenn er vor denen warnt, die ein anderes Evangelium verkünden,¹⁵⁾ die das Evangelium verkehren,¹⁶⁾ wenn er sagt, er habe sein Evangelium zu Jerusalem den Aposteln vorgelegt, damit er nicht in's Leere und Nutzlose laufe.¹⁷⁾ Aber gewisser Maßen selbst eine Definition des „Evangeliums“ gibt uns dieser selbe Apostel und zwar ad Röm. 1, 16. Wie nämlich Reithmayr in seinem Kommentar zu dieser Stelle sagt, so „hat Origenes nicht Unrecht, wenn er den Satz: „δύναμις γὰρ Θεοῦ ἐστιν εἰς σωτηρίαν πάντι τῷ πιστεύοντι Ἰουδαίῳ τε πρῶτον καὶ Ἑλλήνι“ für eine Definition des Evangeliums ansieht. Das Evangelium wird aber da bezeichnet als eine von Gott ausgegangene Veranstaltung, deren Zweck die σωτηρία ist; das Evangelium als δύναμις τοῦ Θεοῦ εἰς σωτηρίαν ist demnach göttliche Heilsanstalt, Rettungs- und Erlösungsanstalt vom geistigen Verderben, näher

(II. Reg. 4, 10.) dann metonymisch diese selbst, bezeichnet hier im objektiven Sinne den Inbegriff der ganzen christlichen Heilsbereitung in Christo, da in den folgenden Versen 3—4 sogleich als der Inhalt näher bezeichnet wird „die Persönlichkeit des Mensch gewordenen Sohnes Gottes nach den Hauptmomenten seiner Erscheinung.“

¹⁴⁾ Röm. 2, 16, 16, 25 sc. Zur ersten Stelle bemerkt Reithmayr l. c.: „Dieser Ausdruck sagt sicherlich nichts anderes, als nach der mir aufgetragenen Lehre oder laut des Evangeliums, daß mir geoffenbart. Tertullian beruft sich auf diese Stelle dem Marcion gegenüber, daß der im Evangelium verkündigte Gott der Richter mit dem Weltschöpfer ein und derselbe ist, daß derselbe, der gnädig sei, auch zürne, und der uns Verzeihung anbiete, auch Strafe — ein Satz, der ebenso Luther und Lutheranern gegenüber herausgestellt werden darf, welche über der Freudenbotschaft der Gnade im Evangelium, den ebenso strengen Weltrichter vergessen und ihrer Glaubenstheorie zu Liebe in den Hintergrund gebrängt haben.“

¹⁵⁾ Galater 1, 6. ¹⁶⁾ Galater 1, 7.

¹⁷⁾ Galater 2, 2. Hierzu sagt Reithmayr in seinem Kommentar zum Galaterbrief: „Ein Rennen ins Leere und Nutzlose war die Mühe des Paulus, wenn die unter den Heiden gestifteten Kirchen nicht im Besitze der heilbringen den Wahrheit, wenn die durch ihn zum Anteil am Reiche Gottes Berufenen wegen eines wesentlichen Defektes der Heilsbedingnisse ausgeschlossen waren und blieben.“

vom geistigen Tode und Versezung in den Frieden mit Gott und den Genuss der den Menschen ausheilenden und beseligen- den Gnade; aber nicht unbedingt ist das Evangelium eine Heil- wirkende Gotteskraft, sondern unter dem Vorbehalt der Annahme durch Glauben, im übrigen aber für Jeden, welchem Volke er auch angehören möge.“

Der Ausdruck „Evangelium“ schließt also nach dem Ge- sagten sowohl den Zweck in sich, warum Christus in diese Welt gekommen, als auch die Mittel, durch welche dieser Zweck er- reicht werden kann und soll, nämlich alles, was Christus ge- lehrt und vollbracht und angeordnet als dasselbe, wodurch die Menschen zu ihrem ewigen Heile wirklich gelangen könnten und sollten; und je nach den Umständen tritt in den neutestamentlichen Schriften das eine oder das andere Moment mehr in den Vordergrund. So z. B. wird auf den Zweck zu- nächst und vorzugsweise hingedeutet, wenn Christus sagt, daß derjenige reichlichen Lohn erhalten, welcher seinetwegen und wegen des Evangeliums alles verlasse,¹⁸⁾ und daß der, welcher sein Leben verliere seinetwegen und wegen des Evangeliums, es retten werde,¹⁹⁾ und wenn der Apostel sagt, er thue alles des Evangeliums wegen, damit er desselben theilhaftig werde,²⁰⁾ oder wenn derselbe Apostel die Kolosser ermahnt, fest und unbeweglich in der Hoffnung des Evangeliums zu bleiben:²¹⁾ so wird das letztere Moment (die Heilsmittel) mehr hervorgehoben, wenn Christus ermahnt, Buße zu thun und dem Evangelium zu glau- ben,²²⁾ wenn der Apostel unter Anderm sagt, daß nicht alle dem Evangelium gehorchen,²³⁾ daß er kommen werde in der Segens-

¹⁸⁾ Mark. 8, 35. ¹⁹⁾ Mark. 10, 29. ²⁰⁾ 1. Cor. 9, 23. ²¹⁾ Koloss. 1, 23. ²²⁾ Mark. 1, 15.

²³⁾ Röm. 10, 16. 2. Thess. 1, 8. Zur erstenen Stelle bemerkt Neith- mayr in seinem Kommentar zum Römerbriefe: „Der Apostel fährt, nachdem er dargethan, wie von göttlicher Seite Anstalt getroffen worden, um allen Gla-uben und Heil möglich zu machen, in der Darstellung fort: Aber es sind nicht in derselben Weise, wie Gott allen zuvorgekommen, ihm auch alle entgegen- gekommen.“

fülle des Evangeliums Christi,²⁴⁾ daß er durch das Evangelium die Korinther gezeugt habe.²⁵⁾

Da aber eben Christus es ist, in dem der Mensch allein selig wird,²⁶⁾ also eben Christus der Zweck und das Ziel des Menschen ist,²⁷⁾ und da es wiederum Christus ist, durch den allein der Mensch selig wird, der einzige und allein der Mittler ist zwischen Gott und den Menschen²⁸⁾ und der einzige und allein dem Menschen die Mittel verschafft hat, die ihn zu seinem Ziele führen können, so erscheint „Evangelium“ geradezu synonym mit „Christus“; daher stellt auch der Apostel den Ausdruck „anderer Christus“ parallel mit „anderes Evangelium“,²⁹⁾ und wenn er anderswo³⁰⁾ sagt: „bei welchen der Gott dieser Welt verbendet hat den Sinn der Ungläubigen, daß ihnen nicht strahle die Erleuchtung des Evangeliums der Herrlichkeit Christi, welcher ist Gottes Ebenbild,“ so sagt er im folgenden Verse geradezu: „denn wir verkündigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christum, unsern Herrn.“ Ebenso spricht der Apostel öfter von dem „Evangelium Christi“;³¹⁾ und wenn Markus³²⁾ schreibt: „Wenn jemand meinetwegen und wegen des Evangeliums sein Leben verliert u. s. w., so heißt es bei Matthäus³³⁾ einfach: „Wer sein Leben meinetwegen verliert, wird es finden,“ und ebenso bei Lukas:³⁴⁾ „Wer sein Leben meinetwegen verliert, wird es retten.“

²⁴⁾ Röm. 15, 29. Celsus sagt in seinem Kommentar zum Römerbriefe zu dieser Stelle: „Scio meum adventum vobis allaturum esse magna incrementa fidei vestrae et donorum Spiritus sancti.“

²⁵⁾ 1. Kor. 4, 15. ²⁶⁾ Aft. 4, 12.

²⁷⁾ Christus ist sowohl das nächste Ziel des Menschen, in so ferne dieser nur in Christus das findet und erhält, was ihn zu seinem ewigen Heile führt und ihn dazu befähigt; er ist auch das entferntere Ziel des Menschen, das ewige Heil selbst, insofern Christus wahrer Gott ist, in dessen Schauen und Genießen das ewige Heil, die ewige Glückseligkeit wesentlich gelegen ist.

²⁸⁾ 1. Tim. 2, 5. ²⁹⁾ 2. Kor. 11, 14. ³⁰⁾ 2. Kor. 4, 4.

³¹⁾ a. a. D. Röm. 15, 19. Im folgenden Verse heißt es geradezu: „So aber predigte ich dieses Evangelium, nicht wo Christus schon verkündet worden.“ ³²⁾ 10, 29. ³³⁾ 10, 39. ³⁴⁾ 9, 24.

Nebenbei sei endlich noch bemerkt, daß in den Schriften des neuen Testamentes der Ausdruck „Evangelium“ metonymisch öfter im Sinne von „Verkündigung des Evangeliums“ vorkommt,³⁵⁾ und daß die Schulsprache das Wort „Evangelium“ als vorherrschende Bezeichnung des geschichtlichen Theiles der Offenbarung gebraucht, welch letzterer Begriff des Evangeliums der heiligen Schrift fremd ist, in welchem Sinne aber die Schule die vier ersten Bücher des neutestamentlichen Kanons Evangelien und ihre Verfasser Evangelisten nennt.³⁶⁾

Haben wir demnach hiemit die Bedeutung des Wortes „Evangelium“ nach dem neutestamentlichen Sprachgebrauche bestimmt, so wird sich nunmehr leicht ableiten lassen, in welchem Sinne der Ausdruck „Evangelische Kirche“ nach neutestamentlichem Sprachgebrauche, also im Sinne Christi und der Apostel zu verstehen und zu nehmen sei, und wie die Kirche beschaffen sein müsse, damit sie in Wahrheit sollte evangelisch genannt werden können.

Da ergibt sich denn vor Allem, daß die evangelische Kirche nur eine *Instaltskirche*³⁷⁾ sein könne, ein Institut also, das gleichfalls eine frohe Botschaft Gottes an die Menschen ist, das denselben Zweck hat wie Christus, nämlich die Menschen zu ihrem ewigen Ziele, zur ewigen Glückseligkeit zu führen, und das um diesem Zwecke zu entsprechen auch mit den nothwendigen Mitteln ausgerüstet und ausgestattet ist. Die „evangelische Kirche“ bezeichnet demnach nichts Geringeres, als das Organ, das nach dem Hingange Jesu Christi zu seinem himmlischen Vater, dessen Erlösungswerk auf Erden bis an das Ende der Zeiten fortführen soll³⁸⁾ und, weil von Christus, dem Sohne

³⁵⁾ a. a. O. 2. Kor. 2, 12. 8, 13. Gal. 2, 7. Phil. 2, 5. 22.

³⁶⁾ cf. Kirchenlexikon von Weizner und Welte ad vocem „Evangelium“.

³⁷⁾ Vergleiche 2. Heft. S. 229, 230, 231.

³⁸⁾ „Die Kirche hat,“ so sagt selbst ein Protestant in Hengstenberg's Evangelischer Kirchenzeitung, „die Aufgabe, ihre Glieder zu heiligen, die Welt zu belehren und die Verklärung Christi auf Erden zu erwirken. Sie ist nicht

Gottes, dazu gestiftet, dieses auch zu leisten vermag; sie bezeichnet nichts anderes, als den sichtbar hier auf Erden fortlebenden Christus, d. i. die lebendige Fortsetzung Jesu Christi, seine sichtbare Stellvertretung hier auf Erden, nachdem er selbst zu seinem himmlischen Vater zurückgekehrt.³⁹⁾

Daraus ergibt sich sodann weiters von selbst, daß die „evangelische“ Kirche, sowie Christus Prophet (Lehrer), Priester und König ist, daß selbe dreifache Amt, das Lehramt, das priesterliche und königliche Amt besitzen müsse⁴⁰⁾ und daß in ihr jene göttliche Wahrheit und jene Gnadenmittel hinterlegt sein müssen,⁴¹⁾ welche dem Menschen zur Erreichung seines Ziels durchaus nothwendig sind.

„blos gesammelte Gemeinschaft, sondern sammelnde Anstalt und zwar soll sie nicht Einzelne sammeln, auch Völker und Reiche soll sie sich einverleiben und dadurch zu christianistren suchen.“ (Jg. 1863. S. 288.)

³⁹⁾ Dieses Verhältniß der Kirche zu Christus deutet übrigens der Apostel an, wenn er die Kirche den Leib Christi nennt (Coloss. 18—21. Eph. 1, 23. Eph. 4, 12. 5, 23 ect.) und gemäß dieses Verhältnisses ist die Kirche Möhler (Symbolik. Bd. 2. Kap. 5, §. 36 fsg.) und anderen Theologen nach ihm gleichsam eine Fortsetzung der Menschwerbung Christi und zwar nach dem Beispiele der heiligen Väter, da z. B. der heilige Athanasius in libr. De Incarnit. §. 21 schreibt: „Et cum Petrus dicat: Certissime sciat ergo omnis domus Israel quia et Dominum eum et Christum fecit Deus, hunc Jesum, quem vos crucifixistis: non de divinitate ejus dicit, quod Dominum ipsum et Christum fecerit, sed de humanitate ejus quae est universa ecclesia, quae in ipso dominatur et regnat, postquam ipse crucifixus est: et quae ungitur ad regnum coelorum, ut cum illo regnet, qui se ipsum pro illo exinanivit et qui induita servili forma ipsam assumit.“ — Auch Protestanten, wie der Marburger Professor Dr. Vilmar, betrachten die Kirche als die Fortsetzung der Inkarnation, als die Möglichkeit der Fortpflanzung der Gewissheit der Seligkeit durch Christus. Die Kirche ist diesem daher eine reale Objektivität und sichtbare Anstalt, eine Sakramentskirche. (Jörg, Geschichte des Protestantismus in seiner neuesten Entwicklung; 1. Bd. S. 34.)

⁴⁰⁾ Auch der Protestant Vilmar definiert das geistliche Amt als die lebendige und leibhafte Fortsetzung des Amtes des Erlöfers. (Jörg 1. c. 1. Bd. S. 34.)

⁴¹⁾ In der Gemüthslese des einfachen protestantischen Volkes, sagt Jörg, existirt heute noch in ununterbrochener Tradition die instinctive Idee von einer durch Christus in seiner Kirche gestifteten Realität allartiger Gnaden und gei-

Dieses Ziel besteht ja eben in der Vereinigung mit Gott, in dem allein des Menschen Herz Ruhe und wahre Glückseligkeit findet,⁴²⁾ welche Vereinigung, da sie dem sittlichen Charakter des Menschen gemäß nur eine sittliche sein kann, sich in dem sittlichen Vermögen des Menschen vollzieht, also in der Erkenntniß Gottes und dessen Verehrung, oder mit einem Worte in der Religion, besteht. Zudem hatte Gott in seiner unendlichen Liebe den Menschen zu einer noch innigeren Vereinigung mit sich in seiner übernatürlichen Anschauung bestimmt⁴³⁾ und ihn demgemäß durch eine höhere Kenntniß⁴⁴⁾ und durch eine besondere Heiligkeit⁴⁵⁾ zu diesem übernatürlichen Ziele befähigt. Doch der Mensch blieb seinem Gott nicht getreu, sondern verfiel der Sünde⁴⁶⁾ und ging daher jener Erkenntniß und Heiligkeit verlustig, und wäre auf ewig der Herrschaft des Teufels, der ewigen Verdammnis versunken, wenn nicht Gott in seiner Erbarmung seinen eingeborenen Sohn selbst, Christus Jesus, in die Welt gesandt hätte, der in sichtbarer Menschengestalt als der erste und höchste Prophet,⁴⁷⁾ als der wahre göttliche Lehr-

stiger Kräfte, nur daß der Volksinstinkt den Besitz dieses Schatzes nicht bei seiner eigenen, sondern bei der katholischen Kirche voraussetzt. — So macht sich in leiblichen und seelischen Krankheiten, in schweren Leiden und Ausliegen dieser Zug nach der realen Objektivität der katholischen Heilsgüter geltend; neuestens hat auch ein württembergischer Psycholog es als einen besonders merkwürdigen Umstand hervorgehoben, daß bei Seelenkrankheiten und dämonischen Besitzungen die Leute nach einer festen Konstanten Erscheinung, auch wenn sie der protestantischen Konfession angehören, behufs ihrer Heilung in katholische Kirchen gebracht zu werden wünschen. 1. c. Bd. 1. S. 404.

⁴²⁾ Augustin Confess. I. 1. c. 1.

⁴³⁾ Scimus, quoniam cum apparuerit, similes ei erimus: quoniam videbimus eum, sicut est. 1. Joan. 3, 2. Videmus nunc per speculum in aenigmate: tunc autem facie ad faciem. Nunc cognosco ex parte: tunc autem cognoscam, sicut et cognitus sum. 1. Kor. 13, 12.

⁴⁴⁾ Eccl. 17, 6. cf. Gen. 2.

⁴⁵⁾ Gen. 1, 26. Eccl. 7, 30. Ephes. 4, 23. 24. Kol. 3, 9. 10.

⁴⁶⁾ Gen. 3.

⁴⁷⁾ Deut. 18, 15 flq.

meister⁴⁸⁾ der verirrten Menschheit wieder den rechten Weg zu ihrem Ziele, zu Gott, zeigte; ⁴⁹⁾ der als der ewige Hohepriester⁵⁰⁾ sich selbst auf dem Altar des Kreuzes zur Sühnung für die Menschheit hinopferte,⁵¹⁾ derselben dadurch den Himmel wieder eröffnete und alle die Gnaden erwarb, durch welche im einzelnen Menschen die Sünde wirklich getilgt, derselbe heilig und gerecht und der Vereinigung mit Gott wieder würdig werden kann; und der als der wahre König der Gerechtigkeit⁵²⁾ die Menschen zu einem wahren Gottesreiche berief, in das dieselben, da ihnen als sittlichen Wesen die Erlösung ohne entsprechende sittliche Thätigkeit von ihrer Seite nicht wirklich zu Theil werden kann, durch gläubige Annahme der göttlichen Wahrheit⁵³⁾ und durch eine von einer entsprechenden Mitthätigkeit ihrerseits bedingte Aneignung der göttlichen Gnade⁵⁴⁾ eintreten; in dem sie demgemäß durch Glaube, Hoffnung und Liebe innerlich mit Gott und durch entsprechende äußere Verthätilgung auch äußerlich untereinander verbunden sein sollten.

Doch Christus sollte nicht immer als Mensch hier auf Erden weilen, er mußte durch seinen Tod am Kreuze die sündige Menschheit entsühnen und so in seine Herrlichkeit eingehen.⁵⁵⁾ Andererseits verlangt es aber die sinnfällige Natur des Menschen, daß demselben eben nur in sinnfälliger Weise das Heil zugemittelt werde⁵⁶⁾ und darum sorgte Christus für eine sicht-

⁴⁸⁾ Matth. 23, 10. Ioan. 13, 13—14.

⁴⁹⁾ Mark. 12, 14. Euf. 21, 21. Ioan. 14, 6. ⁵⁰⁾ Ps. 109, 4.

⁵¹⁾ Hebr. Cap. 9. u. 10. Röm. Cap. 3. und 5. und a. a. D.

⁵²⁾ Gen. 14, 18 col. Ps. 109, 4. ⁵³⁾ Mark. 1, 15. 16, 16. a. a. D.

⁵⁴⁾ Matth. 4, 17. Mark. 1, 15. Akt. 2, 38. a. a. D. ⁵⁵⁾ Euf. 24, 26.

⁵⁶⁾ „Wenn das Heil,“ so sagt selbst eine protestantische Stimme in der Evangelischen Kirchenzeitung von Hengstenberg, „ohne äußerliche Mittel uns zu Theil würde, so wäre der beständige Zweifel an der Erlangung des Heiles unabweglich, da eine bloß innerliche Heilswirkung sich niemals mit voller Sicherheit von eingebildeten Heilsfahrungen unterscheiden ließ, während der Mensch an der Wirklichkeit der äußerlichen Heilmittel nicht zweifeln kann. Auch entspricht diese Heilsordnung durchaus der allgemeinen sittlichen Weltordnung; nie-

bare Stellvertretung hier auf Erden, die nach seinem Hingange zum Vater in seinem Namen und in seiner Auktorität das Erlösungswerk forsetzen sollte,⁵⁷⁾ die er daher mit derselben dreifachen Gewalt, die er selbst hatte, ausrüstete,⁵⁸⁾ der Lehrgewalt,⁵⁹⁾ der priesterlichen Gewalt⁶⁰⁾ und Regierungsgewalt,⁶¹⁾ der er seine vom Himmel gebrachte göttliche Wahrheit übergab,⁶²⁾ die sie kraft der ihr gegebenen Lehrgewalt mit göttlicher Auktorität den Menschen fort und fort verkünden sollten,⁶³⁾ der er jene sinnfälligen Mittel übertrug,⁶⁴⁾ an die er seine göttliche Gnade gebunden und die sie nebst dem unblutigen Opfer der Messe⁶⁵⁾

mand gelangt unmittelbar zur Wahrheit und zum wahren Leben, sondern immer durch Vermittlung einer andern Wirklichkeit; der einzelne Mensch entwickelt sich geistig nur durch Vermittlung sinnlicher Erfahrungen und durch Belehrung anderer; so kann auch das Heil nicht unmittelbar angeeignet werden, sondern immer durch Vermittlung einer andern Wirklichkeit.“ Jahrg. 1862. S. 1107.

⁵⁷⁾ 2. Kor. 5, 18, 20. 1. Kor. 4, 1. ⁵⁸⁾ Joan. 20, 21.

⁵⁹⁾ Matth. 28, 16. s. g. d.

⁶⁰⁾ Luk. 22, 14. 19. 1. Kor. 11, 24. 25. Joan. 20, 23.

⁶¹⁾ Matth. 18, 18. ⁶²⁾ Joan. 15, 15.

⁶³⁾ Matth. 28, 19. Mark. 16, 15.

⁶⁴⁾ Matth. 26—28. Luk. 22, 19. Matth. 28, 19. Joan. 20, 23.

Akt. 8, 14. s. g. d. u. s. w.

⁶⁵⁾ Welche Bedeutung die Messe für den Charakter der Kirche habe, schildert der berühmte Möhler folgendermaßen: „In dem eucharistischen Opfer hat Christus sich selbst mit der ganzen Fülle seiner Kraft und Gnade seiner Kirche als das höchste und theuerste Vermächtnis hinterlassen, durch seinen Besitz ist die Kirche eigentlich Heilsanstalt und sie würde dieses Charakters ermangeln, wenn sie nicht im Besitze dieses sich beständig erneuernden Opfers wäre; in ihm ist das Kreuzopfer zum beständig fließenden Borne des Heils geworden, die Sakramente sind nur die weiter aus ihm abgeleiteten Kanäle, wodurch dem Geschlechte und seinen Gliedern die eucharistische Opfergnade für die besonderen Bedürfnisse und Verhältnisse des Menschenlebens zugeführt werden, sie überkommen aber alle ihre Kraft und Gnade vom eucharistischen Opfer und die christliche Kirche würde in der That der Sakramente ermangeln, wenn sie nicht im Besitze jenes Opfers wäre. Sollte einmal die subjektive Erlösung durch sinnlich vermittelte Weise geschehen, so bedarf auch das Kreuzopfer als der Quell der Gnade und seiner ewig wirksamen Gegenwart der äußerer sinnlichen Darstellung.“ Verlage, Dogmatik, B. 7. S. 797. — Auch auf pro-

als der fortwährenden wirklichen, wenn auch unblutigen Darstellung des blutigen Opfers am Kreuze Kraft ihrer priesterlichen Gewalt zum Heile und Segen der Menschheit gebrauchen sollten, und die endlich Kraft des königlichen Amtes anordnen sollten, was dem Zwecke, der Heiligung der Menschheit nämlich, dienlich und förderlich wäre.⁶⁶⁾

Das also ist die Kirche, die wahrhaft evangelisch genannt werden kann, die Kirche, die in Wahrheit eine frohe Botschaft fort und fort ist, die Kirche, welche keinen andern Zweck hat, als die Menschen zu ihrem Heile zu führen und die zu diesem Zwecke mit den entsprechenden Mitteln ausgerüstet ist, das und nicht anders hat man unter dem Ausdruck „evangelische Kirche“ zu verstehen, will man denselben anders seiner Etymologie gemäß und im Sinne der Schriften des neuen Testamentes nehmen und denselben nicht etwa, wie es gewöhnlich bewußt oder unbewußt zu geschehen pflegt, eine willkürliche beliebige Bedeutung unterstellen.⁶⁷⁾

testantischem Gebiete fängt man bereits an, wenigstens theilweise die Bedeutung des eucharistischen Opfers zu würdigen. „Ebenso freuen wir uns,“ sagt ein protestantischer Nezensek in der Evangelischen Kirchenzeitung von Hengstenberg zum Schriftchen (die Liturgie in den Hauptgottesdiensten unserer Kirche, von Dr. Bachmann) daß in ihm dem altkatholischen und leider in der lutherischen Kirche so sehr vergessenen Gedanken, daß für die Gabe des Leibes und Blutes des Herrn wir ihm das Liebesopfer unseres Dankes, Lobes und Gebetes entgegenbringen müssen, — dem eucharistischen Opfer, von dem das ganze A. M. den Namen Eucharistie hat, eine Stelle gegeben ist.“ Ig. 1862. S. 470.

⁶⁶⁾ Entschieden tadeln und verwirft der protestantische Gelehrte Stahl die Anschauung, als ob die Regierungsgewalt in der Kirche nicht denselben Subjekte zukäme, dem die übrigen kirchlichen Amter und Gewalten inhäriren. „Nur das Eine,“ sagt er, „ist der jetzigen protestantischen Gewöhnung nicht genehmbar und nicht dulbar, was allein biblisch ist und die deutschen Reformatoren noch lebendig erfüllte: „daß das Amt des Wortes auch das Amt der Kirchenregierung ist.“ Hengstenberg's Evangelische Kirchenzeitung. I. 1863. S. 466.

⁶⁷⁾ Daß man übrigens auch hier und da auf dem Gebiete des Protestantismus unsere bisher dargethane Anschauung von der Kirche festhält, daß man also freilich in Widerspruch mit der gegebenen Wirklichkeit die „evangelische Kirche“ im richtigen Sinne auffaßt, das beweist unter Anderem eine protestantische

Wir hätten uns nun wohl schon im Wesentlichen über den Ausdruck „evangelische Kirche“ orientirt. Da aber die Sache von gar zu großer Wichtigkeit ist und da man die Wahrheit nie genug klar und bestimmt darlegen kann, besonders in unseren Tagen, wo man gar oft auf den guten Willen oder den Unverstand der Leser oder Zuhörer spekulirt und daher in der naivsten Weise Dinge behauptet und Sachen für sich in Anspruch nimmt, bei denen das gerade Gegentheil obwaltet, so wollen wir jetzt noch im Einzelnen nachforschen und untersuchen, wie jene Kirche beschaffen sein müsse, die in Wahrheit sollte „evangelisch“ genannt werden können; es wird sich alsdann im klarsten und hellsten Lichte darstellen, wo man die wahrhaft „evangelische“ Kirche zu suchen habe und mit welchem Rechte man besonders heut zu Tage von gewisser Seite diesen Namen für sich in Anspruch zu nehmen beliebt.

Wie wir oben gesehen haben, so bezieht sich das „evangelisch“ auf den Heilszweck und auf die Mittel, diesen Zweck zu realisiren. Demgemäß muß die „evangelische“ Kirche vor allem als eine „sichtbare“ Kirche aufgefaßt werden. Da nämlich sichtbare, sinnfällige Menschen, und nicht reine Geister zum Heile zu führen sind, so muß dieses, wie wir bereits oben hervorgehoben haben, in sinnfällig vermittelster Weise, durch sinnfällige Heilsmittel geschehen; und ist Christus deshalb in sichtbarer menschlicher Gestalt hier auf Erden erschienen, um das Erlö-

Stimme in der Hengstenberg'schen Evangelischen Kirchenzeitung, die gegenüber den radikalen Tendenzen so vieler Protestanten sagt: „Eine Kirche, die niemandem etwas gibt, was er nicht schon hat, oder von anderer Seite her ebenso gut gewinnt, eine Kirche, die nicht im Namen Gottes göttliche Wahrheit predigt und spezifisch göttliche Gnadengüter bietet, eine Kirche, die als rein menschliche Gemeinschaft keine göttliche Autorität hat und haben kann, eine solche Kirche ist nichts wert; man kann sie ohne Sorge in den Staat verflüchtigen lassen und alle Mühe, sie zu bauen und zu bessern, sich ersparen.“ Jahrg. 1863. S. 286.

sungswerk zu ermöglichen und zu begründen, so kann das stellvertretende Organ, welches nach ihm das Erlösungswerk auf Erden fortsetzen und zu Ende führen sollte, eben auch nur ein sichtbares sein. Darum verweist Christus eben nur an sichtbare Stellvertreter;⁶⁸⁾ darum fordert er auch das äußere Bekenntniß des Glaubens,⁶⁹⁾ einen äußeren öffentlichen Gottesdienst;⁷⁰⁾ darum verordnet er, daß alle, die das Wort des Lebens annehmen würden, durch den äußeren Ritus der Taufe in eine äußere Gesellschaft vereinigt werden sollten;⁷¹⁾ darum vergleicht er seine Kirche mit sichtbaren Gegenständen, so z. B. mit einem ausgeworfenen Netz, in welchem alle Arten von Fischen gefangen werden.⁷²⁾

Die von Christus hier auf Erden gestiftete Kirche also, welche den Zweck hat, die Menschen zum ewigen Heile zu führen und die diesem Zwecke gemäß eingerichtet ist, die „evangelische“ Kirche ist eine sichtbare Kirche.⁷³⁾

⁶⁸⁾ „Wer euch höret, höret mich; wer euch verachtet, verachtet mich.“ Luk. 10, 16.

⁶⁹⁾ „Wer mich vor den Menschen bekennet, den wird auch des Menschensohn vor den Engeln Gottes bekennen.“ Luk. 12, 8.

⁷⁰⁾ „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da werde ich in ihrer Mitte sein.“ Matth. 18, 20.

⁷¹⁾ Matth. 28, 19. Markus 16, 15. coll. act. 2, 41. 19, 5. 1. Kor. 12, 13.

⁷²⁾ Matth. 13, 47.

⁷³⁾ Diese Auffassung der Kirche beginnt sich bereits auf dem Gebiete des Protestantismus immer und mehr mehr Bahn zu brechen. So schreibt unter Anderm Stahl in seinem Werke: „die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestantenten“: „Wahr und evangelisch ist es, daß unser Band zur unsichtbaren Kirche das allein entscheidende vor Gott ist, aber nicht, daß die unsichtbare Kirche die allein von Gott gestiftete, die sichtbare Kirche dagegen eine von gläubigen Menschen gestiftete sei. Die Kirche ist nach ihrem Begriffe zugleich die Gemeinde der Heiligen und Anstalt des Heiles, ein inneres Glaubensreich und eine zur Wirksamkeit nach außen verordnete Institution. Das ist der Grund der Unterscheidung ihrer unsichtbaren und sichtbaren Seite. Sie ist unsichtbar nach dem verborgenen Leben der Gläubigen in Christo, sie ist sichtbar nach ihrer ganzen äußeren Existenz, Ordnung und Wirksamkeit.“ Hengstenberg'sche Evangelische Kirchenzeitung. Ig. 1863. S. 65.

Die evangelische Kirche muß sodann eine *immerwährende*, d. i. bis an das Ende der Zeiten dauernde sein. Alle Menschen, die Menschen aller Orte und Zeiten sollten nämlich dem Willen Gottes gemäß zum Heile geführt werden,⁷⁴⁾ und die Natur des Menschen bleibt im Wesentlichen durch alle Zeiten und Jahrhunderte, so lange es zu heiligende Menschen geben wird, dieselbe,⁷⁵⁾ und so wird die Kirche für alle Zeiten das nothwendige Heilsinstitut sein, als welches sie Christus nach seinem Hingange zum himmlischen Vater hier auf Erden hinterlassen hatte. Die Kirche Christi ist daher das Reich, das nach dem Propheten Daniel in alle Ewigkeit nicht vernichtet wird,⁷⁶⁾ das Reich, das nach den Worten des Erzengel Gabriel sein Ende haben wird,⁷⁷⁾ die Kirche, gegen welche nach Christi Verheißung die Pforten der Hölle nichts vermögen werden.⁷⁸⁾

Weiters muß die evangelische Kirche eine bestimmte und zwar hierarchische und organische Verfassung haben.

Sie muß hierarchisch verfaßt sein, denn der Heilszweck der Kirche verlangt es, daß sich in ihr bestimmte Träger der heiligen Gewalt finden, damit sie eben im Stande ist, die Menschen zum Heile zu führen; zugleich müssen diese aber dieselbe, damit Ordnung herrscht und nicht alles drunter und drüber geht, und da auch der Zweck nicht mehr verlangt, also auch nicht mehr vorausgesetzt werden darf, außer es wäre von dem Stifter der Kirche ausdrücklich erklärert worden, was aber hier

⁷⁴⁾ 1. Tim. 2, 4. 1. Kor. 5, 14. 15. Matth. 18, 11. 28, 19.

⁷⁵⁾ Was auch immer unsere Fortschrittmänner von dem fortwährenden Fortschritte und der immer mehr eintretenden Mündigkeit der Menschen fabeln mögen, die Erfahrung lehrt in vielen, und gerade in den wichtigsten Beziehungen, den religiösen und sittlichen das Gegentheil, und eben in unserer so aufgeklärten (!) und so fortgeschrittenen Zeit, wo man wie noch nie mit solcher Macht an den Prinzipien der Wahrheit und des Rechtes rüttelt, wo man die Menge geradezu sittenlos und gottlos zu machen sucht, ist die Existenz der von Christus gestifteten Heilsanstalt, der Kirche, mehr als je eine Nothwendigkeit.

⁷⁶⁾ 2, 44. ⁷⁷⁾ Euk. 1, 32. 33. ⁷⁸⁾ Matth. 16, 18.

keineswegs der Fall ist, exklusiv im Gegensahe zu den übrigen Gliedern der Kirche inne haben und zwar in Folge unmittelbarer Uebertragung von Seite Gottes⁷⁹⁾ und nicht etwa mittelbar durch das Volk oder durch den weltlichen Fürsten, indem eine göttliche Gewalt nur von Gott selbst ausgehen kann und das Bestehen einer christlichen Gemeinde schon solche voraussetzt, denen deren Entstehung zu danken ist. So hatte eben auch Christus die Apostel eigens auserwählt⁸⁰⁾ und sie als einen besonderen Kreis um sich versammelt,⁸¹⁾ hat sie in den Geheimnissen des Reiches Gottes unterrichtet,⁸²⁾ ihnen dieselbe Sendung gegeben, die er selbst von seinem himmlischen Vater erhalten,⁸³⁾ und sie zu diesem Behufe mit der dreifachen heiligen Gewalt, dem Lehramt,⁸⁴⁾ dem priesterlichen Amt⁸⁵⁾ und dem Regierungsamte⁸⁶⁾ betraut, und um diesen Kern der Apostel hat sich am Pfingstfeste⁸⁷⁾ in Folge der Predigt des Petrus die erste christliche Gemeinde angesezt.⁸⁸⁾

Die „evangelische“ Kirche muß aber nicht bloß hierarchisch, sie muß auch als solche organisch verfaßt sein. Soll nämlich der Heilzweck in entsprechender Weise erreicht werden, so ist es

⁷⁹⁾ Stahl sagt in dieser Hinsicht: „Das ist der echte evangelische Begriff der Ordination, daß sie als wirkliche Amtsübertragung im Auftrage Gottes aufgefaßt wird.“ Hengstenberg'sche Evangelische Kirchenzeitung. Jahrg. 1863. S. 452.

⁸⁰⁾ Mark. 3, 13 — 14. ⁸¹⁾ Luf. 6, 13. 12, 4. ⁸²⁾ Ioan. 15, 15.

⁸³⁾ Ioan. 20, 23. ⁸⁴⁾ Matth. 28, 19. ⁸⁵⁾ Lukas 22, 14. Ioan. 20, 23.

⁸⁶⁾ Matth. 18, 18. ⁸⁷⁾ Act. cap. 2.

⁸⁸⁾ Wie sehr diese Grundausschauung von der Kirche auch von einsichtsvolleren Protestanten erfaßt wird, geht aus folgenden Worten Stahl's hervor: „Die Kirche entstand als ein Glaubensreich und eine Institution. Sie wurde von Christus selbst und den Aposteln kraft unmittelbaren Auftrags Christi gegründet. Sie wurde, nachdem sie in Verfall gerathen, (?) durch Männer, die Gott innerlich dazu erweckte, (?) wieder gereinigt. Immer war es eine höhere Sendung, welche die Menge anerkennt. Die Menschen sind weder tatsächlich, noch rechtlich eine Macht, welche über der Kirche steht, sondern die Kirche ist die Macht, unter der die Menschen stehen.“ Hengstenberg'sche Evang. Kirchenzeitung. Jahrgang 1863. S. 64.

nicht bloß hinreichend, daß ein bestimmter Kreis von Personen exklusiv und in Folge unmittelbarer Mittheilung von Seite Gottes Träger der hierarchischen Gewalt ist, sondern es muß auch unter den Trägern der Hierarchie selbst eine feste Ordnung und bestimmte Gliederung herrschen, und besonders müssen sie ein gemeinsames Haupt, ein gemeinsames Zentrum besitzen, damit so das Ganze einen einheitlichen Organismus darstelle, damit sich die Kirche als den lebendigen Leib Christi erweise, damit sie die lebendige Fortsetzung des einen Christus sei.⁸⁹⁾ Darum haben denn auch die Apostel nach der Weisung ihres Herrn und Meisters den Apostolat in den Episkopat, Presbyterat und Diaconat entfaltet⁹⁰⁾ und Christus der Herr selbst hat

⁸⁹⁾ Die Nothwendigkeit eines gemeinsamen Zentrums gestehen wohl auch einsichtsvollere Protestanten ein und sie würden dies noch rücksichtsloser thun, wenn ihnen nicht die Verlegenheit um ein so gemeinsames Zentrum und der Widerspruch mit ihren sonstigen Prinzipien im Wege stünden. So sagt z. B. Stahl: „Die Vollmachten, welche Christus den Aposteln ertheilt hat, sind die Einsetzung eines Kirchenregimentes über die ganze Kirche. Und das Zusammenschließen der Gemeinden von dem sogenannten Konzil in Jerusalem an durch alle folgenden Zeiten war eine bewußte Erfüllung der göttlichen Weisung, daß die gesammte Kirche als der eine Leib des Herrn die Mittel und Einrichtungen haben müsse, ihre innere Einheit auch äußerlich zu bekräftigen.“ Hengstbg. Ev. Kztg. Ig. 1863. S. 64. — Und desgleichen äußert sich ein anderer protestantischer Gelehrte Dr. v. Harles: „Läugne ich die Berechtigung eines solchen Kirchenregimentlichen, der Gesamtkirche dienenden Aufsichtsorganes, (?) werfe ich das mit den Besigkeiten des einer Ortsgemeinde dienenden Amtes zusammen, so schaffe ich, soviel an Menschen ist, ein zusammenhangloses, in seinen Theilen völlig von einander independentes Chaos, wirre alle vom Herrn der Kirche zu erwartenden verschiedenen Gaben und Kräfte in einander und sanktionire die alle Ordnung aufhebende Einbildung; als komme es jedem Vorsteher einer Einzlgemeinde zu, von Amtswegen sich ebenso gut als Leiter und Fürsorger der Gesamtkirche anzusehen. Woher aber soll die Leitung und Regierung kommen, wenn alle Leiter und Regierer sein wollen?“ l. c. S. 73.

⁹⁰⁾ Tit. 1, 15. 1. Tim. 5, 22. 1. Petri 5, 1—4. Act. c. 6 u. a. D. Die protestantische Theologie stellt gewöhnlich das Predigtamt als die einfache Fortsetzung des Apostolates dar; doch lassen sich besonders in neuerer Zeit unter den protestantischen Theologen Stimmen für den Episkopat hören und machen gerade von der Anerkennung desselben das zukünftige Heil der protestantischen Kirche abhängig. So z. B. sagt Nathanius: „Es ist der Wiedereintritt in den

in Petrus dem Apostelkollegium und damit der ganzen Kirche ein gemeinsames Oberhaupt, ein gemeinschaftliches Zentrum gegeben,⁹¹⁾ dem er zu diesem Behufe die höchste Lehrgewalt,⁹²⁾ die höchste priesterliche Gewalt⁹³⁾ und die oberste Regierungsgewalt über die ganze Kirche⁹⁴⁾ verlieh. Und dieser dem heil. Petrus verliehene Primat hat sich nach dem Willen Christi gemäß des Rechtes der natürlichen Erbfolge auf dessen Nachfolger im römischen Bisthum fortgepflanzt, da Petrus als Bischof von Rom und Primas der ganzen Kirche gestorben ist, der Primat aber als wesentliches und daher unveräußerliches und zugleich einer bestimmten Person inhäritrendes⁹⁵⁾ Recht nicht verloren gehen konnte.

ökumenischen Episkopat, der uns der kirchlichen Entwicklung zuzuführen hat; ohne Bischof keine selbstständige Kirche; die Kirche aber muß ein Gott gegebener selbstständiger Organismus sein.“ Jörg I. c. 1. B. S. 329. — Und eine protestantische Stimme macht auf einer Pastorenkonferenz zu Kamin im Jahre 1862 geradezu geltend: „Die bischöfliche Verfassung, durch Synoden beschränkt (?) und getragen, ist die genuine Verfassung der christlichen Kirche und die Fürsten sind nur Nothbischofe, welchen der Name Bischof eigentlich gar nicht zusteht.“ Hengstbg. Ev. Kztg. 1862. S. 1123. — Desgleichen führt auf einer solchen Konferenz ebenfalls im Jahre 1864 ein Superintendent Meinhold, von Johannes 21. (Johannes 10. und 1. Petri 5) ausgehend, aus, daß „des Hirten Aufgabe sei: Für gesunde Weide (Wort und Sakrament) zu sorgen (Joh. 10, 9.: Weide meine Schafe); Seelsorge an den einzelnen zu treiben: Weide meine Lämmer; die Herde zu regieren und zu führen: Hüte meine Schafe. Dies deckt sich mit den drei Amenten Jesu und mit den drei Namen für das geistliche Amt (Bischof, Diakon, Presbyter); diese Dreiheit hat Grund im N. T., die Theilung in zweierlei Aelteste nicht.“ Hengstbg. Ev. Kztg. S. 942.

⁹¹⁾ Der vorhin erwähnte Superintendent Meinhold erklärte bei derselben Konferenz: „Die protestantische Engherzigkeit bemüht sich vergebens, den Primat Petri aus dem N. T. fortzuläugnen.“ I. c. S. 493.

⁹²⁾ „Ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht abnehme; du aber hinwiederum stärke deine Brüder.“ Luk. 22, 32.

⁹³⁾ „Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches übergeben; was du auf Erden binden wirst, wird auch im Himmel gebunden sein; was du auf Erden lösen wirst, wird auch im Himmel gelöst sein.“ Matth. 16, 19.

⁹⁴⁾ „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe.“ Johann. 21, 15—17.

⁹⁵⁾ Da Christus dem heiligen Petrus, also einer bestimmten Person, den Primat verliehen hat und da weder ein positiver, noch ein Vernunftgrund an-

Die Kirche also, die dem Heilszwecke gemäß, zu dem sie gestiftet worden, ausgestattet ist, die wahrhaft „evangelische“ Kirche demnach, hat eine hierarchische und organische Verfassung.⁹⁶⁾

Der Heilszweck verlangt aber, damit er, soviel an der Kirche selbst gelegen ist, vollkommen gewahrt sei, noch zwei weitere Bedingungen.

Sollten nämlich die Menschen zu allen Zeiten in der Kirche ihr Heil wirken können, so ist es durchaus nothwendig, daß alles das, was Christus in der von ihm gestifteten Kirche als den Menschen zum Heile führend hinterlegt und angeordnet, also überhaupt alles, was das Wesen der Kirche betrifft, immerfort unverfälscht und rein erhalten bleibe, daß also die Kirche in ihrer Gesamtheit nie in etwas von dem abirre, was zu ihrem Wesen gehört; mit einem Worte, die „wahrhaft evangelische“ Kirche muß mit der Gnadengabe der Indefektibilität aus-

geführt werden kann, daß der Primat in seiner Fortdauer nicht auch stets einer bestimmten Person inhäire, sondern da gerade diese Art und Weise der Fortdauer dem Zwecke und der ganzen Organisation der Kirche, wie dem vorurtheilsfreien Blicke leicht ersichtlich ist, am besten und vollkommensten entspricht, so ist die Ansicht ganz und gar unbegründet und unhaltbar, als sei nach dem Tode des Petrus der Primat auf die ganze Kirche übergegangen und diese könne denselben durch ein beliebiges Mitglied ihres Episkopates oder auch auf eine beliebige Weise (etwa durch allgemeine Konzilien) ausüben lassen.

96) Daß übrigens die Verfassung der Kirche, sobald einmal feststeht, daß sie von Christus und den Aposteln im Auftrage Christi der Kirche gegeben werden, und wie es übrigens schon die Natur der Sache selbst bedingt, etwas Wesentliches in der Kirche Christi ist, und daher nicht erst dem menschlichen Belieben oder der menschlichen Entwicklung überlassen bleiben kann, versteht sich von selbst und ist die dießbezügliche Behauptung protestantischerseits eben nur eine Folge der Verlegenheit und des Widerspruches, in welchem in dieser Hinsicht die Kirche der Reformation mit der alten Kirche unlängsam steht. Einsichtsvollere und vorurtheilsfreiere Protestanten gestehen dieß auch offen ein. So sagte ein Redner auf einer Versammlung des kirchlichen Zentralvereines in der Provinz Sachsen im Jahre 1864: „Die Verfassung gegenüber dem Wort und Sakrament ist keineswegs etwas gleichgiltiges, eine leere Form, nicht wie der Rock, sondern wie die Haut am Leibe, wie die Rinde am Baume.“ Hengstbg. Ev. Kztg. Jg. 1864. S. 1063.

gestattet sein, weshalb sie denn auch von dem Apostel als der Leib,⁹⁷⁾ das Haus⁹⁸⁾ und das Reich⁹⁹⁾ Christi dargestellt und wiederum für eine Säule und Grundfeste der Wahrheit¹⁰⁰⁾ erklärt wird, gegen die nach den Worten des Herrn selbst die Pforten der Hölle nichts vermögen.¹⁰¹⁾ Da aber die Kirche in ihrer Gesamtheit nicht indefektibel sein kann, wenn nicht die lehrende Kirche, dieser Christi Stelle vertretende Organismus, auf welchen die ganze Kirche gebaut ist,¹⁰²⁾ in der Erfüllung ihrer Aufgabe von jedem das Heil gefährdenden Irrthume frei erhalten würde, so muß die wahrhaft evangelische Kirche auch noch die Gnaden-gabe der Unfehlbarkeit besitzen, derzufolge die lehrende Kirche in allem, was das Seelenheil betrifft, von jedem Irrthume durch den besonderen Beistand des heiligen Geistes frei erhalten wird, so daß diese ihr Amt mit wahrhaft göttlicher, die Gewissen innerlich bindender Auktorität verwalten kann und die Menschen mit voller Sicherheit und mit vollem göttlichen, jeden Zweifel ausschließenden Glauben, wie er der göttlichen Wahrheit gegenüber erforderlich ist, sich ihr hingeben können;¹⁰³⁾ und das ist eben der Beistand des Herrn, den er den Aposteln und ihren Nachfolgern

⁹⁷⁾ Ephes. 1, 22. s. lgb. ⁹⁸⁾ Ephes. 2, 19—21. ⁹⁹⁾ 1. Kor. 15, 25.

¹⁰⁰⁾ 1. Tim. 3, 14. s. lgb. ¹⁰¹⁾ Matth. 16, 18. ¹⁰²⁾ Ephes. 2, 20.

¹⁰³⁾ Wie sehr die Indefektibilität und Infallibilität mit dem Charakter der Kirche als Heilsanstalt, in der und durch die die Menschen zum Heile geführt werden sollten, zusammenhängt, das zeigen uns selbst auf dem Gebiete des Protestantismus die Subjektivisten (Siehe II. Heft dieses Jahrganges. S. 225), welche nicht müde werden, die Inkonsistenz und Ohnmacht aller derer, die Protestanten sein wollen und insbesondere gegen eine prätendirte Unfehlbarkeit der Kirche eifern, aber dabei doch nicht mit ihnen als Kirchenbildendes Prinzip die persönliche Gottwohlgefälligkeit, die unmittelbare Gemeinschaft mit Christus oder das auf diese Gemeinschaft basirte allgemeine Priesterthum ansehen, (Siehe II. Heft dieses Jahrg. S. 226—232) zu geißeln und bloßzustellen, indem sie mit Recht ihnen gegenüber geltend machen: „Die Konfession ohne Hierarchie schwiebt in der Luft, wie soll die reine Lehre ihren Zweck erfüllen, wo soll ihre Reinheit herkommen und erhalten bleiben, wenn nicht Amt und Ordnungen vorhanden sind, denen es gegeben ist, mit absoluter Sicherheit diese Reinheit der Lehre zu bewirken, zu erhalten und an heilsbeürstige Seelen zu bringen.“ Idem, l. c. 1. Bd. S. 140.

bis an das Ende der Zeiten verheißen,¹⁰⁴⁾ das ist der Schutz des heiligen Geistes, des Geistes der Wahrheit, der nach der Verheißung Christi in alle Ewigkeit bei den Aposteln bleiben sollte.¹⁰⁵⁾

Sichtbarkeit, Dauer bis an das Ende der Zeiten, hierarchische und organische Verfassung, Indefektibilität und Infallibilität sind demnach die Eigenschaften und Gnadengaben, durch welche sich die wahrhaft evangelische Kirche auszeichnet, durch welche sie sich als die Kirche zeigt und erweist, welche zum Heile der Menschen bestimmt und gestiftet, und dieser Bestimmung gemäß von ihrem Stifter ausgestattet und ausgerüstet worden ist, und so ist es eben der Heilszweck der Kirche, ihr Charakter als „evangelische“ Kirche, der diese ihre Beschaffenheit bedingt.

Nicht minder bedingt aber der Heilszweck auch die Merkmale der Kirche, das ist jene Eigenthümlichkeiten, durch welche die wahre Kirche von jeder falschen unterschieden wird. Wenn gleich nämlich dieselben zunächst im Neußern der Kirche ersichtlich werden müssen, auf daß man aus ihnen die Kirche als den von Gott bereiteten ordentlichen Heilsweg erkennen und auffinden könne, so müssen dieselben dennoch der Kirche eigenthümlich¹⁰⁶⁾ sein und somit aus ihrem Wesen hervorgehen, das aber eben durch den Zweck bedingt ist.

Ist nun aber der Zweck der Kirche kein anderer, als die Menschen mit Gott zu vereinigen, indem in der Vereinigung mit Gott die Glückseligkeit, das Heil des Menschen gelegen ist, und wird die Vereinigung mit Gott Heiligkeit genannt,¹⁰⁷⁾ so

¹⁰⁴⁾ Matth. 28, 18. s. g. d.

¹⁰⁵⁾ Ivan. 14, 16. s. g. d.

¹⁰⁶⁾ Die wahre Kirche soll ja durch die Merkmale als solche kennbar gemacht werden, was nur dann der Fall sein wird, wenn dasjenige, was die von Christus zum Heile der Menschen gestiftete und ihrem Zwecke entsprechend ausgestattete Kirche als solche charakterisiert, eben durch die Merkmale nach Außen zum Ausdruck gebracht wird.

¹⁰⁷⁾ Die Gläubigen nennt Paulus demgemäß sancti (Röm. 1, 17. 8, 27. Eph. 4, 12. 5, 3. a. a. O.), „cives sanctorum“ (Eph. 2, 19.) und Petrus nennt sie „sacerdotium sanctum, gens sancta“ (1. Petr. 2, 5. 9).

muß also vor allem die evangelische Kirche das Merkmal der Heiligkeit besitzen, d. i. sie muß die Bürgschaft darbieten und diese auch äußerlich darstellen, daß sie in Wahrheit die Menschen zur Heiligkeit und Seligkeit zu führen vermag, was damit geschieht, daß sie den rechtmäßigen stellvertretenden Organismus besitzt, dem eben der Beistand des heiligen Geistes, des Begründers und Vollenders der Heiligkeit, verheißen und der wesentlich und vorzugsweise durch sein Haupt und Zentrum, den rechtmäßigen Primat verbürgt ist, daß in ihr ferner sich wahre Heilige finden¹⁰⁸⁾ und ebenso die Charismen, besonders Wunder und Weissagungen nie fehlen, indem auf diese Weise der heilige Geist seine Gegenwart und seine Wirksamkeit kund thut.¹⁰⁹⁾ Der heilige Geist begründet aber und vollendet mehr und mehr die Heiligkeit mittelst der göttlichen Wahrheit, die den Menschen den rechten Weg zeigt zu Gott, mit welchem der Mensch, um heilig und selig zu werden, in immer innigere Verbindung treten muß, und mittelst der Gnadenmittel, welche das Hinderniß der Vereinigung mit Gott, die Sünde, entfernen und den Menschen durch Eingießung und Vermehrung der heilmachenden Gnade dieser Vereinigung fähig und würdig machen. Daher ist es nothwendig, daß überall wo Menschen zum Heile geführt werden sollten, eine und dieselbe göttliche Wahrheit verkündet¹¹⁰⁾ und ein und dieselben Gnadenmittel, die nämlich Kraft der Verheißung und Anordnung Christi die göttliche Gnade dem Menschen

¹⁰⁸⁾ „Ecclesia catholica,“ sagt der heilige Augustin enarr. in ps. 149., est ecclesia sanctorum, quia ubique Deo fertur fructus.“

¹⁰⁹⁾ cf. Iohann. 14, 11. 12. 1. Kor. 12, 11. Sehr schön schreibt in dieser Hinsicht der heilige Irenäus, adv. haer. III. 24.: „In ecclesia posuit Deus apostolos, prophetas, doctores et universam reliquam operationem Spiritus, cuius non participes omnes qui non currunt ad ecclesiam; sed semet ipsos fraudant vita per sententiam malam et operationem pessimam; ubi enim ecclesia, ibi et spiritus Dei, et ubi spiritus Dei, illuc ecclesia et omnis gratia, spiritus autem veritas.“

¹¹⁰⁾ Matth. 28, 19. 20. Eph. 4, 3. s. f. Gal. 1, 6. s. f. a. a. D.

wirklich zuführen, ausgespendet werden,¹¹¹⁾ und da dieß ohne feste autoritative Einheit der lehrenden Kirche nicht denkbar ist, so muß vor allem durch den rechtmäßigen Primat diese Einheit in der Kirche gegeben sein, so daß also der Kirche in dieser Hinsicht das Merkmal der Einheit zukommt.

Die lehrende Kirche selbst aber und deren Einheitspunkt, der Primat, wird nicht autoritativ sein, wird also die göttliche Wahrheit nicht mit entsprechender Autorität und Bürgschaft vorzutragen im Stande sein und die Gnadenmittel nicht ausspenden können, wenn sie nicht ihre Gewalt von den Aposteln, respektive von dem Primas der Apostel herzuleiten vermögen, da Christus nur den Aposteln die dreifache hierarchische Gewalt, respektive dem heiligen Petrus den Primat verliehen hat. Die Kirche muß daher in dieser Hinsicht das Merkmal der Apostolizität besitzen, der zufolge die Träger der hierarchischen Gewalt ihren Ursprung in den Aposteln haben und ihre Gewalt in ununterbrochener Reihe von den Aposteln her überkommen und der zufolge insbesondere der Primas der Kirche seine Gewalt in ununterbrochener Reihefolge von dem heiligen Petrus ererbt hat.¹¹²⁾

¹¹¹⁾ Luk. 22, 19. 1. Kor. 11, 24—26. Act. 8, 14. s. g. d. Ioan. 20, 21. s. g. d.

¹¹²⁾ Auf dem Gebiete des Protestantismus befinden sich jene, welche die Kirche als eine Heilsanstalt auffassen, in nicht geringer Verlegenheit, da sie einerseits dem kirchlichen Amte eine besondere göttliche Berechtigung zuerkennen wollen und nach ihrer Auffassung der Kirche auch müssen, andererseits aber eine apostolische Succession für sich in keinem Falle geltend machen können. Wenn sie sich aber dadurch zu helfen suchen, daß sie, wie z. B. Stahl (siehe Hengstbg. Ev. Kztg. Jahrg. 1863. S. 453) der äußerlichen Ununterbrochenheit (apostolische Succession im katholischen Sinne) wohl einen hohen Werth und Vorzug einräumen, ja sie die sichtbare Bekundung der Kontinuität des Amtes, welche ihnen die evangelische Bedeutung der apostolischen Succession ist, nennen, dabei jedoch behaupten, die Nachfolge und Gemeinschaft der apostolischen Lehre sei das höher Entscheidende über der Gemeinschaft der ununterbrochenen Amtsnachfolge und daß, wenn das Amt von der reinen Lehre abfällt, die Gemeinde die der ganzen (?) Kirche gegebene Vollmacht auf ein neubestelltes Amt übertragen könne, so ist das eine ganz grundlose Behauptung, für die man

9910 Da endlich die Menschen aller Zeiten und aller Orte nach dem Willen Gottes zum Heile geführt werden sollten, so muß die Kirche auch demgemäß eingerichtet sein, und sie ist dieses dadurch, daß sie an dem Christi Stelle vertretenden, lebendigen Organismus, und besonders an dessen Zentrum, dem rechtmäßigen Primate, ein für Jedermann passendes und im vollen Maße genügendes Organ für die fortwährende Verbreitung der Kirche und die Bürgschaft für die immerwährende Identität der Lehre und der Gemeinschaft besitzt,¹¹³⁾ so daß dadurch die Kirche als ein allgemeines, alle Völker und Zeiten umfassendes Reich ersichtlich wird, mit einem Worte, die Kirche ist in dieser Beziehung durch das Merkmal der Katholizität ausgezeichnet.

So macht sich also die wahrhaft evangelische Kirche, d. i. jene Kirche, die den Heilszweck als ihr Ziel vorgestellt hat und diesem gemäß ausgerüstet ist, von jeder nicht wahrhaft evange-

eben den Beweis schuldig bleibt und sie ist geradezu inkonsequent, da ja eben das Amt, wie sie doch selbst zugeben, berufen ist, für Reinerhaltung der Lehre zu wachen, auch dann nicht einzusehen ist, wie denn der Abfall des Amtes von der reinen Lehre evident und zweifellos konstatiert werden könnte, in welchem Falle doch einzig und allein eine Auflehnung gegen die bestehend ununterbrochene, also bisher unbestritten rechtmäßige Amtsnachfolge aufhören würde, revolutionär zu sein.

¹¹³⁾ Die fortwährende Identität der Lehre (im weiteren Sinne, also Lehre und Kultus) und der Gemeinschaft (die Vereinigung mit und unter dem von Christus in den Aposteln und ihrem Primas, sowie deren Nachfolgern in ununterbrochener Reihenfolge geschaffenen stellvertretenden Organismus) bezeichnet Perrone mit Recht als die formelle Seite der Katholizität, indem gerade dadurch die Kirche sich als dieselbe erweist, die die Menschen aller Zeiten und Orte zum Heile führen kann; die wirkliche Verbreitung dagegen über alle Menschen nennt er die materielle Seite, welche natürlich erst am Ende der Zeiten ihren Abschluß finden wird, wo Ein Hirte und Eine Heerde sein wird. — Daß die Vereinigung mit dem rechtmäßigen Pramat das besondere Charakteristikum der Katholizität ist, hebt unter anderm der heilige Cyprian hervor, der an Antonianus ep. 52 schreibt: „Scripsisti etiam, ut exemplum earundem literarum ad Cornelium (damaliger römischer Papst) collegam nostrum transmitterem, ut deposita omni sollicitudine jam sciret, te secum (nämlich mit dem römischen Papste) hoc est cum ecclesia catholica communicare.“

lischen Kirche, die entweder den Heilszweck überhaupt nicht anstrebt, oder nicht die nöthigen Garantien für die Verwirklichung dieses Zweckes besitzt, durch die Merkmale der Heiligkeit, Einheit, Apostolizität und Katholizität geltend und jene Kirche wird daher nicht in Wahrheit und nicht mit Recht „evangelisch“ genannt werden können, der auch nur eines von diesen vier Merkmalen abgeht.

Sodann versteht es sich nach dem Gesagten von selbst und braucht daher hier darauf nur hingewiesen zu werden, daß die wahrhaft „evangelische“ Kirche kein anderes Formalprinzip hat, als das petro-apostolische Lehramt¹¹⁴⁾ und daß dieselbe an sich genommen und objektiv als die allein seligmachende Kirche oder als der einzige ordentliche Heilsweg¹¹⁵⁾ anzusehen sei, ja daß vielmehr „evangelische“ Kirche und „alleinseligmachende“ Kirche geradezu als synonym erscheinen.

So hätten wir also im Einzelnen untersucht, was man unter „evangelischer“ Kirche zu verstehen habe, und wie jene Kirche beschaffen sein müsse, welche in Wahrheit sollte „evangelisch“ genannt werden können.

Daraus ergeben sich aber folgende höchst wichtige und höchst beachtungswerte Schlußfolgerungen:

- 1) Diejenigen haben gar keinen Begriff von einer „evangelischen“ Kirche, welche den Kirchenbegriff in die Gemeinde der Gläubigen und Heiligen sezen, die als Kirchenbildendes Prinzip die persönliche Gottwohlgefälligkeit oder auch nur einen gewissen Lehrinhalt annehmen.¹¹⁶⁾
- 2) Diejenigen verkennen ganz und gar das Wesen der „evangelischen“ Kirche, die sie prinzipiell und wesentlich unsicht-

¹¹⁴⁾ Siehe den diesbezüglichen Aufsatz im 3. Hefte dieses Jahrganges.

¹¹⁵⁾ Diese Frage gedenken wir übrigens in einem der folgenden Hefte eigens in eingehender Weise zu behandeln.

¹¹⁶⁾ Siehe 2. Hest dieses Jahrganges. S. 223—228.

bar sein oder aus der unsichtbaren erst die sichtbare erscheinen lassen.¹¹⁷⁾

3) Das ist schon an und für sich keine „evangelische“ Kirche, die nicht so lange dauern soll, als es Menschen gibt, die zum Heile geführt werden sollten.¹¹⁸⁾

¹¹⁷⁾ Siehe 2. Heft dieses Jahrganges. S. 224, 225, 227.

¹¹⁸⁾ Eine ganz naive Ansicht von der nothwendigen Fortdauer der Kirche Christi hier auf Erden bis an's Ende der Zeiten, hat auf dem Gebiete des Protestantismus der sogenannte Protestantenverein. Da wirft ein Hörer desselben, Dr. Bluntschli, in einer zu Karlsruhe gehaltenen Rede (Protestantische Flugblätter. Ig. 1866. Nr. 5) die Kirche Christi geradezu mit dem Judenthum und Heidenthum zusammen, indem er unter anderm sagt: „Alle jene Ideen, (!) welche vordem die Menschen zum Glauben bewogen haben, die jüdische Messiasidee, die hellenische Idee des Gottes in Menschengestalt, (!!) die germanische Chrufurch vor der Kulturbedeutung des Christenthums und das Verlangen nach Wundern, die Autorität der mittelalterlichen Hierarchie, die reformatorische Verehrung der Bibel haben ihre Anziehungskraft (!!) verloren.“ Sodann kennzeichnet er als das Streben des Protestantenvereines folgende zwei Dinge: „Für's 1) vertheidige derselbe die volle wissenschaftliche und geistige Freiheit auch in der Theologie und christlichen Religion (!!), und für's 2) suche er die religiösen und sittlichen Elemente des Christenthums auch innerhalb der modernen Kultur zu wahren und lebendig zu erhalten.“ Das heißt denn doch, wenn man die Sache beim rechten Namen nennen und dem Volke eben nicht Sand in die Augen streuen wollte, nichts anderes als: „Das Christenthum, die Kirche Christi, hat sich schon längst überlebt und hat in unserer aufgeklärten und fortgeschrittenen Zeit der modernen Kultur, d. i. dem Neuheidenthum Platz zu machen.“ — Und eine andere Größe desselben Protestantenvereines, Dr. Krause, schildert in den Protestantischen Flugblättern, Jahrgang 1866, Nr. 4, dessen Aufgabe folgender Maßen: „Das protestantische Prinzip in allen seinen Konsequenzen zu erfassen und auf allen Lebensgebieten zur vollen Herrschaft zu bringen, ist unsere eigentliche Aufgabe. Wo man in der protestantischen Kirche und wiederum das gesetzliche Joch einer abgeschlossenen Kirchenlehre auf den Hals legen will, wo man der Wissenschaft die Umkehr gebietet, daß sie die Wahrheit zu richten solle nach dem Maß der kirchlichen Orthodoxie, wo man den Versuch macht, die Regierung des Staates nach kirchlichen Prinzipien einzurichten, wo man die Schule einer ausschließlichen Kirchlichkeit in die Hände legt, wo man die Religionsfreiheit (?) unterdrückt oder beschränkt, wo man den Gemeinden ihre Rechte (?) vorenthält oder entzieht zu Gunsten des Kirchenregimentes, wo man die Geistlichen in die diskretionäre Gewalt ihrer kirchlichen Oberen überantwortet und wo diese kirchlichen Oberen im Gefühle ihrer Autorität sich berechtigt glauben, Gewissen und Überzeugung der von ihnen Regierten lenken

- 4) Von einer „evangelischen“ Kirche kann überhaupt keine Rede sein, wo man auf Grund des allgemeinen Priestertums von einer besonderen Hierarchie grundsätzlich nichts wissen will.¹¹⁹⁾
- 5) Welche den Primat leugnen oder dessen rechtmäßige Fortsetzung im römischen Papste nicht anerkennen, verwerfen gerade die vorzüglichste und hauptsächlichste äußere Garantie dafür, daß die Kirche in Wahrheit „evangelisch“ ist.¹²⁰⁾

und bestimmen zu dürfen: da und da überall ist der alte Erbfeind des Katholizismus (!) in unserem eigenen Hause, den wir mit aller Kraft hinauszuwerfen haben, wenn wir richtig Protestant sind.“ Das will denn doch nichts anders sagen, als mit der Kirche Christi sei als mit einer nicht mehr zeitgemäßen Ansicht gründlich aufzuräumen, und das nennt selbst der Protestant Dr. Krause, der Redakteur einer protestantischen Kirchenzeitung, und zwar allerdings mit allem Rechte: „das protestantische Prinzip in allen seinen Konsequenzen erfassen!“ —

¹¹⁹⁾ Siehe 2. Heft dieses Jahrganges. S. 225, 227. — Ueber das allgemeine Priestertum äußert sich selbst eine protestantische Stimme folgender Maßen: „Die Rechte des allgemeinen Priestertums aller Christen bleiben natürlich bestehen, aber sie haben für die Verfassung der Kirche keine weitere Bedeutung, als der Umstand, daß die Christen auch Könige heißen, Bedeutung hat für die Verfassung des Staates. Sie liegen auf einem ganz anderen Gebiete und bestehen, wie St. Petrus schreibt, wesentlich im Opfern geistlicher Opfer, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum. Die Rechte des allgemeinen Priestertums waren schon den Gliedern des alten Bundes zugesprochen und als die Rotte Korah sie gegen das verordnete Amt zu missbrauchen versucht, folgt in dem bekannten schrecklichen Ereignisse die unmittelbare göttliche Strafe. Darnach ist Luther selbst, durch spätere Erfahrungen belehrt, von jener Ansicht (die Gemeinde ist auf Grund des allgemeinen Priestertums die Quelle aller kirchlichen Aemter, Träger aller Gewalten und Funktionen) wieder zurückgekommen und die symbolischen Bücher unserer Kirche, die schließlich allein maßgebend sein würden (?), haben das göttliche Recht des Predigtamtes und das göttliche Recht der Bischöfe über Lehre und Lehrer zu erkennen mit völliger Bestimmtheit (?) ausgesprochen. Nach Schenkel sind das freilich „katholische Anwändlungen“. Wir aber sagen, es ist echt biblisch und darum gut „evangelisch“. Hengstenberg, Evangelische Kirchenzeitung, Jahrg. 1863, S. 290.

¹²⁰⁾ Wie wahr dieses ist, zeigt sich nirgends deutlicher, als auf dem Gebiete des Protestantismus. Hat derselbe den Primat des römischen Papstes und damit den von diesem getragenen kirchlichen Organismus, dessen Äußere Legitimität wenigstens er anerkennen muß, verworfen, so bemühte er sich seinerseits vergebens, für einen willkürlichen und eigenmächtig geschaffenen kirchlichen

6) Wer da meint, die Kirche in ihrer Gesamtheit könne im Laufe der Zeit auch in wesentlichen von Christus, als

Organismus Legitimität und Auktorität in Anspruch zu nehmen; und es sind besonders unsere Tage, in denen die Bestrebungen der sogenannten Orthodoxen, die, um den evangelischen Charakter der Kirche zu wahren, das Amt und dessen göttliches Recht urgiren und für Erhaltung der christlichen Wahrheit eifern, offen an den Pranger gestellt und als unprotestantisch mit heiliger Entrüstung zurückgewiesen werden. Hören wir nur ein derartiges Beispiel, das wir den protestantischen Flugblättern, Jahrgang 1866, Nr. 8 entnehmen. Dasselbst sagt der Herausgeber des Protestanten-Vereines Dr. Zittel: „Da ist denn doch die Auktorität einer mehr als tausendjährigen und lebendigen Kirche etwas ganz anders, als das erzwungene Ansehen einer abgestorbenen Bekennnisformel, welche vom Anfang an nur ein Gegenstand des Streites war; da ist denn doch eine uralte auf den Glauben an eine übernatürliche Weihe und Begabung aufgebaute Priestermacht etwas ganz anders, als die lächerliche pastorale Amtsherrlichkeit, welche ihren zusammengeflickten Rock von dem staatlichen Bureaucratenthum erbetteln muß; da ist denn doch eine unabhängige, in sich auf's strengste abgeschlossene, mit den reichsten Mitteln ausgestattete Hierarchie etwas ganz anders, als ein bureaukratisches Konsistorium, um das sich, außer einem Pfarrer und Schulmeister unter seinen Flüßen, kein Mensch kümmert.“ Hat ihm mit Dr. Zittel auch schon die Vorzüge der römischen Hierarchie hervorgehoben, so thut er dies noch mehr, wenn er in derselben Nummer weiter schreibt: „Der Glaube sucht seiner Natur nach eine Stütze in der Gemeinschaft. Geht diese verloren, so treibt das Schifflein unter allerlei Meinungen steuerlos hin und her und findet keine Ruhestätte mehr. Darin liegt die nicht zu verläugnende Schwäche des Protestantismus gegenüber der in sich einheitlich geschlossenen und festgegliederten römischen Hierarchie. Die katholische Kirche spricht und das Volk unterwirft sich; ich sage nicht, es glaubt (!), sondern es unterwirft sich, denn die Kirche steht über ihm. Die protestantische Kirche ist aber das protestantische Volk selbst; darum treten jedem Sache hundert Gegensätze, jeder Ordnung hundert Widersprüche entgegen und so wird der Protestantismus durch an sich vortreffliche (?) aber unter sich selbst widerstrebende Kräfte innerlich gelähmt und dem fecken Auftreten des Gegners gegenüber unsicher und wehrlos. Die in sich abgeschlossene, von einem einheitlichen Willen widerspruchslös geleitete und mit gewaltigen Mitteln ausgestattete Macht der römischen Hierarchie hat es in der That nicht etwa mit einer gleichen ihr gegenüberstehenden Macht zu thun, sondern mit so und so viel unter sich auseinandergehenden Individuen oder doch verhältnismäßig kleinen Korporationen, von denen überdies die meisten zum Widerstande zu gleichgültig sind und sich mit der thörichten und ganz unwahren Einbildung beruhigen, daß die Wahrheit schon von selbst den Sieg gewinnen müsse.“ Damit hat denn selbst ein Protestant für unsern Satz das bestimmteste Zeugniß abgegeben.

zum Zwecke nothwendig, angeordneten Dingen sich verirren, für den existirt in Wahrheit gar keine „evangelische“ Kirche, da sodann entweder auch in jemandem anderen als in Christus oder in etwas anderem als in dem, was Christus angeordnet, das Heil des Menschen gelegen ist, oder in der von Christus gestifteten Kirche nur in sehr mangelhafter, ja geradezu ungenügender Weise für das Heil der Menschen gesorgt wäre.¹²¹⁾

¹²¹⁾ Wenn auf dem Gebiete des Protestantismus jene Männer, die sich der „evangelischen“ Kirche anzugehören rühmen, der katholischen Kirche gegenüber besonders das geltend zu machen belieben, daß die Kirche Christi keineswegs auf Indefektibilität Anspruch machen könne und somit dem Irthume zugänglich sei; wenn sie, um eben den Abfall der Reformatoren von der alten Kirche zu rechtfertigen, geradezu behaupten, dieselbe sei in wesentlichen Dingen, in der reinen Lehre nämlich, gewaltig abgeirrt, so vergessen sie, daß bei dieser Voraussetzung Andere eben dasselbe gegen sie selbst geltend machen können, und es ist gar nicht einzusehen, wie sie unter solchen Umständen gegenüber der alten Kirche sich den Titel „evangelische“ Kirche anmaßen können. Oder was werden dieselben wohl, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, erwidern können, wenn z. B. der bekannte evangelische Kirchenrath Dr. Schenkel in einem am 21. März d. J. in der Landes-Gewerbehalle zu Karlsruhe gehaltenen Vortrage öffentlich erklärt: „Es ist offenbar einseitig, die göttliche Offenbarung nur in der Schrift zu suchen und zu sehen; Gott offenbart sich als der Lebendige nicht in der Schrift, sondern in der Schöpfung, in der Weltgeschichte, in einem Jeden von uns; das haben die Reformatoren noch nicht erkannt, das erkennen wir erst jetzt, 300 Jahre später, und so ist es recht, man soll nicht alles auf einmal wissen; — der Protestantismus am Ende des 16. und im Verlaufe des 17. Jahrhunderts schielte liebäugelnd nach Rom, und da er einen lebendigen Papst nicht bekommen konnte, so wollte er etwas, was dem lebendigen Papste entsprechend wäre; er machte, ich will es offen sagen, einen papierenen Papst. Es ist ganz richtig so; denn es ist mir einmal eine Abhandlung aus der Mitte des 17. Jahrhunderts in die Hände gekommen und darin die Frage aufgeworfen, ob man sagen könne, die Bibel sei Gott selbst; und der Disputrende sagte: die Bibel ist geradezu wie Gott; nämlich man stellte sich vor, Gott sei der eigentliche Verfasser der Bibel, man mache Gott zum Schriftsteller. — Dieser Standpunkt ist überwunden, er wird nicht wiederkehren; ich wüßte jetzt keinen Theologen, der noch auf diesem Standpunkte stünde, der die Bibel noch in dieser Weise als ein fertiges von Gott verfaßtes Buch erklärte. Ist ja vor zwei Jahren auf einer großen Kirchenversammlung von einem Manne, den man zu den strengeren Theologen rechnet, gesagt worden, wir seien jetzt auf einem Standpunkte

7) Wer dem Christi Stelle vertretenden Organismus in der Kirche die Gabe der Unfehlbarkeit abspricht, der verkennt gerade das Wesen des „evangelischen“ Charakters der Kirche, da sie diesen nur als wahrhaft unfehlbare göttliche Auktorität innehaben und behaupten kann.¹²²⁾

angelangt, wo wir die Bibel verstehen und behandeln müssen wie jedes andere Buch. (!) Es wird jetzt jeder zugeben, daß die verschiedenen Verfasser der Bibel ihre Ueberzeugung, Anschauung und Meinung über die Sache gegeben haben; und wie man auch denken mag, immerhin haben sie als sündhafte Menschen, als irrende fehlbare Menschen (!) geschrieben. — Die Wahrheit ist nichts Geschriebenes. Denn warum hat Christus nicht selbst Schriften hinterlassen? Warum sagte er: „Meine Worte sind Geist“; warum sagt Paulus, sein Apostel: „Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig“. Die Schrift muß nicht unsere letzte Auktorität sein, sie muß uns eine Urkunde sein, aus der wir so viel Wahrheit schöpfen, als uns nöthig ist, als wir mit treuer Arbeit zu erringen im Stande sind. — Das Wort der Reformatoren: „Glauben“, nicht Werke, sondern „Glauben“, ist ein viel mißverstandenes Wort und die Aufgabe, die der Protestantismus in Bezug auf seinen Glaubensbegriff hat, ist noch lange nicht fertig und unsere gegenwärtige Zeit hat eine neue Lösung vorzubereiten. — Der Glaubensbegriff im Protestantismus ist sehr verdunkelt worden. — Der Glaubensbegriff des Protestantismus ist ein dogmatischer Glaube. Daß er sich ver-dogmatisire, kam so: Die heilige Schrift als solche müßte doch ausgelegt werden; man wollte ja etwas ganz Festes der alten Kirche gegenüberstellen und hoffte dieß auf dem Wege der Schriftauslegung zu gewinnen und erhielt, was man die reine Lehre nannte, und dieses reine Bekenntniß annehmen, glauben, davon nicht wanken, das hielt man für den rechten reinen Glauben und so wurde der Glaube Dogma. — Diesen Dogmatismus, der nicht protestantisch ist, weil der Protestantismus mit der Glaubensfreiheit und nicht mit der Knechtshaft (!) verwoben ist, diesen Dogmatismus zu überwinden, haben wir die Aufgabe.“ (Als Muster einer solchen Ueberwindung führt dabei der Herr Kirchenrath an: statt des dogmatischen Christus, der wahrer Gott und wahrer Mensch in der einen göttlichen Person ist, müsse der geschichtliche Christus festgehalten werden, der da nur ein menschlicher ist, wahrer Mensch, aber nicht ein Mensch, wie jeder andere, aber ein solcher, der von Gott erwählt ist vor allen übrigen, vom göttlichen Geiste gesalbt, hineingestellt in die Weltgeschichte; und nicht dadurch erlöst er uns, daß er, wie das Dogma sagt, durch sein genugthuendes Leben, Leiden und Sterben die Strafe erduldet, die wir hätten leiden sollen, sondern dadurch, daß er als sittlicher Christus da steht! !)

¹²²⁾ Wie heißt es doch ganz und gar das Wesen der Kirche und gerade ihren evangelischen Charakter erkennen, wenn man protestantischerseits gerade

- 8) Eine Kirche, welche nicht grundsätzlich Heiligkeit als ihr Ziel und ihren Zweck aufstellt, oder welche zur Erwerbung dieser Heiligkeit nicht die nothwendigen Garantien bietet, kann sich nicht in Wahrheit „evangelische“ Kirche nennen.¹²³⁾
- 9) Ebensowenig kann sich eine Kirche mit Recht den Titel „evangelische“ beilegen, die faktisch keine Einheit in Lehre,

die Infallibilität der katholischen Kirche auch bei aller sonstigen Anerkennung ihrer Vorzüge zum Vorwurfe macht. So sagt z. B. eine protestantische Stimme: „Nicht das ist das Unevangelische an der römischen Kirche, daß Papst und Bischöfe an ihrer Spitze stehen und für ihre Leitung Auktorität in Anspruch nehmen. Wer auch nur einen vorurtheilsfreien Blick auf die Geschichte der Kirche richtet, kann die hohe Bedeutung des Episkopates für das Wohlsein der Kirche unmöglich verkennen, die Legitimität desselben unmöglich bestreiten. Zudem haben die Reformatoren wiederholt erklärt, daß es ihnen gar sehr am Herzen liege (?), die alte kirchliche Ordnung zu erhalten. Sondern das ist der verhängnißvolle Irrthum (!) Roms und erst darin liegt die eigentliche Quelle seiner kirchlichen Missbräuche (?), daß es der Lehre vom Pramat und Episkopat dogmatische Bedeutung zuerkennt und den ex cathedra redenden Papst, die auf allgemeinen Konzilien versammelte lehrende Kirche für infallibel hält.“ (Hengstenberg, Evangelische Kirchenzeitung, Jahrg. 1863, S. 291.)

¹²³⁾ „Die äußere Gestalt unserer Kirche, äußert sich ein Protestant in der Evangelischen Kirchenzeitung von Hengstenberg, soweit sie in ihrer Verfassung, im Regiment sich darstellt, ist unschön, unreif, schwach und gebrechlich. Sie trägt die Signatur der Hast, des Notstandes und des Elendes. — Auch in Betracht ihres Cultus ist sie der römischen Kirche gegenüber von sprödem Stolze (?) frei, Sie hat, ohne es zu wollen (?), an liturgischen Schäzen, an sinnigen Ceremonien und an würdigen Zierrathen des Gottesdienstes, an festlichen Zeiten und Tagen, an läblichen Sitten und besonders an äußerlicher Zucht gar Vieles drüber zurückgelassen, was sie hätte mitnehmen sollen. Und vieles, was sie mitgenommen, hat ein anderer ihr wilbfremder Protestantismus, der seine Hand ausstreckte, hernach hinweggethan. Wir müssen es jetzt mühsam wieder einholen.“ Jahrg. 1862 S. 259 — Und der Appellations-Präsident v. Gerlach sagt in einer Ansprache an die Berliner Pastoral-Konferenz von 1862: „Fassen wir noch die Kirche als solche speziell in's Auge, so finden wir freilich die Evangelische Kirche in Deutschland zerrissen und zerfleischt von ihren eigenen Kindern — im Ganzen und Großen ohne die Waffenrustung eines festen Bekenntnisses und eines heiligen Wandels“ Hengstenberg, Evangelische Kirchenzeitung, Jahrgang 1862, S. 662

Kultus und Kirchenregierung aufweisen kann,¹²⁴⁾ oder die geradezu in die diesbezügliche Verschiedenheit und Manigfaltigkeit ihren Ruhm und ihre Auszeichnung setzt.¹²⁵⁾

- 10) Dort, wo die apostolische Succession unterbrochen ist und insbesonders, wo sich nicht die wahre rechtmäßige Fortsetzung des Primates des heiligen Petrus vorfindet, ist nicht die „evangelische“ Kirche.¹²⁶⁾
- 11) Die Kirche, die in sich nicht die Sendung für alle Zeiten und alle Orte anerkennt, oder die dieser ihrer Sendung zu entsprechen und nachzukommen vermag und die sich überhaupt in ihrer ganzen äußerer Organisation nicht als die eine allgemeine christliche Kirche aller Zeiten und aller Orte darstellt, ist in Wahrheit nicht „evangelisch.“¹²⁷⁾

¹²⁴⁾ „Die Kirche der Reformation, sagt Stahl, ist unendlich gespalten und wird nach allem natürlichen Gange gespalten bleiben.“ Hengstenberg, Ev. Kirchenzeitung, Jahrg. 1863, S. 430. Und Hengstenberg selbst klagt: „Faktisch ist es leider so, daß die bestehende Kirchenlehre (nach den symbolischen Büchern) nicht allgemein anerkannt wird und daß auch die Mittel fehlen, ihr oder irgend einer andern an ihre Stelle zu setzenden allgemeine Geltung zu verschaffen.“ l. e. Jahrg. 1864, S. 1234.

¹²⁵⁾ „Der Protestantismus, sagt Dr. Krause, hat sein Wesen so wenig in der Lehre, daß es gerade zu seinem Wesen gehört, niemals eine fertige, abgeschlossene, allein gültige Lehre zu besitzen.“ Protestantische Flugblätter 1866, Nr. 4. — Und Dr. Schenkel sagt in der bereits oben zitierten Rede: „Zu gleicher Zeit will der Gott, der so vielerlei Blumen in allen Gestalten geschaffen hat und keine Einförmigkeit mag, die Geister auch nicht bannen; der will Reichthum auch in der geistigen Bewegung und der will auch, daß jeder das Bild findet, das ihn begeistert, das in sein Herz Licht bringt, daß die Erscheinung Christi in einem Reichthum von Bildern dastehe.“

¹²⁶⁾ „Wir haben nun einmal, ereifert sich ein Protestant, gegenüber den Stimmen, die sich selbst auf dem Gebiete des Protestantismus besonders heut zu Tage wieder häufiger für den Episkopat und dessen göttliches Recht geltend machen wollen, keine bischöflich-apostolische Succession, und brauchen (?) sie nicht und wollen sie nicht, wenn sie mehr sein will, als gute kirchliche Einrichtung.“

¹²⁷⁾ „Es ist kaum möglich, sagt der berühmte protestantische Gelehrte Stahl, daß eine der evangelischen Kirchengemeinschaften, selbst auch die lutherische, die andern als bloß abgefallene Sekten, die nicht zur Kirche Christi gehören, sich gegenüber ansehen. Es sind aber auch an der ganzen Kirche der Reformation,

- 12) Wo nicht das petro-apostolische Lehramt als das Formalprinzip der christlichen Wahrheit festgehalten wird, ist nicht die „evangelische“ Kirche.
- 13) Diejenigen, welche sich den Titel „evangelisch“ beilegen und dagegen gegen den Titel „alleinseligmachend“ protestiren, widersprechen sich selbst und geben so gegen sich selbst Zeugniß.
- 14) Die römisch-katholische Kirche endlich, die sich als die sichtbare Heilsanstalt, als die lebendige Fortsetzung Jesu Christi auf Erden bekennt, sie, die als ihre Aufgabe die Heiligung der Menschen aller Zeiten und aller Orte erklärt; sie, die in ihrem Episkopate, Presbyterate, Diaconate u. s. w. nicht bloß eine kirchliche Hierarchie besitzt, sondern auch in Folge ihres Primates, der einzig wahren und rechtmäßigen Fortsetzung des Primates des heiligen Petrus den wahren, lebendigen, Christi Stelle vertretenden Organismus inne hat und damit, da eben diesem der fortwährende Beistand Christi und des heiligen Geistes verheißen ist, die entsprechende Bürgschaft für die Indefektibilität und Infallibilität der Kirche aufzuweisen hat; sie, die nicht bloß als ihre Merkmale Heiligkeit, Einheit, Apostolizität und Katholizität ausgibt, sondern dieselben in ihrer ganzen Organisation, in ihrem ganzen Leben und Wirken, in ihrem mehr als achtzehnhundertjährigem Bestande glänzend nachweist; sie, die das petro-apostolische Lehramt als ihr Formalprinzip aufstellt und trotz aller Anfeindungen und Verdächtigungen an dem Prädikate „alleinseligmachend“ festhält: diese römisch-katholische Kirche und keine

mehr oder minder je bei den verschiedenen Gemeinschaften, Mängel hervorgetreten, die zwar nicht aus dem Wesen der Reformation (?) aber aus der Art der Durchführung entspringen und dürfte selbst dem Romanismus gegenüber ihr Anspruch „die katholische Kirche“ oder Kirche schlechthin zu sein, schwer begründet werden können.“ Hengstenberg, Ev. Kirchenzeitung, Jahrg. 1863, S. 430.

andere ist die „wahrhaft evangelische“ Kirche, demgemäß also jene Kirche, deren Zweck das Heil der Menschheit bildet und die zur Erreichung dieses Zweckes alle nothwendigen Mittel in sich trägt, also der fortgesetzte Christus, die frohe Botschaft Gottes an die Menschheit, wirklich und wahrhaft und tatsächlich fortgesetzt, bis endlich am Ende der Zeiten Christus wiederkommen wird, und alsdann dieseljenigen, welche die Heilsbotschaft der Kirche sich zu Nutzen gemacht haben, in dem ewigen Besitze und Genusse Gottes an sich die volle Erfüllung der frohen Verheißungen Gottes erfahren werden; die Kirche aber wird, da sie alsdann ihre Aufgabe auf Erden erfüllt haben wird, als triumphirende Kirche, als Reich der Engel und Auserwählten unter der Herrschaft des dreieinigen Gottes in alle Ewigkeit sich darstellen und erweisen als die glorreiche und herrliche faktische Erfüllung der frohen Verheißungen Gottes an die Menschen, deren Verkünderin und Trägerin sie im Namen Christi auf Erden bis an das Ende der Zeiten gewesen war.

Dr. Sprinzl.

Das neueste päpstliche Reservations-Dekret und die im Simler Rituale angeführten päpstlichen Reservatsfälle.

Unterm 27. Juni 1866 hat die Suprema congregatio S. Officii in Rom, bei welcher Kongregation der Papst selbst in eigener Person den Vorsitz führt, nachstehendes Dekret erlassen:

Decretum Supremae Congregationis S. Officii.

Editum fer. IV. 27. Junii 1866.

Sanctissimus Dominus noster Pius Papa IX. in solita audiencia R. P. D. Adssessori sancti Officii impertita, auditis suffragiis Eminentissimorum Patrum Cardinalium Inquisitorum generalium, attentis rerum et temporis circumstantiis, decrevit, ut facultatibus, quibus Episcopi aliique locorum Ordinarii ex concessione Apostolica pollent, absolvendi ab omnibus casibus sanctae Sedi reservatis, excipiendos semper in posterum et exceptos habendos esse casus reservatos in bulla Benedicti XIV., quae incipit „Sacramentum Poenitentiae.“ Et sacrae Congregationi de propaganda fide injunctum voluit, ut in expediendis facultatibus formularum post verba „absolvendi ab omnibus casibus Apostolicae Sedi reservatis etiam in bulla „Coena“ addatur: „exceptis casibus reservatis in bulla Benedicti XIV., quae incipit Sacramentum Poenitentiae.“

Vermöge dieses Dekretes, welches durch den Kardinal-Präfekten der S. Congregatio de propaganda fide an alle Bischöfe gesandt wurde, sind sonach die in der allegirten Bulle Benedicti XIV. „Sacramentum Poenitentiae“ vom 1. Juni 1741 enthaltenen päpstlichen Reservatsfälle dem heiligen Stuhle in der Art reservirt, daß von diesen auch jene Bischöfe von jetzt an in Zukunft nicht mehr absolviren können, welchen durch Quin-

quennal- oder Triennal-Fakultäten vom heil. Stuhle die Spezialvollmacht im Allgemeinen verliehen worden ist, von allen dem heiligen Stuhle reservirten Fällen, sogar von den in der bekannten Bulle Coena Domini enthaltenen Casus papales absolviren zu können; indem die durch die genannte Bulle Benedict XIV. reservirten Fälle immer auszunehmen und als ausgenommen zu betrachten seien. Diese speziell ausgenommenen Reservatfälle sind aber nur die zwei folgenden: 1) Absolutio complicis und 2) Calumniosa denuntiatio confessarii de sollicitatione, bezüglich welcher Papst Benedict XIV. in der angeführten Bulle die „potestas absolvendi“ sich und seinen Nachfolgern auf dem päpstlichen Stuhle („Nobis solis nostrisque Successoribus dumtaxat reservamus“) ausschließlich reservirte. Obwohl Papst Benedict XIV. in der nämlichen Bulle auch zuvörderst gegen das „delictum tam enorme et Ecclesiae Dei injuriosum“ der „Sollicitatio in Confessionali ad turpia“ die kirchlichen Bestimmungen neu einschärft, so ist doch die Sollicitatio nicht unter obigen Ausnahmen inbegriffen, sondern den Diözesanbischöfen selbst, wie die potestas absolvendi, so auch das strafrechtliche Vorgehen und Einschreiten gegen die sollicitantes Confessarios in eigener Kompetenz überlassen und den „Locorum Ordinariis omnium regnorum etc.“ nur aufgetragen, daß sie „in eos (scil. sollicitantes) pro criminum qualitate et circumstantiis severe animadvertant per condignas poenas juxta memoratam Gregorii Praedecessoris nostri Constitutionem,“ wo von nachher noch die Rede sein wird. Da im Rituale der Linzer Diözese vom Jahre 1838 die beiden oben genannten Reservatfälle nebst der Sollicitatio ad turpia in Confessionali, (welches crimen nicht zu den Reservatfällen gehört) namentlich aufgeführt sind, so nehmen wir hievon Anlaß, sowohl über die beiden jetzt speziell ausgenommenen päpstlichen Reservatfälle, als auch über die Sollicitatio einige erörternde und erläuternde Bemerkungen mit besonderer Rücksicht auf die praktische Seelsorge hier anzureihen.

I. Hinsichtlich der Absolutio complicis spricht sich Papst Benedikt in der Bulle „Sacramentum Poenitentiae“ nach Darlegung der Sündhaftigkeit und Verderblichkeit eines solchen sakrilegischen Frevels in folgender Weise aus: „omnibus et singulis Sacerdotibus tam Saecularibus quam Regularibus cujuscunque Ordinis ac Dignitatis . . . Auctoritate Apostolica et nostrae Pontestatis plenitudine interdicimus et prohibemus, ne aliquis eorum extra casum extremae necessitatis, nimirum in ipsius mortis articulo et deficiente tunc quocunque alio Sacerdote, qui Confessarii munus obire possit, Confessionem sacramentalem personae complicis in peccato turpi atque in honesto contra sextum Decalogi praeceptum commisso excipere audeat, sublata propterea illi ipso jure quacunque auctoritate et jurisdictione ad qualemcumque personam ab hujusmodi culpa absolvendam, adeo quidem, ut absolutio, si quam impertierit, nulla atque irrita omnino sit tanquam impertita a Sacerdote, qui jurisdictione ac facultate ad valide absolvendum necessaria privatus existit, quam ei per praesentes has nostras adimere intendimus: et nihilominus, si quis Confessarius secus facere ausus fuerit, majoris quoque excommunicationis poenam, a qua absolvendi potestatem Nobis solis, nostrisque Successoribus dumtaxat reservamus, ipso facto incurrat.“ — Hieraus geht also hervor:

- 1) Auf die Absolutio complicis ist die dem Papste reservirte excommunicatio major gesetzt.
- 2) Die Absolution selbst ist ganz ungültig, außer sie wäre in mortis articulo ertheilt worden.
- 3) Jedem Priester ohne Ausnahme ist strenge verboten, „extra casum extremae necessitatis“ eine Beichte „personae complicis“ aufzunehmen, die Absolution aber zu spenden, wozu alle und jede Jurisdiktion, ausgenommen in mortis articulo, durchaus benommen ist, unter der Strafe der reservirten Zensur untersagt.
- 4) Obwohl jedes peccatum als „turpe atque in honestum“ vor den Augen Gottes erscheint, so ist im fraglichen Fall

doch nur „peccatum turpe atque in honestum „contra sextum Decalogi praeceptum“ vorausgesetzt und treten obige Straffolgen nur unter dieser Voraussetzung ein.

Hiezu wollen wir noch Folgendes bemerken:

ad 1) Wie bei den meisten (nicht allen) päpstlichen Reservatfällen ist auch bei der Absolutio complicis zunächst und primär die darauf gesetzte Zensur (excommunicatio major) reservirt und die culpa nur mittelbar und sekundär, d. h. so lange, als die Zensur nicht aufgehoben ist, bleibt auch mit derselben die culpa selbst reservirt. Hingegen tritt der Reservatfall bezüglich der Sünde nicht ein, wenn wegen rechtlich entschuldigender Gründe, z. B. ignorantiae, die Zensur nicht infurirt wird. Nebrigens kann die Ignoranz, um von dieser speziell zu reden, in all jenen Diözesen, in welchen die Absolutio complicis unter den Casus papales ausdrücklich aufgeführt wird, wie auch in der Diözese Linz, einen zureichenden Entschuldigungsgrund um so weniger bilden, als einerseits das fragliche Reservat nur Priester angeht, welche die casus reservati aus dem Rituale kennen und kennen müssen und andererseits in der Bulle kein Ausdruck, wie z. B. scienter, consulto etc. beigefügt ist, wodurch etwa noch eine ignorantia crassa als causa excusans betrachtet werden könnte. Daß eine ignorantia affectata niemals entschuldigt, ist von selbst klar. — Da die excommunicatio major eine gravis culpa voraussetzt, so würde für den wohl seltenen Fall, daß die Absolutio complicis in Wahrheit und Wirklichkeit kein grave peccatum wäre, z. B. wenn der Confessarius personam complicem absolvens in Confessionalisie nicht kennt sc., die Zensur nicht eintreten und auch quoad culpam, insoferne doch eine levis wegen Inadvertenz sc. vorhanden wäre, kein Reservatfall bestehen und könnte dann unter dieser Voraussetzung jeder approbirt Beichtvater von dem rein materiellen (oder nur mit einer culpa levis behafteten) Faktum der Absolutio complicis los sprechen. Wo aber kein genügender Grund und Umstand die gravis culpa aufhebt, da bleibt die potestas absolvendi von der durch

die Absolutio complicis infurriten Zensur und damit auch indirekt von der culpa dem heil. Stuhle ausschließlich reservirt, so daß in Zukunft für jeden einzelnen Fall die betreffende Fakultät speziell von der Sacra Poenitentiaria zu Rom erholt werden muß.

ad 2) Die Absolution, welche personae compliciti ertheilt werden will oder wird, so lange das die complicitas bewirkende peccatum turpe et dishonestum noch nicht durch eine giltige Beichte und Absolution, ab alio Sacerdote gespendet, gehoben und getilgt worden, ist „nulla atque irrita omnino“ und somit auch bezüglich der übrigen in eadem confessione gebeichteten Sünden ungültig. Nur allein „in mortis articulo“ (auch nicht bei einem Jubiläum, oder in Nothfällen) ist die personae compliciti gespendete Absolution gültig, vorausgesetzt, daß die zum gültigen Empfange des heil. Bußsakramentes überhaupt nothwendigen Bedingungen erfüllt und gegeben sind. Nebrigens ist die Gültigkeit einer derartigen, „in mortis articulo“ gespendeten Absolution nicht etwa von dem wirklich erfolgenden Tode abhängig und wird bei wieder eingetretender Genesung nicht aufgehoben; denn bei der müitterlichen Fürsorge der Kirche für alle Gläubigen, „ne quis pereat,“ will sie die pro mortis articulo eingeräumten Vollmachten und Privilegien nicht etwa in der Art und Weise beschränken, daß bis zum Eintritt des Todeskampfes und der Sterbstunde gewartet werden müßte; es reicht vielmehr bei schwerer Erkrankung die wirkliche Gefahr und Wahrscheinlichkeit des bevorstehenden Todes hin, wenn auch eine absolute Gewißheit nicht gegeben ist, ob der Tod unvermeidlich erfolgen wird. —

ad 3) Das Verbot der Abnahme einer sakramentalen Beicht personae complicis rechtfertigt sich, von andern Gründen nicht zu reden, schon durch die reverentia Sacramenti; doch wird die reservirte Zensur erst durch das Faktum der sacrilega absolutio complicis infurirt, ausgenommen in mortis articulo und auch da nur „deficiente tunc quocunque alio Sacerdote, qui

über J.
2
Liniert für
yam Gis
Diözesan
1865 Nr.

Confessarii munus obire possit", also nur unter der Bedingung, „ut alius Sacerdos ad audiendam constitutae in dicto articulo personae confessionem vocari aut accedere sine gravi aliqua exoritura infamia vel scandalo nequeat," wie Papst Benedikt XIV. in der Constitutio „Apostolici muneris" vom 8. Februar 1745 erklärte. Zugleich wird in der nämlichen Konstitution ein solcher „complex Sacerdos" ernstlichst aufgefordert, alle Mittel anzuwenden und dafür zu sorgen, „ut alteri cuivis Sacerdoti locus pateat illius confessionis absque ullius infamia vel scandalo audiendae," weil er sonst durch die absolutio complicis selbst „in mortis articulo" die reservirte excommunicatio major infurrire würde, wenn auch die Absolution gültig ist; „non intendimus autem, erklärt Papst Benedikt, pro formidando mortis articulo eidem Sacerdoti quantumvis indigno necessariam jurisdictionem auferre, ne hac ipsa occasione aliquis pereat; nihilominus Sacerdos ipse violatae ausu ejusmodi temerario legis poenas nequaquam effugiet." —

Hiebei kommt jedoch wohl zu beachten, daß das kirchliche Gesetz, durch welches dem Sacerdos complex alle und jede Jurisdiktion und Gewalt „ad qualemque personam (complicem) ab hujusmodi culpa absolvendam," außer „in mortis articulo," gänzlich entzogen worden, nicht etwa bloß ein verbietendes, sondern auch ein irritirendes Gesetz ist und sonach jede mildernde Ausdehnung und Erweiterung um so mehr ausschließt, als diese kirchengefetzliche Anordnung auf die Aufrechthaltung der unerlässlich nothwendigen Kirchendisziplin, das allgemeine Wohl und das Seelenheil abzielt. Darum begründet auch gravis infamia vel scandalum an sich und zu einer andern Zeit als „in mortis articulo" durchaus keine Ausnahme von den bezüglich der absolutio complicis gegebenen kirchenrechtlichen Bestimmungen, so daß die Jurisdiktion für alle derartigen, mit noch so großen Schwierigkeiten oder Nachtheilen verbundenen Fälle gänzlich benommen und lediglich auf den Ausnahmefall in mortis articulo vel periculo beschränkt bleibt. Nebrigens bezieht

sich diese Entziehung der Jurisdiction, Inkurrirung der reservirten Zensur und Irritirung der Absolution, wie schon oben angedeutet wurde, nur auf jene Confessio, in qua persona complex peccatum turpe atque dishonestum, ab alio Sacerdote nondum valida absolutione rite deletum confitetur; aber die reverentia Sacramenti und verschiedene andre Gründe legen von selbst es nahe, wie unstatthaft und unzulässig es sei, ohne dringende Nothwendigkeit confessionem personae complicis excipere, auch wenn es sich nicht mehr um Nachlassung eines solchen „peccatum turpe atque dishonestum“ handelt.

ad 4) Unter „peccatum turpe etc.“ ist „omne peccatum grave externum contra sextum praeceptum“, licet sit solus tactus, sive colloquium¹⁾ zu verstehen. Nach Liguori sc. sind jedoch unter diesem Reservatfall nicht inbegriffen „peccata venalia dishonestatis sive sint ex paritate materiae, sive ex defectu advertentiae aut consensus“ (vorausgesetzt, daß es wirklich, nicht nach selbsttäuschender und parteiischer Einbildung nur peccata venalia sind.) Das Gleiche gilt „de mortalibus mere internis, vel non plene exterius significatis“; auch darf als communis sententia angenommen werden, „nec reservata esse mortalia dubia, ex dubio facti vel juris“ oder „si adsit dubium, an poenitens graviter peccaverit.“ — Was die Gewalt und Fakultät der Bischöfe hinsichtlich des päpstlichen Reservatfalles der Absolutio complicis anbelangt, so ist denselben durch das obenallgeirte Dekret vom 27. Juni 1. J. die potestas absolvendi bezüglich dieses Reservatfalles, sowie der calumniosa denuntiatio, von jetzt an zwar entzogen und dem heil. Stuhle speziell und ausschließlich reservirt; doch wird hiervon durch an dem bisherigen Usus, wornach die Beichtväter vor kommenden Falls an ihren zuständigen Oberhirten sich wenden, nichts geändert, indem die Bischöfe die erforderliche Fakultät im konkreten Falle vom heil. Stuhle voraussichtlich leichter und sicherer

¹⁾ Cf. Alf. Liguori Theol. mor. Lib. VI., 554.

als einfache Priester und Beichtväter, namentlich wenn letzte den römischen Kuriatstil und ordentlichen Geschäftsgang nicht genau kennen, zu erwirken vermögen. — Durch das Conc. Trid. (Sess. XXIV. Cap. 6 de Reform.) wurde wohl den Bischöfen die Befugniß und Gewalt eingeräumt, „in quibusunque casibus occultis, etiam Sedi Apostolicae reservatis“ zu absolviren; allein von dieser allgemeinen Regel ist bezüglich der mehrbezeichneten beiden Casus papales durch das neueste Reservations-dekret eine besondere Ausnahme gemacht, so daß diese beiden Casus selbst von den ausgedehnten, „ex concessione Apostolica“ bisher ertheilten Spezialfakultäten ausgenommen sind. Auf obige Bestimmung des Conc. Trid. sich berufend, hat erst vor wenigen Jahren ein französischer Bischof in Rom folgende Anfrage gestellt: „Utrum Episcopus habeat in sua Dioecesi extra Italiam facultatem sive per se, sive per delegatum, absolvendi ab excommunicatione occulta, quam confessarius contraxit absolvendo extra articulum mortis complicem in crimine turpi?“ Die S. Congregatio Inquisitionis gab hierauf unterm 18. Juli 1860 zur Antwort: „Negative et dentur decreta S. Congr. Cone. Trid. decretorum interpretis, quorum unum sub anno 1589, videlicet „reservationes casum de novo post Concilium non comprehenduntur in cap. 6 sess. 24 de Reform.“ et alterum sub anno 1595, nempe „nosse debet Episcopus, facultatem absolvendi sibi tributam decreto cap. 6 sess. 24. non extendi ad casus, qui novis SS. PP. Constitutionibus post Cone. Trid. fuerint reservati.“ — Auf die weitere Anfrage des nämlichen Bischofs: „Utrum saltem habeat (Episcopus) praefatam facultatem (scil. absolvendi ab excommunicatione occulta) in casu, quo propter imminens periculum scandali aut alterius gravis mali recursus ad S. Sedem fieri nequit opportuno tempore?“ antwortete die S. Congr. Inquis. unterm gleichen Datum: „Consulat decretales Clementis III, relatas cap. 15. „Cum desideres“ et cap. 26 „Quod de his“ de sent. excommun. et probatos auctores, inter

quos S. Alphonsum de Liguorio Lib. 7 cap. 1 de censuris n. 84 ad 92. —“¹⁾ Die zitierten Stellen aus den Dekretalen und besonders aus der Theol. moral. von Liguori handeln von der Verpflichtung, behufs der Losprechung von reservirten Zensuren persönlich nach Rom zu gehen, von den hievon entschuldigenden Hindernissen (Krankheit, Alter, Armut usw.) und den Besuchnissen der Bischöfe bezüglich der impediti Romam adire. Wenn auch gegenüber dem neuesten Reservationsdekrete hinsichtlich der mehrgenannten zwei ganz speziell und ausnahmsweise dem hl. Stuhle reservirten Fälle nicht alle in den obencitirten Stellen enthaltenen, über die Zensuren im Allgemeinen handelnden Bestimmungen und Aussprüche anwendbar sind, so dürfte doch daraus mit Sicherheit geschlossen werden, daß „urgente gravi necessitate“ ein Bischof wenigstens indirekt und vorbehaltlich des schriftlichen Rekurses an die S. Poenitentiaria die facultas absolvendi per se vel per delegatum (scil. Confessarium) ausüben dürfe und könne. — Daß diese facultas jedoch „in mortis articulo“ jeder Priester besitze und beim Vorhandensein der erforderlichen Disposition des Schwerfranken ausüben könne, ist von selbst klar, da in diesem entscheidenden Augenblick „omnes reservationes et censurae cessant.“ Zugleich kommt zu bemerken, daß die in mortis articulo gespendete Absolution von Reservatfällen sive a peccatis, sive a censuris unbedingte Giltigkeit habe und deshalb eine nachträgliche Erholung der antizipirten Fakultät nicht mehr nothwendig ist, wenn der Kranke wieder genest.

II. Neber den zweiten speziell ausgenommenen päpstlichen Reservatfall, welcher im Rituale der Diözese Linz an dritter Stelle aufgeführt ist, nämlich: „Calumniosa denuntiatio confessarii de facta sollicitatione ad turpia in Confessionali“ ist nur Weniges zu sagen. Dieser Fall hängt mit der Verpflichtung, confessarium sollicitantem

¹⁾ Cf. Gury Casus conscientiae.

denuntiandi, zusammen und ist einerseits wegen dieser schwer-verbindlichen Verpflichtung und andererseits zur möglichsten Fernhaltung einer falschen und verläumperischen Denuntiation und zum Schutze unschuldiger Priester so schwer verpönt. Papst Benedikt XIV. äußert sich hierüber in der allegirten Bulle „Sacramentum Poenitentiae“ in folgender Weise: „Et quoniam „improbi quidam homines reperiuntur, qui vel odio, vel ira, vel „alia indigna causa commoti, vel aliorum impiis suasionibus aut „promissis aut blanditiis aut minis aut alio quovis modo incitati, „tremendo Dei judicio posthabito et Ecclesiae auctoritate con- „tempta, innoxios Sacerdotes apud ecclasiasticos judices falso „sollicitationis insimulant: ut igitur tam nefaria audacia et tam „detestabile facinus metu magnitudinis poenae coercentur, quae- „cunque persona, quae execribili hujusmodi flagitio se inqui- „naverit, vel per seipsam innocentes confessarios impie calumniando „vel scelestae procurando, ut id ab aliis fiat, a quocunque Sacer- „dote, quovis privilegio, auctoritate et dignitate munito, praeter- „quam a Nobis nostrisque Successoribus, nisi in fine vitae et „excepto mortis articulo, spe absolutionis obtainendae, quam Nobis „et Successoribus praedictis reservamus „perpetuo careat.“ —

Dieser Reservatfall ist also nicht mit einer reservirten Zensur belegt, sondern hier ist die Sünde selbst als solche dem Papste reservirt, so daß nur der Papst, resp. S. Poenitentia-
ria hievon absolviren kann, „excepto mortis articulo“, wo natürlich jeder Priester die facultas, ab omnibus peccatis et censuris absolvendi, besitzt. Weil aber auf die calumniosa denuntiatio keine Zensur (weder reservirte noch andre) gesetzt ist, kann auch die Ignoranz oder Unkenntniß bezüglich dieses Reservatfalle von der Reservation nicht entschuldigen und ist zweifelsohne gerade darum keine Zensur auf dieses so schwere Verbrechen gesetzt worden, um den Schuldigen die Ausrede und Entschuldigung zu bemeihen, als hätten sie von dieser Zensur nichts gewußt, so daß sie der verdienten und verwirkten Reservation nicht entgehen können.

Es unterliegen aber diesem päpstlichen Reservatfalle nicht bloß Jene, welche persönlich (mündlich oder schriftlich) einen Priester fälschlich und verläumperisch beim geistlichen Gerichte anklagen, als habe er sich des Verbrechens der Sollicitatio ad turpia in Confessionali schuldig gemacht, sondern auch Diejenigen, welche dieß durch Andre thun und ausführen, indem sie diese Mittelpersonen durch Überredung, Versprechungen, Schmeicheleien, Drohungen oder auf irgend eine Weise zur thatächlichen Ausführung der calumniosa denuntiatio wirksam anreizen. Selbstverständlich tritt die Reservation nicht ein, wennemand zwar eine andre Person zu einer falschen Denuntiation mittels Überredung, Drohung &c. in schwer sündhafter Weise anzureizen versuchte, die angereizte Person aber die Denuntiation doch nicht wirklich und thatächlich in Ausführung brachte. Ist aber die falsche Denuntiation wissentlich und mala fide geschehen, dann ist der Reservatfall inkurrirt, mag die Denuntiation bei der kirchlichen Oberbehörde auch keinen Glauben finden und deshalb auch keinen Erfolg haben, oder mag dieselbe später von der verläumperisch anklagenden Person selbst widerrufen worden sein. Ich sagte: „wissentlich und mala fide“; denn wenn z. B. die angereizte Person nicht weiß, daß es sich um eine falsche Anzeige handelt, sondern durch Vorspiegelung und Lüge getäuscht, auf den Glauben und Gedanken gebracht wird, als ob die Sollicitatio wirklich geschehen sei und die sollzitierte Person nur nicht selbst ihrer Denuntiationspflicht nachzukommen sich getraue, dann inkurrirt die als Werkzeug unwissentlich missbrauchte Person das Reservat nicht, (sondern die anreizende Person allein), ebenso wenig, als wenn eine Person bona fide in unrichtiger und irrthümlicher Auffassung und Auslegung desfallsiger Ausßerungen &c. des Confessarius glaubt, wirklich sollzitiert worden und deshalb zur Anzeige verpflichtet zu sein. — Da es sich bei der calumniosa denuntiatio auch um eine ungerechte und schwere Verleihung der Ehre und des guten Namens und möglicherweise höchst em-

pfändliche Bestrafung eines unschuldigen Priesters handelt, so entsteht die schwere Verpflichtung, die ungerecht beschädigte und verlegte Ehre durch Widerruf wiederherzustellen und wieder gut zu machen und bildet diese Restitutionspflicht eine conditio sine qua non zur Erwirkung der facultas absolvendi und zur erlaubten und gütigen Spendung der Absolution überhaupt.

Was oben über die Gewalt und Fakultät der Bischöfe bezüglich der Absolutio complicis gesagt worden, gilt mutatis mutandis auch hinsichtlich des ebenso speziell dem Papste reservirten Casus der calumniosa denuntiatio.

III. Die „Sollicitatio in Confessionali ad turpia“ ist wie schon oben erwähnt, nicht wie die beiden vorhergehenden Fälle unter den im neuesten Reservationsdekrete festgesetzten Ausnahmen inbegriffen und ist überhaupt kein Reservatfall im strengen Sinne; denn weder das peccatum personae sollicitatae, im Falle sie wirklich gesündigt hätte, noch das crimen sollicitantis confessarii ist reservirt, sondern die persona sollicitata kann von keinem Priester absolvirt werden, bevor sie nicht den Confessarium sollicitantem der kirchlichen Behörde angezeigt hat; nach geschehener Anzeige kann sie von jedem jurisdiktionirten Priester losgesprochen werden; hier nun einige nähere Bestimmungen.

Nach der Bulle Benedict XIV. „Sacramentum Poenitentiae“ machen sich des crimen sollicitationis jene Confessarii schuldig „qui aliquem poenitentem, quaecunque persona illa sit, „vel in actu sacramentalis confessionis, vel ante vel immediate „post confessionem, vel occasione aut praetextu confessionis, vel „extra occasionem confessionis in Confessionali, sive in alio loco „ad confessiones audiendas destinato, aut electo cum simulatione „audiendi ibidem confessionem, ad in honesta et turpia sollicitare vel „provocare, sive verbis, sive signis, sive nutibus, sive tactu, sive per „scripturam aut tunc aut post legendam tentaverint, aut cum eis illi- „citos et in honestos sermones vel tractatus temerario ausu habuerint.“

Die gleichen Bestimmungen enthält auch die Bulle Gregor XV. „Universi gregis“ vom 30. August 1622. — Hiernach

ist das crimen sollicitationis vorhanden, wenn ein Confessarius nicht etwa bloß „in actu sacramentalis confessionis,“ sondern auch unmittelbar vorher oder nachher, oder aus Anlaß und Gelegenheit oder unter dem Vorwand und äußern Anschein einer Confessio sacramentalis, selbst wenn eine solche in Wirklichkeit nicht stattfindet, aber hinsichtlich des Ortes „in Confessionali, sive in alio loco ad confessiones audiendas destinato aut electo“) und der nach Außen simulirten Stellung ic. eine confessio sacramentalis zu sein scheint, „ad in honesta et turpia sollicitare vel provocare“ sich unterfängt. Nicht minder ist es als sollicitatio zu betrachten, wenn ein Confessarius in Confessionali zwar nur an sich unverfänglicher Worte, Ausdrücke und Mittel sich bedient, deren Bedeutung und Absicht jedoch nachher faktisch sich zeigen, z. B. wenn der Confessarius imponat mulieri, ut exspectet eum domi, vel si interroget eam, ubi habitet, et tunc eam sollicitaret. Cf. Liguori Theol. mor. Lib. VI n. 676 etc.

Die sollicitatio kann auf verschiedene Weise geschehen „sive verbis, sive signis, sive nutibus, sive tactu, sive per scripturam aut tunc aut post legendam“ oder osculis, aspectibus et tactibus obscoenis, colloquiis et verbis dishonestis.

Bei der sollicitatio ist es nicht nothwendig, daß wie bei dem sub Nr. I aufgeführten Reservatfall ein peccatum externum et mutuum wirklich vorgefallen, sondern es genügt, wenn nur die sollicitatio als solche ver sucht worden ist, abgesehen davon, ob von Seite des sollicitirten Pönitenten zugestimmt oder Widerstand geleistet wurde.

Hat eine sollicitatio ad turpia in Confessionali stattgefunden, dann tritt auch die obligatio denuntiandi sollicitantem Confessarium ein, und zwar nach der Bulle Benedict XIV. „etiamsi Sacerdos sit, qui jurisdictione ad absolutionem valide „impertiendam careat, aut sollicitatio inter Confessarium et „Poenitentem mutua fuerit, sive sollicitationi Poenitens con- „senserit, sive consensum minime praestiterit, vel longum „tempus post ipsam sollicitationem jam effluxerit, aut sollicitatio

a Confessario, non pro se ipso, sed pro alia persona peracta fuerit.“

Diese Denuntiationspflicht ist eine schwerverbindliche Gewissenspflicht, worüber vor kommenden Fällen die Pönitenten ausdrücklich belehrt und zur Erfüllung derselben unter Aufschieben der Absolution angehalten werden müssen, mit dem Bedeuten, daß sie bei verschuldeter Unterlassung der Anzeige „intra mensem“ der größern Exkommunikation (welche jedoch nicht reservirt ist) verfallen würden. „Caveant insuper diligenter Confessarii, „sagt Papst Benedict, ne poenitentibus, quos noverint jam ab „alio sollicitatos, sacramentalem absolutionem impertiant, nisi prius „denuntiationem praedictam ad effectum perducentes indicaverint „competenti Judici, vel saltem se, cum primum poterunt, dela- „turos spondeant ac promittant.“

Wenn also die Anzeige nicht sogleich ausgeführt werden kann, aber die sollicitirten Pönitenten ernstlich versprechen: ihrer Pflicht sobald als möglich nachzukommen, so darf ihnen, namentlich wenn eine gravis et urgens caussa, z. B. Infamie oder eine besondre Nothwendigkeit &c. vorhanden ist, die Absolution auch vorher ertheilt werden. In der Regel ist aber das Caveant! sorgfältig zu beachten. Sollte aber eine sollicitirte Person zu der vorgeschriebenen Denuntiation gar nicht zu bewegen sein, weil etwa ein großer Schaden hievon wirklich, nicht bloß imaginär, zu befürchten stünde, oder unüberwindliche Furcht, Scham und Scheu abhält, so steht noch der Weg offen, teato nomine sollicitatae personae bittlich um Dispens nach Rom an die S. Congr. Inquis. durch den Diözesanbischof sich zu wenden. Eine solche Dispense zur Erlassung der Anzeige wurde in Anbetracht der dargestellten dringenden Gründe und Umstände schon mehrmals ertheilt.

Was die praktische Behandlung solcher Fälle betrifft, so suche sich der Beichtvater vorerst bezüglich der sollicitirten Person durch sorgfältiges Nachforschen über die näheren Umstände, Verhältnisse und Motive &c. möglichst zu vergewissern, ob diese

Person, welche eine Sollitzitation erlitten zu haben angibt, auch Glauben verdiene und ob eine wirkliche Sollitzitation anzunehmen sei; denn im gegründeten Zweifel, ob eine „vera sollicitatio“ vorhanden sei, besteht keine Denuntiationspflicht. Ergibt sich aber, daß nach dem dargelegten faktischen Sachverhalte eine sollicitatio wirklich stattgehabt und somit die Verpflichtung zur Anzeige eintritt, so belehre der Beichtvater diese Person, wenn kein Verdachtsgrund gegen ihre Glaubwürdigkeit und die Wahrheit ihrer Aussage besteht, über ihre Verpflichtung zur Anzeige des Confessarius sollicitans bei dessen zuständigem Bischofe, über die Folge bei der Unterlassung (wovon oben die Rede war), aber auch über das schwere, dem Papste ausschließlich vorbehaltene Vergehen der calumniosa denuntiatio; übrigens frage er weder um den Namen sollicitantis Confessarii, noch übernehme er selbst die Ausführung dieser Denuntiationspflicht, außer im Nothfalle, wenn der Pönitent des Schreibens unkundig ist und zur persönlichen Anzeige nicht bewogen werden kann. In einem solchen Nothfalle lasse sich der Beichtvater den ganzen Sachverhalt extra Confessionale angeben, um denselben unter genauer Darlegung der einzelnen Umstände nomine personae sollicitatae schriftlich zu berichten. Der Name sollicitantis Confessarii kann, wenn er nicht schon von freien Stücken (ohne Nachfrage) genannt worden ist, in einem verschlossenen eignen Zettel, welcher bloß diesen unter irgend einem Vorwande von dritter Hand aufgeschriebenen Namen enthält und dem Berichte beigelegt wird, zur Kenntniß des kompetenten geistlichen Richters gebracht werden. Bei beständiger und unbestiegbarer Weigerung und Rekusirung jeder (mündlichen und schriftlichen) Anzeige greift das oben angedeutete Verfahren Platz, nämlich des bittlichen Rekurses an den hl. Stuhl; „tunc recurratur ad S. Sedem, sagt der hl. Liguori, pro opportuno remedio et interim non absolvatur“, letzteres jedoch in der Voraussetzung, daß dieses sine gravi damno geschehen kann und nicht eine urgens caussa den Empfang der hl. Sakramente vor dem Eintreffen der Ant-

wort nothwendig macht. — Hinsichtlich der auf die Sollicitatio gesetzten kirchlichen Strafen fordert Papst Gregor XV. in der Konstitution: „Universi gregis“ die Bischöfe auf, daß sie gegen die Schuldigen „pro criminum qualitate et circumstantiis, suspensionis ab executione Ordinis, privationis Beneficiorum, dignitatum et Officiorum (Aemter) quorumcunque, ac perpetuae inhabilitatis ad illa, nec non vocis activae et passivae, si Regulares fuerint, exilii, damnationis ad triremes et carceres, etiam in perpetuum absque ulla spe gratiae aliasque poenas decernant;“ Papst Benedict XIV. bestimmte aber ausdrücklich auch „perpetuam inhabilitatem ad missam celebrandam.“ Diese Strafen treten jedoch nicht ipso facto, sondern erst nach vorgängiger Untersuchung und rechtskräftigem Urtheil in Kraft, weil sie nicht latae, sondern ferendae sententiae sind und setzen auch eine gravis culpa sollicitantis Confessarii in der Art voraus, daß die vollbrachte Sollicitation im konkreten Falle unter den gegebenen Verhältnissen und Umständen ein grave peccatum war.

In einem folgenden Artikel wollen wir auch die bischöflichen Reservatfälle der Linzer Diözese näher besprechen.

J. S.

Aus der Seelsorge.

„Das ewige Licht.“

Cardinal Wisemann sagt: „Die Lehre der Kirche über diesen Punkt will ich nicht weiter erörtern, und beschränke mich auf die Bemerkung, daß jeder, der die Sache genauer studirt, sich nicht wenig über die bestimmten und wiederholten Dekrete wundern wird, welche es nicht freistellen, sondern zur strengsten Pflicht machen, vor dem Orte, wo das Allerheiligste Sakrament aufbewahrt wird, Tag und Nacht eine Lampe brennen zu lassen. — Die ewige Lampe ist in der That eines der schönsten Symbole in der Kirche. Dieses stets brennende Licht — bren-

nend in der Finsterniß, Stille und Einsamkeit der Nacht, brennend im Glanze des sonnigsten Tages, während des besuchtesten Gottesdienstes, ist eine sehr passende Darstellung der unaufhörlichen Huldigung, welche dem Herrn der Herrlichkeit in dieser seiner Wohnung dargebracht wird — der unermüdeten und ununterbrochenen Anbetung, welche das Herz Ihm weihen sollte für die Barmherzigkeit, welche ewiglich währet.“ Diese wachsame Lampe scheint unsere Pflicht zu erfüllen, unsere Liebe zu versinnbilden, stets glühend, stets strahlend in freudiger Andacht. Sie ist auch ein Symbol der steten Huldigung der Himmelsschaar, welche mit nie sich schließendem Auge und mit nie rastender Zunge wacht und lobpreiset vor dem Tabernakel, wie vor dem Throne des Lammes. Sie ist ferner ein treffendes Seitensstück zu dem goldenen Leuchter, der im alten Bunde stets brennen mußte vor dem Eingang des Allerheiligsten. Sie ist das unterscheidende Kennzeichen des katholischen Altars, das Emblem des „Morgenstern, der nie untergeht“ — (wie die Kirche am Charsamstag bei der Weihe der Osterkerze singt).

Wenn wir das „ewige Licht“ von diesem Standpunkt aus betrachten, und es nicht für ein zweckloses Licht ansehen, das beim Tag nichts nützt, und bei der Nacht Niemand braucht, so wird das Herhalten desselben gewiß als kein entehrendes Geschäft angesehen werden, und sich kein Schullehrer, ja auch nicht einmal ein Priester schämen dürfen, die Lampe in der Kirche anzuzünden, da es Se. Heiligkeit Papst Pius IX. nicht unter seiner Würde findet, selbst dafür zu sorgen, daß die beiden Lampen, die stets vor dem Tabernakel in seiner Hauskapelle vor dem Allerheiligsten brennen, Nahrung erhalten. (Salzbg. Kirchzg. Nr. 15, 1858.)

Die theologisch-praktische Quartals-Schrift von Linz 1855 III. Heft S. 561 enthält eine Beispielsammlung über das „ewige Licht“, aus welcher zu entnehmen, wie auch dieses heilige Geschäft am besten viribus unitis betrieben werden sollte, d. h., daß Seelsorger, Schullehrer und Messner mitsammen dieser kirchlichen

Vorschrift die nothwendige Aufmerksamkeit schenken müssen. — Denn woher kommt es, daß nicht in allen Kirchen das „ewige Licht“ brennt, oder nur während des Gottesdienstes?

Pfarrer Petrus, der auf dem Sterbebette seinem Schullehrer noch die Pflicht ans Herz legte, das „ewige Licht“ fleißig zu besorgen, mag sich in seinem Gewissen über vernachlässigte Pflicht ebenso Schuld bewußt gewesen sein, wie der Herr Lehrer; und Pfarrer Jakobus, der die oft erloschene Lampe selbst anzündete, hat gewiß auf die schonendste Weise den Schulmeister zur fleißigeren Erfüllung seiner Pflicht angeeifert. Wenn aber die Pfarrer Paulus, Andreas, Johannes außer dem Gottesdienst sich nie in der Kirche sehen ließen, so ist es wohl auch für den Herrn Schullehrer verzeihlich, wenn sein Eifer erlischt, wie das Lichtlein in der Lampe, wenn Niemand da ist, der Oel nachgießt und anzündet!

Kein Wunder, wenn der Schullehrer oder Bechprobst anordnet, wann!! und wie lange! das „ewige Licht“ brennen soll, wenn sich sonst Niemand darum kümmert; kein Wunder, wenn man mit 16 Pfund oder 17 Pfund Baumöl ausreicht, ¹⁾ da selbst von der h. Reg. (dt. 4. April 1853 Z. 8738) das Maximum an Baumöl für ein „ewiges Licht“ jährlich mit 52 Pfund bewilligt ist. Aber Wozu? für Wen? ein so übel verstandenes SparSystem? Will man Jesu im allerheiligsten Sakramente diese ohnehin armelige Huldigung nicht gönnen? Oder etwa mit Judas sagen: Wozu diese Verschwendung? Aber die Kirche hat kein Vermögen!! Wie vieles muß heut zu Tage durch freiwillige Beiträge hergeschafft werden und wie viele nicht unbedeutende Summen werden zu Restaurierungen der Kirchen verwendet! Gut und schön, recht und läblich — aber das Eine thun und das Andere nicht unterlassen. Ohne brennende Lampe ist die schönste, reich verzierte Kirche arm und

¹⁾ Wie aus einer Erläuterung über buchhalterische Anstände einer Kirchenrechnung vom Jahre 1841 ersichtlich ist.

düster. Also mit vereinten Kräften sollen Priester und Schullehrer als Meßner dafür sorgen, daß ihr Licht leuchte von dem Allerheiligsten Sakramento und vor den Menschen immerdar, damit Jesus das wahre Licht auch ihnen ewig leuchte.

Aus dem „Katholik“ 1859. Seit wann das „ewige Licht“ als strenge Pflicht bestehet, läßt sich so wenig bestimmen wie sein Alter; — für die uralte Existenz dieser Vorschrift zeugen zahlreiche Synodal-Beschlüsse und kirchliche Anordnungen: Synod. Basil. 1503. Ratisb. 1512; August. 1548, — Pragens. 1565 etc. Das römische Ritual bestimmt: *Lampades coram tabernaculo plures, vel saltem una diu noctuque perpetuo colluceat.*“

Die Theologen und Kanonisten erklären fast ohne Ausnahme die Unterlassung dieser kirchlichen Vorschrift für eine Todsünde. „Semper obligatio est gravis S. S. Euchar. asservandi eum lumine: unde ajunt Quintanus et Diana mortale esse si ob negligentiam gravem integra die vel aliquot integris noctibus non curatur, ut lumen ardeat.“ (Scavini Theolog. moral.)

Bei wirklichem oder theilweise Unvermögen kann der Pfarrer nicht auf sein eigenes Urtheil die Unterhaltung des „ewigen Lichtes“ einstellen, sondern hierüber ist das Urtheil und die Erklärung des Bischofs einzuholen.

Für die Erfüllung dieses Gebotes ist natürlich zuerst der Pfarrer verpflichtet, ihm ist, wie die anderweitige Sorge für das Allerheiligste, so auch diese übertragen; wenn er einen mit der Ausführung beauftragt, so bleibt er doch stets verpflichtet, darüber zu wachen, daß dieser Pflicht gewissenhaft entsprochen wird; der nachlässige Küster sündigt auch, allein Gott und der Kirche gegenüber ist der Pfarrer oder sonstige geistliche Vorsteher des Gotteshauses für die Nachlässigkeit seines Untergebenen verantwortlich.

Eigentlich wäre Oliven-Öel — als Symbol für den Friedensfürsten anzuwenden; aber schon der heilige Karl Borr.

wollte seine Erzdiözese für den Fall der Unthunlichkeit dispensirt wissen, und Liturgisten wie Cavalieri sagen, daß, wo Ölvenöl nicht zu haben, man auch anderes Öl nehmen dürfe.

Zur Bestreitung der Kosten ist die Kirche verpflichtet, wäre diese ganz unvermögend, so soll der Pfarrer durch fromme Gaben der Gläubigen d. i. der Pfarrgenossen, um derentwillen ja auch das allerheiligste Sakrament zunächst aufbewahrt wird, die nöthigen Mittel zu beschaffen suchen, und bei dem gläubigen Sinn unsers Volkes wird dieser Weg im Nothfall nirgends vergebens versucht werden.

Feier der ersten Kommunion der Kinder.

Wenn ein Priester die „Acta et Decreta Conc. Prov. Viennens. 1858 Tit. III., Cap. VI. gelesen hat, so sollte über den Punkt: ob und wie die erste Kommunion der Kinder gefeiert werden soll, keine solche Meinungsverschiedenheit herrschen, wie es leider noch immer der Fall ist. Die Worte: Prima puerorum Communio, quo solemniori fieri poterit modo celebretur, ut animis integris adhuc alte imprimatur Sacramenti majestas et sanctitas“ zeigen doch klar genug, was ein Seelsorger betreff dieser so wichtigen und einflußreichen Amtshandlung zu thun habe. Auf gleiche Weise bestehlt das Provinc. Conc. von Gran 1858: „ut ad 1. Communionem nonnisi ii admittantur, qui rite edocti . . . die autem Communionis — quae sit omnino solemnis, in unum collecti, in processione ad ecclesiam inter preces et cantica deducantur, vota Baptismatis renovent, adstantibus, si fieri potest, parentibus, patrinis, et cognatis.“ Ähnliches verordnen das Kölner Provinzial-Konzil 1860 — Instr. past. Eystett. etc. Also hierüber sollte schon der guten Sache wegen keine Differenz stattfinden, wenn es auch nicht der ausdrückliche Wille der katholischen Kirche wäre. Aber, sagt ein sonst ganz seeleneisriger Priester: „Ich bin schon so lange auf diesem

Posten, ich mag nichts Neues anfangen.“ Ein anderer sagt: „Ich halt’ nicht viel auf dieses äußere Gepränge, die Kinder werden in ihrer Andacht gestört.“ oder wie Beda Weber bemerkt, „aus ihrer heiligen Stille und Einfalt ganz in das Bereich weltlicher Eitelkeit gezogen.“ Ein anderer meint: Wozu diese Verlängerung des Gottesdienstes? Die Kinder verstehen von allen diesen Aureden und Ceremonien wenig oder gar nichts, den andern Erwachsenen wird die Zeit lang u. s. w. Wenn nur die Kinder gut beichten, dann wird ihnen die heil. Kommunion mehr nützen, als alle außerordentlichen Feierlichkeiten. — Nun, mit solchen in se confidentibus, lässt sich in der Regel nicht viel ausrichten, man muß sichs schon gefallen lassen, für einen Sonderling von ihnen gehalten zu werden. Es möchte aber auch Manche geben, die zwar nicht die Nothwendigkeit ver-
kennen, die erste heil. Kommunion so feierlich als möglich zu halten, aber nicht recht wissen, wie und auf welche Weise diese Feierlichkeit zu veranstalten wäre. — Was nun die feierliche Spendung der ersten heil. Kommunion betrifft, findet sich eine Anleitung hiezu nach einem Erlaß des Hochwürdigsten Herrn Bischofes von Chanad in der „Deutschen Volksschule“ Jahrgang 1854 Nr. 5 und Nr. 12. Eine solche wieder im Jahrgang 1859 in Nr. 9, 10, 11, 12. — Ferner wurde in dem letzten Heft der theologisch-praktischen Linzer Quartal-Schrift (1866 III. Heft) „Anleitung zur Ertheilung des Erstkommunikanten-Unterrichtes von J. Schmitt,“ als eine vom hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Freiburg approbierte Arbeit, aufs wärmste empfohlen. —

Diesen Anleitungen gemäß dürfte also die Feier der ersten hl. Kommunion und Vorbereitung hiezu in Folgendem bestehen:

1) Nachdem schon im katechetischen Unterrichte längere Zeit vorher den betreffenden Kindern das Nothwendigste über den würdigen Empfang der heil. Kommunion beigebracht worden ist, könnte in der Osterwoche eine Wiederholung dieses Unterrichtes und eine Art Maturitäts-Prüfung auf diese Weise vorgenommen

werden, daß am Dienstag über alle nothwendigen Stücke, die ein katholischer Christ wissen und glauben muß, am Mittwoch über das heil. Sakrament der Taufe; am Donnerstag über das Sakrament der Buße; am Freitag über das Sakrament des Altares examinando das Wichtigste durchgenommen würde, mit dem Bedeuten, daß nur diejenigen zur heil. Kommunion zugelassen werden, die wenigstens genügende Kenntnisse zeigen.

2) Als Vorbereitung wäre anzurathen a) alle Tage darüber nachzudenken, welche große Gnade Jesus Christus jenen nun bald zu theil werden läßt, die Ihn mit reinem Herzen empfangen; b) ein kurzes Gebet täglich zu verrichten zu Ehren der lieben Mutter Gottes und des heil. Schutzengels, um die Gnade einer würdigen Kommunion zu erlangen; — c) täglich der heil. Messe beizuwohnen, und dabei die geistliche Kommunion oder Vorbereitungsgebete zur Kommunion zu beten, und ein rechtes Verlangen nach dieser Himmelsspeise zu erwecken; d) eine kleine Abtötung im Essen, Spielen, Schlafen u. dgl. zu üben; e) ein kleines Opfer für den Verein der heiligen Kindheit Jesu in Bereitschaft zu halten.

Am Samstag Nachmittag gehen diese ersten Kommunikanten zur heiligen Beicht. Am Weißen Sonntag vor dem Hauptgottesdienst haben sich dieselben im Pfarrhof oder Schule zu versammeln. Von da aus werden sie paarweise, die Mädchen, wenn es thunlich ist, in weißen Kleidern, mit den Taufkerzen und Rosenkranz in der Hand, in die Kirche geführt. Während des Zuges wird mit allen Glocken geläutet. Vorangetragen wird das Kreuz, zuletzt folgt der Priester mit festlichem Rochet und Stola von zwei Ministranten begleitet. Während des Zuges wird abwechselnd von Knaben und Mädchen „Glaube an Gott,“ „Vater unser,“ dann „Heilig“ gebetet. Beim Eintritt in die Kirche besprengt sie der Priester mit Weihwasser und führt sie zum Taufstein. Hier hält er eine ganz kurze Anrede, und nimmt die Erneuerung des Taufgelübdes nach dem Diözesan-Rituale vor, und erinnert sie an die Bedeutung der brennenden

Tauferze, Hierauf wird der Opfergang gehalten, darnach die Kerzen abgenommen. Vor der Kommunion wird nochmal die Neue und Leid laut gemeinschaftlich gebetet, und auch die Worte: O Herr! ich bin nicht würdig — — von Allen zugleich mit dem Priester gesprochen.

Nach der heil. Kommunion könnte ein kurzes Dankgebet laut verrichtet werden. Während des Pfarrgottesdienstes bleiben die Kinder beim Altar. Die Predigt soll, der Feier entsprechend, den Eltern, Taufpathen und übrigen Pfarrkindern ihre Pflichten gegen diese Kinder kurz an das Herz legen.

Auf diese Weise wird der Gottesdienst nicht verlängert, und die Feier selbst ist für manchen Erwachsenen eine gar ernste Predigt. — Nachmittag nach Beendigung des gewöhnlichen Gottesdienstes wird mit den Kindern die Kreuzweg-Andacht gehalten, und dieselben sobann im Pfarrhof mit einem Bild: „Andenken an die erste heil. Kommunion“ beschenkt, und die Ueberglücklichen im Herrn entlassen.

Pfarrconcurs-Fragen.

Am 10. und 11. April 1866.

D o g m a t i k :

- 1) Exponatur et vindicetur sententia: „extra ecclesiam nulla salus.“
- 2) Quis est minister baptismi? Quaenam requiruntur ad valide baptizandum?

M o r a l :

- 1) Quid intelligitur sub gravitate peccati? quotuplex est peccatum sub hoc respectu? quaenam sunt momenta constitutiva peccati mortalis?
- 2) Quid est jusjurandum? quotuplex distinguitur ratione materiae? quaenam requiruntur ad validitatem jurisjurandi et ad licentiam ejusdem?

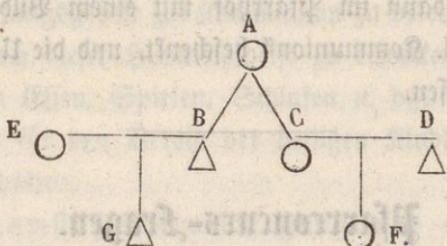
3. Quid est autochiria? Quaenam principia sunt tenenda quoad hoc horrendum peccatum.

Paraphrase:

Über die Epistel des Sonntags Quinquagesimae I. Cor. 13. (1—13.)

Kirchenrecht:

- 1) Quo respectu constitutio ecclesiae monarchica, quo respectu hierarchica nominatur?
- 2) In quo consistit ordinationis titulus, qui dicitur mensae, et quomodo differt a reliquis ordinationis titulis?
- 3) Exhibeantur gradus consanquinitatis et affinitatis in sequenti Schemate genealogico.



Pastoral:

- 1) Worin besteht die Klarheit der Darstellung des Predigtstoffes und durch welche Mittel wird sie erzielt?
- 2) Was ist eine Generalbeicht? wann ist sie geboten, wann anzurathen und wie soll der Beichtvater bei Aufnahme der selben vorgehen?
- 3) Warum soll, und wie kann der Seelsorger auf die Volkslektüre Einfluss nehmen?

Predigt auf den weißen Sonntag.

Text: Jesus stand mitten unter ihnen und sprach: „Der Friede sei mit Euch.“ Joh. 20, 19.

Thema: Der wahre Friede.

Katechese

über

„Gott ist höchst gerecht.“

Am 9. und 10. Oktober 1866.

Dogmatik:

- 1) Quid intelligitur sub bonis operibus? Quid eorum respectu docet fides catholica?
- 2) Quinam constituant in Christi ecclesia subjectum infallibilitatis?

Moral:

- 1) Quid requiritur ad Missam rite audiendam, ut praecepto ecclesiae satisfiat?
- 2) Obligationis restituendi fontes, qualitas et necessitas demonstrantur.

Paraphrase:

I. Cor. 13. 4 — 13.

Kirchenrecht:

- 1) Licetne pro personis acatholicis sanctissimum Missae sacrificium offerre?
- 2) Quod cognomen gerere debet infans, cuius mater est vidua?
- 3) Quomodo procedere debet parochus, si persona catholica se ipso reprezentat tanquam sponsam viri protestantici?

Pastoral:

- 1) Welches sind die vorzüglichsten Eigenschaften des homiletischen Styles?
- 2) Worin besteht das Brautexamen und wie hat der Seelsorger dabei vorzugehen?
- 3) Was versteht man unter der Generalabsolution für Sterbende, wem, wann und wie ist sie zu ertheilen?

Predigt auf den 20. Sonntag nach Pfingsten.

Text: Und er glaubte mit seinem ganzen Hause. Joh. 4, 53.

Thema: Der wahre Glaube ist das kostbarste Kleinod.

Katechese

über:

Gott ist höchst gütig.

Umschau im Gebiete des auswärtigen katholischen Missionswesens.

(Vgl. Theol. prakt. Quartalschr. 1865. IV. Heft. 485 fig.)

„Sie liebten mich, weil ich Gefahr bestand!“ lässt Shakespeare einen seiner Helden sagen, und ist dieser Satz überhaupt wahr, dann hat die katholische Kirche schon wegen ihrer Missionstätigkeit allen Anspruch auf unsere Liebe, denn an Gefahr bei der Pflege dieses Feldes hat es ihr nie gefehlt; stets muß sie gefaßt sein auf feindliche Rotten, auf Bedrängniß und Prüfungen aller Art. Die Finsterniß des Un- und Irrglaubens und die Bosheit verkommen Menschenherzen haben ihr ewigen Krieg angesagt, den sie mutig aufnimmt, geschickt leitet und durch ihn den Frieden für Alle, die eines guten Willens sind, täglich mehr ausbreitet und sichert. Ihre Soldaten nimmt sie aus den blühenden Seminarien für auswärtige Missionen zu Paris, Lyon, Löwen, Mailand, Dublin u. s. w., ihre Zeughäuser bilden die zahlreichen Missionsvereine, die nach Millionen Gulden dem lieben Gott und der Ehre seiner Kirche weihen. Der Lyoner Verein nahm im Jahre 1865 ein . . . 5.675.817 Francs. die Ausgaben betrugen 5.249.604 „ Rest für 1866 426.213 Francs.

Am meisten lieferten Frankreich und Italien.

Ersteres 3.592.311 Francs

Letzteres 406.365 „

Deutschland mit	258.556 Francs
Asien mit	10.659 "
Afrika mit	39.407 "
Amerika mit	187.752 "
Australien mit	6.647 " vertreten.

Selbst das arme hartbedrängte Russisch-Polen trug seine
448 fl. bei.¹⁾

Der Ludwigs-Missionsverein weist 1864
eine Einnahme von 135.374 fl.
eine Ausgabe von 128.836 "
und daher einen Rest von 6.538 fl. aus.

Die Gesammt-Einnahme des Bonifaziuss-Vereines im Jahre
1865 betrug 71.273 Thaler.

In der Diözese Linz betrug sie . . . 8.096 fl.
in der Erz-Diözese Salzburg . . . 1.748 fl.
" " " Prag . . . 4.593 fl. ö. W.

Aus der Erz-Diözese Wien wurde im Jahre 1865 nichts
eingesendet.

Die höchste Einnahme haben die Erz-Diözese Köln mit
11.369 Thalern und die Diözese Münster mit 10.306 Thalern.

In die obige Summe der Gesammt-Einnahme ist das
flüssig gewordene Legat Sr. Königlichen Hoheit des Erzherzogs
Maximilian per 72.946 Thaler (samt den angewachsenen In-
teressen) nicht aufgenommen, welches zur Dotation von 89 geist-
lichen Stellen verwendet worden ist.

Der Ludwigs-Verein für Bayern und Baden bestimmte in
jüngster Zeit ein ganzes Drittel seiner jährlichen Einnahmen für
den Bonifaziuss-Verein, weil er sich seit Jahren, so oft es an-
ging, vorwerfen lassen mußte, daß er für die katholische Diaspora
in deutschen Landen nichts hergebe, und Alles lieber an die
Chinesen und Mohren und sonstigen „Wilden“ fortsende, welcher

¹⁾ Beinhaltet wurde Europa mit 1.066.194 Fr., Asien mit 1.853.130 Fr.
Die Jahrbücher des Gl. werden in 233.025 Exemplaren gedruckt.

Vorwurf wohl nicht ganz gerecht war. Nun ist aber doch radikaliter geholfen.

Der Kindheit-Jesu-Verein erfreut sich einer wunderbaren Blüthe und Wirksamkeit, so daß die Berichte einstimmig sind in Anerkennung seiner Leistungen. Doch lassen wir Zahlen sprechen. Der Verein unterstützt 81 Missionen. Von diesen sandten nur 63 im Jahre 1863 Berichte ein über die in Todesgefahr getausten Kinder, und doch beträgt die Zahl nur dieser 357.353.

Erzogen werden in den vom Verein erhaltenen Anstalten, Waisenhäusern u. dgl. 24.316 Kinder.

Dafür ist der Verein auch weit ausgebretet, besonders in Frankreich. In 3 Pfarren der Diözese Bayeux sind alle Kinder Mitglieder des Vereins. Ein ganz kleines Städtchen Condé sur Noireau zählt 800 solche kindliche Missionäre. Hier kam es vor, daß Kinder Reißig in den Wäldern sammelten, es verkauften, und dann die gewonnenen etlichen Sous als ihren Vereinsbeitrag dem Seelsorger brachten.

Die Einnahme des Jahres 1864 beträgt 676.089 fl. ö. W., das ist, um 15.891 fl. mehr als 1863.

Frankreich lieferte 370.502 fl.

Spanien 10.213 fl.

Afrika 653 fl.

China 1.765 fl. öst. Währ.

Unter den Seminarien für Missionen ragt vor Allem das All-Hallows-Colleg bei Dublin hervor, das 1864 in alle Welttheile 44 Missionäre sandte.

Aus Italien allein wirken über 2000 Welt- und Ordenspriester in diesem mühevollen Weinberge Gottes.

1. Europa.

Ganz am „Ende der Welt“ in der apostolischen Präfektur des Nordpols, wozu seit 1854 Lappland, Island, Grönland, die Scheiland- und Orkaden-Inseln und das nördlichste Amerika gehören, bestehen 6 Missionsstationen, von denen erst zwei eine

kleine, armelige Kirche haben. Der apostolische Präfekt B. Bernhard residirt in Wick im äußersten Nordosten Schottlands. Mit ihm theilen 7 Priester die unsägliche Mühe der Mission in den weiten unwirthbaren Gegenden; die Zahl der Katholiken in der ganzen Präfektur beträgt kaum mehr als 220 Seelen. Die Missionäre waren einst noch einmal so viel als jetzt, doch die Härte des Klimas vertrieb selbst die eifrigsten Apostel; um so bewundernswwerther ist die kleine Schaar, die noch in dem ewigen Eis der Länder sowohl, als der Menschenherzen da droben ausharrt. Aus der jüngsten dieser Stationen, Berwick auf den Schetlandinseln, schreibt der Missionär, daß sich die apostolische Einfachheit beim Unterrichten, Messlesen, Predigen und Nebennachten im Freien etwas schwer durchführen lasse unter dem 58. Grad nördlicher Breite.

In Norwegen, wo zuerst Pfarrer Monz 1843, dann zwei österreichische Redemptoristen bis 1853 oder 1854 dem Katholizismus ein Plätzlein zu erobern suchten, gelang das endlich dem jungen Pfarrer Lichtle, durch dessen Mühe eine katholische Kirche in Christiania gebaut und vom apostolischen Vikar Studach 1856 zu Ehren St. Olaf's eingeweiht wurde. Auch einer Knaben- und Mädchenschule unter Leitung von Schulschwestern vom heiligen Joseph erfreuen sich die 130 Katholiken Christiania's. Es ist Aussicht vorhanden, den alten erzbischöflichen Sitz Drontheim zu gewinnen. In Bergen finden wir ein Kirchlein.

Schweden hat zu Stockholm 2200 Katholiken und Gothenburg katholische Gemeinden mit Kirche und Schule. Leider traf die neue katholische Kirche in Stockholm das Unglück, daß ihr Thurm am 23. Mai 1866 einstürzte, was nicht allein die Kirche zum größten Theil zerstörte, sondern auch viele Menschenleben kostete.

Dagegen erhielt der Thurm der St. Kanuts-Kirche zu Friedericia (Jütland) im Dezember 1865 zwei hübsche Glocken, die in diesem Monat geweiht die Namen St. Maria und St. Ansgar erhielten. Am 29. März 1866 ward die Kirche in Glens-

burg benedizirt. Bei Gelegenheit des Jubiläums 1865 empfingen zu Kopenhagen 700 Katholiken die heilige Kommunion, und ebenda wurde der Grundstein zu einer zweiten katholischen Kirche und zu einem Krankenhaus gelegt. Die Schule droht zu klein zu werden. Die Seelenzahl der Katholiken beträgt in Kopenhagen 1200, in den Provinzen einige Hunderte.

England erhielt 1864 aus dem irländischen Missionsskolleg All Hallows 11 Missionäre, Schottland 1.

Rußland stellt sich feindseliger als je gegen die katholische Kirche. In Podolien und Lithuania wendet man List und Gewalt an, um die Katholiken zur Apostasie zu bewegen, und nach menschlicher Berechnung muß der Plan immer mehr gelingen. Den Katholiken werden ohne weiters die Kirchen weggenommen, die Priester vertrieben oder verhaftet, dafür schismatische Popen angestellt, neue schismatische Kirchen gebaut und die Umwohner gezwungen, sie zu besuchen. Selbst die alte Barbarei, das Zerstören der Gräfte und Hinauswerfen der dort ruhenden Leichen kommt hie und da vor. Die Klöster werden eins ums andere aufgehoben, und da man merkte, daß insbesondere die katholischen Mädchenschulen unter Leitung von Ordensschwestern sehr einflußreich für die Erhaltung katholischer Gesinnung seien, so dekretirte man auch diese Schulen hinweg. Die Bischöfe dürfen Niemanden zum Priester weißen ohne besondere Erlaubniß des Gouverneurs.

Da man auch den unirten Bulgaren von russischer Seite ihren Erzbischof Sokolsky gewaltsam entrissen hat, so daß heute noch Niemand weiß, wo und ob er lebt, so sorgte der heilige Stuhl für einen Administrator der Diözese. Dazu wurde der um die bulgarische Union so hochverdiente Pope Raphael Papow oder Popow ernannt, der am 19. November 1865 zu Konstantinopel nach nationalem (bulgarischem) Ritus die bischöfliche Weihe erhielt.¹⁾

¹⁾ S. Quartalschrift 1865. S. 489, 490.

Am Anfangs 1866 wurde die Kirche der deutschen Mission zu Paris feierlich konsekriert. Die Seele dieser Mission, P. Modeste S. J., soll leider in einen andern Wirkungskreis abberufen worden sein.

2. Asien.

Das Jahr 1865 ist denkwürdig für Palestina durch die daselbst neu errichteten 8 Missionsstationen, deren Gründer der lateinische Patriarch Valerga, und deren Ausdehnung folgende ist: 1. Beidtschalla mit 1 Seminar und 355 Seelen; 2. Karmallah, 160 Katholiken; 3. Dschisna 96 Katholiken; 4. Birzeit 78 Katholiken; 5. Thaibeh 155 Katholiken; 6. Naplus (Sichem); 7. Beitsachur 75 Katholiken; 8. Lydda 35 Katholiken. Überall Kirchen oder Kapellen und Schulen. Die bereits bestehenden Pfarreien, in denen die Seelsorge den P. P. Franziskanern anvertraut ist, mit Ausnahme des einzigen Kaifa, wo Karmeliten die Gemeinde von 170 Katholiken leiten, sind folgende: 1. Jerusalem (1335 Seelen); 2. Bethlehem (2350); 3. Nazareth (680); 4. Larnaka (445) und Nikosia (91); 5. Akre (156); 6. Jaffa (463); 7. St. Johann (133); 8. Cypern (536).

Den Patriarchen unterstützen 4 Kanonici und 3 Ehrenkanoniker; einer der Letzteren ist zugleich Professor am Patriarchalseminar, wo er nebst 4 Kollegen den Unterricht der 28 Zöglinge (Araber) leitet. Die Erziehung der weiblichen Jugend ist in den Händen von Schulschwestern des heiligen Joseph, Schwestern U. I. Fr. von Sion und Frauen von Nazareth.

Die Zahl der Weltpriester erreicht 15, die der Franziskanerklöster und Hospize 27.

Im Jahre 1866 brachte die Cholera viel Elend über das heilige Land, an dessen Linderung der Patriarch, die Franziskaner und besonders die Ordensschwestern vom heiligen Joseph aufopfernd arbeiten. An der oft umstrittenen Kuppel der heiligen Grabkirche werden die nöthigen Ausbesserungen auf Veranlassung Frankreichs und Russlands vorgenommen; wo bleibt

Oesterreich? Eine große Freude zeigen die Berichte über die endlich erfolgte Vollendung der Mauer um den katholischen Friedhof. Wie drückend müssen die Verhältnisse für die Lateiner dort sein, da man schon über eine solche Kleinigkeit, eine Kirchhofmauer, in so großen Jubel geräth.¹⁾

Ostindien zählt nun unter den 150 Millionen Einwohnern 800.000 Katholiken, für deren geistiges und vielfach auch leibliches Wohl 800 Missionäre unter 17 apostolischen Vikaren sorgen. Neue Bekehrungen ereignen sich in Folge der Hindernisse, welche Not, Krankheit und die protestantische Propaganda legen, nur in geringer Zahl; dagegen ist man bemüht, das schon Gewonnene in gutem Stand zu erhalten, ja die Missionäre haben die Methode der Glaubenspredigt insofern geändert, als sie jetzt fast immer auf dem Wege, unermüdlich in die entlegensten Stationen der Vikariate reisen, um überall zu erfrischen, was dürr, zu erwecken, was schlaftrig geworden. Was einzelne Vikariate betrifft, könnten wir Folgendes erfahren: In Pondichery leben 108.000 Katholiken mit 70 Schulen, von 2000 Kindern besucht, 1 Kollegium mit 150 Jöglingen. 1865 kamen 800 Bekehrungen vor, von denen über 60 der Mühe eines einzigen Missionärs zu danken sind. Dazu kommen noch 86 Protestanten, die in die katholische Kirche zurückkehrten.

Der apostolische Vikar Bischof Godelle kam auf seinen Visitationsreisen oft in die Lage, auf der bloßen Erde unter freiem Himmel übernachten zu müssen, und seinen Mitaposteln ging es kaum besser. Pondichery erhielt 1865 aus dem Missions-Seminar zu Paris zwei neue rüstige Arbeiter.

Madura, Mission der Gesellschaft Jesu, mit 160.000 Katholiken, etwa 70 Missionären, worunter 48 Priester, 21 europäische Ordensschwestern, 67 eingeborne und 25 andere Reli-

¹⁾ Im April 1865 starb der Präfekt der Karmeliten-Mission von Syrien Pater Ignatius, der bereits in P. Ephrem (desselben Ordens) einen Nachfolger erhielt. In Erzerum starb im Juni 1865 der armenische Bischof Salvian; zu Konstantinopel im August 1866 der armenische Erzbischof von Jerusalem an der Cholera.

giosen. Auch hier sind die eifrigen Patres stets auf apostolischer Wanderung und versehen außerdem 19 Schulen, 4 Waisenhäuser mit 470 Kindern.

1865 wurden 1400 Seelen für den katholischen Glauben gewonnen, und etwa 3000 Kinder in Todesgefahr getauft. Die Protestanten haben in Madura 53 europäische und 23 einheimische Prediger, sehr viele Schulen, aber doch nur in der südlichen Provinz Tinnely erwähnenswerthe Erfolge aufzuweisen. Dagegen erreicht die Zahl der Protestanten in diesem Vikariat (im Anfang dieses Jahrhunderts 50.000) kaum mehr 25.000.

Die Zahl der Katholiken in Verapoly mag jetzt wohl 200.000 sein; sonst scheint der Stand der Mission hier unverändert geblieben zu sein.

In Madras entdeckte der apostolische Vikar auf einer Reise eine fast verschollene Gemeinde von etwa 600 Christen, die nun auf's Neue sorgsam gepflegt wird. Im Oktober 1865 reisten 3 Missionäre aus dem irändischen Patrick-Maynooth-Kolleg dahin ab.

Patna hat nun 4 Waisenhäuser, und erhielt 1866 ein neues Ordenshaus für englische Fräuleins, deren Wirksamkeit sich im Hause zu Allahabad glänzend bewährte. Der ungemein eifrige apostolische Vikar Bischof Anastasius Hartmann (Ord. Kapuc.) erlag im Mai 1866 der Cholera. Die letzten Tage seines Lebens waren der Linderung des Elendes geweiht, das durch Neuberschwemmung und darauffolgende Dürre und Hungersnoth über sein Vikariat hereinbrach; rührend sind seine Klagen über die Entbehrungen, welche seine lieben Waisenkinder erleiden mussten, denen zu lieb er mit wunden Füßen tagelang herumhinkte, um Brot und Kleider für sie zu erbetteln.

Mangalore zählt 3 Waisenhäuser und 1865 bei 180 Bekehrungen.

Coimbatur hatte 1863 oder 1864 seinen apostolischen Vikar Bischof Bonnand durch den Tod verloren, und wurde vom apostolischen Vikar in Pondichery verwaltet; im Oktober 1865 er-

hielt es in Herrn L. Depommier wieder einen eigenen Oberhirten. Es blühen dort 12 Schulen mit 400 Kindern, 2 Waisenhäuser mit 128 Kindern (1864). Die Mädchenschulen werden von einheimischen Ordensschwestern (20) geleitet. 100 Bekehrungen 1865; im selben Jahre reisten zwei Missionäre aus dem Pariser Seminar dorthin.

Mayssur zählt außer den 18 Schulen noch 4 Waisenhäuser; 200 Bekehrungen 1865.

Vizagapatam: 19 Schulen, 5 Waisenhäuser und 300 Bekehrungen.

Bombay: nun 26 Schulen und 3 Waisenhäuser mit fast 500 Kindern. Quilon zählt jetzt 52.000 Katholiken und 35 Schulen. Die Mission ruht in den Händen von Karmeliten, die zahlreiche Bekehrungen vollbrachten und 1865 eine neue schöne Kirche bauten. Das Kollegium von Kalkutta wird von mehr als 200 Jöglingen besucht; der apostolische Vikar Erzbischof van Heule starb nach kaum viermonatlicher Regierung im Juni 1865. (Mission der Jesuiten.) Im November desselben Jahres starb auch der apostolische Vikar Bischof Benedik von Agra. Von Mittel-Bengalen können wir nur den Bestand von 6 Waisenhäusern, von Süd-Bengalen die Bekehrung von 67 Hindus melden. Nach Ost-Bengalen begaben sich im November 1865 1 Pater von unserer lieben Frau vom heiligen Kreuz und 2 Ordensschwestern.

In Hyderabad wird der Zustand der Mission als besonders blühend geschildert. 1864 haben sich 60 Protestanten bekehrt. In Hyderabad, Kalkutta und Bombay bestehen vortreffliche höhere Unterrichtsanstalten nach Art unserer Gymnasien, über die sich die Protestanten anerkennend aussprechen und zugleich ärgern.

Von den Ländern Hinter-Indiens nennen wir zuerst Birman unter dem apostolischen Vikar Bigandet. Das ganze Land ist zum Theile englisch, zum Theile Eigenthum verschiedener Stämme, die sehr locker (nur durch jährlichen Tribut) mit der

Regierung (dem Könige von B.) zusammenhängen. Die Birmanen selber sind die bedeutendere und die erobernde Nation, und ihre vornehmen Familien wachen eifersüchtig auf ihren Einfluß.

Sie sind sehr tolerant auf alle Religionsübungen — innerhalb des Buddhasismus — drüber hinaus aber keineswegs. Das Volk ist im Ganzen mißtrauisch und arglistig, die auf englischem Gebiete wohnenden Birmanen noch dazu verlassen und unsittlich. Sehr groß ist das Ansehen und der Einfluß der buddhistischen Priester, was sie sowohl ihrem wirklich musterhaften, strengen und sittenreinen Wandel, als ihrer Gelehrsamkeit und den guten Schulen verdanken. Das ist der Grund, warum auch die katholischen Missionäre vor Allem auf Errichtung von Schulen hinarbeiten. Zu Mulmein im eigentlichen Birman bestehen nun 2 Kirchen, von denen die eine das schönste Gebäude des Landes ist; die Schulschwestern vom heil. Joseph leiten 1 Schule mit 80, und 1 Waisenhaus mit 42 Kindern, die Schulbrüder eine Anstalt mit 130 Böglings. Zu Namguu (Hauptstadt von Pegu) wurde die 1852 zerstörte Kirche wieder, und eine zweite Kirche neu aufgebaut; daselbst blüht 1 Waisenhaus und 1 Schule. Der junge König ist sehr wohlwollend gegen die Missionäre; er verlangte selber einen Missionär zur Erziehung für seinen Sohn und Nachfolger, führte auf seine Kosten Schulbrüder ein und schickte die Kinder der vornehmsten Familien in deren Schule; in seiner neuen Hauptstadt Mandahay wies er gleich einen Platz für eine katholische Kirche und ein Missionshaus an; der Platz ward 1864 eingeweiht, doch den Bau der Kirche wußten die Beamten des Königs bis jetzt tückisch zu verhindern. Im Stämme der Karianen besteht zu Bassein seit 1862 ein Kolleg mit 1 Pater und 3 Brüdern, um Katecheten und Lehrer heranzubilden. 1863 unterhielt es 70 Böglings. Im Stämme der Schans (Kollektivname für viele kleine Stämme), dessen Glieder meist ins englische Gebiet auswandern, wurde 1860 eine Mission gehalten, nach der sich gleich im ersten Jahre 70 Erwachsene taufen ließen.

Der Versuch einer Mission unter den Khakhiern, die wegen des Verkehrs zwischen Yunnan Tibet und Birman sehr wichtig wäre, misslang 1864 durch Feindseligkeit des Statthalters.

Das ganze birmanische Vikariat zählte 1865 außer dem apostolischen Vikar 21 Missionäre, 7280 Katholiken (ohne die Soldaten), 27 Kirchen. Anno 1864 wurden 207 Erwachsene, 1609 (meist sterbende) Kinder getauft. Die Zahl der Heiden erreicht wohl $4\frac{1}{2}$ Millionen. Im Jahre 1830 waren die Katholiken 1500.

In Chochinchina und Tongking hat wohl nach der Veröffentlichung (20. September 1864) eines für die Christen sehr günstigen Ediktes des Königs Tu Duc, welches ihm die Waffen Frankreichs abzwangen, die Verfolgung offiziell ein Ende, doch steht dieser Religionsfriede eben nur auf dem Papier oder auf was sonst die Chochinchinesen schreiben. Die frommen Dominikaner glauben sich am Vorabende einer neuen Verfolgung. Die Mandarine wie das Volk wetteifern in Feindseligkeit und Ungerechtigkeit gegen die Christen, die nie Recht bekommen und aller Unbild ausgesetzt sind. So darf z. B. der apostolische Vikar von Südtonking sich nicht auf seine Station begeben, darf keine Priester aussenden, ist stets überwacht und aller Mißhandlung gewärtig. Man meint sogar, daß die Mandarine heimlich von Tu Duc Instruktionen erhalten haben, sich nicht um das Edikt zu kümmern; so einhellig sind diese in ihrem Hass gegen das Kreuz. 1865 sandte das Seminar zu Paris zwei Missionäre nach Chochinchina, 1866 1 nach Süd-Tongking, 1 nach Nord-, 1 nach Süd-Chochinchina. Aus derselben Anstalt kamen 1 Missionär nach Siam, 1 nach Malacca (Palo Pinang), 1 nach Tibet, 1 in die Mandschurei, 2 nach Japan, wo im Februar 1865 die Kirche der 23 Märtyrer zu Nagasaki vollendet und eingeweiht wurde. Aus Japan wurde 1866 ein Peterspfennig im Betrage von 600 Fr. eingeschickt! Die von den Buddhasätern 1858 zerstörte Mission von Bonga (Tibet) wurde 1863 wieder errichtet und dort Gottesdienst gehalten.

Aus der Gesellschaft vom unbefleckten Herzen Mariä zu Brüssel reisten im September 1865 4 Patres und 1 Katechet nach der Mongolei; aus dem Dominikanerkloster Okana bei Madrid im Januar 1866 5 Patres, 1 Subdiakon und 1 Laienbruder nach den Philippinen (Manila) ab.

Die Missionäre von Hinter-Indien batzen den heiligen Vater um Dispense von der Veröffentlichung des Syllabus in ihren Bezirken, weil „diese einfachen frommen Christen gar nicht glauben würden, daß die Christen von Europa solchen Irrthümern nachhingen.“

In China dauern die gewaltigen Kontraste im Zustande einzelner Vikariate fort. Während in Kuy-Tseu 1865 der freundliche Vizekönig Lao den Missionären mit Rath und That, mit seinem Ansehen und Geld zu Hilfe kommt, so daß die Visitationsreise durch die einst so verwüstete Provinz einem steten Triumphzuge glich, wurde in Su-Tschuen im August 1865 der Provifikar Franz Marbilleau ermordet, ein christliches Dorf zerstört, die Bewohner niedergehauen, und traten ganze Schaaren Christen zu den Rebellen über, da hier der Bürgerkrieg noch fortduert. In oben genanntem Vikariat Kuy-Tseu macht das Christenthum die großartigsten Fortschritte; ein einziger Missionär brachte ein Verzeichniß von 40.000 neubekhrten Christen, wobei über 100 Dörfer, von denen er keine Namen aufgeschrieben hatte, nicht eingerechnet sind. An anderen Orten finden wir 3000 Neubekhrte; dann wieder 700 getaufte Erwachsene und 5000 Katechumenen, und wieder 30 christliche Dörfer.

An sehr vielen Orten werden die verhafteten Verfolger auf Bitten des Vikars oder der Missionäre befreit, und nehmen dann gleich das Christenthum an; doch mit Recht wird auf diese Neulinge nicht zu sehr vertraut, so wie auch andererseits die jungen Christen vielfach einen ganz grimmigen Zelotismus zeigen, gleich ihre ganze Verwandtschaft zu Christen prügeln wollen, welchem Eifer von Seite der Glaubensprediger alle möglichen Schranken gesetzt werden. Die Mandarine beeilen sich, gleich

vielen einzelnen Gemeinden, ihre Pagoden zu Kirchen, ihre öffentlichen Gebäude zu Missions-, Schul- und Waisenhäusern herzuschaffen. So ward aus dem Palaste des geschlagenen Rebellenkönigs Tien ein prachtvolles Waisenhaus mit einer schönen Kapelle. Man überhäuft die guten Patres mit Naturalgaben, besonders mit Thee.

Dagegen herrschte oder herrscht noch in West-Szechuen arge Hungersnoth und pestartige Krankheit. Auf den Märkten sah man Menschenfleisch zum Verkaufe ausgestellt, und die Zahl der wegen Hunger und Elend ertränkten Kinder wird auf 10.000 angegeben. Die armen Kleinen fanden bessere Pflege in Kiang-Nan, wo durch Hilfe des Kindheit-Jesu-Vereines 1865 über 6000 Kinder erzogen, 1200 in den Schulen unterrichtet wurden.¹⁾

In Peking fand die Einkleidung zweier chinesischen Jungfrauen zu barmherzigen Schwestern statt, und drei andere des selben Volkes harren als Kandidatinnen dieser Gnade.

Aus dem Seminar für auswärtige Missionen zu Paris wurden 1865 17, aus der gleichen Anstalt zu Mailand 2 Missionäre nach China gesandt, wo man nach dem Worte des Bischofes Faurie (Aug-Tsou) eine „Armee“ von Priestern brauchen könnte. Das Colleg Brignole-Sales schickte 1863 2, 1864 5, 1865 5 oder 7 Missionäre ebendahin.

In dem aller Welt verschlossenen Korea zählt doch die katholische Kirche etwa 18.500 Bekennner. Außer dem apostolischen Vikar Bischof Simeon Franz Verneux und dem Koadjutor Bischof Daveluy oder Duvelay theilen sich in die Mühe der Mission, die ganz heimlich ohne Gottesdienst, ohne Kirche und Schule erhalten werden muß, die P. P. Beaulien, Dorie, Menfer, Pourthée, Petit-Nicolas, Almaitre und Huni. Alle diese wurden 1866 (die ersten 3 am 8. März, die übrigen am 11. und 30. März) nebst 40 Christen vor dem Thore der Hauptstadt enthauptet auf Befehl des Königs, wie es scheint, zunächst aus politischen Be-

¹⁾ Ein einziges Waisenhaus (zu Thummin) birgt 570 Kinder.

sorgnissen. Drei Patres retteten sich auf ein französisches Schiff. Die Mission begann 1857 auf's Neue, nachdem 1839 Bischof Imbert erschlagen worden war. Im heimlich hergehaltenen Seminar besaßen sich 12 Zöglinge.

— und ausserdem — und sichtlich durch einen
trieden zu sein zum malen und Afrika. — und der universitäts und

Hier zählt die katholische Kirche fast lauter Schmerzenskinder, die alle Liebesmüh meist nur gering entlohnen. In Chartum wurden wohl 1865 10 erwachsene freie Neger und 2 Kinder getauft, und besteht die ganze katholische Negergemeinde aus 30 Seelen, die jedoch sehr eifrig sind; dagegen war man daran, die Station des mahomedanischen Nubien Schellal ganz aufzulassen, wenn sie nicht auf ausdrücklichen Wunsch des Papstes an den P. Ludovico di Gasoria, einen Franziskaner aus Neapel, der sich der Erziehung von Negerkindern mit aufopferndster Liebe weiht, und in einem von ihm gegründeten Hause (der „Palme“) bei Neapel bereits 127 solche Kinder erhält, übertragen worden wäre. Anfangs 1866 kam P. Ludovico mit 3 von ihm erzogenen schwarzen Missionären und 1 Priester aus dem Institute Mazza zu Verona nach Chartum und Schellal. Die Station ward durch den Marienverein vollkommen ausgerüstet und ihr noch eine jährliche Unterstützung von 1200 Francs zugesichert.

Die Mission in Suez (unter österreichischem Schutze) erhielt 1865 eine sehr schöne Kirche; in Oberegypten werden 4 Kirchen gebaut.

Durch ein Dekret vom 14. Januar 1866 übertrug der heilige Stuhl die Mission von Congo der Gesellschaft des heiligen Geistes und des unbefleckten Herzens Mariä, und ernannte den General-Obern der Gesellschaft, P. Schwindenhammer, zum apostolischen Präfekten. Diese sehr alte (seit 1491) und einst so blühende Mission ging durch die politischen Wirren und Verfolgungen der Kirche in Portugal und Frankreich zu Grunde. Im Jahre 1835 erlosch sie ganz und ward also jetzt, nach 30

Jahren, auf's Neue begonnen. Bereits sind 6 Missionäre dahin gezogen.

Die sehr beschwerliche Mission Sierra Leone wird von 2 Priestern aus der Gesellschaft des Herzens Jesu besorgt; 1866 wurde durch Hilfe des Lyoner Vereines ein Landgut gekauft, das einstweilen sich zu Allem gebrauchen lassen muß, da es dort noch keine Kapelle, kein Wohnhaus, keine Schule, kein Krankenhaus gibt. Doch werden nächstens Schulschwestern vom heiligen Joseph dahin abgesandt werden.

Das Vikariat Senegambien steht unter Leitung der Gesellschaft des heiligen Geistes und des Herzens Mariä (4 Priester und 7 Laienbrüder).

Die Schulen werden von den Töchtern des Herzens Mariä (10 Professen und 6 Novizinnen), lauter eingebornen schwarzen Jungfrauen, geleitet, in 3 Stationen. Besonders blühend ist der Zustand der landwirthschaftlichen Kolonie und Schule vom heiligen Joseph.

1864 war die katholische Bevölkerung von Senegambien 4000; Taufen von Erwachsenen 80; Kirchen 9. Guinea hat 2 Waisenhäuser mit 165 Kindern.

Im östlichen Distrikte des Vikariates Vorgebirge der guten Hoffnung bereiten die Protestanten der Mission viele Hindernisse, doch gelang es, mehrere Schulen zu gründen und Schulschwestern einzuführen. Im westlichen Distrikte wurde 1865 schon eine Kirche gebaut und bekehrten sich 20 erwachsene Protestanten. Nach Dahomey wurden im Dezember 1865 2 Priester aus dem Seminar für afrikanische Missionäre zu Lyon gesandt.

Zu Natal, dem Sitz des anglikanischen berüchtigten Bischofes Colenso, entstand ein förmlicher Aufruhr in der Kirche, als dieser nach langer Abwesenheit wieder zum ersten Male Gottesdienst halten wollte. Sein Klerus und Volk erklärten ihn für abgesetzt und wollten durchans die „Liturgie“ verhindern, was ihnen aber nicht gelang; man harrt des Urtheils der englischen Regierung.

Die zwei Stationen Madagaskars Tananariva und Tamatama erfreuen sich großer Blüthe. Etwa 4 Jesuiten leiten die Mission. Schulschwestern vom heiligen Joseph das Waisenhaus (60 Kinder) und die Schulen (645 Kinder). Die Königin ist gegen die Katholiken sehr freundlich, ihr Adoptivsohn und präsumptiver Nachfolger besucht die katholische Schule. Leider zerstörte noch 1865 ein Sturm die Missionshäuser und Schulen samt den Kapellen, nur die größere Kirche, ein Steinbau, hielt aus und blieb bis auf den Verlust des Thurmkreuzes unversehrt. Doch wendet die Regierung Alles auf, um das entstandene Elend zu mildern, und vergibt auch der katholischen Mission nicht.

Abyssinien erhielt 1866 einen neuen apostolischen Vikar in dem Lazaristen Hermann Bel.

Zu Alexandrien bildete sich 1866 der erste Gesellenverein Afrika's; 12 Mitglieder, lauter Deutsche. Präses: P. Meinrad aus Paderborn.

Amerika.

In den Vereinigten Staaten gedeiht die katholische Kirche Schritt für Schritt zu größerer Blüthe, sowohl in den bereits ganz civilisierten Staaten, aus denen uns Berichte über mehr als 100 Grundsteinlegungen oder Einweihungen neuer Kirchen im Jahre 1866 vorliegen, als in den Reichen, die noch ganz oder halb wilde Indianer zu ihren Bewohnern zählen. So wurde es z. B. notwendig, die Diözese St. Bonifaz im Staate Athabaska am Mackenziestrome wegen Zunahme der katholischen Bevölkerung in drei Diözesen zu theilen, welche St. Bonifaz, Vikariat am rothen Fluss und Athabaska heißen. Athabaska hat 4 Stationen mit 10 Priestern und 6 Katecheten (Oblat. Mariä). Davon sind die Stationen von der Vorsehung auf der Insel Orignal und S. Michael am äußersten Ende des Sklavenwesens mitten unter den Wilden, die sich jedoch gut geartet, dienstwillig und freundlich erzeigen. Das Land Indiana in Missouri steht mit Unrecht im Rufe, ganz von Ureinwohnern gesäubert zu sein,

da doch, wie die Missionäre ganz gut wissen, einige 100.000 dieses Volkes noch daselbst sich aufhalten, die zum Theil Christen der besten Art seit Jahren verlassen sind. Von S. Meinrad (einer Benediktiner-Kolonie des Klosters Einsiedeln im Indiana-staat) aus werden durch 12 Priester zwei große Missionsbezirke versehen, mit 23 Gemeinden, 2 Kollegien, etwa 7000 Katholi-ken. Ein Herr Pierz, Priester aus der Diözese Laibach, wirkt schon über 30 Jahre eifrig unter den Indianern. Die Benedik-tiner von S. Vincent (Pennsylvanien) haben 4 Gemeinden in 4 großen Städten, sind theils im Mutterhause und Kollegium, theils in Texas, Minnesota, Kansas und Pennsylvanien thätig. 1866 übernahmen 2 Franziskaner die blühende deutsche Mission zu Neu-Oldenburg (Diözese Vincennes), und das Mutterhaus der Tertiärerinnen. Die Diözese Milwaukee (Wisconsin) zählte An-fangs 1866 250.000 Katholiken unter 855.000 Einwohnern, 150 Priester (darunter 6 Oberösterreicher), 293 Kirchen und Kapellen, 90 einfache Stationen. Das Salesianum (Seminär) birgt 150 Zöglinge, das Mutterhaus der armen Schulschwestern 52 Professen, 55 Novizinnen und 64 oder 65 oder 66 (so die verschiedenen Berichte) Postulantinnen, Welch letztere am 22. Au-gust 1866 eingekleidet wurden. Im selben Monate traf der Di-rektor des Salesianums, Dr. Salzmann, von seiner Reise nach Europa wieder glücklich mit einigen Priestern, Klosterfrauen und 18 Theologen und vielen literarischen Schätzen daselbst ein. Im Staate Wisconsin befindet sich auch das Mutterkloster der Kapu-ziner (Calvaria), die von da aus 5 Pfarreien pastoriren und 1 Mission unter den Indianern versehen. An ihrer Spize steht ein Generalkommissär und ein Guardian. Eine große Schaar eifrig-ster Missionäre sendet in diesen Welttheil seit Jahrhunderten die Gesellschaft Jesu, die sich zum Theil jetzt ein ganz eigenthümli-ches Feld für ihre Thätigkeit erkor, nämlich die armen freige-wordenen, aber tief verachteten Neger. P. Weninger lässt seine Stimme auf das Dringendste erschallen für dieses arme Volk, er ist unermüdlich im Bitten, im Predigen, im Bauen für sie.

Die Weißen wollen nicht einmal in der Kirche auf derselben Bank mit den Schwarzen sitzen, sie brauchen also eine eigene Kirche, und Gott wird es also fügen. Ihre Zahl mag wohl 4 Millionen betragen. Von argen Folgen war der Bürgerkrieg auch für das Vikariat Florida, in dem Alles, Kirchen, Kapellen, Waisenhäuser und Schulen zerstört und geplündert sind.

Schon seit einigen Jahren hält sich eine Station der Redemptoristen in Westindien auf den großen Antillen (S. Thomas?). 1866 ward eine neue Mission zu Surinam eröffnet. Die Verbindung mit S. Domingo, wo man vor nicht langer Zeit alle Priester verjagte, wird auf Wunsch des Papstes wieder eingeleitet durch den Redemptoristen P. Ludwig Buggenons. Auf den kleinen dänischen und englischen Antillen ward 1865 oder 1864 das Bisthum Roseau (auf Dominica) gegründet mit dem Bischofe Poirier.

Aus Südamerika konnten wir nur über einen Zwist in Lima (Peru) einiges erfahren; daselbst ward durch die Stadtbehörde die Frohnleichnams-Prozession verboten, doch schlug das katholische Volk solchen Lärm, und zugleich protestierte der Klerus so energisch (und zwar mit Recht, da dort alle Religionsübung ganz frei ist), daß das Verbot wieder zurückgenommen wurde und die Prozession nach wie vor gehalten wird. Das ist eines! Die zweite Nachricht aus diesem ungeheuren Kontinent erzählt von der Lauheit der Katholiken in S. Francisco (in Ecuador am stillen Meer); von den 4000—5000 Katholiken gehen in der Regel nur 150 in eine Kirche!

Australien und Oceanien.

Auf dem australischen Kontinent, Neuholland, wurden 1865 zwei neue Bistümer errichtet, nördlich und westlich von Sydney gelegen. 1. Mittland mit 4000 Katholiken und dem apostolischen Vikar Bischof Jakob Murray. 2. Bathurst mit dem apostolischen Vikar Bischof Matthäus Quinn. Beide wurden im November 1865 zu Dublin geweiht.

Neuseeland (Tasmanien) zählt unter 100.000 Bewohnern etwa 20.000 Katholiken (lauter arme Irlander, die Tasmanier sind bis auf eine einzige Familie ausgerottet), für welche die Priester bei weitem nicht ausreichen. Es wurden deshalb 1866 4 Missionäre und 6 Schulschwestern dahin gesandt.

Auch in Neuseeland mindert sich die Zahl der Eingeborenen (Maoris) von Jahr zu Jahr; dagegen stieg die der Europäer 1864 auf 109.000. Die Diözese Wellington mit 6600 Katholiken wird von einem apostolischen Vikar und 16 Priestern (Maristen) versiehen, unterstützt von 7 Laienbrüdern und Schwestern vom heiligen Joseph, die in 13 Schulen wirken.

Nach Neu-Kaledonien reisten im Mai 1865 2 Oblat. Mariä ab.

Auf der Osterinsel war der Versuch, eine Mission zu gründen, ohne Erfolg.

Literatur.

Wann wurden unsere Evangelien verfaßt? Von Konstantin Tischendorf. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1865.

Schon der gelehrte H. H. Abt von St. Bonifaz in München meinte in seiner Beleuchtung des Lebens Jesu von Renan, „einen konzentrierten Beweis für die Echtheit der kirchlichen Evangelien vorzulegen schuldig zu sein.“ Und nun sieht der um die Textkritik der heiligen Bücher des neuen Bundes so vielfach verdiente Entdecker und Herausgeber des codex sinaiticus in dem „erschreckenden Zeichen der Zeit, daß französische Frivolität und deutsche Wissenschaft über dem frisch gegrabenen Grabe des Erlösers eine brüderliche Hand sich reichen,“ eine unabwesliche Aufforderung „für Diejenigen, welche die Echtheit unserer Evangelien einer ernsten Prüfung unterziehen wollen“ zur „Aufsuchung und Abwägung aller frühzeitigen Belege für die Existenz und Anerkennung der Evangelien,“ und stellt sich in dieser Schrift die Aufgabe, nach dieser Seite die Autorität unserer evangelischen Urkunden zu beleuchten, wenn es auch zunächst nicht auf genauere Ausführungen abgesehen ist.“ Das Resultat der Untersuchung ist: „Es gibt in der gesammten Literatur des Alterthums wenig Beispiele von einer so großartigen historischen Beglaubigung, wie sie unsere vier Evangelien, fragen wir aufrichtig daranach, in der That bestehen“ und „Alles drängt dazu, eine Entscheidung der Kirche über den Evangelienkanon an den Ausgang des ersten Jahrhunderts zu setzen.“ Also der Herr Verfasser, nachdem er vorgeführt als Zeugen Irenäus, Tertullian, Tatian, Justin, Polikarp, „Männer der Kirche,“ und wenn auch kurz, doch überzeugend nachgewiesen, wie „was uns die ältesten Kirchenväter, denen wir die Kenntniß der frühesten Häretiker verdanken, von ihren Systemen und von ihren Schriften berichten,

mit Evidenz beweist, daß sie sich in entschiedener Abhängigkeit von unseren Evangelien befunden haben," zuletzt anreichend „einen erklärten Feind des Christenthums, Celsus, den Verfasser der ersten ausdrücklichen Gegenschrift, der vorzugsweise und ausdrücklich aus unseren Evangelien den Stoff zu seinen Angriffen entnommen.“

Um das Resultat der bisherigen Betrachtungen, „daß bereits vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts oder genauer, bis gegen die Mitte der ersten Hälfte desselben zurück, der Gebrauch und die Autorität unserer Evangelien sicher bezeugt vorliegt,“ zu vervollständigen und weiter zu führen, entnimmt nun Tischendorf „einen vollgültigen Beweis für die frühzeitigste Beglaubigung unserer kanonischen Evangelien“ aus der neutestamentlich apokryphischen Literatur nämlich „dem sogenannten Protoevangelium des Jakobus und den Pilatusakten, die beide in den ersten Jahrzehnten des zweiten Jahrhunderts verfaßt sein müssen und der Hauptsache nach noch jetzt in unsren Händen sind.“ „Ein neuer Nachweis des evangelischen Kanons für den Anfang des zweiten Jahrhunderts wird entnommen dem Ende des vierten Kapitels des Barnabasbriefes, dessen ganzen griechischen Text wir eben der Entdeckung des Sinaitischen Bibelkodex verdanken, wo die Stelle aus dem Matthäus-Evangelium „multi vocati, pauci electi“ mit den Worten „sicut scriptum est“ also der Formel, „durch welche kanonische Aussprüche von allen andern unterschieden werden,“ eingeführt wird. „Diese direkt und zunächst für Matthäus giltige kanonische Beglaubigung“ ist aber nicht auf Matthäus zu beschränken, denn „alle Studien (des Herrn Verfassers) über die Geschichte des Kanon führen darauf, daß keine der neutestamentlichen Schriften vereinzelt oder für sich allein zu kanonischem Ansehen gelangte.“ Bis hieher hat Tischendorf eine Besprechung der Zeugnisse des Papias aufgespart, „weil sie bei der eigenthümlichen Unklarheit, die auf ihnen so gut wie auf der Person ihres Urhebers selbst ruht, zu einer selbstständigen Geltendmachung schwerlich geeignet sind.“ Zuletzt betritt der

Herr Verfasser zur Beleuchtung der behandelten Frage „das Gebiet der neutestamentlichen Textkritik.“ Da „beweisen die unzweifelhaft gemeinsamen Neubersetzung der vier Evangelien, und zwar eine lateinische, sowie eine syrische bereits bald nach der Mitte und selbst um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, daß, wie die Evangelien von Lukas und Johannes, auch die von Matthäus und Markus schon damals in derselben Gestalt vorlagen, wie wir sie überhaupt kennen,“ ist aber auch das noch viel wichtigere Ergebniß zu verzeichnen, daß „vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts ein wichtiges Stadium der Textgeschichte unserer vier Evangelien liegt, für welche Geschichte wir wenigstens den Raum eines halben Jahrhunderts in Anspruch nehmen müssen.“

Die römische Kirche und ihr Einfluß auf Disziplin und Dogma in den ersten drei Jahrhunderten. Nach den Quellen auf's Neue untersucht von H. Hagemann, Professor der Theologie in Hildesheim. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung 1864.

Eine wohl reife „Frucht zehnjähriger Arbeit“; möchten doch recht Viele von ihr genießen! Das Verlangen darnach zu reizen, ist Zweck dieser kurzen Skizzirung des in angenehmer Darstellung gebotenen reichen Inhaltes dieses doch streng wissenschaftlichen Werkes.

Geistreich weiset die Einleitung aus einer übersichtlichen Geschichte der afrikanischen, kleinasiatischen und alexandrinischen Kirche nach, daß diese Einzellekirchen während der ersten drei Jahrhunderte, unbeschadet im Allgemeinen der kirchlichen Einheit, eine mehr oder weniger selbstständige Stellung behauptet, eben in Folge davon in eine mehr oder weniger einseitige Richtung und unvollkommene Ausprägung des Wesens der Kirche in den sichtbaren Formen gerathen sind. Sie läßt uns die Afrikaner auf dem Wege zu einer Kirche der Heiligen sehen, welche sich abgesondert als die allein reine und heilige innerhalb der katho-

lischen Kirche hinstellen möchte; in Kleinasien eine Unbeweglichkeit finden, welche der lebendigen Regsamkeit des christlichen Geistes nicht zu folgen vermag, und nur schwerfällig sich über die geschichtliche Basis des Judenthums erhebt; in Aegypten eine wissenschaftliche Auffassung treffen, die zwar aus kirchlicher Gesinnung geboren, doch die Reminiscenzen aus der alten Philosophie nicht ganz zu vergessen im Stande ist, und dieselben in die kirchlichen Dogmen immer wieder einfließen läßt. Dann geht es an die Betrachtung der römischen Kirche, und zwar vorerst der Stellung derselben zu den praktischen Fragen der Zeit auf 28 Seiten. Diese relative „Kürze hat darin ihren Grund“, daß der Herr Verfasser in diesem Theile „sich zu dem ausgezeichneten Werke Döllinger's über Hippolytus und Kallistus nur ergänzend ver halten wollte.“ In der nun folgenden einläßlichen Darstellung des Verhaltens Roms zu den wissenschaftlichen Fragen, der eigentlichen Glanzparthie des Werkes, einem sehr schätzbaren Beitrag zur Dogmengeschichte, wird vorerst gezeigt, wie dem gnostischen Ditheismus der in Rom verfaßte „Hirte“ entgegtritt, der auch sein Thema von der Buße und sittlichen Reinigung im Gegensatz zu dem darauf sich beziehenden Verirrungen seiner Zeit durchführt; dann nachgewiesen, wie durch die Vieldeutigkeit des Wortes *πνεῦμα*, womit in den Schriften, welche die echt römische Tradition vor den Artemoniten bezeugen, der Sohn Gottes benannt worden sei, während derselbe Ausdruck von Hermas z. B. auch zur Bezeichnung des in uns wohnenden göttlichen Geistes angewendet wird, erklärlich werde, wie in einem gewissen Sinne die Artemoniten sich allerdings auf die Tradition der römischen Kirche berufen könnten, sie, die vorgaben, daß sie den Glauben der Kirche erst in die ihm fehlende, streng wissenschaftliche Form bringen müßten, und zu dem Ende jeden Ausspruch der heiligen Schrift (der sich auf Christus bezog) in die Form des hypothetischen oder disjunktiven Schlusses brachten. Im dritten Paragraphen geht nun Herr Hagemann zur Beurtheilung der von Hippolytus, dessen Autorschaft bezug

der Philosophumena, deren Auflistung und Herausgabe er und wohl mit bestem Recht epochemachende Bedeutung für die allgemeine Kirchengeschichte zuerkennt, ihm als „ein hinlänglich gesichertes Resultat der mit der größten Sorgfalt angestellten Kritik“ gilt, gegen den Papst Kallistus ausgehenden Anklage, daß der bald in die Härente des Theodorus, bald in die Härente des Noetus oder Sabellius verfallen sei. Der Kern dieser gründlichen, interessanten Abhandlung ist: des Kallistus Lehre habe auf einen kurzen Ausdruck gebracht gelautet: der Logos ist nicht verschieden vom Sohne, der Sohn aber ist ein und dasselbe Pneuma mit dem Vater; beide sind Ein Gott; und dieses Pneuma des Sohnes ist Fleisch, aber dadurch nicht ein anderes (zweites) Pneuma neben dem Vater geworden; — „in der Lehrformel des Papstes Kallistus habe Rom bereits sein nicäisches Glaubensbekenntniß und eine völlig durchgebildete Glaubensform in der christologischen Frage besessen; — Hippolytus aber in Bezug auf den Sohn Gottes an der Lehrform, welche sich an die Logoslehre des johanneischen Evangeliums anschloß, und innerhalb der römischen Schule, deren Existenz im Gegensatz zu Döllinger der Herr Verfasser für unzweifelhaft hält, vorgetragen wurde, festhaltend, habe eine Logoslehre aufgestellt, in der sich alle Elemente der Logoslehre des Tatian wissenschaftlicher entfaltet wieder finden, und die den ihr gemachten Vorwurf des Kallistus auf Ditheismus wohl begründet, womit man kirchlicherseits alle diejenigen Ansichten bezeichnete, welche den Sohn zwar aus dem Wesen des Vaters entspringen lassen, diesen Ursprung aber auch zugleich im Zusammenhang mit der Entstehung der Welt, deren Leitung und Erlösung brachten. — Eine solche Anklage auf eine feinere, versteckte Art des Ditheismus wird, als auch gegen Tertullian in der diesem und seiner Lehre gewidmeten Abhandlung von ungefähr hundert Seiten, der gewiß jeder Theologe mit stets gespanntem Interesse folgt, wirklich begründet nachgewiesen; entwickelt sich ja auch nach ihm, wie bei seinen Vorbildern Tatian und Hippolytus der Monismus (Deus solus)

Gottes vermittelst des Wortes zum Dualismus von Gott und Welt. Sehr geistreich wird hier auch die im Paragraphen 13 gestellte Frage: Wer war Praxeas? dahin beantwortet: der Praxeas des Tertullian und der Kallistus des Hippolytus sind eine einzige geschichtliche Persönlichkeit, und diese Antwort vielseitig begründet, ob zur allseitigen oder auch nur vielseitigen Überzeugung? — Von Neuem weiß dann der gelehrte Herr Verfasser das Interesse des Lesers anzuregen durch die Frage: „ob nicht auch der gefeiertste Mann des dritten Jahrhunderts, ob nicht auch Origenes in die Zerwürfnisse in der römischen Kirche unter Kallistus verwickelt und ob er nicht wenigstens bis zu einem gewissen Grade der Gesinnungsgenosse des Hippolytus gewesen sei,“ und befriedigt es durch seine auf ungefähr siebzig Seiten gegebene Antwort, die vielleicht nicht allerwärts als ganz richtig angenommen werden dürfte, aber jedenfalls als gut begründet wird anerkannt werden müssen, und kurz zusammengefaßt dahin lautet: Origenes, von Demetrius und von Heraclas wegen Fälschung der Kirchenlehre von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und aus Alexandrien vertrieben, auch zu Rom verurtheilt, habe in völlig schismatischer Stellung auch gegen den römischen Bischof als Bundes- und Gesinnungsgenosse des Hippolytus eine nicht selten maßlose Polemik gerichtet, und „durch seine Lehre ziehen sich zwei entgegengesetzte Strömungen als Antithesen einerseits gegen die Lehre der römischen Kirche, andererseits gegen die Theorie des Hippolytus, ohne daß sich Beide innerlich einigen, durchdringen und zum Ganzen gestalten; gegen den vollen Begriff der Gottheit beim Sohne macht er die Idee der Persönlichkeit und gegen den endlichen Begriff der Persönlichkeit die göttliche Wesenheit des Sohnes geltend; aber immer wird ihm doch zuletzt die persönliche Verschiedenheit wieder zu einer Wesens-Verschiedenheit, mit der Unmöglichkeit, den vollen Begriff der Wesenseinheit zu erfassen; bei dem Vorwiegen des persönlichen Unterschiedes muß das Verhältniß zwischen Vater und Sohn notwendig einen dithiestischen Charakter annehmen.“

In dem sehr lehrreichen 19. Paragraphen „das Dogma und die Schullogik,“ der, nebenbei bemerkt, in seinem Schlusse die einzige Polemik dieses Buches enthält und eine, wir dürfen wohl sagen, genugsam begründete und dabei ganz würdig gehaltene und sehr maßvolle, nämlich „gegen die heillose Begriffsverwirrung, von einer Theologie der Kirche zu reden“ (Katholik, Jahrgang 1863, Seite 100), wird überzeugend die Thatsache festgestellt, „daß mit Hilfe der griechischen Philosophie, insbesondere der Logik, wiederholt theils eine häretische, theils eine wenigstens unkirchliche Umgestaltung der christlichen Glaubenswahrheiten vorgenommen sei, um ihnen die Form von wissenschaftlichen Lehrsätzen und eines systematischen Ausbaues zu geben, während unabhängig von allen wissenschaftlichen Theorien der Fortschritt in der genaueren Erfassung und Formulirung der geoffenbarten Wahrheit in der römischen Kirche durch Zephyrinus, Kallistus und Dionysius, in epochemachender Weise besonders durch Kallistus erfolgte.“ Und die Lehre des Letzten blieb, nachdem der zeitweilige Widerstand des Hippolytus vorübergegangen, in Rom die herrschende Kirchenlehre. So lautet der Schlussatz des 20. Paragraphen, in dem der Herr Verfasser seine Gründe ausführt, aus denen es ihm sehr gewagt erscheint, als Verfasser einer Schrift von der Trinität mit so großer Zuversicht zu bezeichnen, andererseits er der Überzeugung ist, daß fragliches Werk im Laufe der patrilinearischen Streitigkeiten unter Zephyrinus und Kallistus in Rom von einem Anhänger des Hippolytus, der zugleich wie dieser selbst Schüler des heiligen Irenäus war, verfaßt worden sei. — Die vollste Uebereinstimmung mit der Lehre des Kallistus bei nur formeller Verschiedenheit im Gebrauche des johanneischen Ausdruckes Logos wird weiter nachgewiesen in dem epochemachenden Lehrschreiben des Papstes Dionysius, „dessen Lehrform den Abschluß der früheren trinitarischen Streitigkeiten in der Kirche bildet, und später durch das Konzil von Nizäa allgemein christlicher Glaube geworden ist“ an Dionys von Alexandrien, der in einem Briefe an lybische

Sabellianer, mit der origenistischen Partei in Alexandrien unterscheidend, wenn auch nicht mit bestimmten Worten, einen in Gott verborgenen und einen nach Außen sich offenbarenden Logos, den Sohn Gottes geradezu Geschöpf genannt, und die Ewigkeit seines Daseins ausdrücklich geläugnet, in einem zweiten Schreiben auf die Vorwürfe der den römischen Kirchenglauben in Aegypten seit des Origenes Verurtheilung zu Rom auf das Strengste vertretenden Partei, wohl eingelenkt und bedeutsame Zugeständnisse gemacht hatte, aber erst auf das Schreiben des Papstes vollkommen beruhigende Erklärungen gab. Durch diesen Sieg Roms über Alexandrien entflammte der Eifer des Bischofes von Antiochien, Paul von Samosata, der den Monarchianismus in seiner strengsten und abstraktesten Gestalt erneuernd auf der dritten gegen ihn versammelten Synode 269 von der ganzen allgemeinen Kirche ausgestoßen wurde. Hier benützt der Herr Verfasser als Quelle für die Lehre des Bischofes Paul das von dem Jesuiten Franz Turrianus aufgefundene und bis auf die neueste Zeit von den meisten Gelehrten für unecht gehaltene Symbolum, das mehrere Bischöfe der letzten gegen ihn gehaltenen Synode vor seiner Absetzung dem Paulus übersendeten mit der Aufforderung, sich über die Annahme desselben, das nach Hagemann „in Nichts seinen origenistischen Ursprung verläugnen“ soll, näher zu erklären. Dieser 23. Paragraph findet seinen Schluss in einem recht gelungenen Exkurs über die einander widersprechenden Zeugnisse des Athanasius und Basilus einerseits, des Hilarius andererseits für die nach den neuesten Untersuchungen als Faktum feststehende Verwerfung des auf die entschiedene Forderung Roms erst jüngst vom alexandrinischen Dionys feierlich anerkannten Ausdruckes Homousios als ungeeignet zur Bezeichnung des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn, der darin gipfelt, diese Verwerfung habe Paul veranlaßt, durch hypothetische Annahme desselben, um seine Gegner dadurch in die Enge zu treiben, bald im sabellianischen (Hilarius), bald im tritheistischen Sinne (Athanasius und Basilus). — Wäre hiemit

allerdings streng genommen das im Titel des Buches Versprochene erschöpft, so wird man doch gewiß auch für die noch folgenden Paragraphen dem Herrn Verfasser besten Dank schuldig sein, von denen der 24. den „Ursprung des Arianismus,“ der 25. die „Lehre des Arius“ behandelt, betreff deren inneren Bau und wissenschaftlicher Form „die bisherigen Darstellungen noch immer Raum für einen Nachtrag lassen,“ und die als Lehre von Vater und Sohn „in Wahrheit nichts anderes ist, als der nüchtern gewordene, von seinem phantastischen Beiwerk befreite Gnostizismus eines Valentinus oder Marcion“ als Lehre von der Einheit Gottes aber, „wenn wir den orthodoxen Nimbus von ihr abstreifen, und den ganz unberechtigten Ausdruck Trias fallen lassen, sich in ihrer Reinheit als eine neue Gestalt des alten und in seiner unerschrockenen Konsequenz weit achtungswerttheren Monarchianismus darstellt.“ Die Elemente der arianischen Lehre weiset sofort Paragraph 26 in der wissenschaftlichen Tradition der alexandrinschen Schule, als ihre ursprünglichste Grundlage die Lehre des Origenes nach, dessen vollen lebendigen Gottesbegriff sich auch Bischof Alexander, „dessen wissenschaftlicher Standpunkt ganz der des Origenes ist,“ angeeignet hat, aber für die Begründung der kirchlichen Lehre.

Von „der tiefen Ehrfurcht vor der apostolischen Mutterkirche in Rom“ des Herrn Verfassers, zu deren Erhöhung „ein bescheidenes Schärflein“ sein Buch beitragen soll, dürfte besonders zeugen Paragraph 27, dessen Überschrift lautet: „Die Einheit der Kirche unter der Leitung und Autorität der römischen Kirche,“ in dem das Streben der „ersten abendländischen Generalsynode zu Arles im Jahre 314 nach Einheit und Allgemeinheit im Anschluß an die Grundsätze der römischen Kirche hervorgehoben wird; — nicht minder der 43 Seiten füllende 28. Paragraph: „Rom und das erste allgemeine Konzil von Nizäa,“ woselbst „als Dogma und Disziplin festgestellt wurde, was schon seit undenklichen Zeiten in der römischen Kirche bestand und hier auf Veranlassung von häretischen oder schismatischen Bewe-

gungen ausdrücklich als geltende Regel oder als leitendes Prinzip ausgesprochen war“, dessen Beschlüsse „stillschweigend und faktisch das lauteste Zeugniß für den Vorrang des römischen Bischofes“ ablegen; — das, „indem es einzelnen Kirchen wegen ihres apostolischen Ursprunges oder wegen ihres hohen Alterthumes einen besonderen kirchlichen Rang zusprach, sich zu einem allgemeinen Grundsatz bekannte, auf den zuerst der heilige Irenäus, Bischof von Lyon, den Primat der römischen Kirche gegründet hat,“ dessen „klassische und für alle folgenden Zeiten maßgebend gewordene Begründung“ im Paragraph 29 einläßlich in Betracht gezogen wird. Der 30. Paragraph vertheidigt auf 48 Seiten, ohne irgend zu ermüden, gegen Baur und seine Schule „die alte bewährte Angabe von der Begründung, Einrichtung und Leitung der römischen Kirche durch Petrus, und im folgenden Schlußparagraphen „Rom und die apostolischen Kirchen“ wird mit sichtlicher Freude betont die „Anerkennung, welche Rom unter allen apostolischen Kirchen als die erste, vorzüglichste und angesehenste gefunden hat“ in dem Zeugniß des heiligen Ignatius, Bischofes jener Kirche, „welche nächst Rom den meisten Anspruch auf diese Auszeichnung hat.“

Der reiche Inhalt und die gefällige Form, in der er geboten wird, rechtfertigen wohl die dringende Bitte an die Leser dieser mangelhaften Besprechung dieses werthvollen Buches: „Nimm und lies“ und studire es.

St. Fl.

Pius IX. als Papst und als König dargestellt aus den Akten seines Pontifikates. Wien 1865. Bei Karl Sartori.

Die drei Bände der Akten Pius IX., reichend bis 1864, benützte der Verfasser der „modernen Ideen“, um die Thätigkeit des heiligen Vaters darzustellen. Er faßte ihn als Oberhaupt der Kirche in's Auge und als weltlichen Fürsten. Der ersten Stellung sind bei 220 Seiten gewidmet, der letzteren 10. Wird man gerade heutzutage gewiß auch die Thätigkeit des Papstes

als weltlichen Regenten nicht unterschätzen dürfen, so tritt doch ihre Wichtigkeit weit zurück vor der kirchlichen. Und diese ist wahrhaft großartig. Der Einblick, welchen die veröffentlichten Akten gewähren, muß bei Jedermann Staumen erregen. Und man wird gewahr, daß die vor den heiligen Vätern gebrachten Angelegenheiten oder von ihm sonst behandelten Gegenstände lauter solche sind, die wirklich nur das Oberhaupt der Kirche schlichten kann. Schaffend und erhaltend tritt Pius nach allen Weltgegenden hin mit apostolischer Thätigkeit auf, man darf sagen, in allen möglichen Gebieten des kirchlichen Lebens, und erweist sich als wahren Vater der Christenheit. Kein Wunder, daß auch Andersgläubige, wenn sie Einsicht bekommen und guten Willen haben, von dieser Achtung ergriffen werden, und mächtigen Ekel empfinden vor dem Treiben der Feinde des Papstthums. G.

1. *Breve chronicon monasterii beatae virginis Lambacensis ordinis s. Benedicti.* Anno ab incarnato Domini MDCCCLXV. A fundato monastero DCCCLIX. Sumptibus Lambacensibus. Typis J. Feichtinger.

2. *Notizen zur älteren Baugeschichte der Stiftskirche und des Klosters zu Lambach.* Von Pius Schmieder, Archivar zu Lambach. Wien 1866. (Sonder-Abdruck aus den Mittheilungen der f. f. Zentral-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, XI. Jahrgang 1866. Heft Januar—Februar.)

¹⁾ Einer Rezension des vorliegenden ersten Schriftchens bedarf es nicht mehr, da wir sonst all das Schöne, das der Verfasser theils in den Rezensionen verschiedener Zeitschriften, theils in den freundlichen Zuschriften von Männern, die als Autoritäten anerkannt sind, gesagt wurde, aus vollster Überzeugung nur wiederholen müßten. Wir beschränken uns also darauf, diese Schrift jedem Freunde der Geschichte, und insbesondere der vaterländischen, wärmstens zu empfehlen, indem er daraus von Neuem ersehen wird, daß die Klöster zu allen Zeiten ein Hort der

Wissenschaft, eine Zuflucht der Musen und eine Pflanzstätte der Bildung waren, und nie aufhörten, ihren segenbringenden Einfluß über ihre Umgebung zu verbreiten.

2) Ist die erste Schrift für den Geschichtsforscher, so ist die zweite für den Kunstfreund. Sie enthält nämlich, wie schon ihr Titel besagt, Notizen zur älteren Baugeschichte der Stiftskirche und des Klosters zu Lambach. — Der Siegelabdruck Fig. 1, Seite 5, gibt uns ein Bild der von den seligen Bischöfen Alt-mann und Adalbero 1089 eingeweihten Kirche, die schon damals einen doppelten Chor, einen oberen im rückwärtigen (Ost-) und einen untern im vorderen (West-) Theile hatte, leider aber im Jahre 1233 bei dem feindlichen Einfalle des Bayernherzogs Otto bis auf den Altar des heiligen Stefanus in der Kripta durch Feuer zerstört wurde. Erst nach 24 Jahren wurde es nun dem Abte Bernhard II. möglich, eine größere Kapelle, die 1257 von Bischof Otto von Passau am 16. März zu Ehren des heiligen Benedikt und des Apostels Thomas eingeweiht wurde, zu vollenden, damit das Volk nicht länger des Gottesdienstes verlustig ginge. Erst nach diesem schritt man zur Wiederherstellung der Hauptkirche; der West-Chor wurde verlängert, und der darin neu errichtete Hochaltar am 1. Juli 1291 (nicht 1241, denn Otto war von 1254—1265 Bischof) eingeweiht, auch nach und nach noch andere Altäre und Seitenkapellen erbaut. Unter Abt Johann II. von Dachsberg (1422—1436) erfuhr der West-Chor und das Schiff der Kirche bauliche Veränderungen; Altäre wurden entfernt und neue an ihre Stelle gesetzt, und endlich Kirche, Altäre und Kreuzgang 1433 neuerdings eingeweiht. Unter dem folgenden Abte Thomas von Neß (1436—1474) endlich wurde die Kirche völlig umgestaltet. Er ließ nämlich die zwei Kapellen zu beiden Seiten von Adalbero's Grab abreißen, das Schiff der Kirche erweitern, einen dreifachen Zugang zum Neubau und Chor herrichten, und deswegen drei Altäre versetzen, und endlich im alten Bau zwischen den Gewölbepfeilern noch zwei weitere Altäre errichten und diese beiden 1470 einweihen. — Dieß

in Kurzem die Baugeschichte der Kirche. Wir begrüßen das mit großer Gewandtheit gearbeitete, mit zwölf Holzschnitten, worunter zwei Ansichten des Klosters aus dem 17. Jahrhundert sich befinden, gezierte Schriftchen als einen schätzbaren Beitrag zur Kunstgeschichte unseres Landes ob der Enns. J. Sch.

**La Trappe. Eine Mönchs-Kongregation des Benediktiner-
Bisterzienser-Ordens.** Von Franziskus Regis De Martin
d'Esplas, General-Prokurator von la Trappe in Rom. Aus dem
Französischen von J. J. Schroteler, Oberpfarrer in Viersee.
Paderborn, Verlag von Ferdinand Schöningh. 1865.

Se. Eminenz Kardinal Antonelli wünschte, als er von Sr. Heiligkeit P. Pius IX. zum Protektor der Kongregation der Trappisten ernannt worden war, genaueren Aufschluß über den Stand derselben. Ihr General-Prokurator überreichte zu diesem Zwecke voranstehendes Büchlein, welches in gedrängter Darstellung Ursprung, Ausbreitung und dermaligen Stand der Trappisten auseinandersezt. Freunde religiöser Institute werden daran Interesse finden, Ordensfamilien aber können daraus ersehen, was Gottes Gnade und guter Wille in Bezug auf Ordensreform vermögen. S.

Das ABC der Scholastik. Von P. Georg Patiß S. J. Wien 1866.
Bei Mayer & C.

Die Theologie der Schule oder die Scholastik. Ihr Wesen und ihr Werth, nach Melchior Canus und J. B. Faure. Wien 1866.
Bei Sartori.

Zwei Broschüren, die um einander wußten, als sie entstanden, aus demselben Ordenshause hervorgingen und denselben Zweck anstreben, nämlich die Scholastik in den Unterrichtsanstal-

ten und wissenschaftlichen Elukubrationen wieder einzuführen. Ob und wie weit hiefür in Wien und Oesterreich der Boden bereits geebnet ist, weiß ich nicht. Die Lesung der Broschüren, besonders des ABC, machte aber den Eindruck, daß selbe dem Herzensanliegen kaum einen großen Aufschwung vorwärts zu geben vermögen. Freilich, wenn aller Umsturz auf dem staatlichen, kirchlichen und wissenschaftlichen Gebiete vom Verlassen der Scholastik herdatirt, und es nur Rettung gibt, wenn man sie wieder einführt, wie P. Patis will und weiß, ist Gefahr auf Verzug. Während der heilige Vater (Syll. prop. 13) ein Extrem abgewiesen, verfiehlt P. Patis ein anderes!

Blumen aus dem Garten des heiligen Dominikus. Gesammelt von P. Franz Ratté, aus der Kongregation der Redemptoristen. Paderborn, Verlag von Ferdinand Schöningh. 1865.

Was Görres, Diepenbrock, Dr. Greith u. Al. für Philosophen und Theologen, überhaupt mehr für Gelehrte über christliche Mystik geschrieben haben, wird durch geschichtliche Thatsachen aus dem Predigerorden dem christlichen Volke anschaulich gemacht, und zur Belehrung, Erbauung und Unterhaltung geboten. Ungemein liebliche Biografien werden dem Leser vorgeführt. Ascese und Gebetsleben können dabei viel gewinnen. S.

Beilage.

Stiftungen im Jahre 1865.

Im Jahre 1865 wurden vom bischöflichen Ordinariate 546 Stiftungen in 184 Pfarreien ratifizirt.

Dem Gegenstande nach wurden gestiftet: 410 Messen, 81 Aemter, 15 Vigilien, 22 Libera, 3 Lieder, 7 Bitten, 1 Kreuzwegandacht, 5 Litanie- und Segenstiftungen, 1 Predigstiftung, 1 Kaplanstiftung.

Die Werthpapiere, die zur Bedeckung der Stiftungskapitale verwendet wurden, stellen dem Nennwerthe nach die Gesamtsumme von 45.387 fl. dar, u. zw: auf K. M. lautend: in 5% National-Anlehens-Obligationen 23.772 fl.; in 5% Metal.-Obligationen 5860 fl.; in 4% Metall. 1365 fl.; in Staatschuldverschreibungen von 3½% 50 fl., von 2½% 100 fl., von 1% 100 fl., von 3% 200 fl.; in Grundentlastungs-Obligationen zu 5% 400 fl.; — in österreichischer Währung: in 5% Staatschuldverschreibungen 11.305 fl.; in 5% Loosen vom Jahre 1860 700 fl.; in 5% Privatschuldscheinen 780 fl.; in 4% Privatschuldscheinen 445 fl.; in 3% Privatschuldscheinen 297 fl. Dazu kommt noch eine silberne Monstranz im Werthe von 400 fl. und der fundus instructus für eine Pfarrpföründe.

Aus den hier angegebenen 546 Stiftungen beziehen die Gotteshäuser zusammen 458 fl. 93 kr. Gebühren.

Auf die einzelnen Dekanate vertheilen sich dieselben folgendermaßen: Dekanat Linz 48 Stiftungen in 13 Gotteshäusern; Def. Pabneukirchen 13 St. in 5 Gottesh.; Def. Wartberg 22 St. in 8 Gottesh.; Def. Freistadt 23 St. in 10 Gottesh.; Def. St. Johann 19 St. in 6 Gottesh.; Def. Sarleinsbach 19 St. in 9 Gottesh.; Def. Wels 28 St. in 9 Gottesh.; Def. Aßbach 19 St. in 9 Gottesh.; Def. Gaspoltshofen 16 St. in 5 Gottesh.; Def. Kalham 15 St. in 4 Gottesh.; Def. Peuerbach 25 St. in 6 Gottesh.; Def. Eferding 22 St. in 8 Gottesh.; Def. Frankenmarkt 37 St. in 7 Gottesh.; Def. Schörfling 12 St. in 6 Gottesh.; Def. Gmunden 35 St. in 12 Gottesh.; Def. Thalheim 35 St. in 10 Gottesh.; Def. Spital 7 St. in 4 Gottesh.; Def. Steyr 13 St. in 6 Gottesh.; Def. Weyer 2 St. in 1 Gottesh.; Def. Enns 30 St. in 10 Gottesh.; Def. Schärding 17 St. in 6 Gottesh.; Def. Andorf 30 St. in 7 Gottesh.; Def. Ried 9 St. in 4 Gottesh.; Def. Altheim 15 St. in 4 Gottesh.; Def. Aßpach 6 St. in 4 Gottesh.; Def. Ranshofen 5 St. in 2 Gottesh.; Def. Pischelsdorf 13 St. in 6 Gottesh.; Def. Ostermieting 11 Stiftungen in 3 Gotteshäusern.

Im Vergleiche mit den ratifizirten Stiftungen des Jahres 1864 zeigt sich eine Abnahme um 20 Stiftungen; der Bezug der Gotteshäuser ist im Jahre 1865 um 53 fl. geringer als im Vorjahr.

Namen der P. T. Hochwürdigsten und Hochwürdigen Herren Mitarbeiter.

Auffäze sind in diesem Jahre eingesendet worden von: Baumgartner Friedrich, Konsistorialrath und Stadtphysar in Wels; — Dr. J. Gasselsberger, emeritirter Professor; — Greil Franz X., Professor in Passau; — Hanimayr, Kooperator in Freistadt; — Jokell J. B., Kaplan in Oberlahma; — Kindlinger Ambros, Professor; — Pailler Wilhelm, Chorherr von St. Florian; — Pucher Albert, Professor; — Dr. Rieder, Domprobst; — Siegler, Domherr in Passau; — Wieshofer, Pfarrer in Hirschbach.

Rezensionen lieferten: Bergmann Karl, Chorherr von St. Florian; — Dullinger Leopold, erster Lehrer im Taubstummen-Institute; — Edtl Anton, Chorvikar; — Dr. J. Gasselsberger; — Pucher, Professor; — Traunmüller, Chorherr von St. Florian; — Athanasius Zuber, Bischof; — P. Serapion, Carmeliter; — Scheibelberger, Kooperator.

Indem die Redaktion die Namen dieser P. T. Herren Mitarbeiter veröffentlicht, stattet sie den herzlichsten Dank ab für die werthe Beteiligung an dem heurigen Jahrgange und mit dem höflichen Ersuchen, um die gleiche Unterstützung auch im nächsten Jahrgange.

Zugleich dankt sie allen P. T. Herren Abnehmern dieser Zeitschrift auf das Verbindlichste und ladet einen hochwürdigen Klerus zu weiterer recht zahlreicher Abnahme derselben ein, indem sie auch im nächsten Jahre sich bemühen wird, den geehrten Wünschen der P. T. Herren Leser möglichst Rechnung zu tragen. Leider macht es die eben nicht große Anzahl der Pränumeranten bisher unmöglich, die Quartalschrift in eine Monatsschrift umzuwandeln, und so muß denn dieser fromme Wunsch so vieler schon mit ins nächste Jahr hinübergenommen werden; vielleicht wird ihm eine lebhaftere Beteiligung am nächsten Jahrgange endlich verwirklichen lassen. Auch die am Schlüsse des letzten Jahrganges in Aussicht genommene Biographie des seligen Kanonikus Augustin Reichberger konnte heuer noch nicht geliefert werden und bleibt daher gleichfalls dem künftigen Jahrgange vorbehalten.

Endlich erinnert sie noch an das frühe Hinscheiden eines der Mitarbeiter dieser Zeitschrift, des Professors Dr. Franz Waldeck, dem bereits im ersten Heft dieses Jahrganges ein kurzer Nachruf gewidmet wurde, und sagt dem Herrn Professor Dr. Gasselsberger bei Gelegenheit seines Austrittes aus dem Kreise der Herausgeber der Quartalschrift für seine bisherige Mitwirkung den schuldigsten Dank.

D. R.



